HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

W. BAUER

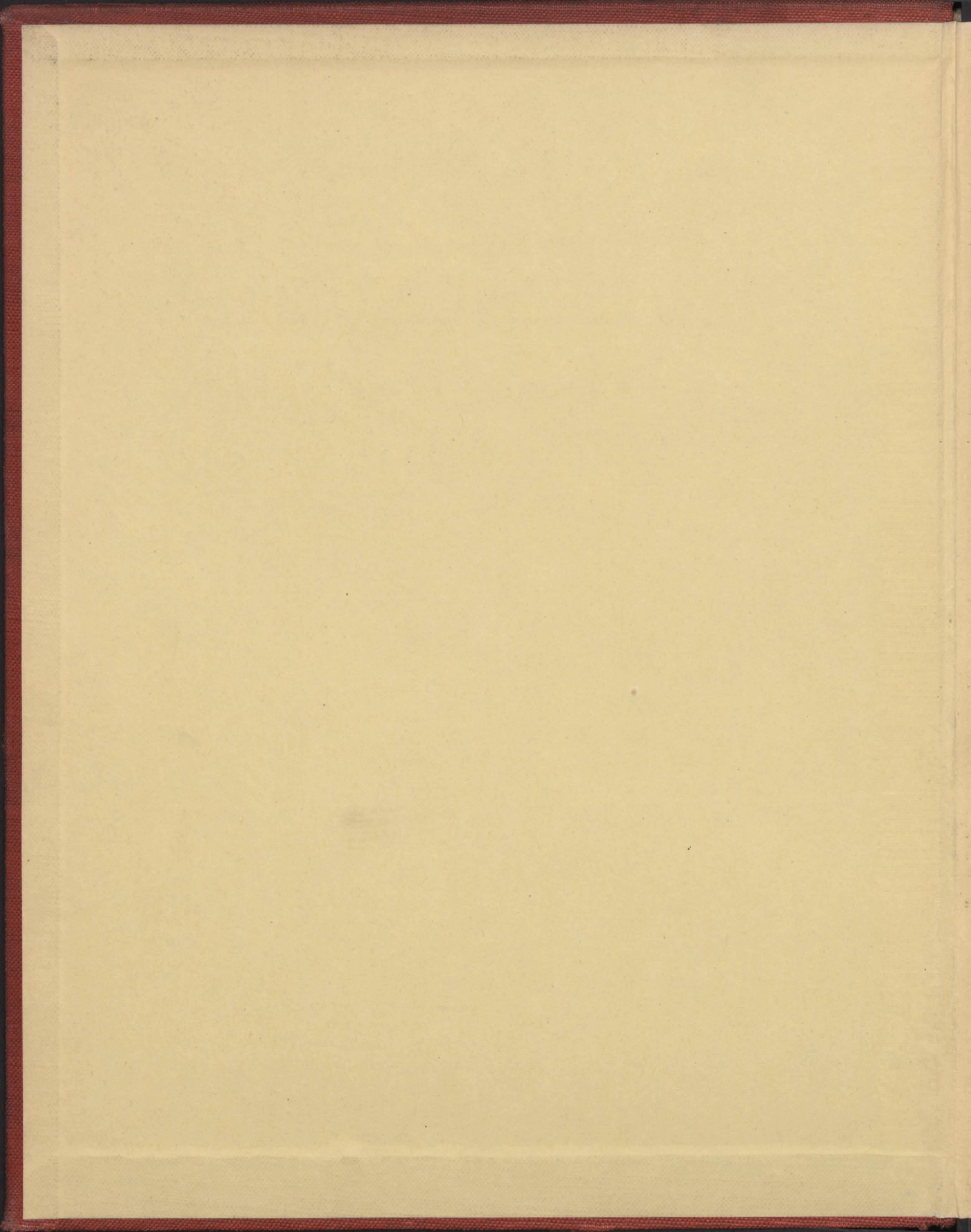
DEUTSCHE KULTUR VON 1830 BIS 1870

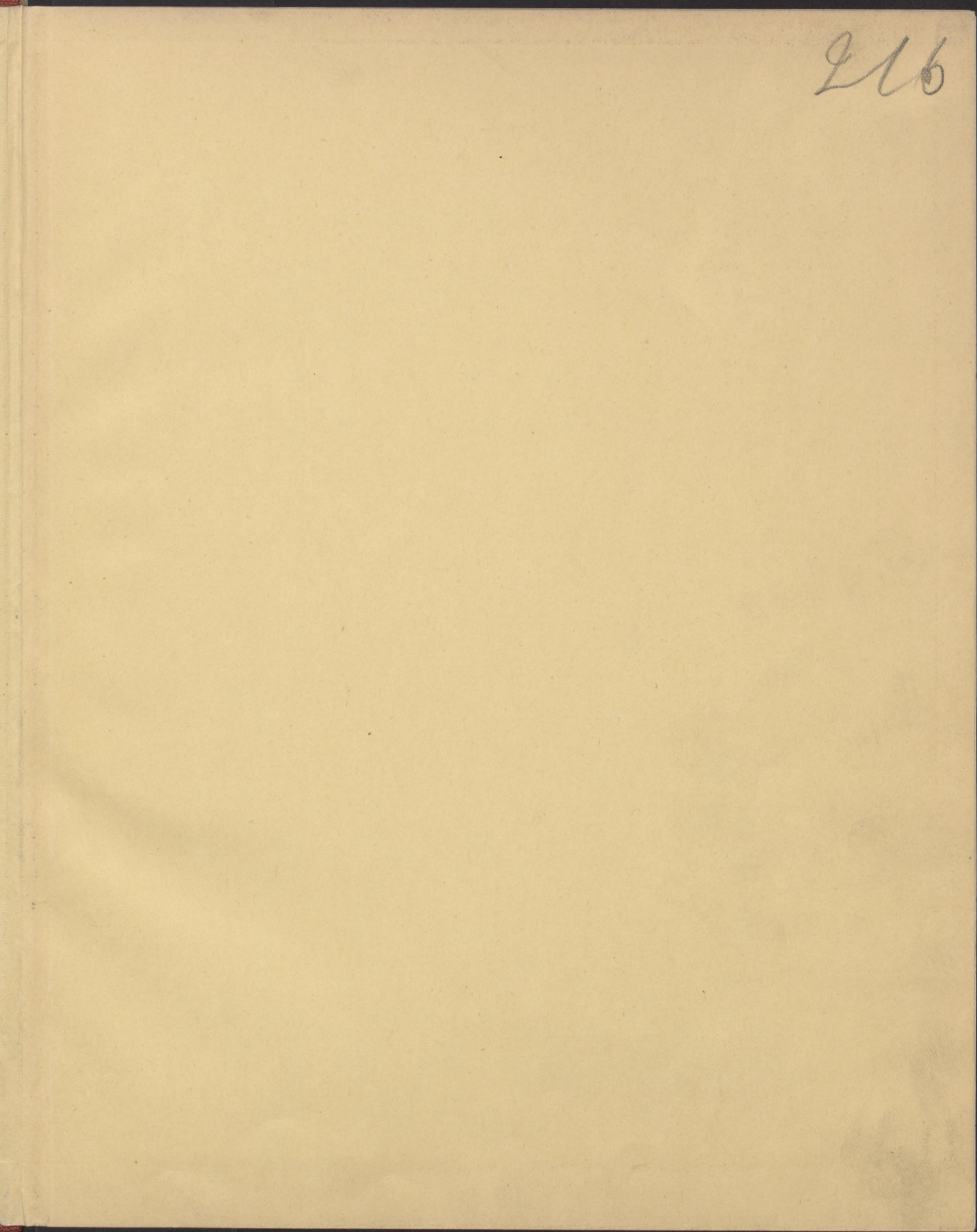


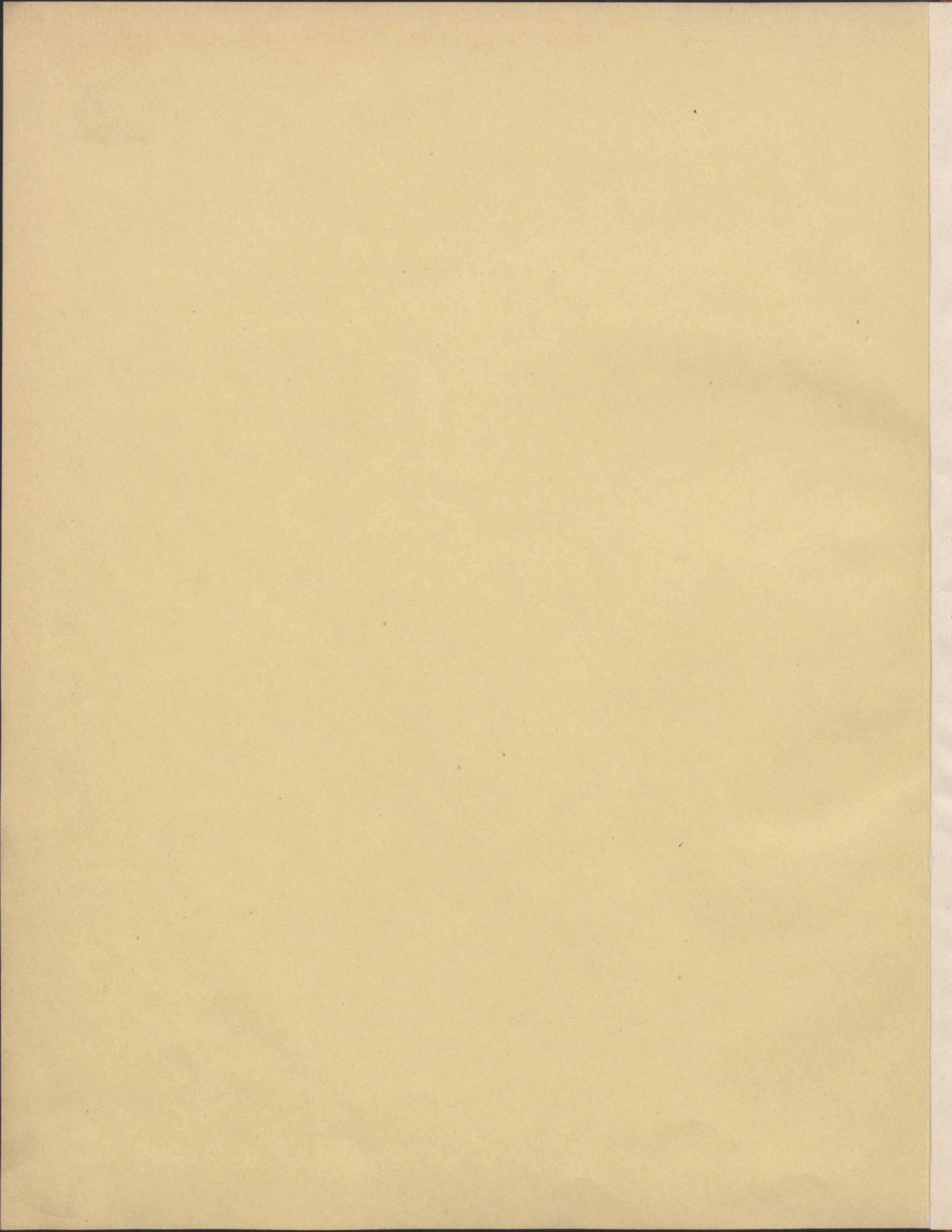
HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

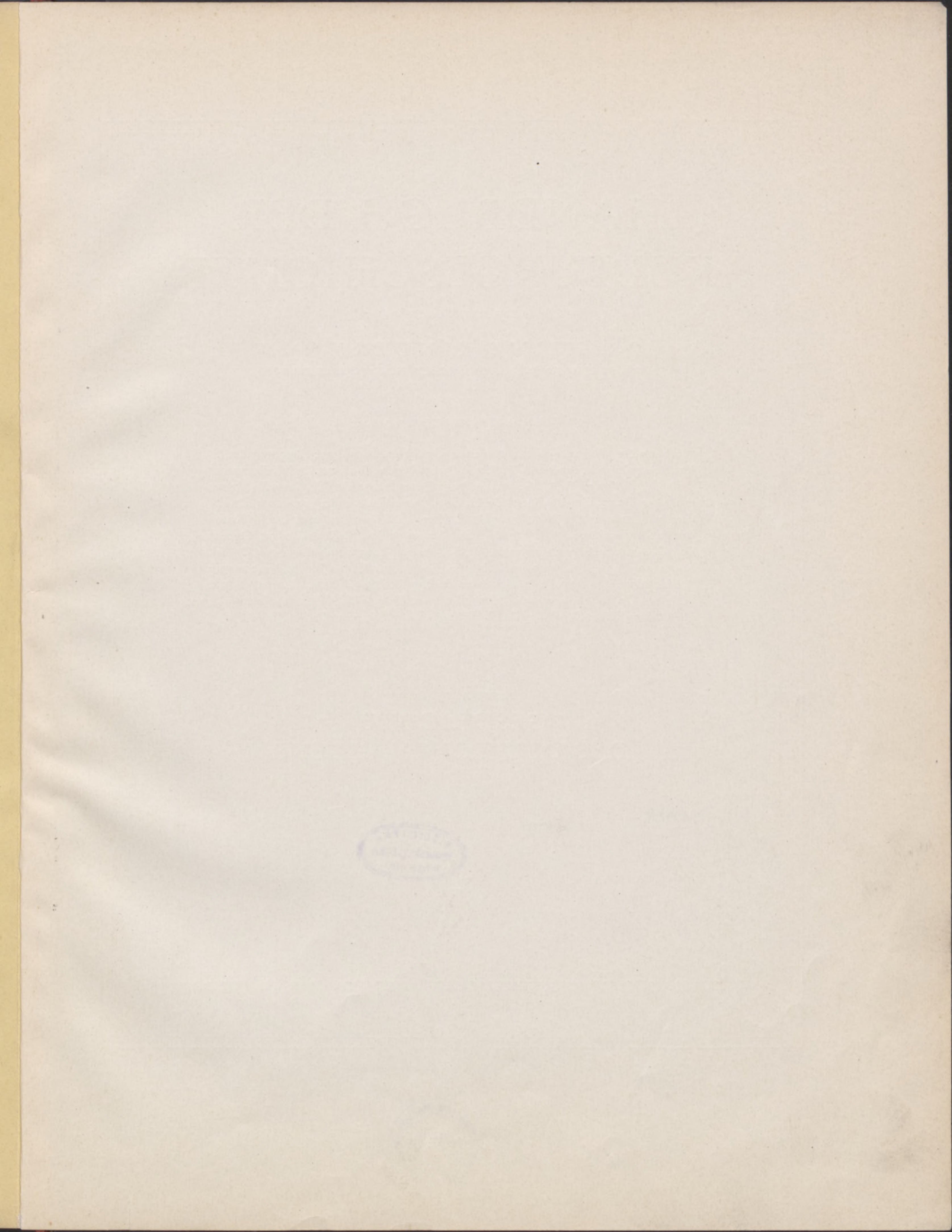
VON 1830 BIS 1870

DAS [illegible]









HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HEINZ KINDERMANN

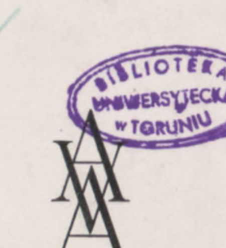
PROFESSOR AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE DANZIG

UNTER MITWIRKUNG VON

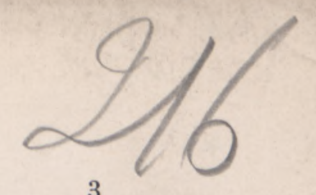
Professor Dr. W. Bauer-Wien; Professor Dr. H. de Boor-Bern; Proressor Dr. E. Ermatinger-Zürich; Professor Dr. J. von Farkas-Berlin; Professor Dr. W. Flemming-Rostock; Professor Dr. G. Gesemann-Prag; Privatdozent Dr. W. Giese-Hamburg; Professor Dr. H. Gmelin-Kiel; Dr. H. Grellmann-Greifswald; Professor Dr. H. Gumbel-Frankfurt a. M.; Professor Dr. E. Howald-Zürich; Professor Dr. W. Kirfel-Bonn; Staatsarchivar Dr. P. Kletler-Wien; Professor Dr. F. Koch-Berlin; Dozent Dr. O. Kressler-Bonn; Professor Dr. W. Mulertt-Innsbruck; Professor Dr. H. Naumann-Bonn; Professor Dr. G. Neckel-Göttingen; Kustos Dr. H. Nevermann-Berlin; Professor Dr. H. H. Schaeder-Berlin; Professor Dr. E. Schmitt-Bonn; Professor Dr. F. Schönemann-Berlin; Professor Dr. F. Wild-Wien; Professor Dr. M. Winkler-Wien; Professor Dr. R. Wittram-Riga; Professor Dr. W. Wolf-Leipzig

ERSTE ABTEILUNG

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN LEBENS



AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H., POTSDAM



in ihren Ausstrahlungen tief hinein in das gesellschaftliche Gefüge, wie umgekehrt das Soziale in wachsendem Maße auf die Führung der staatlichen Angelegenheiten Einfluß nimmt. Daß sich die „soziale Frage" als solche loslöst und als etwas Besonderes in die Erscheinung tritt, konnte nur als ein Zeichen dafür genommen werden, daß in dem Verhältnis der einzelnen Menschen zueinander und in dem Verhältnisse der einzelnen zur Gruppe Veränderungen eintraten, die das innere Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Schichten störten. In einer gesunden Gesellschaft ist die Staffelung der Stände etwas Natürliches und Selbstverständliches, stellt alles eher denn ein „Problem" dar.



2. Fürst Metternich. Gemälde von Lawrence.

Dieser Mangel an Ausgeglichenheit macht es begreiflich, daß das „Antlitz" der vierzig Jahre, die hier behandelt werden sollen, viel mehr an eine grimassierende Fratze erinnern als an die edlen Züge eines in sich abgeklärten Charakterkopfes. Ihr Schicksal war es, daß das Europa jener Tage keinen Mann von überragenden Maßen hervorgebracht hatte. Nicht Deutschland, nicht die übrigen Länder. Wohl gab es der Männer übergenug, doch es gab keinen Mann, nicht den Mann. Darum bemerkt man wohl allenthalben geschäftiges, lautes Tun, aber keine befreiende Tat. Vergeblich hält man Ausschau nach einer Persönlichkeit, die aus dem gegebenen Stoff von Menschen und Gedanken ein sinnvolles Ganzes hätte zu formen verstanden. Den letzten großen Gestalter geschichtlichen Geschehens, Bonaparte, hatte man mit Hilfe der Nation noch zu stürzen vermocht. Aber was dann —? Da zeigte es sich, daß keiner der Fürsten und Minister, die an seinem Sturze mitgewirkt hatten, die Maße aufwies, den verwaisten Platz auszufüllen. Der Staatsmann aber, der damals ein Menschenalter hindurch das Steuerruder Europas in Händen hielt, Metternich, war aus der Schule der Aufklärung hervorgegangen und hatte zeitlebens diese geistige Herkunft nicht verleugnet. So stand er den von ihm bekämpften Liberalen näher als seinen Bundesgenossen aus dem Lager der Romantik. Ein geistreich spöttelnder Zweifler, der Französisch lebendiger handhabte als die deutsche Sprache, regierte er von der Staatskanzlei in Wien halb Europa, grub seine „Prinzipien" als ewige, unumstößliche Wahrheiten in die ehernen Tafeln seines Systems, sah Gott, Welt, Menschen und Volkstum stets nur durch das Prisma der Verstandeshaftigkeit und konnte ein richtiges Verhältnis bloß zu dem gewinnen, was sich messen, errechnen, in toten Formeln einfangen ließ, hatte zu den Naturwissenschaften engere Beziehungen als zur Geschichte. Gewiß war Metternich der Gedanke an die Souveränität des Volkes ein Greuel, sein Denken gehörte eben der Aufklärung vor Rousseau an, es bildete den Ausdruck eines gewissen Herrentums, das die geforderte „Freiheit" als Vorrecht eines kleinen Kreises behandelte, das man im Verkehr mit ein paar anderen bevorzugten Menschen genießerisch pflegt und betreut. Diese Neigung steht aber mit gewissen Strömungen innerhalb der Liberalen nicht im Widerspruch.

An der inneren Zwiespältigkeit und an dem Negativen seines Denkens und Tuns zerbarst schließlich Metternichs Werk. Nicht daß er gewaltsam von der Bühne öffentlichen Wirkens weggestoßen wurde, gibt für diese Beobachtung den Ausschlag, entscheidend bleibt, daß mit dem Abtreten seines Urhebers das „System" in nichts zerfloß, daß kein Hauch davon weiterlebt. Was übrigblieb, erschöpfte sich in der Anwendung von absolutistischen Polizeimethoden. Die Theorien des Staatskanzlers trugen schon bei ihrer Geburt die Merkmale der Greisenhaftigkeit an sich. Sie konnten sich an zukunftsträchtigem Gehalte nicht mit den Auffassungen eines Freiherrn vom Stein oder Josef Görres oder eines Adam Müller messen. Das Wort Steins: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland", übersprang gleichsam vier Generationen deutscher Menschen. Wenn aber Görres das „Freigeben der lebendigen Kräfte der Gesamtheit" als Forderung aussprach und sich den Kopf zerbrach, wie die von ihm erträumte Ständeversammlung sich immerfort erneuere und ergänze, „damit sie jedesmal erfrischt und neubelebt wie das Geschlecht durch die Folge der Geburten zu aller Zeit die Blüte des Volks in sich beschließe", so senkte sich sein Blick viel tiefer in die Seele der Nation, als dies dem Staatskanzler gelang. Für den Augenblick blieb freilich Metternich der Sieger. In Wahrheit stärkte er durch seine Regierungsweise die Richtung, die er ausging zu vernichten. Im Innersten Aufklärer wie die Liberalen, konnte er die Axt nicht an die Wurzel legen, traf den Gegner nur stets an der Außenseite und trieb durch die kleinen Verletzungen, die er ihm beibrachte, den Saft erst recht in die letzten Verästelungen.

Immer wieder machte es sich geltend, daß nach der geglückten Abwehr napoleonischer Zwangsherrschaft die Stunde schlug, die über das Schicksal des folgenden Jahrhunderts entschied, die darüber entschied, ob die christlich-germanischen Völker des Festlandes eine eigene Form für ihre staatlichen Einrichtungen finden sollten, oder ob es ihnen bestimmt würde, sich vor dem fremden, vor dem französischen Vorbilde zu beugen. Alles hing davon ab, ob sich ein großer, willensmächtiger Gestalter fände, der aus dem Gedankengute der Romantiker das Lebensvolle herausgehoben und in das Reich der Wirklichkeit versetzt hätte. Er fand sich nicht. Mit Polizeimaßregeln läßt sich aber eine erschütterte Welt nicht aufbauen. Aus dem widerwärtigen Druck erstand nur Gegendruck, aus der Geistlosigkeit, mit der sich die Macht durchsetzte, wuchs der zurückgestaute Intellekt zu größenwahnsinniger Selbstüberschätzung empor. Der Riß zwischen den Trägern der Gewalt und den Machtlosen klaffte immer bedrohlicher auf. Männer, die ihrer ganzen Anlage nach und die um ihrer Verdienste willen dazu geboren schienen, am Wiederauferstehungswerk der Nation mitzubauen, wurden zur Seite geschoben, viele von ihnen in den Kerker geworfen. Die regierenden Herren waren mißtrauisch. Alles Schöpferische blieb den Regierungen verdächtig, alles Heroische schien ihnen gefährlich. Man ließ Persönlichkeiten nicht aufkommen und ahnte nicht, daß man dadurch dem Unpersönlichen die Pforten öffnete, dem Unpersönlichen, das noch viel schwerer zu fassen war als die einzelnen, die für ihre Ideen einstanden. Auf unsichtbaren Wegen strömten die anonymen Bewegungen und Richtungen herein. Was nützte alle Wachsamkeit der Polizei? Ihre Waffen blieben diesem Einbruche gegenüber stumpf und wirkungslos, zumal die Infektionsquelle außerhalb Deutschlands, aber nahe genug seiner Grenze in Frankreich lag. Görres, der die Gastfreundschaft eben dieses Frankreich in Anspruch nehmen mußte, Ernst Moritz Arndt, der gemaßregelt wurde, Jahn, der in Festungshaft geschickt, Freiherr vom Stein, der zu politischer Untätigkeit verurteilt wurde — jeder von ihnen legte dafür Zeugnis ab, wie hier eine ganze Generation verurteilt wurde, dafür Buße zu tun, daß sie einst ihr Bestes, ihr Blut und ihre Begeisterung für ihr Volk hingegeben hatte. Sie mußte zusehen, wie die Früchte ihres Opfermutes und Geistes von Fürsten und Obrigkeiten und willfährigen Beamten in die Scheunen gebracht und gegen sie selbst verwendet wurden.

Je ängstlicher die Regierungen bemüht waren, ihre Untertanen von sich fernzuhalten, desto mehr wurde das Tun und Denken der Menschen durch ihr Verhältnis zum Staatlichen bestimmt. Dies auch auf Gebieten, die sonst mit Politik nur geringe oder keine Berührungs-

punkte aufwiesen. Dies ist aber nicht so aufzufassen, als ob es sich hierbei um den konkreten Staat in erster Linie gehandelt hätte. Ohne Zweifel empfand man in Deutschland das Übel des Kleinstaates als etwas Drückendes und Verderbliches.

W. H. Riehl, der feinsinnige Menschen- und Volksbeobachter jener Zeit, deutet mit Recht auf den Unterschied zwischen der vornapoleonischen Kleinstaaterei, die mit noch kleineren Herrschaftsgebieten rechnete als der Deutsche Bund, und jener, die der Wiener Kongreß besiegelte. „Die Unnatur der Kleinstaaterei im großen und ganzen empfand man durchaus nicht in dem Maße wie gegenwärtig," schreibt Riehl vom 18. Jahrhundert, „die kleinen Staaten bescheideten sich in ihren Ansprüchen. Man verlangte nicht, daß sich die Bürger jeder Reichsgrafschaft als selbständiges reichsgräfliches Volk fühlen sollten, daß sie durchdrungen sein sollten von einem aparten reichsgräflichen Nationalbewußtsein. An die Forderung einer solchen idealen Loyalität dachte kein Mensch. Jetzt denkt man daran auch in dem kleinsten deutschen Ländchen. Man fingiert in höheren und höchsten Kreisen ein „Volk" (wohl gar einen „Stamm") der Waldecker, Sachsen-Coburger, Hessen-Homburger, Reuß-Schleizer usw., da doch solche Völker und Stämme gar nie existierten."

Das gleiche Bild wie auf anderen Gebieten: Zerrissenheit, Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Man flüchtet darum zu Zukunftsgebilden, zu einem Staate, der ersehnt, erhofft, leidenschaftlich verlangt, herrisch gefordert wird. Nicht der wirkliche Staat steht somit im Mittelpunkte deutschen Denkens, sondern etwas Unwirkliches. Ist es da ein Wunder, daß bei der Allgemeinheit, Tiefe und Stärke dieses Verlangens das Ganze der Geistigkeit jener Zeit den Stempel mangelnder Wirklichkeit trägt? Kam noch dazu, daß in einem Augenblicke, da jene Wunschbilder so etwas wie greifbare Gestalt annahmen und man nach dieser Greifbarkeit haschte, daß sie im Jahre 1848 den wirklichkeitsfremden Händen dieser wirklichkeitsarmen Generation entglitten. Dieses Geschlecht stand eben im Schattenkegel zweier geschichtlicher Erlebnisse, die zugleich zwei große Enttäuschungen waren.

Von den Männern, die im Wirbel der Märzrevolution eben die Mittagshöhe ihres Lebens überschritten, waren nicht wenige einst freiwillig den Fahnen Lützows gefolgt. Ihre Jugend hatte gewissermaßen ebenfalls im Zeichen eines gewaltsamen Umsturzes gestanden, eines Umsturzes von oben her. Jedenfalls duldeten die Regierungen, ja förderten die Anwendung von Mitteln, die der französischen Revolution abgelauscht waren, Metternich blickte nicht ohne Grund mißtrauisch auf die preußischen Reformer als auf ein „Jakobinernest". Und nun nach einem Menschenalter lassen sich die Kämpfer, die einst unter den Fahnen Blüchers und Schwarzenbergs kämpften, nochmals von Worten einfangen, die so ähnlich klingen wie jene, die ihnen als Zwanzigjährigen lockend in die Ohren tönten. Und wieder blieb es bei den Worten. Keine große Tat, keine Wirklichkeit springt aus ihnen hervor. Und weiter bleibt es beim bloßen Wünschen und Hoffen. Und weiter bewegt sich alles Denken und Hoffen um etwas, das nicht existiert.

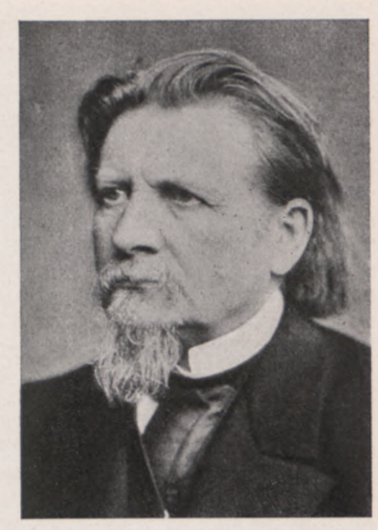
In den deutschen Staaten behielt nach der Heimkunft der Befreiungskrieger die Obrigkeit ziemlich uneingeschränkt die Herrschaft in Händen. Das nicht sehr stark entwickelte politische Wollen der Deutschen ließ sich immer wieder zugunsten der Regierungen umbiegen. Gewiß hat es manchem Fürsten und manchem Minister als Ideal vorgeschwebt, das Verhältnis zu den Untertanen auf den Stand von etwa 1792 zurückzuschrauben. Gewiß hatte man auch nach dieser Richtung Versuche unternommen. Aber abgesehen von der Unmöglichkeit, Vergangenes schlechthin wieder aufleben zu lassen, hatten vor allem die Fürsten selbst in der Zwischenzeit zu entscheidenden Änderungen die Hand geboten, hatten durch Aufsaugung fremder Territorien, die sie ihren Landgebieten einverleibten, jahrhundertealte geschichtliche Rechte verletzt und mißachtet.

Und das geheiligte Herkommen? Vor dem korsischen Eroberer und damit vor der Illegali-

tät hatten sich gekrönte Häupter aus ältesten Herrscherhäusern demütig gebeugt, hatten Mesallianzen geschlossen und herbeigeführt, hatten einen Advokatensohn, der sich vom Unteroffizier zum Marschall emporgearbeitet hatte, in den Kreis der europäischen Könige aufgenommen, hatten mit ihren deutschen Untertanen dem fremden Emporkömmling Gefolgschaft geleistet und hatten dessen Rechtseinrichtungen, die doch aus der Revolution heraus geboren waren, anerkannt. Sie hatten überdies dadurch, daß sie ihre Truppen unter das Kommando Napoleons stellten, Menschen und Ideen miteinander vermischen lassen und ihre eigenen Leute der revolutionären Ansteckung ausgesetzt. Viele von ihnen hatten sich außerdem durch unwürdiges Benehmen, durch eigensüchtige Kleinlichkeit, durch Verletzung angestammter Rechte um Ansehen und Würde gebracht. Nach der Niederwerfung der Fremdherrschaft pochten sie plötzlich wieder auf Legitimität, Tradition und Rechtskontinuität. Jetzt taten sie, als ob zwischen Lunéville und dem Pariser Frieden die Welt die gleiche geblieben wäre, als ob sie selber noch die gleichen wären wie vordem. Als ob nicht jede Verletzung von Rechtsgrundsätzen über das Verhältnis der Rechtspartner hinaus Umwälzungen nach sich zöge. Das offenbarte sich fürs erste in der moralischen Wehrlosigkeit, mit der viele, die noch vor kurzem für die Ideale des eigenen Volkstums eingetreten waren, nun dem Einbruche artfremden Gedankengutes gegenüberstanden, das offenbarte sich in der Bereitschaft, über das blutmäßig überkommene Wesen des eigenen Denkens und Handelns mit ironischer Gebärde hinwegzugehen, sich selbst und alles, was einem bis nun heilig war, zu karikieren, und über Karikaturen zu lachen, die Fremde über uns verfertigten. Verhaltener Grimm und Scham über die erlittene Schmach gärten wie ein heimliches Gift in den Adern dieses enttäuschten Geschlechtes und trieben es bis an den Rand der Selbstverachtung. Die Obrigkeiten hatten freilich vorerst das Gegenteil ihrer Absichten erreicht. Man konnte zwar die tätige Teilnahme des Volkes an der Politik verbieten, man konnte aber nicht hindern, daß dadurch fast das ganze Schrifttum der Deutschen politisiert wurde.

Je nach Bewußtheit, je nach Temperament verschieden, bekommt fürderhin alles Tun und Denken etwas Verzerrtes, Krampfhaftes, Gesuchtes, Gekünsteltes. Man strebt darnach, das Loch, das durch den Mangel national befriedigender Staatlichkeit eine unheimliche Leere zurückließ, mit schneidender Ironie, mit haßerfülltem Pathos oder weltschmerzlicher Resignation zu verstopfen. Man redet sich in eine wahre Wut wider alle Werte, die eben noch in hohem Ansehen standen. Den in sich beruhigten Klassikern, bei denen Form und Inhalt sich in edlem Ebenmaß ausglichen, gehört ebenso der Spott wie den verzückten Gefühlsausbrüchen derer, die nach der blauen Blume die Arme ausstreckten. Es lag eben im Wesen dieser an innerer Unbefriedigtheit krankenden Geschlechter das kalte, frostige Lachen, jenes böse Lachen der Unerlöstheit und Trostlosigkeit. Man konnte sich an Respektswidrigkeit gegen alle Tradition gar nicht genugtun. Bis zum Manifest wider jegliche Herrschaft, bis zur Loslösung aus der Gesellschaft überhaupt, bis zur Selbstherrlichkeit des einzelnen, bis zum Gebote, sich restlos auszuleben, gehen die Regungen. Vom aufklärerischen Liberalismus zum Sozialismus und daneben zum Anarchismus reicht die Willenswelt jener Tage. Daß in dieser geistigen Umgebung die geoffenbarten Religionen auf Widerspruch stoßen, braucht kaum erst betont zu werden. Trotzdem kommen auch die Rebellen wider die Religion von ihr nicht los. „Religion ist Verzweiflung am Weltzweck", behauptet Karl Gutzkow in seiner „Wally, die Zweiflerin", einem Roman, der im selben Jahre (1835) erschien wie das „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß. Und da diese Verzweiflung die Gemüter vieler schmerzlich zerriß, wurden gerade die Zweifler mehr als andere zur Religion hingedrängt. Es wiederholt sich da das gleiche wie in

bezug auf die Politik. Man findet Ansichten über Gott und die Welt, Auseinandersetzungen mit dem Christentum an Stellen, wo man sie nie vermuten würde, wo sie logisch-sachlich gar nicht hingehören, aber aus der geängstigten, übervollen Seele drängt sich solches Fragen und Suchen gewaltsam hervor. Weltuntergangsstimmungen werden laut, Weltuntergangsstimmungen in des Wortes wahrster Bedeutung.



3. Karl Gutzkow. Photographie.

Abseits freilich von der breiten Öffentlichkeit, aber deshalb vielleicht desto kennzeichnender, beschäftigte sich der Marburger Rechtslehrer Karl Friedrich Vollgraff mit Gedanken, die nichts weniger als den Tod der Nationen betrafen. Krankhafter Luxus, Schwinden des religiösen Glaubens, das Aufgehen der Philosophie in bloßer Kritik — das alles erscheint ihm als Mene Tekel. Schon naht sich nach seiner Überzeugung das Ende auch den germanischen Völkern. Noch nimmt er die Anglosachsen aus. Sonst dehnt sich vor seinem geistigen Auge ein Ruinenfeld aus . . . Man erkennt bereits aus diesen Andeutungen, daß es sich hier um eine Vorwegnahme der Gedanken handelt, die ungleich eindrucksvoller Oswald Spengler in unseren Tagen in die Welt hinausschrie. Der einsame Vollgraff, der seine Kassandrarufe einem dreibändigen Werke mit einem umständlichen, unmöglichen Titel anvertraute („Erster Versuch einer Begründung . . . der allgemeinen Ethnologie durch die Anthropologie" 1851—1855), blieb wohl ohne die große Außenwirkung, die seinem künstlerisch wesentlich begabteren geistigen Nachfahren beschieden blieb, wer aber in derartigen Erscheinungen nicht etwas bloß Zufälliges zu erblicken geneigt ist, der wird das Symptomatische solcher Gedankenführung nicht verkennen.

Aus diesem Grunde wird man trotz allem Sonderlinghaften, das in Arthur Schopenhauer lebte, die Flucht ins Nichts, wird man seine Verdammungsurteile, die er wider Welt und Leben schleudert, nicht loslösen können von allgemeinen Strömungen jener Zeit. Seine „Welt als Wille und Vorstellung" war allerdings bereits knapp nach den Befreiungskriegen (1818) erschienen und er selbst alles eher denn politisch oder auch national interessiert. Aber vielleicht gerade deshalb, weil die Verbindungsfäden, die diesen Denker mit der ihn umgebenden staatlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit verknüpfen, nur dünn und schwach sind, eben deshalb mag er und sein Wirken als Beweis dafür gelten, daß das Zerwürfnis der damaligen Menschen mit sich selbst die geistig regsameren Naturen mit elementarer Gewalt erfaßt hatte. Wie es nicht schwer fällt, Schopenhauers Lebensweisheit logisch zu zerpflücken, ihm das Widerspruchsvolle seines Willensbegriffes nachzuweisen, ihm Verrat an der von ihm selbst gelehrten Weltverachtung vorzuwerfen, so paßt er just mit seinen inneren Zwiespalten besser als ein anderer in die Zeit, in der er lebte, von der er sich ängstlich zurückzog, ohne sich von ihr losreißen zu können. Eine drängende, würgende Weltangst lastet auf ihm, wie sie den Apokalyptiker Vollgraff zu erdrücken drohte, wie sie den klaren Blick von Tausenden trübte, die nicht so fein organisiert waren wie jene Denker. Ein großer Künstler wie Ludwig Richter, der sich in seiner kindlichen Naivität des rechten Weges wohl bewußt blieb und wie in seinen Zeichnungen so auch in seinem Denken stets dem Volke nah zu sein wußte, antwortete auf die Frage Optimismus oder Pessimismus?: „Jedes Ding hat zwei Seiten, sagt man. Der eine sieht mehr die freundliche, lichte Seite, der andere die Schattenseite. Wer hat recht? Gewiß die Bibel: Die Dinge waren ursprünglich gut und sind verdorben, mehr oder weniger häßlich und schlecht geworden. Liebe löst das Rätsel. Die Liebe kann ja lieben, was auch gar nicht sehr schön ist, sie liebt in Geduld auch das Mangelhafte; sie liebt mit Erbarmen das, was selbst verloren und verdorben." Aber sogar der urgesunde Ludwig Richter bekommt das Brüchige

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maaße als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestühmes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie **im Schritt** und mit **eingesteckter Waffe** gesäubert werden und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne, durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseeligen Irrthum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barricaden die noch stehen hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedens-Seegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königinn und wahrhaft treue Mutter und Freundinn, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

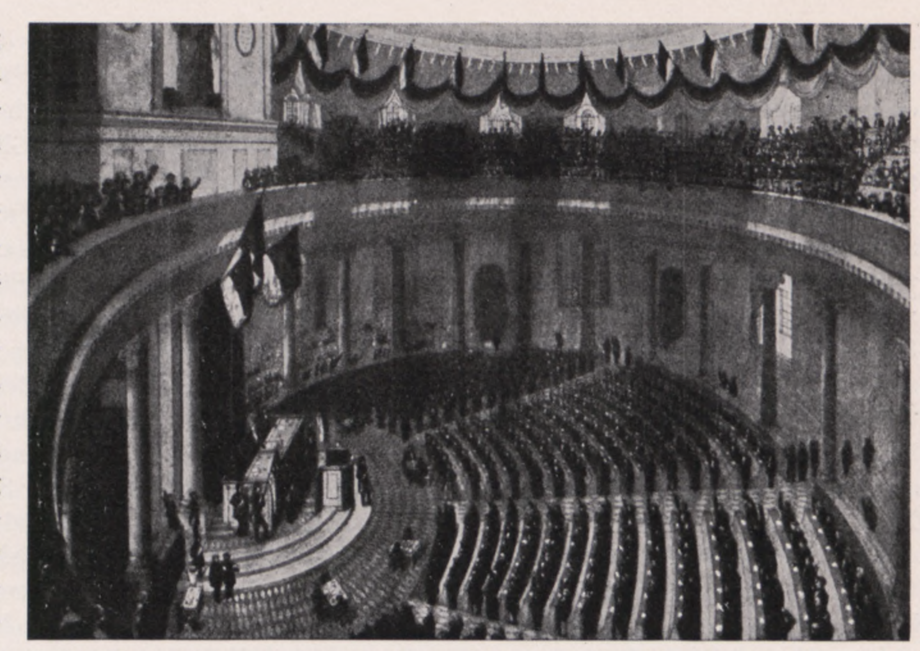
Gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

4. Aufruf Friedrich Wilhelms IV. von Preußen nach den Ereignissen des 18. März 1848.

seiner Gegenwart zu spüren. Er schreibt zum April 1850: ,,Die Subjektivität ist die allgemeine Krankheit unserer Zeit und macht uns selbst krank. Jeder will seine Zeit bestimmen nach seiner mehr oder minder defekten Taschenuhr, weil er die Sonne leugnet. Wir haben nur Meinungen und Ansichten, aber keine positive normgebende Wahrheit, die sich freilich nicht nach den verkehrten und kleinen Fündlein unserer Vernünfteleien, nach der immer wechselnden Mode richtet, sondern die ihren Gang jedenfalls selbständig fortgeht. Ich gebe mir immer mehr Mühe, meine falsche Zwiebeluhr nach der Sonne zu richten, die wir einmal besitzen und für die wir auch noch keine bessere selbst erfunden haben.“ Und an derselben Stelle bemerkt er: ,,Ich muß bekennen, daß ich jetzt ein ganz grausamer Wüterich gegen die Hauptkrankheit unserer Zeit, die Unnatur, geworden bin.“ Ja, das Wort von der ,,Krankheit der Zeit“ ist eines der Schlagwörter, das man damals mit Vorliebe in den Mund nahm. Es kann nicht wundernehmen, wenn jüdische Schriftsteller mit der Hellsichtigkeit ihrer Rasse und der seelischen Distanz, die sie von den Deutschen trennt, auf diese Bruchstellen im Wesen jener Generation ganz besonders aufmerksam wurden. Aber auch Theodor Mundt läßt seinen Helden in ,,Moderne Lebenswirren“ (1834) sagen: ,,Ich spüre eine Krankheit in mir, die ich noch in keiner Pathologie beschrieben gefunden. Ich habe den Zeitpolyp. Seit der Juli-Revolution 1830 hat er sich in meinem Herzen angeschwemmt.“ An anderem Orte wird dort in ähnlichem Sinne von ,,Zeitpips“ gesprochen.

Zum Symbol dieser schwankenden, in sich uneins gerichteten Welt paßte wie kaum ein anderer König Friedrich Wilhelm IV. auf dem Throne Preußens. Hatte die Starrheit Metternichs immerhin etwas Monumentales an sich, die auch dort, wo sie hemmte und zum Widerspruch reizte, den Zug ins Große nie verleugnet, so lockte das Flirrende und Glitzernde, das von einem Extrem ins andere fallende der Regierungsweise des Hohenzollers die Geister der Auflehnung erst recht aus ihren Schlupfwinkeln hervor, des Herrschers, der ebenso Alexander von Humboldt wie Friedrich Julius Stahl, den Vertreter einer freien Wissenschaft wie den Wortführer eines schmalspurigen Konvertitenluthertums in seine Nähe zog, der stets mit der

öffentlichen Meinung haderte und doch sein ganzes Tun darauf anlegte, sich im hellsten Rampenlichte der Öffentlichkeit zu zeigen, gesehen und bewundert zu werden. Auf dem Zickzackwege seiner von Stimmungen und plötzlichen Eingebungen geleiteten Entschlüsse empfing er heute Georg Herwegh und beteuerte dem Dichter des Liberalismus gegenüber, er liebe eine gesinnungsvolle Opposition, und ließ morgen den Poeten, als sich dieser oppositionell gebärdete, aus Preußen ausweisen.



5. Die Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Lithographie.

Die Märzereignisse des Jahres 1848 vervollständigen dieses Bild. Sie trafen einen Monarchen, der an Tatsachenfremdheit noch die Revolutionäre jener Tage übertraf. Der Aufruf „An meine lieben Berliner" und der ebenso malerische wie groteske Umritt durch seine Residenz haben an Lächerlichkeit womöglich die Tiraden der Volksredner und liberalen Doktrinäre in Schatten gestellt. Aber die Ereignisse in München, Wien, Berlin besitzen trotz dem Widerspruche, der zwischen hochgeschraubten Forderungen und der Kleinbürgerlichkeit alles Tuns aufklafft, in gleichem Maße wie die Redeflut des Frankfurter Parlamentes ihre geschichtliche und auch ihre politische Bedeutung. Sie besteht vor allem in der Besiegelung einer Tatsache, die von nun an nicht mehr übersehen und geleugnet werden konnte. Die Bedeutung des Bürgertums. Diese in den napoleonischen Kriegen verarmte und ausgeblutete Schicht unseres Volkes, die sich ein Gutteil der Verdienste um die Abschüttelung des fremden Joches beimessen durfte, dann aber gezwungen war, die Leitung der öffentlichen Geschäfte den privilegierten Ständen zurückzugeben, hatte sich in dem Menschenalter, das seit den Befreiungskriegen lag, wirtschaftlich allmählich erholt. Die Gesichtspunkte reiner Kabinettspolitik, ja auch die Politik bloßer Ideologie hatten gegenüber den Geboten der Wirtschaft den kürzeren gezogen, als sich 1833 und 1836 fünfundzwanzig Millionen Deutsche unter Preußens Führung zur Zolleinigung zusammentaten. Solcher Zusammenschluß entsprang in letzter Linie bürgerlichem Denken. Dieses Denken hatte vorerst freilich nicht jene Form gefunden, die seinen Trägern auch sonst im Staatlichen Einfluß sicherte, war es doch noch zu sehr von mancherlei Unwirklichkeiten überwuchert, zu sehr auf Protest und Abwehr eingestellt. Das machte sich ja auch in der Paulskirche in schädlicher Weise geltend. Nicht das im Realen lebende Bürgertum, sondern die Intelligenz hatte dort die Führung an sich gerissen. Aber das Sausen der Maschinen, das Prusten der Dampflokomotiven klang bereits mit all seiner Nüchternheit, aber auch

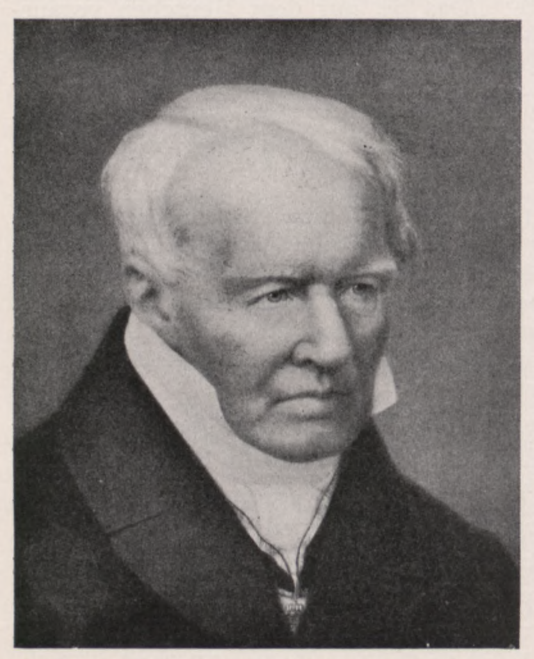
mit seiner Eindringlichkeit in die trotz aller revolutionären Begleitmusik doch traumbefangene spielerische Welt des Biedermeier. Noch klang das Hämmern und Fauchen dieser modernen Ungetüme vorzüglich aus der Ferne, aus England und Frankreich herüber, doch schon machten sie sich da und dort auch auf deutschem Boden bemerkbar. Glaubte wohl mancher gute Deutsche, diese alle Romantik ertötenden, Lärm und Ruß erzeugenden Ungeheuer dauernd von sich abhalten zu können, um in der alten Abgeschlossenheit weiterdösen zu können, so zerriß das Jahr Achtundvierzig derlei Hoffnungen und Vorstellungen. Wenn auch nicht jedem unmittelbar solche Zusammenhänge klar geworden sein mögen, daß es mit der Zeit des gemütvollen Beieinanderseins vorüber war, das merkten doch so ziemlich alle. Die Vorgänge im Sturmjahr stellten vor allem die Kraft des Bürgertums zur Schau. Hat es ihm auch an Organisation gefehlt, war seine Schlagfertigkeit durch verfassungsrechtliche Ideologien gehemmt, so trat es doch zum erstenmal als handelnde politische Macht in die Erscheinung und fand Gelegenheit, für die Zukunft Erfahrungen zu sammeln. Bisher von allem Eingreifen in das Schicksal des Staates künstlich ferngehalten, machte es jetzt eine lehrreiche Schule durch. Seine Lage mag für den ersten Blick der des Jahres 1815 gleichen. Auch diesmal gelang es ihm nicht, durchzugreifen und Dauererfolge zu erringen, aber es stand nun auf einer sichereren materiellen Grundlage als vor dreißig Jahren. Dazu kam, daß der bürgerliche Liberalismus in den westlichen Ländern durch die Gestaltung der internationalen Verhältnisse in ganz anderer Beziehung den gleichen Bestrebungen in Deutschland Hilfe bringen konnte als nach den Befreiungskriegen. Inzwischen war doch vor allem Frankreich wieder im Sattel und damit für die deutschen Gesinnungsgenossen ein wichtiger Rückhalt. Nicht zu übersehen ist schließlich die Tatsache, daß der allerdings nur nach Monaten zählende Freiheitstraum dem Äußerungsdrange der sich politisch mündig fühlenden Gesellschaftskreise eine Gasse bahnte und ihnen den in den vergangenen Jahrzehnten aufgehäuften Haß und Unwillen wenigstens für kurze Zeit von der Seele wälzte. Das bedeutete doch eine gewisse Reinigung der Atmosphäre, denn gewannen auch die Regierungen wieder die Oberhand, so kehrten sie aus dem Kampfe mit ihren Untertanen nicht als dieselben zurück, die sie im Vormärz waren. Mochten sie im augenblicklichen Siegergefühl die Zügel zunächst noch stärker als vorher straffen, schließlich mußten sie doch der neuen Zeit Zugeständnisse machen. Sie trafen sich dabei mit dem Bürgertum auf halbem Wege, war ja dieses über das, was es in den Märzwochen erreicht hatte, mehr erschreckt denn erfreut, als ihm klar wurde, daß hinter ihm aus den Tiefen des gesellschaftlichen Aufbaues neue Schichten nachdrängten und ihr Recht an den Gütern des Lebens bisweilen in etwas unsanften und wenig gemütlichen Formen anzumelden begannen. Da dämmerte es doch in manchen Köpfen auf, daß sich die politische Fragestellung im Kampfe um Pressefreiheit und Konstitution nicht erschöpfe.

Solche Erfahrungen trugen das ihrige dazu bei, die auf verschiedenen Gebieten schon vorbereitete Wendung zur Wirklichkeit zu vollenden. Diese Wendung war, wie schon angedeutet wurde, längst auf dem Wege, sie offenbart sich deutlich in dem Wandel der damaligen Philosophie. Überhaupt läßt sich schwerlich ein Zeitalter ausfindig machen, in dem Geistesströmungen und Gesellschaftslage so sehr zusammenstimmen wie in diesem, das mit dem Tode Hegels (1831) anhebt und mit dem Ludwig Feuerbachs (1872) schließt. Man könnte diese Epoche mit einigem Rechte auch die der protestierenden Nachgeborenen nennen. Keiner von denen, die in ihr zu selbständigem Schaffen gekommen sind, konnte sich dem Einflusse jener weltumfassenden Geister entziehen, die der vorangehenden Geschlechterfolge Form und Farbe verliehen hatten: Goethe und Hegel. Sie alle nun, die fürderhin dichteten und dachten,

Kunstwerke schufen oder politische Pläne ausheckten, blieben nach der einen oder anderen Richtung diesen beiden ins Übermenschliche gesteigerten Gedankenriesen zinspflichtig. Begreiflich, daß gerade die Selbständigsten unter ihren Nachfahren solches Erbe bisweilen als Last empfanden und sich dawider in ohnmächtiger Empörung aufbäumten. Konnten sie sich auch dem weitgespannten Netz großartiger Denkgespinste nicht entwinden, so blieb es ihnen doch frei, das also Überkommene umzudeuten und nach ihrem Sinne zu wandeln.

Im geistigen Kraftfelde Hegelschen Denkens vollzog sich denn auch jene Wendung zur Wirklichkeit, von der wir oben sprachen. Bekanntlich fühlte sich auch Hegel als Realist, schloß doch nach ihm das Absolute Reales und Ideales als ununterscheidbare Nämlichkeit in sich, betrachtete er ja Logik unter dem Gesichtspunkte der Wirklichkeitslehre. Aber diese Gegensätze vermochte er und nur er zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen und zusammenzuhalten. Vielleicht starb er aber gerade zur rechten Zeit, um nicht den Zerfall seines kunstreichen Gedankenbaues selbst noch zu erleben. Wenn sich aus seinem geistigen Nachlaß Richtungen loslösten, die seinen Absichten kraß zuwiderliefen und sich trotzdem mit einigem Rechte auf ihn berufen durften, so ist diese Umformung nicht als reiner Denkvorgang zu werten, der sich gleichsam im luftleeren oder, wenn man will, im geschichtsleeren Raume abspielte. Er wurzelt vielmehr sehr stark auch in gesellschaftlichen Wandlungen und zeitgeschichtlichen Erlebnissen. Mit dem Protest gegen die Heilige Allianz ging jener gegen Hegel Hand in Hand. Handwebstuhl rückte allmählich in den Hintergrund, die Erfindung Jacquards begann ihren Siegeszug, der Handwerker wurde verdrängt und an seine Stelle trat vielerorts der industrielle Arbeiter.

Zu den Antrieben, die das Denken der Menschen aus den Höhen der Idee auf das Diesseits hinwiesen, gehörte schon vorher der Weg, den seit Ende des vorangehenden Jahrhunderts die Naturwissenschaften eingeschlagen hatten.



6. Alexander von Humboldt. Photographie.

Im allgemeinen sind es die Westländer, die mit ihrem größeren Kapitalreichtum und damit im Besitze der Mittel zu den kostspieligen Experimenten die Erkenntnis der Natur vom Banne der bloßen Spekulation erlösen. Namen wie Claude Louis Berthollet (1748—1822), Dominique François Arago (1786—1853), Gay-Lussac (1778—1850), Johann Jakob Berzelius (1779—1848), Michael Faraday (1791—1867) bezeichnen ebenso viele Meilensteine auf dem Siegeszuge mechanischer Erklärung physikalischer und chemischer Vorgänge. Dieses im Einzelforschungen aufgestapelte Wissen zu einem einheitlichen Gesamtgemälde zusammenzufassen und mit dem Ganzen damaliger Bildung in organischen Zusammenhang zu bringen, war das Werk Alexanders von Humboldt (1769—1859), das er in seinem „Kosmos", der zuerst 1845—1858 erschien, der Welt schenkte. Mit ihm ragt ein letztes Überbleibsel Goethescher Klassik in eine bereits ganz anders geartete Zeit herein. Schon der Titel des Buches bildet gewissermaßen ein Programm, das mit der seelischen Zerfahrenheit jener Generation nicht mehr völlig zusammenklingt. Wie dem aber auch sei, die Tatsache allein, daß hier ein Deutscher auftrat, der in beispielgebender Weise nicht bloß ein großartiges, einheitlich aufgebautes naturwissenschaftliches Weltbild entwarf, sondern ebenso als praktischer Forscher, vor allem als

Forschungsreisender die Tradition, die hier mit Johann Reinhold Forster (1729—1798) und dessen Sohn Johann Georg (1754—1794) beginnt, weiterführt und ausbaut, dies beweist, daß sich damals auch bei den Deutschen das Gewicht der Erdenschwere in zunehmendem Maße geltend macht. Der „Kosmos" war aus volkstümlichen Vorträgen erwachsen, die der Gelehrte unter großem Zulauf der Berliner in den Jahren 1827 und 1828 öffentlich gehalten hatte. Und gewiß war Fürst Metternich nicht der einzige Laie, dem das Erscheinen jedes neuen Bandes ein Fest beglückender Genüsse bedeutete.

Humboldt schlug in gewissem Sinne die Brücke von der Spekulation zur Mechanik. Ein Großteil der Zeitgenossen befand sich ja schon auf der Flucht vor Hegel.

Möglich, daß du uns lehrst, prophetisch, das göttliche Denken;
Aber das menschliche, Freund, richtest du wahrlich zu Grund,

schrieb mißmutig damals Grillparzer von dem berühmten Weltweisen, an dessen System ihm die Unverständlichkeit am besten gefiel: „Es ist so unverständlich als die Welt."

Noch war allerdings das Gedankennetz Hegels zu feinmaschig, als daß ihm die Zeitgenossen völlig zu entschlüpfen vermocht hätten, aber es war andererseits so weit ausgesteckt, daß darin auch einander entgegengesetzte Richtungen Platz und Heimstatt finden konnten. Man kann in dieser Hinsicht neben den „rechtgläubigen" konservativen Anhängern und Schülern des Meisters drei Strömungen sogenannter Junghegelianer unterscheiden, von denen die eine auf dem Gebiete der Religion, die andere auf dem der Politik und die letzte auf dem der Wirtschaft und des Gesellschaftsaufbaues aus den Quellen Hegelschen Geistes schöpfte, um wider die herrschenden Formen des Glaubens, der Regierung und der sozialen Gliederung Sturm zu laufen. Gingen die Wortführer dieser Bewegungen im einzelnen auch oft sehr verschiedene Wege, irgendwie und irgendwo hängt ihr Denken und Wirken doch zusammen.

Am weitesten entfernte sich wohl von seinem Lehrer der Philosoph Ludwig Feuerbach, Oheim des bekannten Malers Anselm Feuerbach, der in den Vorlesungen, die er im Jahre 1848 auf Wunsch der Studenten in Heidelberg vor diesen, vor Bürgern und Arbeitern über Religionsphilosophie gehalten hatte, programmatisch erklärte: „Das bei mir dem Menschen vorausgesetzte Wesen, das Wesen, welches die Ursache oder der Grund des Menschen ist, welchem er seine Entstehung verdankt, das ist und heißt bei mir nicht Gott, ein mystisches, unbestimmtes, vieldeutiges Wort, sondern: Natur, ein klares, sinnliches, unzweideutiges Wort und Wesen. Das Wesen aber, in dem die Natur ein persönliches, bewußtes, verständiges Wesen wird, ist und heißt bei mir der Mensch."

Die Vergottung des Menschen, der Gott nach seinem Ebenbilde schafft, homo homini deus, wird ihm zur Grundfeste seiner Lehre. Diese bewußte Umkehrung bisheriger Anschauungen paßte vorzüglich in eine Zeit, die mit sich selbst und mit der Gestaltung des öffentlichen Lebens so unzufrieden wie nur möglich war. Sein Streben ging freilich dahin, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, „damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich konzentriere, denn nur die ungeteilte Konzentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Taten zeugen."

Er merkte wohl kaum, wie er dadurch, daß er jedem Menschen und jeder Menschengruppe für sich den ihr eigenen Gott zuwies, den sich ihre Einbildungskraft und ihre Sehnsucht schuf und zurechtzimmerte, die innere Zerspaltenheit der Menschen, an der sie ohnehin litten, noch weiter aufklaffen ließ. Für eine so urgesunde Natur, wie dies Gottfried Keller war, lag in den Lehren Feuerbachs, dem er seit dem Zusammentreffen in Heidelberg persönlich wie geistig dauernd verbunden blieb, keine Gefahr. Des Dichters runde, vollsaftige Menschlichkeit fand in dem Verzicht auf den ihm vom Philosophen entrissenen Unsterblichkeitsglauben Stachel und Antrieb, um desto mehr aus der endlichen Menschennatur herauszuholen. Nicht einmal der

Spott, mit dem er in seinen „Legenden“ die „katholische Mythologie“ verfolgen wollte, überstieg die Grenzen, die dem Kunstwerke gesetzt sind.

Der Himmel, dann die Erde hier,
Das schöne Jenseits wär' sie dir,
Du würdest die Unsterblichkeit
Gern geben hin für diese Zeit,
Und aus dem leidigen Engelstand
Dich sehnen in des Todes Land,
Um wiederum auf diesen Erden
Ein liebesheißer Mensch zu werden.

Die praktische Erdverbundenheit des Dichters siegte über die Verbohrtheit blinder Nachbeter Feuerbachschen Unglaubens. „Mit einem Menschen, welcher den gekreuzigten Gottmenschen verehrt,“ meint Keller gelegentlich, „ist immer noch mehr anzufangen als mit einem, der weder an die Menschen, noch an die Götter glaubt. Wo reine Humanität fehlt, da muß die Religiosität das Fehlende ersetzen.“ Nicht überall nahm Feuerbachs Menschenvergottung so liebenswürdige Formen an wie bei dem Schweizer Epiker, der im Grunde seiner Seele doch tiefreligiös war. Für eine Persönlichkeit von solch elementarer Diesseitigkeit und quellfrischer Ursprünglichkeit, der die Leute von Seldwyla so lebensnahe, so in sich abgerundet hinstellen konnte, für die und deren Schöpferkräfte vermochte eine Lehre, die „die Wissenschaft von der Wirklichkeit in ihrer Wahrheit und Totalität“ sein wollte, eine erwünschte Bestätigung der naturgegebenen Begabung werden. Für den großen Haufen freilich barg sie die Gefahr in sich, im Zusammenhang mit der Weiterbildung und populären Verbreitung neuerer naturwissenschaftlicher, namentlich biologischer Kenntnisse zu einer geistigen Überheblichkeit und Selbstzufriedenheit zu verführen, die alle Tiefe und Feinheit zu verwischen drohte, für die es keine Geheimnisse gab, weil es an dem Erdreich fehlte, in dem noch etwas verborgen hätte sein können. Alles lag für diese Halbgebildeten an der Oberfläche. Um unter diese zu dringen, gebrach es ihnen an Fähigkeiten und auch am Willen weiterzuschürfen.

Nach dem Grundsatze, man schreibt für andere, nicht für sich, hatte sich Ludwig Feuerbach zur Regel gemacht, so klar und lichtvoll zu bleiben als möglich. „Ich will anderen Menschen keine Plage machen.“ So gut gemeint diese Absicht sein mochte, sie trug in sich die Gefahr, denen die Folgenden nicht immer entgangen waren, denn nicht alle besaßen wie er oder Humboldt oder Helmholtz die seltene Gabe, allgemeinverständlich zu schreiben, ohne den Lesern alle Denkarbeit zu ersparen, sie vielmehr zur geistigen Mittätigkeit anzufeuern. Das Zeitalter der Populärschriftstellerei knüpft in mehr als einer Beziehung an Feuerbachs Wirken an.

Von allen, die von Hegel ausgegangen waren, entfernte sich Feuerbach am weitesten von seinem Ursprung. Der Gedanke von dem nationalen Machtstaate, von dem Staate als Organismus ward von dem Schüler nicht weiter fortgeführt und entwickelt. Anders die Stürmer und Dränger, denen die Zeit der Restauration Atemluft und Lebensfreude zu nehmen drohte. Ihnen hatte Hegel immerhin genug gegeben, um in ihnen Hoffnungen für das Kommende einzuflößen, hatte er doch in seiner „Phänomenologie des Geistes“ erklärt: „Es ist übrigens nicht schwer zu sehen, daß unsere Zeit eine Zeit der Geburt und des Überganges zu einer neuen Periode ist.“ Doch der Vater dieses Gedankens hatte daraus nicht die praktischen Folgerungen gezogen und seine nächsten Schüler erst recht nicht. Die Lehre, daß alles, was ist, vernünftig sei, rechtfertigte für sie die bestehenden Zustände. Die Radikalen griffen aber jenen Punkt aus des Meisters Gedankenschatz heraus, der die Geschichte als ständiges Werden, als ständiges Fortschreiten von Phase zu Phase betrachtete. In diesem Sinne begründete einer der Wortführer der Jungen, Arnold Ruge, 1837 die „Halleschen Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft“. „Von Anfang machten wir die Entwicklung zum Prinzip; wir wollten hier die Geschichte mitleben und mit hervorbringen. Ebenso anregend als fortreißend wurden die Jahr-

bücher die bewußte Praxis der historischen Dialektik, eine bis dahin unerhörte Erscheinung." Ein froher zuversichtlicher Glaube an das Werdende erfüllte einen großen Teil der geistig Regsamen in Deutschland, sie fühlten sich an der Wende der Zeiten, als Mittätige, als treibende Kräfte des fortschreitenden Weltgeistes, die berufen seien, das Überständige, Veraltete, Lebensunkräftige auszurotten, oder doch mitzuhelfen an dem Werke der Erneuerung. Und in dieser Hinsicht vermochte nicht einmal der Rückschlag, der auf das Jahr Achtundvierzig folgte, diese Zuversicht zu zerstören.

Bezeichnend für den lachenden, jugendlichen Optimismus dieser Männer bleibt es wohl, daß plötzlich das Wort „Zukunft" zum Schlagwort wird, dem man einen revolutionären Sinn beilegte, in das man alle Erwartung auf die Verwirklichung seiner Wünsche hineinlegte. Man wäre vielleicht versucht, es dem Ça ira der französischen Revolutionsmänner gleichzustellen. Sprach aber aus den Franzosen bloß Enthusiasmus, der aus dem nationalen Temperament hervorloderte und nahe an Leichtsinn grenzte, so handelte es sich hier um eine weltanschaulich untermauerte Vorstellung. Natürlich meldete sich darin auch die Unzufriedenheit mit der Gegenwart, aber nicht unter dem Bilde des dumpfen Hinbrütens und der Selbstzergliederung, die an sich zu verzweifeln drohte, die allenthalben Krankhaftes suchte und in ihrer Hypochondrie den „Zeitpolypen" zu finden meinte. Solche Schwermut und solche Verzagtheit lebten wohl noch weiter fort, tauchten stimmungsgemäß wohl auch bei den Hoffenden immer wieder auf, doch von denen, die sich der junghegelianischen Richtung verschrieben, ging ohne Zweifel ein frischer belebender Zug aus, der je nach Besonderheit und Charakter ihrer Träger in rücksichtsloser Verurteilung alles Bestehenden, in Spott und Karikatur in Erscheinung trat oder geradezu priesterliche Formen annahm. Man gefiel sich vielfach in der Rolle des Sehers, was ja natürlich die Rolle des Kritikers nicht ausschloß, denn indem man den Mitlebenden den Blick in die Seligkeiten künftiger Gestaltungen aufzeigte, konnte man die Gegenwart mit um so dunkleren Farben und tieferen Schatten ausmalen. Wie am Vorabend der Reformation das „Prognosticon" vielfach die Form war, in der die Publizistik ihre Augenblickswünsche in die Zukunft verlegte, so schwelgte auch in den vierziger und fünfziger Jahren der Kreis derer, die sich dem Hegelschen Bewegungsprinzip verschrieben, in uferlosen Träumen. Auf der Flucht aus der Gegenwart ließ Ludwigs Bruder, Friedrich Feuerbach, seit 1843 die Schriftenfolge „Religion der Zukunft" erscheinen. Vier Jahre später schrieb er die „Kirche der Zukunft". Im Jahre 1845 begann übrigens unter dem Titel „Die Zukunft der Kirche" eine Monatsschrift, während sich 1847 ein anonym herausgegebenes Buch „Die Zukunft des Christentums, seine Wahrheit, seine Verkehrung und seine Wiedergeburt durch Freiheit und Leben" nannte. Diese Zukunftskonjunktur nutzten Verleger und „Propheten" aus. Das Jahr 1847 brachte, „erzählt von einer Somnambüle": „Die Zukunft der Jahre 1848 bis 1850" und 1848 erlebte das Büchlein „Die entschleierte Zukunft" seine dritte Auflage. Wie sehr aber auch ernsten Denkern dieser Zukunftsglaube und diese Zukunftssorgen am Herzen lagen, beweist der von Hegel beeinflußte Denker und Dichter Georg Friedrich Daumer (1800—1875) mit seiner „Religion des neuen Weltalters" (1850), die die „seit Jahrhunderten faktisch sinkende, ihrem Untergange mit schnellen Schritten unmerkbar entgegengehende alte Religion" ablösen werde. Hoffte er damals noch, daß die neue Weltzeit auch einen neuen Glauben hervorbringen werde, der sich auf keinen Gründer und Stifter, wie Christentum und Islam, werde zurückführen lassen, so fand dieser irrende Ritter im Reiche des Geistes neun Jahre hernach seine Heimstätte im Schoße der katholischen Kirche. Die Verkünder künftiger Heilswahrheiten erfreuten sich überhaupt nicht allzu langen Bestandes. Der Materialismus eines Jakob Moleschott, eines

Ludwig Büchner mit seinem vielgelesenen ,,Kraft und Stoff" (1854) oder eines Karl Vogt, er setzte naturwissenschaftliche Erkenntnis mit Weltanschauung gleich und nahm die Jünger Ludwig Feuerbachs in sich vielfach auf. Es war eine ihrer Geheimnisse entkleidete Welt, die sich als ,,Wirklichkeit" ausgab, es waren da Männer, die physikalisch und seit Darwin biologisch mit der Gebärde von Zauberkünstlern alles rings um uns erklären zu können vorgaben. Eine Selbstgenügsamkeit machte sich breit, die scheu vor den letzten Fragen auswich, sich höchstens bei dem flachen Optimismus begnügte, der es der zukünftigen Wissenschaft zuwies, ins Innerste der Natur zu dringen.



7. Richard Wagner läßt seine Zukunftsmusik gleichfalls durch ,,Zukunftsmusiker" aufführen. Karikatur von Cham aus dem Charivari, Paris 1860.

Der einzige, der aus dem Taumel der frohbewegten Zukunftshoffnungen jener Jahre den Weg zur Wirklichkeit fand, war Richard Wagner. Es ist kein Zufall, daß die erste Ausgabe seiner Schrift ,,Das Kunstwerk der Zukunft" (1850) Ludwig Feuerbach gewidmet war. Bald darnach glitt er ja bekanntlich zu Schopenhauer hinüber. Aber damals knapp vor und nach den Märzereignissen, trug er hoch und siegesgewiß das Panier jener trunkenen Zuversicht, die mit der leidigen Gegenwart gar nicht rechnete, die alles auf das Werden einer neuen Zeit, neuer Menschen, neuer Kunst setzte. ,,Geht mir das Geld zu früh aus, so hoffe ich mit Sicherheit auf einen anderen Beistand, das ist die soziale Republik, die früher oder später in Frankreich unvermeidlich und unausbleiblich ist: tritt sie ein, nun, dann stehe ich für sie fertig da und habe ihr in der Kunst tüchtig vorgearbeitet . . . das Kunstwerk kann jetzt nicht geschaffen, sondern nur vorbereitet werden, und zwar durch Revolutionieren, durch Zerstören und Zerschlagen alles dessen, was zerstörens- und zerschlagenswert ist. Das ist unser Werk und ganz andere Leute als wir werden erst die wahren schaffenden Künstler sein." Das reichte bei ihm bis ins private Leben hinein. Die vorübergehende Begeisterung für eine junge Dame rechtfertigte er vor sich und seiner Gattin damit, daß er in ihr das ,,Weib der Zukunft" glaubte erkannt zu haben.

Aus all dem ergibt sich, daß die vielverlachte und von Karikaturisten weidlich ausgenutzte ,,Zukunftsmusik" Richard Wagners aus der gleichen Wurzel stammt wie der ,,Zukunftsstaat", den Karl Marx seinen Anhängern als Endpunkt einer notwendig sich vollziehenden geschichtlichen Entwicklung in sichere Aussicht stellte. Beide waren von Hegel ausgegangen, beide sind durch die Gedankenwelt Ludwig Feuerbachs hindurch zur Überzeugung gelangt, daß es allein die Revolution ist, die die Gegenwart aus ihrer Versumpfung und Erstarrung zu erlösen vermag. Der Unterschied zwischen beiden springt aber in die Augen. Während es schließlich der Schöpfer des ,,Tannhäuser" doch nicht dabei bewenden ließ, daß andere das Kunstwerk der Zukunft vollendeten, sondern zu eigenen Taten, zum ,,Ring" und zu ,,Tristan" gelangte, erschöpfte



Manifest

der

Kommunistischen Partei.

Veröffentlicht im Februar 1848.

Proletarier aller Länder vereinigt Euch!

London.

Gedruckt in der Office der „Bildungs-Gesellschaft für Arbeiter"
von J. E. Burghard
46, Liverpool Street, Bishopsgate.

8. Manifest der Kommunistischen Partei. Ausgearbeitet von Karl Marx und Friedrich Engels. Titelblatt.

sich das Wirken Marx' im Grunde in Kritik, blieb im Negativen stecken, blieb dort stehen, wo Wagner 1850 stand. Während der Tondichter aber aus dem Dunstkreis kosmopolitischer Ideale den Weg zum germanischen Mythos fand und, ohne in nationaler Befangenheit verhaftet zu bleiben, der Welt und seinem Volke volkhafte Kunst schenkte, verschrieb sich Karl Marx einem Internationalismus, der nichts mit ähnlichen Gedankengängen etwa der Romantiker gemein hatte, die von der eigenen Nation her zu allgemeinem Menschentum strebten. Der Verfasser des Werkes „Zur Kritik der politischen Ökonomie" (1859) und des unvollendet gebliebenen Werkes „Das Kapital" (1867), der Miturheber an dem „Manifest der Kommunistischen Partei" (1848) sucht hingegen in seinem Bestreben, die Unterschiede der Volkstümer zu verwischen und zu leugnen und an deren Stelle die Klassengegensätze zu stellen, die nationale Entwurzeltheit zum System zu erheben. Der Tatsachenhintergrund, aus dem dieses zu verstehen ist, ruht in der maßlosen Ausbeutung, der die industriellen Arbeiter namentlich in England und Frankreich durch den Eigennutz der Unternehmer ausgesetzt waren. Deutschland kam in dieser Hinsicht weniger in Betracht, weil seine Industrie noch nicht in gleichem Maße wie in Westeuropa entwickelt war. Psychologisch erklärt sich Marxens geistige Gesamthaltung zum guten Teile aus seinem Verhältnis zum Judentum, dem er dem Blute nach angehörte, dem er aber durch seine Ehe mit Jenny von Westphalen untreu geworden war. Der Familie Mordechai entstammend — sein Vater war Rechtsanwalt in Trier, seine Mutter führte ihren Ursprung auf ungarische Juden zurück — ward er wie so viele seines Stammes durch die Emanzipation in eine Art Zwitterdasein zwischen den Nationen gedrängt. In erster Linie Gehirnmensch, dem die Beschäftigung mit höherer Algebra Ausruhen bedeutete, fehlte ihm der seelische Zusammenhang mit den ihn umgebenden Volkstümern. Das Mitleid mit den Bedrückten, mit den Opfern eines schrankenlosen Gewinnstrebens der Großunternehmer regte in ihm nicht den Versuch an, die von ihrer Scholle Vertriebenen in die nationale Volkswirtschaft zurückzugliedern, er hob sie vielmehr, wie man mathematische Größen auf Grund formaler Gleichartigkeit heraushebt, aus ihrer volkhaften Verbundenheit heraus und glaubte aus ihnen unter dem Rufe: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" die Träger eines neuen Weltzeitalters machen zu können.

Mit dem Mittel jenes logischen Verfahrens, das Hegel als Dialektik ausgebildet hatte und das lehrte, wie in jedem Begriff und Ding auch schon dessen Widerspruch ruhe, sich aus ihm entfalte, zum Gegenbegriff führe und schließlich im Ausgleich der Gegensätze zu einer höher gearteten „Synthese" hinanlenke, mit den Mitteln der Hegelschen Dialektik wurde es Karl Marx möglich, als Prophet vor die Masse der Hungrigen und Verstoßenen zu treten und ihnen das Gelobte Land jener Zukunft zu weisen, das durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ihre Leiden heben und sie zu Herren machen sollte.

Das gehört eben auch zur Eigenart der nun anklingenden Zeit, daß mit der Geringschätzung

der geoffenbarten Religionen die Wissenschaft ersetzen sollte, was bis dahin jene den Menschen an innerem Halt gewährten. Es beginnt jetzt eine fast abergläubische Verehrung dessen, was aus Studierstube und Laboratorium in die Öffentlichkeit dringt. Der Mehrzahl derer, die staunend auf diese Offenbarungen horchen, gebricht es an einer auch bloß entfernten Möglichkeit, die Richtigkeit der vorgetragenen Urteile zu überprüfen. Sie muß sie hinnehmen wie etwas Gegebenes, wie der Gläubige die Worte des Priesters hinnimmt. Karl Marx fühlte sich als Gelehrter, mindestens in gleichem Maße Gelehrter wie Politiker. Seine Partei war wohl die erste, die mit dem Anspruch wissenschaftlicher Grundlegung an die Massen herantrat und ein Programm entwickelte, das bewußt in die Form eines historischen Gesetzes gegossen wurde. Als etwas Unentrinnbares, vom Schicksal Bestimmtes und von der Wissenschaft als gültig Anerkanntes tritt die Lehre vom Mehrwert, von der Anhäufung des Kapitals und von der Verelendung der Massen zugleich auch als Weissagung vor die proletarisierte Menge. Ihrem diesseitsbefangenen, dem Allernächsten zugewandten Sinn kommt der Prophet noch dadurch entgegen, daß er in Umkehrung aller gewohnten Erfahrung den Urgrund jeglicher geschichtlicher Veränderung in das Untergeschoß menschlicher Beziehungen verlegt: in die wirtschaftlichen Produktionsverhältnisse. Sie sollen es sein, die den Geist in Bewegung setzen und ihm den Weg weisen, den er dann nachhumpelt. Das berühmt gewordene Wort Marxens, es sei nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmte, diese Verkehrung bestehender Anschauungen versinnbildlicht nur den Protest der Epigonen, des Hegelianers gegen Hegel. Die Theorie bildete da bloß die Widerspiegelung des sozialpolitischen Programms. Die Vorherrschaft der Idee und jene der Feudalherren und Industriebarone mußte von ihrem Throne herabgestürzt werden. Beide lagen in der gleichen Ebene. Im selben Sinne stieg nun aus der untersten Stufe der Wirklichkeit die Kraft empor, die die stolzen Ideologien verdrängen sollte, Religion, Kunst, Wissenschaft waren bloß die Zeiger am Zifferblatt einer Uhr, deren Triebwerk im Gehämmer der Werkstätten, in der Suche der Menschen nach Futterplätzen zu treffen ist. Kann sich Karl Marx die Verwirklichung seiner Forderungen an die Zukunft nur im Rahmen eines Staates und nur durch den Staat vorstellen, so wandelt er darin auch in den Bahnen Hegels, dem man ja vielfach nachgerade Staatsvergottung vorgeworfen hatte.

404. **Marx,** Carl, **Dr.**, aus Trier, geboren am 2. Mai 1818, in Theil I. Seite 61, 66, 69, 70, 71, 74, 88, 111, 112, 116, 117, 267, 268, 269, 270, 276, 277, 279 und 307 vorkommend, ist ein Sohn des im Jahre 1838 in Trier verstorbenen Ober-Bergraths Marx. Nach in Bonn 1839 oder 1840 vollendeten Studien lebte er als Privatmann einige Jahre in Trier, verheirathete sich im Jahre 1843 mit Jenni von Westphalen aus Trier, ging bald darauf nach Paris, gab dort mit dem bekannten Arnold Ruge (Nr. 554.) die „deutsch-französischen Jahrbücher“ und mit H. Heine, Börnstein und Ruge das Blatt „Vorwärts“ heraus, wurde 1844 aus Frankreich ausgewiesen, begab sich mit seiner obgedachten Frau nach Brüssel, ließ sich am 1. Dezember 1845 Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbande behufs Auswanderung nach Amerika geben, wurde am 2. März 1848 aus Belgien ausgewiesen, weil er sein am 22. März 1845 schriftlich und auf sein Ehrenwort gegebenes Versprechen, in Belgien nichts über Politik zu schreiben, gebrochen und weil sich überdieß bei einer in Brüssel gegen ihn verhängten Haussuchung Belege in Menge über sein extremstes revolutionaires Treiben fanden. Er stand namentlich an der Spitze der Central-Behörde des Communistenbundes zu Brüssel, brachte den bekannten Beschluß vom 3. März 1848 zu Stande und begab sich darauf nach Paris, kam nach Ausbruch der Unruhen in Deutschland nach Cöln, wurde dort 1848 und 1849 drei Mal wegen schwerer Preßvergehen angeklagt, indeß jedes Mal freigesprochen, darauf um Mai 1849 als nunmehriger Nichtpreuße ausgewiesen, ging dann nach Frankreich, wurde dort in ein inneres Departement verwiesen, siedelte indeß bald nach London über, wo er sich noch jetzt befindet, die Fortsetzung der in Monatsheften erscheinenden Neuen Rheinischen Zeitung, politisch-ökonomischen Revue, herausgiebt und für den Communistenbund wirkt, nach der am 17. September 1850 entstandenen Spaltung an der Spitze der sogenannten cölner Fraction steht. Marx wird von Trier aus als einer der gefährlichsten und talentvollsten Mitglieder der europäischen Umsturzparthei, dabei als schlau, kalt und entschlossen, bei seiner Parthei hoch angesehen, geschildert.

Personal-Beschreibung des Carl Marx. Alter: 35 Jahre. Größe: 5 Fuß 10—11 Zoll hannöversch Maaß. Statur: untersetzt. Haare: schwarz, gelockt. Stirn: oval. Augenbrauen: schwarz. Augen: dunkelbraun, etwas blöde. Nase: dick. Mund: mittel. Bart: schwarz. Kinn: rund. Gesicht: ziemlich rund. Gesichtsfarbe: gesund. Spricht deutsch im rheinischen Dialect und französisch. Besondere Kennzeichen: a) erinnert in Sprache und Aeußerm etwas an seine jüdische Abkunft, b) ist schlau, kalt und entschlossen.

9. Polizeiamtliche (nicht in jeder Hinsicht richtige) Angaben über Karl Marx mit dessen Personalbeschreibung.
(Aus Wermuth u. Stieber, Die Communistenverschwörungen des 19. Jahrhunderts. Berlin 1853).

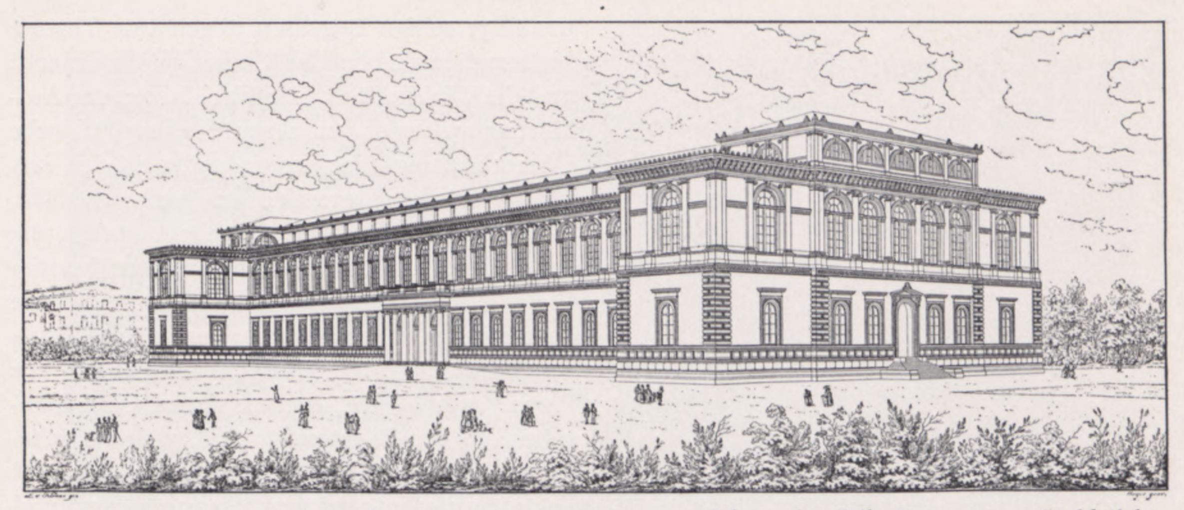
All diese Denkbestandteile, hegelianische Staatsverehrung, Verquickung von Wissenschaft mit sozialer Programmatik, talmudische Rabulistik und unerschütterlicher Zukunftsglaube, sie kehren in Ferdinand Lassalle wieder. Sie gehen bei ihm nur eine andere Einung als bei Marx ein, indem sie an den konkreten preußischen Staat anknüpfen und dadurch wirklichkeitsnäher werden. Es fehlt ihnen jene Schärfe, die sich als kennzeichnendes Merkmal des Emigrantentums in den Äußerungen eines Marx und Engels ständig zu steigern scheint. Diese Wirklichkeitsnähe bringt Lassalle auch in viel deutlicher empfundenen Widerstreit zum liberalen Staatsgedanken als den Verfasser des „Kapitals". Ähnlich wie in Frankreich Louis Blanc suchte er die Arbeiter dadurch der sonst unabwendbaren Proletarisierung zu entziehen, daß er sie zu Teilhabern an den Unternehmungen machen wollte, denen sie ihre körperlichen Kräfte liehen. Jedenfalls war alles in ihm auf praktische Tätigkeit gerichtet.

Bei dem Mangel an einem tatsächlichen deutschen Staat war in den Gehirnen der Menschen Platz ebenso für Überschätzung wie für Ablehnung aller staatlicher Bindung und Herrschaftsgewalt. Die letztere fand in Johann Kaspar Schmidt (1806—1856) ihren eigenartigsten Verfechter. Unter dem Namen Max Stirner ließ er 1844 das Buch: „Der Einzige und sein Eigentum" erscheinen. Der Gruppe Berliner Junghegelianer, die sich die „Freien" nannten, angehörig, hat er in seinem vielgelesenen Werke all die Dissonanzen seiner an Widersprüchen reichen Zeit anklingen lassen. An der Wegscheide zwischen äußerster Selbstsucht und einem grenzenlosen Aufgehen des einzelnen in der Allgemeinheit bewegt sich sein Anarchismus.

Mitten in diesen Ich-Erwägungen taucht unvermittelt etwas wie eine Rassentheorie auf, wenn er gelegentlich meint: „Die Weltgeschichte, deren Gestaltung eigentlich ganz dem kaukasischen Menschenstamm angehört, scheint bis jetzt zwei kaukasische Weltalter durchlaufen zu haben, in deren erstem wir unsere angeborene Negerhaftigkeit aus- und abzuarbeiten hatten, worauf im zweiten die Mongolenhaftigkeit (das Chinesentum) folgte, dem gleichfalls endlich ein Ende mit Schrecken gemacht werden muß. Die Negerhaftigkeit stellt dar das Altertum, die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen (vom Hahnenfraß, Vögelflug, vom Niesen, von Donner und Blitz, vom Rauschen heiliger Bäume usw.); die Mongolenhaftigkeit die Zeit der Abhängigkeit von Gedanken, die christliche. Der Zukunft sind die Worte vorbehalten: Ich bin Eigner der Welt der Dinge und ich bin Eigner der Welt des Geistes." Im Sinne jener Zeit läuft auch dieses Ich- und Einzigheit-Evangelium auf eine Prophetie hinaus.

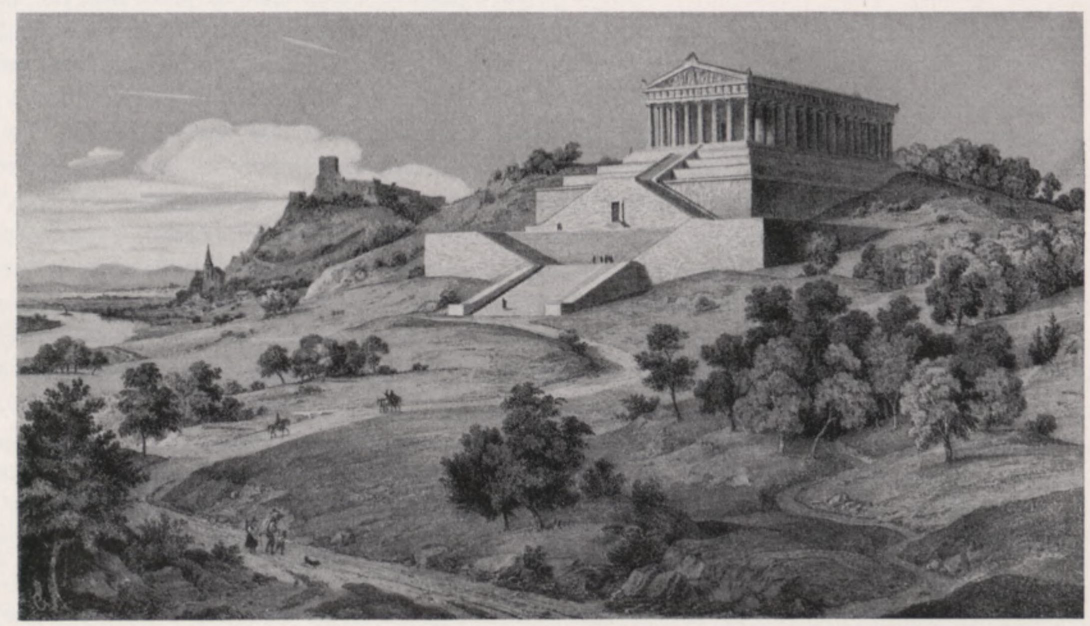
Ob Stirner, ob Karl Marx, ob Ludwig Feuerbach oder Lassalle, sie sind alle Propheten. Bei keinem von ihnen entwächst freilich dieses Sehertum aus einem starken, eigenständigen Gegenwartsbewußtsein. Im Gegenteil. Eine mehr oder weniger dumpfe Ahnung von ihrer Unzulänglichkeit trieb ihr Denken in Phantasien, die kommenden Zeiten zugewandt waren. Daß da auch persönlicher Mangel mit schuld daran war, daß es doch nicht allein die „Zeit" war, die das verursachte, läßt sich an dem Schaffen gerade Richard Wagners ziemlich klar erweisen.

Richard Wagner war es vor allem, der dem neunzehnten Jahrhundert die ihm eigene Musik schenkte und der damit die Musik aus der Unselbständigkeit erlöste, in der zum Beispiel die bildenden Künste unseres Zeitalters verharrten. Nicht nur daß diese im Banne der jeweils herrschenden Literaturrichtung alle Wandlungen vom Klassizismus bis zum Realismus durchmachten, so vermochten sie sich auch nicht von dem Drucke zu befreien, die der Glaube an die alleinseligmachende Wirkung der Wissenschaft ausübte. Die volksbildnerischen Bestrebungen musealer Anhäufung alten Kunstgutes, der Aufstieg zugleich geschichtswissenschaftlicher Methodik engen nicht selten die Bewegungsfreiheit künstlerischer Einbildungskraft ein. So wertvoll sie an sich sind, so lassen sie im Bewußtsein der Künstler, namentlich aber auch in dem der mit geschichtlichem Wissen angefüllten Auftraggeber gar nicht das Gefühl für geistige Selbständigkeit aufkommen. Der Münchener Leo von Klenze baut die alte Pinakothek im



10. Die alte Pinakothek in München, erbaut von Leo von Klenze im Stile Bramantes. Stahlstich.

Stile Bramantes, die Walhalla bei Regensburg und die Befreiungshalle bei Kelheim im römischen, die bayerische Ruhmeshalle und die Propyläen zu München im griechischen Stile. Ein Gottfried Semper wurde zum Vertreter der Renaissance, ein Friedrich Schmidt zum Wortführer italienisch beeinflußter Gotik. Wenn sich der Bildhauer Johann Gottfried Schadow den Einflüssen der Antike entwindet, wenn sein Schüler Christian Daniel Rauch es wagt, moderne Feldherrngestalten in modernen Uniformen darzustellen und wenn über Rauch hinaus Ernst Rietschel das Dichterpaar Goethe und Schiller in der Kleidung ihrer Zeit zur Anschauung bringt, so ist damit einer der Wege bezeichnet, der zur Wirklichkeit hinweist. Wie aber im Verhältnis zum Staate, zur Wirtschaft, zur Religion, so stellte sich auch in dem zur Kunst die



11. Die Walhalla von Regensburg, erbaut von Leo von Klenze im griechischen Stile. Lithographie.

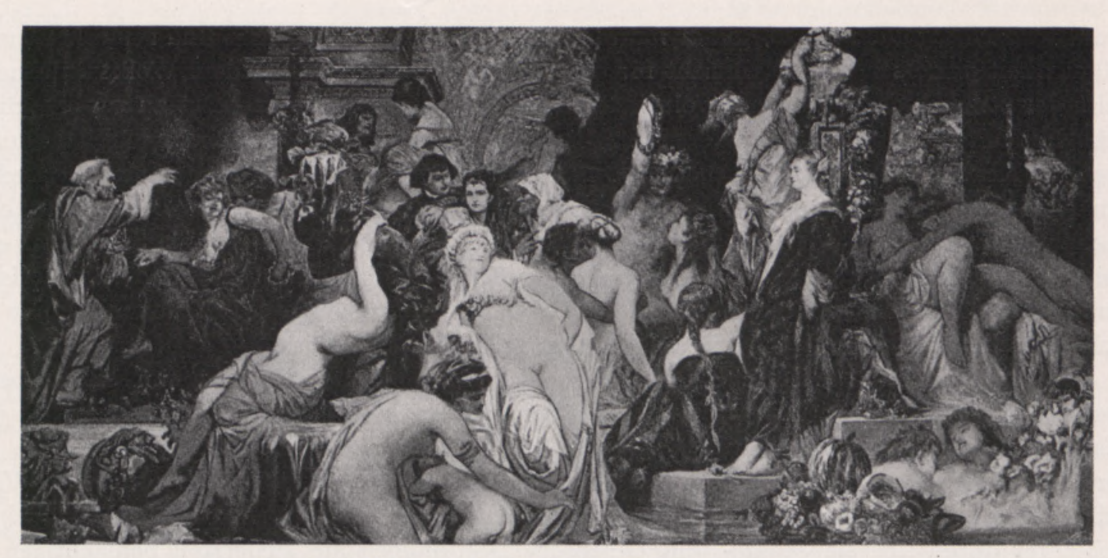


12. Denkmal Goethes und Schillers in Weimar von Ernst Rietschel.

aus allgemeinen Begriffen abgeleitete Theorie hindernd zwischen das damalige Geschlecht und die Wirklichkeit. Die Nachfahren der Aufklärung weisen eine nachgerade abergläubische Überschätzung alles dessen auf, was sich mit dem Verstande begreifen und erfassen läßt. Religion wird durch Wissenschaft ersetzt, die naive Freude des Künstlers an dem bunten Vielerlei der Formen, wie es sich seinem Auge darbietet, muß erst durch das Medium stilgeschichtlicher Erwägungen hindurch, ehe Pinsel oder Meißel den schöpferischen Eingebungen des Meisters Gestalt geben durfte. Die Lehrhaftigkeit des Liberalismus macht sich eben auch da geltend. So wenig er an und für sich für die Anerkennung des Historischen übrig hat, auf dem Gebiete der Malerei zweigte sich jetzt eine eigene Richtung ab, die sich bisweilen wie auf die Leinwand gebannte Geschichtswissenschaft ausnahm. Nur so elementar farbenfrohe Augenmenschen, wie es etwa Hans Makart war, fanden in glücklichen Stunden über die gemalte Kostümkunde hinweg den Weg zum Ausdruck des Persönlichen.

Der Mehltau übersteigerter Gedankenhaftigkeit legt sich eben in jener Zeit auf alles geistige Schaffen. Die innere Zerrissenheit ist es auch, an der Heinrich von Treitschke leidet. Den besten Teil seiner Geistigkeit verdankt er unstreitig der Klassik. Der wunderbare Rhythmus seiner Sprache ist ohne Schiller schlechterdings nicht zu denken. Diese Herkunft aus den Vorstellungskreisen der Humanität und des kosmopolitischen Verlangens nach Menschheitsverbrüderung hat in gewissem Sinne sein ganzes Schaffen zeitlebens beherrscht. Auf dem Grunde seiner Seele ruhte das gleiche romantische Sehnen, das so viele beim Gedenken an unsere Vergangenheit beseligt und ihrem Glauben an unser Volkstum Schwingen verleiht. Aber es war Treitschke nicht gegönnt, sich diesem Fühlen und Verlangen bedenkenlos hinzugeben. Tat er es auch einen Augenblick, so wandte er sich doch alsogleich scheu und beschämt davon ab. Um seine Seele stritt ja noch ein anderes Ideal. Über sie hatte auch das vernunftstolze achtzehnte Jahrhundert Gewalt, und dieses lächelte überlegen über die Ammenmärchen der Romantik und deren katholisierende Schwärmereien.

So rangen in ihm Humanismus und Gotik um die Vorherrschaft. „Ein Tedeum in dieser Kirche muß jeden hinreißen. Es ist doch kein Wahn, daß äußere sinnliche Einwirkungen, wenn auch selten tiefe nachhaltige Frömmigkeit, so doch oft Begeisterung und Andacht erregen. Je mehr mich die Musik ergriff, desto widerwärtiger war mir das Gebaren der Pfaffen." So frißt an seinem Entzücken über den Kölner Dom auch schon der Wurm aufklärerischen Kritisierens. Indem so die Gegensätze unverhüllt in ihm aneinanderstoßen und nur überhöht werden von seiner großen reinen Leidenschaft für sein Volk und Vaterland — auch da allerdings nicht ohne innere Widersprüche und Vorurteile —, reifen in ihm, je mehr er in die neue Zeit hineinwächst, schon alle Probleme, mit denen sich der Nationalismus in Deutschland auch



13. Gemälde von Hans Makart: Die Pest in Florenz.

noch später auseinanderzusetzen hatte. Treitschke sieht sich gezwungen, von seinen einstigen liberalen politischen Parteifreunden abzurücken, er, der einst erklärt hatte: „Alles Neue, was das 19. Jahrhundert geschaffen, ist ein Werk des Liberalismus," er erkannte, daß in dem Emporwuchern des Judentums in der deutschen Presse eine Gefahr für die germanische Gesittung ruhe. Freilich als er gegen die maßlosen Angriffe, die ihm darob zuteil werden, zur Abwehr greift, sieht man deutlich, daß er den Boden liberaler Weltanschauung nicht verlassen hat. Es versteht sich von selber, daß sein Kampf dadurch unfruchtbar bleiben mußte, wie es sein Nationalismus wurde, der einen großen Teil des deutschen Volkes aus der Volksgesamtheit willkürlich ausschloß. Der eifervolle Protestant, der eine Katholikin heiratet, der Sohn eines sächsischen Generals, der wider die staatliche Selbständigkeit Sachsens agitiert, der begeisterte Lobredner Norddeutschlands, der sich im Süden am wohlsten fühlt, der deutsche Nationalist, der darauf stolz ist, von tschechischem Hussitenblut abzustammen, dieser Mann des inneren Widerspruchs, er ist keine Einzelerscheinung.

Treitschke bedeutet einen deutschen Typus, dessen Art für die Zeit, in der er wirkte, kennzeichnender ist als für ihn selber. So wird man bei näherem Zusehen manche überraschende Parallele zwischen Treitschke und Richard Wagner bemerken. Sie beide sind Kinder derselben Zeit, sie beide sind ohne die Romantik nicht zu begreifen und sind doch keine Romantiker, sind in der ganzen Art ihres Wirkens und Schaffens von jenen geschieden. Ein mehr handfester Tatsachensinn, der allenthalben nach naturalistischer Formung strebt, bleibt beiden gemeinsam, nicht zuletzt auch das feierliche Pathos. Auf diese Weise haben sie die Sendung vollendet, die ihnen ihre Gegenwart aufgezwungen hatte, eine Welt flachsten Aufklärertums und alltäglichster Erwerbsinteressen, die Welt Häckels, für das Verständnis höherer Lebenswerte zu gewinnen und für die Größe und Vergangenheit ihres Volkes zu begeistern.

Das eben ist das Gepräge der vierzig Jahre von der Julirevolution bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, daß die Kräfte der Nation gebunden, sich bloß in engen Grenzen zu bewegen vermögen. Um so grenzenloser schweift darum das Einbildungsvermögen ins Ungemessene. Erst bäumt es sich als „Junges Europa", als „Junges Deutschland" wider alle Beengtheit durch die Moral auf, fordert „Emanzipation des Fleisches" und kommt trotz allem aufrührerischen Freiheitsdrang von religiösen Erwägungen nicht los. Man leidet an der eigenen Unzulänglichkeit und verlegt die Ursachen dieses Leidens in die Krankheit der Zeit. Das Jahr Achtundvierzig entbindet die Generation von ihrer Neigung zur Hoffnungslosigkeit. Wiegt der

praktische Erfolg auch leicht, so hat man sich doch selbst kennengelernt und seine Leistungsmöglichkeit gemessen und Zuversicht für die Zukunft gewonnen. Aus dem Wolkenkuckucksheim der romantischen wie der revolutionären Träume strebt man von jetzt an zur Wirklichkeit. Es fehlt aber noch immer an dem Zusammenhang mit der dem handelnden und handlungsbereiten Menschen zunächststehenden Form der Wirklichkeit, es fehlt an einem deutschen Staat. Es gab zwar achtunddreißig deutsche Staaten, aber keinen das ganze Deutschtum oder doch die Mehrzahl seiner Träger umfassenden Staat. So verlor sich alles reale Streben in eine Zeit, die erst kommen sollte. Philosophische, religiöse, politische, soziale und künstlerische Strebungen stillten ihren Hunger nach Wirklichkeit mit Verheißungen. Andere meinten sie am sichersten zu erhaschen, indem sie aller Metaphysik Absage leisteten.

Während sich dieses Spiel des Haschens und Entwischens selbst in den bitterernsten Stunden der Paulskirche fortsetzte und darüber hinaus die deutschen Menschen narrte (die wissenschaftlichen Leistungen wie auch jene der Technik und nicht minder das Gebot des wirtschaftlichen Lebens streckten immer deutlicher den Wegweiser nach der ersehnten Wirklichkeit aus), stieg diese von einer Seite herauf, wo man sie kaum erhofft hatte. Man meinte, sich ihrer durch liberale Staats- und Gesellschaftsordnungen am sichersten bemächtigen zu können. Freilich lebte auch in denen, die sich dem „Fortschritt" verschrieben, jene Mystik fort, die aus den Tiefen der Nation Rettung erhoffte.

„In der stillen Werkstätte des Volksgeistes," schreibt Hermann Schultze-Delitzsch an Gustav Freytag am 12./14. Juli 1863, „bereiten sich in aller Ruhe Dinge vor, von denen die, welche nicht in genauer Beziehung zum Volke stehen, keine Ahnung haben." Der romantische Begriff des „Volksgeistes" ist, wie man sieht, noch nicht gestorben. Auch nicht im Kreise der Liberalen. Man befand sich damals gerade in heftigstem Kampfe gegen die preußische Regierung. Das Wort „Junker" konnte keiner, der den Bewegungsparteien angehörte, aussprechen, ohne daß ihm die Zornesader geschwollen wäre. Alles Üble und Verdammenswerte lag darin beschlossen. Nun hatten sich auch die preußischen Liberalen auf das kleindeutsche Programm verschworen, aber diese Zielsetzung ward von krausen ideologischen Forderungen überwuchert. Sie wollten für Preußen die Führung in einem geeinten Deutschland, aber sie wollten ebenso Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit, Parlamentarismus. Zu den Dogmen, an denen sie mit Zähigkeit festhielten, gehört das Volksheer, das, womöglich auf das Parlament vereidigt, zum Rückgrat demokratischer Verfassungsordnung werden sollte. Damit aber versündigten sie sich an altpreußischen Überlieferungen und schaufelten sich trotz aller Volkstümlichkeit das eigene Grab.

Die Wirklichkeit mit ihrer urtümlichen Kraft zieht von ganz anderer Seite, als man erwartet hatte, in das Leben des deutschen Volkes ein. Während man hoffte, der Volksgeist werde in seiner geheimnisvollen Werkstätte die Waffen des Fortschrittes schmieden, waren es just die verachteten Junker, aus deren Mitte der Mann der Wirklichkeit erstehen sollte. Allerdings einer, der mehr war als nur Junker, einer der wenigen Deutschen, denen es gegeben war, über Parteidoktrinen hinaus und über nationale Begrenztheit hinaus europäisch zu denken, ohne deshalb an Deutschheit einzubüßen: Bismarck.

Gäbe im staatlichen wie im nationalen Leben die leicht über den Dingen dahinschwebende Verstandeshaftigkeit den Ausschlag, dem Liberalismus hätte der Sieg sicher sein müssen. Was man „Intelligenz" nennt, war auf seiner Seite. Bluntschli, Max Duncker, Gustav Freytag, Rudolf Gneist, Theodor Mommsen, Heinrich von Sybel, Rudolf Virchow, um nur einige zu nennen, sie gehörten zeitlebens oder doch auf lange Strecken ihres Daseins hin zu den Standartenträgern jener Partei, die der Souveränität des Volkes das Wort redete und zum Anwalt des einzelnen wider den Staat wurde. Diese gescheiten, geistig hochstehenden Männer leisteten durchwegs auf ihren Fachgebieten Hervorragendes, dem Dinglichen dieser Welt aber standen sie ferne. Dieses war zumindestens nicht der Stoff, aus dem sie etwas Dauerndes zu schaffen

vermochten. Sie betrachteten Bismarck ebenso wie der an ihrer Seite marschierende Kronprinz als einen „allergefährlichsten Ratgeber für Krone und Vaterland", sahen in ihm einen Abenteuerer, einen Hasardspieler und politischen Dilettanten. Es war eine Kluft tiefster gegenseitiger Verachtung, die die einen von den anderen trennte. Mit allergrößtem Mißtrauen betrachtete Bismarck hinwieder die vor allem liberale Publizistik, die ihn umschwirrte und die ihm, wie er 1850 gestand, „einige Chalif-Omarsche Gelüste" eingab in bezug auf die Zerstörung der Bücher und der Mittel, neue zu erzeugen. So fand er denn als preußischer Gesandter am Frankfurter Bundestag schlimme Worte über die „Preßjuden". Die geistigen Quellen, aus denen seine Gegner ihre Kräfte sammelten, blieben ihm ebenso fremd wie die gesellschaftliche Umwelt, der jene entstammten.

Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Ein Junker, der im Jahre 1848 die Fahne der Reaktion entfaltet hatte, — der sollte Deutschland aus seiner Erniedrigung retten? Kein Mensch glaubte daran. Auch seine Parteifreunde und Standesgenossen nicht. Sie setzten bestenfalls die Hoffnung auf ihn als auf einen schneidigen Vertreter ihrer Sonderinteressen und, wenn es sehr hoch ging, erwarteten sie von ihm, daß er Preußen wieder in den Sattel heben werde. Daß sein Leben im Spannungsfelde der verschiedensten kulturellen Einflüsse gestanden hatte, davon ahnte die Mehrzahl der Kritiker nichts. Vor engstirnigem Standesdünkel bewahrte ihn schon das Erbgut, das seine aus bürgerlichen Kreisen kommende Mutter seinem Dasein einverleibte. Die Verwandtschaft mit Marschall Derfflinger brachte ihn zudem in genealogische Nähe zu Süddeutschland, zu Oberösterreich. Überdies durchschritt er von der rational-aufklärerischen Institutserziehung über die Ungebundenheit seiner säbel- und trinkfrohen Studentenzeit bis zur pietistischen Verinnerlichung der Gottesgewißheit die verschiedensten Stufen damaligen geistigen und gesellschaftlichen Seins. Und doch verstrickte sich seine Persönlichkeit in keiner der zu seiner Zeit herrschenden Richtungen zur Gänze. Er ging so wenig im Pietismus unter, wie ihn der Kampf gegen die Demokratie des Jahres Achtundvierzig völlig gefangenzunehmen vermochte. Der streitbare und wortgewandte Mitarbeiter der von ihm mitbegründeten „Kreuzzeitung", in der er die Ätzlauge seines Spottes über die Verteidiger der Jagdfreiheit ausgießt, die „der grassierenden Mordlust des souveränen Volkes" einen unschädlichen Ausweg auf unschuldige Hasen eröffnen wollten, besaß doch einen ungleich weiteren Gesichtskreis als die Mehrzahl der anderen Abgeordneten des Vereinigten Landtages. Aber diese Weite hatte nichts mit der Unbegrenztheit verstandeshafter Spekulation zu tun, verlor sich niemals im Unendlichen, sondern blieb stets und überall mit der Erde verhaftet. Ragte der Junker, der Pietist, der Preuße, selbst der Deutsche in ihm allenthalben über den Nur-Junker, Nur-Pietisten, Nur-Preußen und selbst über den Nur-Deutschen ein Stückchen hinaus, so verließ ihn doch niemals die Freude an den ungekünstelten Verhältnissen und Formen ländlichen Lebens. Das Heimweh nach dem deutschen Walde, die Sehnsucht nach dem Anblick von Ackerfurchen, nach einem tüchtigen Ritt durch die Felder, nach einem fröhlichen Pürschgang, das Verlangen nach einem ruhigen, heiteren Abend im Kreise der Seinen, das hatte ihn nach Frankfurt begleitet wie nach Petersburg, Paris und auf den Feldzug des Jahres Siebzig. Im ärgsten Drange der Geschäfte erhielt ihn der Gedanke an sein liebes Schönhausen, an seine Frau und seine Kinder froh und stark. Doch auch dies wurde ihm nicht zur süßlichen Idylle. Im Grunde bestand sein Wesen eben doch vor allem in verfeinertem Bauerntum, das in seiner wuchtigen Einfachheit allem widerstrebte, was sich vom Boden der Wirklichkeit entfernte. Aus der Bildung, die er genossen hatte, aus der gesellschaftlichen Überlieferung, die ihm seine adelige Herkunft darbot, gewann er nur die Sicherheit des Auftretens, die allerdings nicht ganz

nebensächliche Gabe, sein Tun und Handeln in Formen zu kleiden, die es in seinen Beweggründen allgemeinverständlich erscheinen ließ.

Mag man an dem Werke Bismarcks mit Recht so manches auszusetzen haben, mag man vieles daran schmerzlich vermissen, sein Verdienst bleibt es trotzalledem, an dem entscheidenden Punkte nationaler Staatlichkeit die Deutschen aus dem Zustand des Träumens, Hoffens und Verlangens in die Welt der Wirklichkeit hinübergeführt zu haben.

In fast naiver Weise deutet dies in bezug auf die Gründung des Reiches Moltke an, wenn er gelegentlich behauptete: „Wie viele Jahre hat man von der deutschen Einheit geredet, gedichtet, gesungen, Volksversammlungen und Schützenfeste gefeiert und Resolutionen gefaßt; solange man ‚Logos' nur mit das ‚Wort' übersetzte, wurde es nichts. Erst als man sich auf die Kraft besann, als unser Kaiser mit Roon das Heer schuf und als dann Bismarck die Tat unvermeidlich gemacht hatte, trat die Schöpfung hervor." Die Tat, das ist eben die Wirklichkeit, jene Form der Wirklichkeit, an der sich nicht wie an Worten deuten und deuteln läßt. „Eine einzige gewonnene Schlacht", behauptet Theodor Fontane, „wirkt mehr als eine alexandrinische Bibliothek von Parlamentsreden."

Wir legen hier aber nicht den Ton auf das Politische im engeren Sinne. Das gehört nicht in diesen Zusammenhang, das fällt eben in die eigentlich politische Geschichte. Für unsere Betrachtungsweise bleibt es hingegen von Bedeutung, daß die mit Bismarcks Auftreten zu tragischen Konflikten sich zuspitzenden Auseinandersetzungen zwischen Nord und Süd des deutschen Vaterlandes dazu beitrugen, die Deutschen in zunehmendem Maße zur Wirklichkeit zu erziehen. Durch eine Schule schmerzhaftester Erfahrungen mußten sie gehen, um den Weg zu sich selbst und zur Welt zu finden. Was Emanuel Geibel einst dichtete:

> Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
> Der uns das Mark versenget im Gebein —
> Deutschland ist totkrank, schlagt ihm eine Ader!

sollte in Erfüllung gehen. Die Staatskunst Bismarcks und die Feldherrngabe Moltkes räumten für den größeren Teil der Nation die Hindernisse hinweg, die ihr bislang den Blick für das Notwendige verhüllten und die Kraft des Selbstbewußtseins angenagt hatten. Es trat eine gewisse politische Sättigung ein. Solange es keinen deutschen Staat gab, war das ganze Schrifttum durchwirkt von politischer Tendenzmacherei. Noch 1854 spottet Wilhelm Raabe: „Die meisten Dichterwerke der neuesten Zeit gleichen dem Bild jenes italienischen Meisters, der seine Geliebte malte als Herodias und sich in dem Kopf des Täufers auf der Schüssel porträtierte. Da pinseln uns die Herren ein Weibsbild, Tendenz genannt, hin, welches anzubeten sie heucheln und welches auf dem Präsentierteller hochachtungsvollst und ergebenst uns das verzerrte Haupt des werten Schriftstellers selbst überreicht." Mit der immer deutlicher werdenden Aussicht auf eine einheitliche deutsche Staatlichkeit verstummen die Herweghs, Prutz', Kinkels und wie sie alle heißen. Oder das Publikum, das vordem ihnen andächtig und mit dem Augenzwinkern der Wissenden lauschte, verläuft sich von nun an. Politik wird für die große Menge derer, die bisher das Interesse an ihr lebendig erhalten hatten, zu einer Angelegenheit zweiten Ranges. Man weiß sich in der Hut eines sicheren Lenkers, horcht nur mit halbem Ohr auf die großen Redeschlachten, die in den Parlamenten geschlagen werden, und wendet sich mit aller Kraft der wirtschaftlichen Wirklichkeit zu. Die Anfänge dieses Wandels fallen noch in unseren hier behandelten Zeitraum. Auch das Nachrücken des vierten Standes machte sich bereits seit dem Jahre Achtundvierzig bemerkbar. In gewissem Sinne beginnen jetzt die Arbeiter die Rolle der bürgerlichen Mittelschichten an sich zu reißen. Wie es einst die Liberalen taten, so treten nun die Proletarier den steilen Weg in jenes Nirgendland an, das sich ihre Wunschträume in farbigen Bildern ausmalen. Es handelt sich da um die Phantasien Entwurzelter. Bismarcks großes Erziehungswerk beruht aber gerade darin, daß er die deutsche Intelligenz, die in Groß-

stadtkultur zu versinken droht, noch einmal zu der urtümlichen Kraftquelle alles volkhaften Wesens zurücklenkt. Mindestens weist seine ins Monumentale hinanreichende Gestalt dorthin, wo sich alles Volkstum immer wieder erneuert. Die Liebe zum deutschen Boden und zur deutschen Familie in ihrer schlichten Einfachheit hat er seiner Nation in beispielgebender Weise vorgelebt.

Diese gewaltigen erzieherischen wie praktischen Erfolge, die der Schöpfer des Deutschen Reiches aufzuweisen hatte, können allerdings nicht über den nationalen Mangel seines Werkes hinwegtäuschen. Durch den Bruderkrieg gingen Millionen deutscher Volksgenossen diesem Reiche verloren. Wenn man sich so leicht mit dieser Teillösung zufrieden gab, leichter als dies vermutlich eine andere europäische Nation getan hätte, so lag ganz offenbar die Ursache in dem noch sehr unentwickelten Volkstumsgefühl, das den Deutschen eignete. Viele hatten in den langen Jahren des Harrens den Glauben an eine deutsche Zukunft überhaupt schon aufgegeben und begnügten sich darum verhältnismäßig unbeschwerten Herzens mit dem Werden eines Staates, der den Wünschen kleindeutscher Ideale ohnehin mehr entsprach, als es ein gesamtdeutsches Gemeinwesen zu tun vermocht hätte. Dazu kam ein weiteres. Es ward den Deutschen keine Muße zum Grübeln gegönnt. Immer näher rückte die Gefahr vom Westen her, ihre Abwehr stellte die Nation vor gewaltige Aufgaben. Der Krieg, um den Geibel gebetet hatte, ruft sie zu den Waffen, weckt sie aus den letzten Träumen, in denen noch einige von ihnen dahinleben. Unheimlich pocht die Wirklichkeit an die Pforten der deutschen Nation.

STAAT UND GESELLSCHAFT.

Wenn in jenen Tagen ein Deutscher von seinem Gesamtvaterlande sprach, mußte er sich zu dem geographischen Begriff „Deutschland“ flüchten. Einen Staat gab es nicht, der die ganze Nation oder auch nur den größten Teil von ihr in sich eingeschlossen hätte. Die Deutschen standen in dieser Hinsicht weiter hinter den Engländern, Franzosen, Spaniern, Portugiesen und den Skandinaviern zurück. Dies mußte um so schmerzlicher empfunden werden, als die Nation seit Beendigung der napoleonischen Kriege eine überraschende Lebenskraft bewährte. Von den etwa 26 Millionen zu Beginn des Jahrhunderts stieg die Nation im Jahre 1846 auf eine Gesamtzahl von mehr als 45 Millionen und erreichte 1861 etwa 51 Millionen. Um die Mitte des Jahrhunderts hatte sie somit Frankreich um zehn Millionen überflügelt. Der Norden Deutschlands wies innerhalb dieser achtunggebietenden Zunahme den Vorsprung um ein Viertel auf. Berlin hatte sich im Zeitraume von 1786 bis 1846 von 150000 auf 408000 Einwohner erhöht und zählte fünfzehn Jahre später 552974 Seelen, während Wien ohne die Vororte bloß 476222 umfaßte, mit jenen freilich auf 580000 kam.

Die Zukunft des deutschen Schicksals zeichnete sich in diesen Zahlen bereits leise ab. Für die damaligen Menschen lag dies alles freilich hinter den Schleiern einer mehr als trüben Gegenwart verborgen. Der Deutsche Bund bildete ja nichts anderes als eine Klammer, die mehr als dreißig souveräne Staaten zu einer losen völkerrechtlichen Gemeinsamkeit zusammenschloß.

Gab es 1846 noch 38 und 1861 nur mehr 35 solcher Staaten, weil Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen im Laufe dieser Jahre in Preußen aufgingen und Anhalt-Köthen 1847 an Anhalt-Dessau fiel, so blieb die Landkarte im Herzen Europas noch buntscheckig genug. Uns obliegt es hier nicht, die politischen Wirkungen dieser Verhältnisse zu verfolgen, wohl aber müssen wir dem Einfluß, den sie auf die seelische Haltung der Deutschen ausübte, unser Augenmerk zuwenden. Sein Blick konnte nur mit Hilfe geschichtlich-nationaler Abstraktion das Ganze umfassen. Ein Kaisertum, fünf Königreiche, sieben Großherzogtümer, ein Kurfürstentum, neun Herzogtümer, zehn Fürstentümer, eine Landgrafenschaft und

Nur in Deutschland möglich.



Ja, Du kannst mer's glaubn oder net, ich hab' mal a Schlaf g'macht im Bayersche; mei Felleisen hab' ich g'legt hinter mir ins Werttenbergische, und daß mir's nit g'schtohl'n word'n is, muß ich Dir sag'n, hat mei' Azorl d'rüber wachen müssen im Baadischen d'rüb'n; mei'n Stock aber hab' ich zwischen 'neingesteckt, als Neutralen!

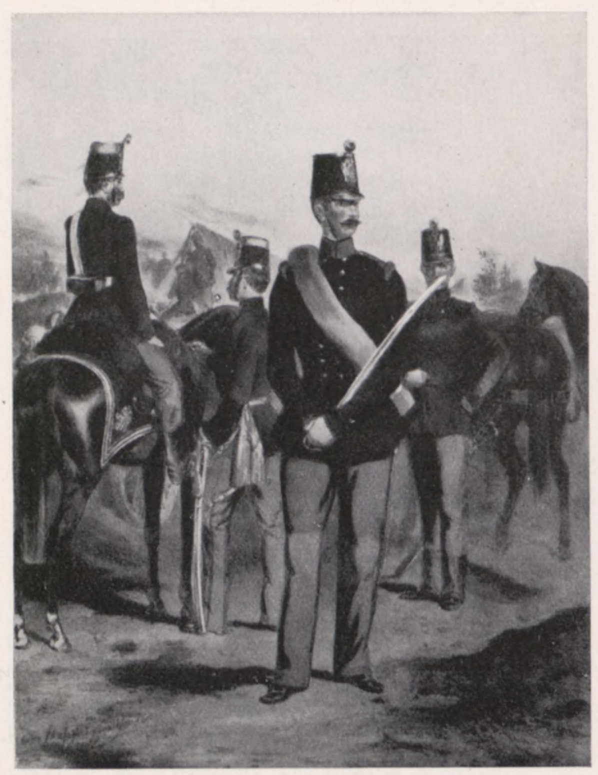
14. Karikatur auf die Buntscheckigkeit der deutschen Landkarte. Aus den „Fliegenden Blättern", 1862.

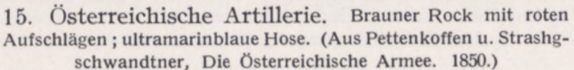
vier freie Städte, vierunddreißig Hof- und Staatsbehörden und vier Senate! Und alles das bewegte sich zum Teil auf engsten Räumen. Das Königreich Sachsen mit seinen 1,8 Millionen Untertanen brachte es auf einen Stand, der der Bevölkerungszahl des damaligen London gleichkam. Zur selben Zeit beherbergte Paris soviel Menschen wie die siebzehn kleinsten deutschen Staaten zusammen gerade noch erreichten.

Dem Selbständigkeitstrieb dieser mehr als dreißig Souveränitäten gebrach es an Wirklichkeitsgrundlagen, nicht aber an Geltungsbedürfnis. Je geringer die Daseinsberechtigung war, die ihnen zukam, desto mehr mußten sie auf die Wirkung nach außen bedacht sein. Das Treiben solcher Zwergfürstentümer geriet deshalb leicht ins Spielerische, wie andererseits das absolutistische Gebaren, das für Österreich immerhin Sinn und Inhalt besaß, in der nachgeäfften Form, in der sich mancher Serenissimus und sein Minister gefielen, zur Karikatur seiner selbst wurde. Wer Humor genug sein eigen nannte, dem konnte das lose, nur durch Staatsverträge zusammengeschlossene Gebilde, das sich Deutscher Bund bezeichnete, unter dem Bilde einer nachgerade grotesken Zahl zum Teil phantastischer Uniformen erscheinen. In der Schaffung neuer farbiger und goldstrotzender, helmbuschüberschatteter Prachtstücke brauchte sich die Einbildungskraft eines Landesfürsten keinen Zwang aufzuerlegen. Wenn es freilich noch eines Beweises bedürfte, daß die Bewegung des Jahres Achtundvierzig im Kleinbürgerlichen stecken blieb, der betrachte einmal die Abenteuerlichkeiten an Schneiderphantasie, in denen sich die Revolutionsmänner verkleideten, wenn sie als Kämpfer für die Freiheit in den Bürger- und Nationalgarden vor die Öffentlichkeit traten.

Was aber die militärischen Trachten betrifft, so zeichnet sich bald auch in ihrer Weiterbildung die große Linie des Geschichtsverlaufes ein. Es macht sich allmählich mehr Ernst in den Formen geltend. Preußen wird für die Staaten nördlich vom Main in zunehmendem Maße beispielgebendes Muster, während sich der Süden dem österreichischen Vorbilde nähert. Nur Bayern behauptete auch auf diesem Gebiete eine gewisse Selbständigkeit.

Uniform bedeutet allerdings nicht bloß eine besondere Art der Berufskleidung, sie stellt auch ein Mittel sozialer Absonderung dar. Überall dort, wo sich die einzelnen Gesellschaftsschichten in ihrer Besonderheit von anderen abzuheben wünschen, wird sich dies in der Gemeinsamkeit der Tracht auszudrücken suchen. Das war in der klassischen Zeit des ständischen Gesellschaftsaufbaues eine Selbstverständlichkeit, wurde aber im Zeichen wachsender individualistischer Weltanschauung als veraltet empfunden. Der bekannte liberale Staatsrechtslehrer Robert von Mohl gibt in seinen Lebenserinnerungen nicht ohne Ironie ein Bild vom württembergischen Landtage, dem er seit 1845 angehörte: „Während meiner Anwesenheit er-





15. Österreichische Artillerie. Brauner Rock mit roten Aufschlägen; ultramarinblaue Hose. (Aus Pettenkoffen u. Strashgschwandtner, Die Österreichische Armee. 1850.)



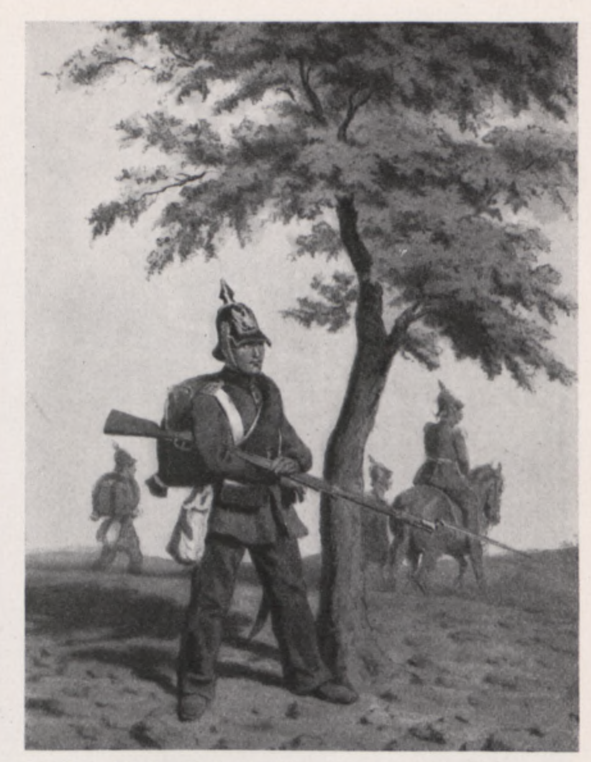
16. Preußische Ulanen. Blauer Rock mit roten Aufschlägen und Biesen; schwarze Hose. (Aus E. Hunten, Die Waffengattungen des Preußischen Heeres.)

schienen immer die Abgeordneten der Ritterschaft in Uniform und Degen, die Geistlichen im Ornate, die Abgeordneten der Städte und Ämter aber in langen, schwarzen, seidenen Mänteln ohne Ärmel, ringsum mit Fransen besetzt, etwa in der Form von Redoutendominos. Es sah wunderlich aus und war sehr unbequem. Der Präsident trug schwarzes Hofkleid und Degen; auch die Minister erschienen immer in Uniform und Degen.“ Hinter dieser boshaften Schilderung steht nicht nur der Widerstreit zweier Staatsauffassungen, denn Uniform bildet keinen wesenhaften Bestandteil des Ständetums, sie legt gewissermaßen auch die Bruchstelle zwischen höfischer und bürgerlicher Kultur dar. Alles Bürgerliche strebt nach Sachlichkeit, nach Nützlichkeit, indes das Höfische des Zierats nicht entbehren kann, weil die höfische Gesellschaft in ihrem pyramidenhaften Aufbau der äußeren Unterscheidung des Ranges und der Berufsstellung bedarf. Es gehört zum Wesen des Hofes, Gnaden auszuteilen und die erwiesene Huld sichtbar zu machen.

Die Form, in der eine solche Sichtbarmachung zu geschehen pflegt, die Verleihung von Orden, wurde vom liberalen Bürgertum ähnlich wie die Uniform einer bisweilen scharfen Kritik unterzogen. Im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon wurde auf die Entstehung der meisten Orden als teils frommen, teils kriegerischen Ursprungs hingewiesen. Hatte die Aufnahme in diese die adelige Abstammung zur Voraussetzung, „so verlangte man doch noch Gut und Blut von diesem Adel; er mußte im Einzelnen gehorchen, um im Ganzen herrschen zu können“. Begreiflicherweise fand dagegen der von Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar 1815 erneuerte Orden vom Weißen Falken Anerkennung, hieß es doch in der Stiftungsurkunde,



17. Bayerische Infanterie. Ultramarinblauer Rock und Hose, letztere mit breiten weißen Biesen; schwarzes Lederzeug; schwarze Bärenmütze mit rotem Helmbusch. (Aus Monten, Sämtliche Truppen von Europa.)



18. Preußische Infanterie. Hellblauer Rock mit roten Aufschlägen; schwarze Hose; weißes Lederzeug. (Aus E. Hunten, Die Waffengattungen des Preußischen Heeres.)

er lege seinen Besitzern die Pflicht der Treue auf gegen die jeweils höchste Nationalbehörde und dafür zu wirken, „daß vaterländische Gesinnung, daß deutsche Art und Kunst, Vervollkommnung der gesellschaftlichen Einrichtungen in der Gesetzgebung, Verwaltung, Staatsverfassung und Rechtspflege, sich immer mehr entwickeln und daß auf eine gründliche und des Ernstes des deutschen Nationalcharakters würdige Weise sich Licht und Wahrheit verbreite". Eine derartige, wie aus der Satzung einer Freimaurerloge stammende Redeweise konnte auf Zustimmung und Verständnis der Bewegungsparteien rechnen. Im Geiste jener Tage erwog man auch den Gedanken, ob das Ordenswesen nicht „konstitutionalisiert" werden könnte. Aber selbst die Ehrenlegion in Frankreich, die dieser Forderung noch am meisten zu entsprechen schien, da ihre Verleihung weder an Stand noch an Glaubensbekenntnis gebunden ist, lockte nicht zur Nachahmung. Aus solcher Stimmung heraus freute man sich, als der Mainzer Bischof Peter Kaiser die Annahme des ihm erteilten Kommandeurkreuzes des herzoglich hessischen Ludwigsordens abgelehnt und es zurückgesandt hatte.

Kritik der Ordensauszeichnungen und Kritik des Adels fielen so gut wie in eins zusammen. Über die Stellung des letzteren wird auch in anderem Zusammenhange noch die Rede sein, dort nämlich, wo die soziale Frage Gegenstand der Untersuchung sein wird. Zu dem Ideal der liberalen Bürgerlichkeit wollte der Adel nun einmal nicht passen. Das ganze staatswissenschaftliche Schrifttum und die gesamte Publizistik jener Zeit sind von dem Für und Wider der Verteidiger und Gegner des Adels durchzogen. Hatte der Romantiker Adam Müller noch vom Adel erklärt, er sei „die erste und einzig notwendige staatsrechtliche Institution des

Staates; er repräsentiert den einzelnen Menschen und ihrer augenblicklichen Macht gegenüber die Macht und die Freiheit der unsichtbaren und der abwesenden Glieder der bürgerlichen Gesellschaft", so machten sich die Leute vom Staatslexikon über ihn wie über K. L. von Haller und die anderen Staatsrechtler der Restauration immer wieder lustig. Man streitet auch wider die rechtsgeschichtlichen Erkenntnisse eines Grimm, Savigny oder Eichhorn, die von der Tatsache des Adels bei den Germanen berichten.



19. Wiener Nationalgarde. Karikatur aus dem Jahre 1848.

Wir stehen mitten in einer aufgewühlten Welt gesellschaftlicher Gegensätze, die überrankt von Lehrmeinungen sind, die mit der Wirklichkeit oft nur in losem Zusammenhange stehen. Der Staat, wie er im Leben des Volkes dasteht, und der Staat, den die Neuerer fordern, ist nicht dasselbe. Der Standpunkt der Verteidiger des Bestehenden und der der Fordernden ist schon dadurch geschieden, daß die einen an der Macht sind, die anderen vorerst nur als Zaungäste dem Regieren der anderen zusehen. So gebricht es ihnen an Übung und Erfahrung. Hier handelt es sich um völlig andere Verhältnisse als etwa in England, wo grundsätzlich jeder zum Mitregieren befugt erscheint. Mit Neid blicken die Unzufriedenen unter den Deutschen über den Rhein nach Frankreich, wo selbst unter den Bourbonen die Politik durch Kammermehrheiten beeinflußt wurde, wo die Presse ungleich freier als in Deutschland zu den Dingen des öffentlichen Lebens Stellung zu nehmen in die Lage kam. Gesteigert wurde das Verlangen nach ähnlichen Einrichtungen natürlich noch um ein Gewaltiges, als es den Franzosen gelang, die Dynastie im Augenblicke, da sie sich anschickte, die Freiheit der Presse anzutasten, zu stürzen und zu verjagen. Kam es gelegentlich der Julirevolution auf deutschem Boden bloß zu geringfügigen Bewegungen, so war die gewaltsam durchgeführte Veränderung in Paris doch das Zeichen, auf das in ganz Europa und nicht zuletzt in Deutschland alle Anwälte des Gedankens von der Volkssouveränität schon längst gewartet zu haben schienen.

„Ich gestehe es offen," erklärt in seinen Politischen Briefen (1833) der damals noch radikalgesinnte Heinrich Laube, „daß mir die vornehme Abgeschmacktheit, über die Franzosen zu reden, in tiefster Seele verhaßt ist — es erkennt niemand vielleicht die Flatterhaftigkeit, Oberflächlichkeit usw. der Franzosen so gern an als ich, aber ich halte es für den schreiendsten Undank, ihren lebhaften feurigen Sinn für das heilige Recht der Menschheit so über die Achsel anzusehen. Ihre große Regsamkeit, ihre Warmblütigkeit hat von 1789 an die ganze schönere neuere Zeit geboren, und weil die Mutter Fehler hat, die Mutter, die mit unendlichen Schmerzen sie geboren, wollen die Söhne ihr verächtlich begegnen?" O, man muß nur das Entzücken in Börnes „Briefen aus Paris" (1830—1833) miterleben, mit dem er das Getriebe der liberalen Juste-Milieu-Herrschaft begrüßt, wie er sich gleich in alle Finessen der allmächtigen Zeitungspolitik schickte. „Die Nachricht, die Sie mir gestern gegeben, daß das englische Ministerium selbst die

Revolution in Hannover angestiftet, habe ich auf der Stelle nebst einigen Bemerkungen in die Zeitungen setzen lassen, und sie steht gestern im Messager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hintereinander hetzen. Es ist aber doch schön, daß man hier alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redakteurs küssen einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße." Ja, der Anblick der ersten französischen Kokarde erschien ihm wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündflut, in Paris tat ihm aber wie immer das moralische Klima wohl, seine „deutsche Engbrüstigkeit" verließ ihn schon in Bondi, er zog alle seine Bedenklichkeiten aus und kam sich vor wie ein Knabe, der an einem schönen Sommerabend, wenn die Schule geendigt ist, nun springen und spielen darf. Ebenso ist Heinrich Heines Schwärmerei für Frankreich bekannt: „Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten," schrieb er von den Tagen in Helgoland, wo ihm die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution geworden war.

Die jüdischen Schriftsteller, die es den Franzosen nie vergaßen, daß von ihrem Lande aus der Grundsatz der bürgerlichen Gleichberechtigung (wenn auch mit Einschränkungen), zum ersten Male ausgesprochen und durch die Eroberungszüge der Revolutionsheere weit über die Grenzen ihres Staates verbreitet worden war, schwärmten auch jetzt als Freiwillige vor den Schlachtlinien des Liberalismus, wiesen mit nie ermüdender Kraft auf die beglückende Freiheit, die von der Seine aus den übrigen Völkern gepredigt wurde. Sie fanden um so eher Gehör, als die politischen Zustände in Deutschland in der Tat durch die staatliche Zersplitterung vielfach kläglich, die Einrichtungen in mehrfacher Beziehung überaltert waren. Es kann hier nicht der Ort sein, um eine Geschichte des Vormärz oder auch nur des vormärzlichen Staates zu bieten, wenn auch gerade auf diesem Gebiete das Jahr Achtundvierzig trotz der auch danach auftretenden rückläufigen Bewegungen einen deutlichen Einschnitt bedeutet. Deutschland hatte damit die eine der Revolutionen übersprungen. Die Entthronung der Herrschaft des grundbesitzenden Adels und des Klerus, die 1830 in Paris gefeiert wurde, ging, wie wir gesehen haben, an Deutschland ohne unmittelbare Wirkungen vorüber. Als sich aber die siegreiche Großfinanz übernimmt und das durch die Beteiligung an der Industrie reichgewordene Bürgertum die von Korruption angefressene Vorherrschaft der Bankaristokratie abschüttelt, kann sie es nur mit Hilfe des vierten Standes vollbringen und gerät fast in Gefahr, von seinen Mitstreitern überrannt zu werden. All das war den sozialen Abstufungen jenseits des Rheines angepaßt. Deutschlands Finanz- und Industriewesen war fünfzehn Jahre nach dem Pariser Frieden noch nicht weit genug fortgeschritten, um diese Entwicklung mitzumachen. Die Theorien, die zum großen Teil aus der Fremde eingeführt wurden, eilten den Tatsachen um etliche Schritte voraus.

Die zwei deutschen Staaten, Österreich und Preußen, die den Ton angaben, gingen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. (1840) politisch die gleichen Wege. Das offenbarte sich bisweilen selbst in kleinen Zügen ihrer vornehmsten Repräsentanten. Der Preußenkönig glich in mehr als einer Hinsicht Kaiser Franz II. Beide waren durch Einfachheit ihres Wesens gekennzeichnet, beide lebten ihr Leben offen vor ihren Untertanen. Soviel auch gleichzeitige und besonders spätere Kritik an ihnen zu tadeln hatte, die herrschende Volksstimmung stand auf ihrer Seite. Sie hatten beide zusammen mit ihrem Volke ein gewaltiges Stück Geschichte durchzumachen gehabt und sind beide schließlich in ihren Anschauungen über Sinn und Aufgabe des Staates erstarrt bis zur Unbeweglichkeit des Geistes. Und bei beiden übertrug sich diese persönliche Abneigung wider jede Neuerung auch auf das Staatswesen, dem sie vorstanden. Vom Preußenkönig wird erzählt, daß er sich nur schwer zum Wechsel seiner Kleidung bestimmen ließ und von Kaiser Franz will eine Anekdote wissen, daß es der List seiner Gemahlin bedurfte, um ihm einen neuen Hut zu beschaffen. Die gelbe unscheinbare Kalesche, mit der Friedrich Wilhelm in den Tiergarten fuhr, oder der lange Korbwagen, auf dem er mit

Gattin und Kindern die Pfaueninsel aufsuchte, trugen das gleiche Gepräge der Bürgerlichkeit wie die Fahrten des Kaisers durch die Prateralleen. Man kennt aus den Schilderungen der Madame de Stael die Verwunderung, mit der sie berichtet, wie ungehindert sich der Herrscher der österreichischen Monarchie inmitten seines Volkes bewegen konnte. Das war kein bestellter Jubel des Publikums, der ihn begrüßte, wenn er im Theater oder sonst öffentlich erschien. Die stark betonte wienerische Mundart, der er sich bediente, unterstützte noch seine Volkstümlichkeit. Es war eben ein ausgesprochen patriarchalisches Verhältnis, das in Wien wie in Berlin zwischen der großen Menge der Staatsangehörigen und dem Monarchen bestand. Man fühlte sich innerlich verbunden. Glücks- und Unglücksfälle im Herrscherhause wurden von den weiten Schichten des Volkes mit aufrichtiger Teilnahme begleitet. Nicht immer und bei jeder Gelegenheit war diese Teilnahme gleichen Sinnes mit den Absichten des Fürsten. Als Friedrich Wilhelm III. nach vierzehnjähriger Witwerschaft die Gräfin Auguste von Harrach in morganatischer Ehe heiratete und zur Fürstin von Liegnitz erhob (1824), da freuten sich viele des Paares. Andere konnten freilich nicht vergessen, daß die vergötterte Königin Luise einst an seiner Seite ging. Im August 1835 schlug man einmal sogar dem König und der Fürstin die Fenster ein. Beifall wie Murren entsprangen nicht theoretischen Erwägungen, waren vielmehr Ausfluß eines bestimmten Zusammengehörigkeitsbewußtseins, glichen Vorgängen, wie sie auch im Rahmen einer Familie vorkommen können. Es war nicht bloß Neugierde, wenn sich an die Bahre einer verstorbenen Persönlichkeit aus dem Herrscherhause Menschenmassen drängten, wenn man beim Begräbnis Tränen vergoß und bei freudigen Anlässen in hellen Jubel ausbrach. Man fühlte sich eben selbst gehoben, wenn man sich wenigstens im Bereiche gefühlsmäßig bestimmter Anteilnahme den Fürsten gleichstellte. Auf diese Weise ertrug man auch leichter die Härten, die mit der Unumschränktheit der Herrschaftsgewalt verknüpft sind und bisweilen rauh in das Dasein des einzelnen eingriffen. Nicht zu übersehen bleibt allerdings die Kehrseite dieses Bildes. Die Beweise überströmender Zuneigung des Volkes verdeckten die gegensätzlichen Strömungen und verleiteten leicht zu falschen Urteilen. Leutseligkeit, Herablassung, Vatersinn und wie die Stichwörter jener Zeit auch sonst lauteten, sie besaßen nur so lange einen tieferen Gehalt, als sie aus der naiven Verehrungsbereitschaft der Untertanen kamen. Nur so lange bildeten sie wertvollen Kitt für die Bausteine der Staaten. In dem Augenblicke, da sie aus dem Dunkel einer ins Unbewußte hineinreichenden Gesinnung her-



20. Kaiser Franz I. in Wien vom Volke begrüßt. Kupferstich aus Adolf Bäuerle „Was verdankt Österreich der beglückenden Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz dem Ersten“. Wien 1834.



21. Kronprinz Ferdinand von Österreich bei einer Unwetterkatastrophe. Stahlstich.

vorgelockt worden waren und zu Stützen eines Systems, einer wohldurchdachten Doktrin erhoben wurden, weckten sie die unter der Decke schlummernden Widerstände.

Das alles wird an dem Beispiele der Regierung Friedrich Wilhelms IV. kund, dieses ohne Zweifel hochbegabten, wohlwollenden und liebenswürdigen Fürsten. An Beweglichkeit und Reichtum des Geistes überragte er seinen etwas steifen, Menschen verachtenden, aber trotzdem gutmütigen Vater um ein Bedeutendes. Nichtsdestoweniger erlitt seine Regierung Schiffbruch. Der Berner Patrizier Karl Ludwig von Haller, der diesem Könige in der Kronprinzenzeit nahe gestanden und auf ihn Einfluß genommen hatte, Haller war es, der die Grundsätze patriarchalischen Regimentes aus ihrer naiven Selbstverständlichkeit aufschreckte und zu einer romantisch angehauchten Staatsauffassung verwob. Damit war aber auch der Zauber der Unmittelbarkeit verscheucht. Warf 1833 bereits Heinrich Laube in seinen „Politischen Briefen" die Frage auf: „Du willst Republikaner oder Patriarchaler sein?" so wurde dieses Entweder-Oder bald immer häufiger erörtert. Dafür sorgten die aus Frankreich herüberdringenden Revolutionsgedanken, dafür sorgten die Zeitungen, die zu Berlin und Frankfurt am Main schon unter dem Einfluß des immer schärfer hervortretenden Judentums standen, das wieder, mit den Franzosen in geistiger Verbindung, alles, was sich als christlich gab, mit ätzendem Spotte übergoß. Die Halbheiten, deren sich der Preußenkönig hatte schuldig gemacht, wie die Uneinigkeit in der Umgebung des regierungsunfähigen Kaisers Ferdinand von Österreich, förderten den Widerstand gegen die Selbstherrlichkeit eines Herrschertums, das nicht mehr auf uneingeschränkte Zustimmung der Untertanen rechnen konnte.

In einer der vielen Huldigungsschriften, die dem Lobe Kaiser Franz gewidmet waren, konnte man lesen: „Im Jahre 1830 schlugen im Westen die Flammen der Revolutionen und Bürgerkriege empor und trugen Unheil und Verderben in die weite Umgebung. In Österreich aber brannte das Feuer der Liebe auf dem Altar der Untertanentreue in reiner schöner Flamme und verbreitete Glück und Segen in allen Teilen der weiten Monarchie." So und ähnlich hieß es in derlei Veröffentlichungen. Abbildungen zeigten den Herrscher inmitten des Volkes, jubelnd von der Menge begrüßt. Abbildungen zeigten auch den Kronprinzen, wie er voll Anteil das von Wetterkatastrophen heimgesuchte Land bereist. Alle diese Darstellungen bargen in sich unbezweifelbare Wahrheiten, ihnen wohnte aber auch die Gefahr inne, die der Publizistik häufig innewohnt, daß sie nämlich von den geistigen Urhebern für bare Münze genommen und in ihrer Bedeutung überschätzt werde. Obwohl jene wissen, wie solches zustande kommt und

daß es sich dabei bloß um Zweckkundgebungen handelt, hat das Lob soviel Lockendes, daß man sich davon gern gefangen nehmen läßt und den Ursprung vergißt. Nur so ist es zu erklären, wenn aus starrsinnigem Festhalten an der buchstabengetreuen Auslegung des Legitimitätsgrundsatzes der arme schwachsinnige erstgeborene Sohn des Kaisers, wenn Ferdinand zum Kaiser erhoben wurde. Gleichzeitige Beobachter, die sich die Klarheit des Blickes bewahrt hatten, klagten mit Recht: „Wir haben eine absolute Monarchie ohne Monarchen!" Andere drückten sich noch viel derber aus. Trotzdem durfte man sich nach oberflächlicher Prüfung der Volksgesinnung für berechtigt halten, solches den Untertanen zuzumuten. Die große Menge nahm diese Tatsachen auch mit gutmütiger Naivität hin.

Auch in Preußen fehlte es nicht an derartiger Bereitschaft. In Berlin hatte jedoch die Intelligenz bereits früher viel mehr Bewegungsfreiheit besessen. Der Geist der Kritik war hier schon weiter vorwärts gedrungen. Die Stimmung, die da um sich gegriffen hatte, blieb nicht stumm. Für den Kreis der Vertrauten, die Friedrich Wilhelm IV. in seinen eigenartig mystisch-romantischen Neigungen bestärkten, grub man die aus dem spanischen stammende Bezeichnung „Camarilla" aus, die als Verkleinerung von Cámara (Kammer) soviel wie Kabinettsrat hieß, jetzt aber den Nebensinn von unverantwortlicher Geheimregierung erhielt.

Das Jahr Achtundvierzig brachte den liberalen Ideen einen nicht bestreitbaren Sieg und wirkte sich auch im Verhältnis der deutschen Herrscher zum regierten Volke aus. Die Scherzfrage: „Welche Ähnlichkeit hat das Jahr 1850 mit dem Seilerhandwerk?", der die Antwort zuteil wurde: „Je mehr man in beiden rückwärts geht, desto mehr kommt man vorwärts," hatte doch bloß vom Standpunkte des Augenblicks Gültigkeit. Woran erkennt man den Sieg eines Gedankens? Vor allem daran, daß sich auch die Gegner dieses Gedankens seiner bemächtigen und ihn für ihre Zwecke umzuformen trachten. Man vergleiche doch das Zeitalter des „Neuabsolutismus" Kaiser Franz Josephs mit der Regierungsweise seines Großoheims Franz! Trotz allen Knebelungen, Verboten und Zensureinschränkungen erfreuten sich die Zeitungen doch eines Einflusses, den sie vorher (das Jahr 1848 ausgenommen) nie besaßen. Die einzelnen Minister zettelten bisweilen selbst in der Presse ihre Ränke an. Man vermied es auch, die Einrichtungen, die vor der Revolution bestanden hatten, unbesehen wiederherzustellen. Der Unterschied, der zwischen der jetzigen Regierungsweise und einer parlamentarischen festzustellen ist, beruhte vor allem darin, daß sich der Monarch und seine nächsten Berater die ganze Verantwortung und Arbeitslast aufluden, die sie sonst mit Volksvertretern geteilt hätten.

Der Geist, in dem die Mehrzahl der Beamten regierte, war der liberale. Ähnliches läßt sich von der Gesinnung der hohen Militärs behaupten. Den Beweis hierfür erbrachte ihre ablehnende Haltung gegen die Abmachungen mit der Kurie, die im Konkordat (1855) einen Teil der staatlichen Hoheit in Schul-, Ehe- und anderen Angelegenheiten der Kirche abtraten. Der offene und heimliche Widerstand, der von diesen Kreisen ausging, stammte zunächst wohl davon her, daß der Einfluß, den Joseph II. auf ihr Denken genommen hatte, noch keineswegs ausgestorben war. Aus dem sogenannten „Josefinismus" schöpfte aber der österreichische Liberalismus seine besten Kräfte. Mit sichtlichem Interesse verzeichnet der Polizeiminister v. Kempen alle Bemerkungen, die sich zu dem Abschlusse des Konkordates kritisch verhalten, ebenso Äußerungen in Predigten, die der Überordnung der Kirche über den Staat das Wort reden, und hält selbst mit seinen Bedenken über die Auswirkungen jenes Abkommens nicht hinter dem Berge. Seine streng konservative Haltung hinderte ihn nicht, die liberale „Presse" zu begönnern und unter Umständen mit Ignatz Kuranda in Verkehr zu treten, der die ebenfalls liberale „Ostdeutsche Post" in Wien herausgab und leitete.

In Preußen hielt man widerwillig an der Konstitution fest. Friedrich Wilhelm IV. ließ sich von seinen obersten Räten den Schwur auf die Verfassung (6. Februar 1850) abdringen.

Zwar wurden verschiedene Einschränkungen der Macht des Abgeordnetenhauses durchgesetzt, aber auch Wilhelm I., der spätere erste Deutsche Kaiser, hielt grundsätzlich an den Einrichtungen fest, die ihm sein Bruder als Erbe der Märzereignisse zurückgelassen hatte. Man weiß, in welchem Gewissenskampfe er sich befand, als die Kammer ihm weigerte, was er für die Stellung und den Vorteil seines Staates für notwendig hielt, wie lange er zögerte, den Mann an die Spitze der Regierung zu stellen, von dem er wußte, daß er vor gewalttätigem Vorgehen, gegen die Gewählten des Volkes nicht zurückschrecken würde. Und selbst Bismarck betrachtete dieses nur als vorübergehende Notmaßregel. Sonst wäre er nach Königgrätz nicht um Indemnität für die ohne gesetzliche Grundlagen geleisteten Staatsauslagen beim Landtage eingekommen. Der Liberalismus hatte gesiegt. Seine Grundsätze wurden in dem gesetzlichen Aufbau des Norddeutschen Bundes gleichfalls verwirklicht, nicht im Sinne der extremen Fortschrittsmänner, aber doch so weit, als es die Bedürfnisse des Bundes zuließen.

Gerade jene deutschen Monarchen, Wilhelm I. und Franz Joseph, die ihrer ganzen Gesinnung nach der parlamentarischen Regierungsweise nur geringe Neigung entgegenbrachten, nahmen es nach Übernahme konstitutioneller Verfassungsformen sehr ernst mit deren Befolgung. Und dies auch dann, wenn es ihnen die bisweilen den Interessen des Gemeinwesens widerstreitende Starrheit liberaler Doktrinäre nicht leicht gemacht hatte, beim Parlamentarismus zu verharren. Vielfach blieb es eben doch den Fürsten vorbehalten, in einer Welt sich durchkreuzender Theorien den Geboten der Wirklichkeit zum Siege zu verhelfen. Zwischen den immer drängender werdenden Ansprüchen des Adels, den wachsenden Forderungen des Bürgertums und den Gehör heischenden Anklagen und Wünschen des vierten Standes als Schiedsrichter aufzutreten, wurde von Tag zu Tag schwieriger. Darin lag auch die Versuchung, sich dem Konstitutionalismus zu verschreiben. Der Fürst verzichtete damit nicht nur auf einen Teil seiner Macht, er legte auch ein Stück Verantwortung auf fremde Schultern.

Bis zu einem gewissen Grade hatte natürlich der Adel durch die Änderung der Verfassung mehr verloren als der Herrscher in eigener Person. Der durch das Nachrücken des vierten Standes geängstigte bürgerliche Liberalismus suchte vielfach nachgerade Schutz bei der Autorität der Fürsten, die ihrerseits froh waren mit einer gemäßigten Form der neuen Richtung paktieren zu können. Natürlich paßte sich dem der Hofadel am ersten an.

Eine so scharfe Beobachterin wie Karoline von Rochow schreibt am 30. August 1849 aus Potsdam: „Du mußt Dir Potsdam nicht als Mittelpunkt der politischen Macht vorstellen; sondern diese ist vielmehr, wie bisher das einige Deutschland, ein schwebender Begriff ohne realen Boden. An der Spitze steht ein phantastischer König, der sich mit Menschen der verschiedenartigsten Richtungen umgibt, mit ihnen spricht, konferiert und aus jedem ein Fädchen zu dem bunten Gewebe herauszieht, mit dem er sich an den Mond heranspinnt, ohne darauf zu achten, wie oft der Faden in seiner Hand reißt. Er äußert sich bisweilen über einzelne Sachen im Zorn, oder in überschwenglichem Beifall; im allgemeinen spricht er, wie es recht ist, nicht über Politik, und so können es andere auch nicht in seiner Gegenwart. Die Königin mit ihrem so außerordentlich richtigen Gefühl und natürlich-einfacher Auffassung äußert sich im einzelnen oft mit großer Offenheit; im allgemeinen aber hält sie fest an der natürlichen Reserve ihrer Position und an dem Prinzip, niemandes Einfluß in Anspruch zu nehmen. Könnte ich Dir also auch sagen, was die Königin oder Humboldt, Gerlach oder Meyerinck, Manteuffel oder eine Hofdame, Dönhoff oder Keller von diesem oder jenem geäußert haben, so gibt dies alles wahrlich kein Bild einer allgemeinen, geschweige denn einer einflußreichen Auffassung. Diese alle essen, stehen herum, fahren spazieren, trinken Tee, besichtigen Bilder, hören vorlesen, zupfen Charpie, sprechen einzeln miteinander und sind froh, nach beendigter Fatique die übrigen Stunden in der Ruhe ihrer Stuben, oder in Privatrelationen zu verleben. Unglück macht die Menschen nicht rücksichtsvoller; im Gegenteil, es erregt oft das Gefühl, daß man Anspruch an die Hilfe, den Anteil anderer Menschen habe und nichts mehr leisten könne. Il n'y a que les parvenus, qui sont vrais courtisans!" —

Man erkennt aus der Art dieser Beobachtungen, wie sich die neue Zeit mit ihren anderen Formen in dem Bewußtsein einer Persönlichkeit abspiegelt, die mit ganzer Seele einst dem selbstherrlichen Regimente zugetan war und nun ratlos vor der Vielheit der Einflüsse steht, die sich am Hofe und im Staate geltend machen, zumal sich diese noch nicht zu einem System zusammengefügt haben. Der um die Krone gescharte Adel weiß vorerst nichts Rechtes mit sich selbst anzufangen. Man treibt nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, was man bisher getrieben hatte, weiter, denn man weiß seinem Tun noch nicht den ihm eigenen Sinn zu unterlegen und so schnurrt das Triebwerk blind ab. Und trotzdem hat es die Zahl der Höflinge leichter. Sie ist an das Schicksal der Fürsten gebunden, mit ihm auf Leben und Tod verknüpft. Anders wieder der kleine Briefadel der Militärs und Beamten, der eine bloße formale Auszeichnung darstellt, die sich freilich dort, wo Erblichkeit der Titel die Regel bildet, von Orden kaum wesentlich unterscheidet. Von dem Wandel der Verhältnisse wurde in erster Linie selbstverständlich der grundbesitzende Adel berührt. Aber auch hier läßt sich nicht immer eine vollständige Einheit feststellen. Die Interessen des Hochadels und jene der kleinen Landedelleute waren gleichfalls nicht dieselben.

Das alles macht sich freilich erst so recht nach dem Sturmjahr Achtundvierzig geltend. Mit der Lockerung der bisherigen Bindungen brechen die Gegensätze auf, werden die Sprünge sichtbar. Vorher überwiegt noch die Gewalt der Überlieferung. Die Trägheit der Massen hielt bis zu jenem Zeitpunkte an den gewohnten Formen fest. Sicher war dies bei der älteren Generation der Fall. Es kamen dabei allerdings noch andere Gesichtspunkte in Frage. Es läßt sich auch nicht für das gesamte Deutschland in dieser Beziehung eine einheitliche Formel finden. Hier ist wohl nicht der Platz, die Gründe anzuführen für die verschiedenartige Entwicklung in den einzelnen deutschen Gebieten, wieso es kam, daß im Nordosten Deutschlands die politische Bedeutung des Landadels bestehen blieb, indes im Südosten, das doch ebenfalls Kolonialland ist, diese Dinge einen ganz anderen Verlauf genommen haben.

Fragt man nach dem seelischen und gemütsmäßig bestimmten Verhältnis der Menschen zu der Tatsache, daß sich über die Schicht der großen Menge von Staatsangehörigen, eine kleinere erhob, die zum Teil als rechtlich, zum Teil als wirtschaftlich, auf jeden Fall aber als gesellschaftlich bevorzugt gelten konnte, so wird man darauf eine andere Antwort erhalten, wenn man sich in den Schriften der liberalen Theoretiker Rats erholt, und eine andere, sobald man die Zeugnisse der Wirklichkeit daraufhin überprüft. Sicher spielt in dieser Beziehung die Macht des Einflusses, der den Ideen des Jahres 1789 eignet, eine bisweilen entscheidende Rolle. Begreiflich darum, daß Westdeutschland ihnen zugänglicher blieb als der Osten, begreiflich, daß die einstigen Rheinbundstaaten durch die vielfache Berührung mit Menschen und Einrichtungen des revolutionären Frankreich eher angesteckt wurden als jene Länder, die wie Österreich in fast ununterbrochener Kampfesstellung der Revolution und später Napoleon gegenübergestanden hatten. Ohne Zweifel kam hierbei auch der verschiedenartige wirtschaftliche Aufbau der Landschaften und Staaten in Betracht. In der ungleich stärker entwickelten städtischen Kultur am Rhein, wo auch der industrielle Großbetrieb bereits mächtige Fortschritte aufzuweisen hatte, schmolz die Bereitwilligkeit, einem durch Geburt bevorrechteten Kreis von Mitbürgern besondere Ehrerbietung zuzuerkennen, eher zusammen als in ländlicher Umgebung.

Dazu gesellte sich die nicht überall gleiche Haltung der Fürsten gegenüber den Forderungen des Bürgertums. In jenen Staaten, die wie Baden, Württemberg oder Bayern von Napoleons Gnaden reich mit Territorien begabt wurden, die eine völlig andere geschichtliche

Vergangenheit hinter sich hatten als die, zu denen sie jetzt geschlagen worden sind, mußten die Monarchen darauf bedacht sein, in ihren neuen Bürgern ein badisches, württembergisches oder bayerisches Staatsbewußtsein einzupflanzen. Wie sollte dies aber geschehen, wenn nicht durch volkstümliche Einrichtungen? Die liberale Verfassung schien die geeignetste Form zu sein, in den neu hinzugewonnenen Untertanen durch die Möglichkeit, an dem öffentlichen Leben aktiv teilzunehmen, Landespatriotismus zu erwecken.

Am ungebrochensten war sicherlich die politische Kraft beim preußischen Kleinadel geblieben. In Österreich zum Beispiel gab es einen solchen fast nicht mehr. Dort war er im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zum Teil unter dem Einflusse der Gegenreformation von den adeligen Großgrundbesitzern allmählich aufgesogen worden, ging in das höhere Beamtentum ein oder betätigte sich im Heere an höheren Kommanden. Der fürstliche Absolutismus hatte ihn überdies zu einem Anhängsel des Hofes herabgedrückt. Zu einer selbständigen Stellung im Staate vermochte er sich nicht wieder emporzuringen. Anders in Preußen und Brandenburg. Das Geldbedürfnis der Fürsten kam der Kirche, dem Adel und den Städten zugute. Der Adel aber, der durch die Änderung der Heeresverfassung zugunsten des Söldnertums von seinem ursprünglich rein militärischen Beruf abgedrängt worden war, widmete sich fürderhin der Bewirtschaftung seiner meist nur mäßig großen Güter. Teils erwarb er benachbarte Bauerngüter, teils verstand er es, sich obrigkeitliche Rechte über die Bauern zu erkämpfen und sich als Gerichtsherr und Kirchenpatron zwischen Staatsgewalt und Bauern zu zwängen. Indem man den Bauern zudem auch die Freizügigkeit nahm, hatte man in den zu Frondiensten Verpflichteten so billige Arbeitskräfte wie nur möglich. Erst als man die Möglichkeit einer intensiveren Bodenausnutzung erkennt, zeigt sich die Notwendigkeit, vom Robotdienst zur freien Arbeit überzugehen. Aber der Weg dahin war weit, durch mancherlei Vorurteile und manchen Eigennutz verbaut. Der Ruf nach „Freiheit" besaß darum für den Landmann einen ganz anderen Klang als für den bürgerlichen Volksredner. Frondienste, Abgaben, Bedrückung durch Steuern und Jagdvorrechte — das sind die Klagen, die in bäuerlichen Kreisen immer wiederkehren und in den Märztagen des Jahres 1848 zu schweren Ausschreitungen führen, die vom Rhein bis nach Oberschlesien und Sachsen Brand und Verwüstung tragen. „Weg mit dem Edelpack!" klingt es aus dem Munde der Aufrührer den Rittergutsbesitzern in die Ohren.

„Hier auf dem Lande findet man doch manches in der Natur," schreibt am 3. Juni 1848 Karoline von Rochow, „woran man sich freuen kann; aber bisweilen fährt einem wie ein großer Schreck durch die Seele die Frage: was geschieht wohl in dem Augenblick, wo du hier harmlos dich dafür interessierst, ob ein Baum, eine Blume oder eine Kohlpflanze mehr oder weniger wächst? Weißt Du denn, daß Vossens aus Giewitz (Mecklenburg) geflüchtet waren? Eine Bande von mehreren hundert Bewaffneten hatte ihrem See gegenüber eine halbe Meile entfernt, einen mißliebigen Herrn v. Behr angegriffen und sein Schloß Torgelow demoliert und verbrannt, was Vossens aus ihren Fenstern sehen konnten. Herr v. Behr flüchtete mit Frau und Kind zu Fuß und Kahn zu ihnen; Voß ließ sie gleich weiterfahren, für den Fall, daß die Bande sie bis Giewitz verfolgen wollte, und entfloh dann mit den Seinigen nach Scharsow; indessen ist nichts weiter erfolgt. Mecklenburg hat Truppen aufgeboten, die Gutsbesitzer haben sich alliiert, und so ist die Ruhe wieder hergestellt." Diese Schilderung wird durch viele andere Berichte ähnlichen Inhalts in ihrer Richtigkeit bestätigt. Revolutionäre Agitation war es offenbar, die in Pommern den Tagelöhnern einredete, es würde jeder von ihnen drei Morgen Äcker, einen Morgen Wiese, Wohnung und Weide für eine Kuh, drei Schafe und Gänse erhalten. Landhunger trieb die geknechtete Masse in die Arme der Empörung.

Das Leben dieses Kleinadels war im Grunde allerdings ziemlich eintönig und oft nachgerade primitiv. Ein paar Wochen Winteraufenthalt in Berlin unterbrach das ländliche Dasein dieser Familien, von denen sich so manche rühmte, länger auf dem Boden zu sitzen als ihr

Landesherr. So sehr verwuchsen sie mit der Scholle, daß ihre ganze Daseinsführung etwas Bäuerliches und Erdgebundenes erhielt. Mit karikierender Selbstironie hatte der junge Bismarck in der ihm eigenen Art von sich gesagt: „Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern, und bei letzteren erfreue ich mich einigen Ansehens, weil ich Geschriebenes mit Leichtigkeit lesen kann, mich zu jeder Zeit wie ein Mensch kleide und dabei ein Stück Wild mit der Akkuratesse eines Metzgers zerwirke, ruhig und dreist reite, ganz schwere Zigarren rauche und meine Gäste mit freundlicher Kaltblütigkeit unter den Tisch trinke; denn leider Gottes kann ich nicht mehr betrunken werden, obschon ich mich dieses Umstandes als eines sehr glücklichen erinnere. So vegetiere ich fast wie ein Uhrwerk, ohne besondere Wünsche oder Befürchtungen zu haben. Ein sehr harmonischer und sehr langweiliger Zustand." Damit stimmt das Urteil der Karoline von Rochow, die 1818 den nachmaligen Minister Gustav von Rochow geheiratet hatte, jenen Rochow, dem die Legende das Wort vom „beschränkten Untertanenverstand" nachgesagt hatte, in mehr als einer Hinsicht zusammen. Als einstige Hofdame fand sie sich nicht leicht in die ländlichen Verhältnisse. Spricht sie von „Landjunkern", so merkt man deutlich, daß sie sich als etwas Besseres fühlt. Sie erzählt in ihren Erinnerungen von den ersten Eindrücken über jene: „Ich kann auch nicht sagen, daß sie mir in einer sehr liebenswürdigen Gestalt entgegentraten, sondern, meist im materiellen Leben befangen, ihre Tätigkeit auf ihre Wirtschaft beschränkend. Ihre Geselligkeit bestand in Zusammenkünften, bei denen mehr gegessen und besonders getrunken wurde, als ich je in meinem Leben gesehen hatte, um dann dem Spiel der Karten und der Tabakspfeife Platz zu machen. Über dies Niveau erhoben sich nur diejenigen, die sich als Landräte, Kreisdeputierte oder aus speziellem Interesse um innere Kreis- und Provinzialangelegenheiten bekümmerten und ihre natürlichen Gaben durch einige Kenntnisse in diesem Fache mehr ausgebildet hatten. Doch glaube ich nicht, daß damals selbst diese Interessen sehr tiefgehend waren, wenigstens hörte man, daß ihre Kreisversammlungen ihre Hauptdauer aus einem guten Glase Wein und einigen Stunden am Spieltisch schöpften, wenn nicht gar ein alter Suitier es dahin brachte, eine Bank aufzulegen." Freilich bewies gerade die Familie ihres Mannes, daß es in dieser Adelsschicht Ausnahmen gab. Ihre Schwiegermutter war in zweiter Ehe mit dem als romantischen Dichter bekannten Friedrich Freiherrn de la Motte Fouqué vermählt und versuchte sich selbst mit Erfolg als Romanschriftstellerin.

Unter dem Eindruck des Aufruhrs der Bauern war ein Großteil der Gutsbesitzer sichtlich eingeschüchtert. Graf Hermann Hatzfeld nannte sich jetzt einfach „Hermann Hatzfeld, Besitzer des Fürstentums Trachenberg". Eine Versammlung von Rittergutsbesitzern und Abgeordneten der Stadt- und Landgemeinden aus der Priegnitz erklärten sich am 25. März 1848 für die Gleichstellung aller Stände, für den Verzicht auf alle Vorzugsrechte, für gleichmäßige Vertretung und Besteuerung. Dem Regenswalder konstitutionellen Verein stand ein Bülow-Cummerow vor, der Belgarder Kreistag unter dem Vorsitz von Kleist-Retzow trat für eine konstitutionelle Regierung ein. Der gemäßigt-liberale Georg Freiherr von Vincke erzählt, wie ihm Graf Renard, als er ihn im Frühjahr 1848 mit „Exzellenz" anredete, in größter Aufregung erwiderte: „Bitte, bitte, meine Herren, nicht Exzellenz, nicht Graf, — Bürger Renard."

Es bleibt nicht ohne Reiz, wenn man beobachtet, wie dieses stolze und plötzlich in seinen Grundfesten erschütterte Junkertum nicht durch politische Winkelzüge die Kräfte des Widerstandes zu sammeln vermochte, auch nicht durch die Hilfe einer Macht im Staate, dies vielmehr fast allein der religiösen Überzeugung eines Häufleins glaubensstarker Männer aus seiner Mitte verdankte. In der Abkehr von der Aufklärung, deren Zusammenhang mit Revolution und

Liberalismus offen erkannt oder triebmäßig erfühlt worden war, übte die von der Brüdergemeine über Schleiermacher sich auswirkende, auf Verinnerlichung des Glaubens hinzielende pietistische Bewegung mit ihrer asketischen Richtung nicht geringen Einfluß auf Gemüter, die von der herrschenden protestantischen Rechtgläubigkeit vergeblich Antwort auf die Fragen ihres religiösen Bedürfnisses heischten. Gustav von Below-Reddenthin, Senfft-Pilsach und Thadden-Trieglaff bildeten auf diese Art so eine kleine pietistische Gemeinde, die in heftigen Gegensatz zur Landeskirche kam und durch ihre Verachtung des Dogmatismus und ihre Wertschätzung weltabgewandter Selbstkasteiung in mancher Beziehung dem Katholizismus überraschend nahetrat. Die Brüder Gerlach konnten von sich sagen, daß sie nie in ihrem Leben geraucht hätten, nie geschwommen seien, nie gejagt, nie einen Toten selig, nie Friedrich II. „den Großen" genannt, nie ein Theater besucht hätten. Um so größeren Unwillen erregte es bei den anderen, wenn einer von ihnen, ein adeliger Gutsbesitzer, die Gebetstunde eines „erweckten" Bauern besuchte, ohne den dort wohnenden Landrat zu besuchen. Diese Kreise schlossen sich immer mehr von der Außenwelt ab. Die Trinkgelage, Kartenspiele und politischen Debatten übten keinen Reiz auf sie aus. Statt dessen sangen sie in den Zirkeln Gleichgesinnter Choräle, lasen die Bibel und gaben sich dem freien Gebete hin. Sie wurden deshalb verlacht, man nannte ihr Treiben „Maikäferei". Im Augenblick, als aber die Revolution alle gesellschaftlichen Bande zu zerreißen drohte, da zeigte es sich, daß ihrem Tun eine geschichtliche Sendung zukam. Als Grundbesitzer legten sie zuerst an sich selbst den Maßstab strenger Selbstzucht an. Sie verachteten jene ihrer Standesgenossen, die allein der Gewinnsucht fröhnten, sie legten sich auch sittliche und soziale Pflichten gegenüber ihren Leuten auf. Thadden bezahlte die höchsten Löhne. Als Ideal galt der wahre Patriarchalismus, bei dem der Herr wie ein Vater für seine Kinder, so hier für seine Untergebenen zu sorgen habe. Welche Anziehungskraft von dem Geist dieser neuen Frömmigkeit ausstrahlte, beweist wohl zur Genüge die Tatsache, daß sich ihm ein so lebensfrohes Weltkind wie Bismarck nicht völlig zu entziehen vermochte. In den Tagen der Gefahr bildeten aber die Männer um Thadden den festen Punkt, um den sich alles scharte, was dem hereinbrechenden Übel Widerstand leistete. Sie bekannten sich zu ihrem Glauben eben durch die Tat. Als der Landrat Kleist-Retzow bekehrt war, stellte er alle Sonntagsarbeit ein, gab seinen Leuten in der Woche genügend freie Zeit zur Bestellung ihres Landes. Gelegentlich der Huldigungsfahrt nach Berlin, die er mit seinen Schulzen unternahm, um den aus England heimkehrenden Prinzen von Preußen zu begrüßen, weigerte er sich an der Festtafel teilzunehmen, wenn man nicht auch seine schlichten Begleiter dazu lade. Aus dieser Auffassung, die weit davon entfernt war, etwa blinder Gleichmacherei das Wort zu reden, die vielmehr Herrschen und Dienen als gottgewollte Tatsachen hinzunehmen bereit war, aus dieser Auffassung ging der Wille und Mut hervor, dem Aufruhrrausch der Demokraten und entfesselten Volksmassen Widerpart zu leisten.

Das Bedeutendste, das damals im Rahmen des nordostdeutschen Kleinadels zustandekam, war die Bildung einer selbständigen konservativen Partei und eines den Absichten dieser Partei dienenden Blattes. Wohlgemerkt! Gegner des Liberalismus gab es schon immer, gab es schon von dem Zeitpunkte an, da dieser überhaupt in Erscheinung zu treten begann, selbstverständlich waren diese Gegner auch vordem vielfach in den am meisten bedrohten aristokratischen Kreisen zu suchen, aber es drehte sich da in der Regel nur um Abwehrhandlungen von Fall zu Fall und zumeist im Zusammenhange mit dem Herrscher. Hier aber löste sich eine Partei als ein selbständiger Körper aus der Gesamtheit der Erscheinungen ab. Bis dahin hatte es überhaupt keine politischen Parteien gegeben. Die ersten, die sich zu solchen zusammen-

schlossen, hatten auf der Seite des Liberalismus gestanden. Es war ein Beweis für seinen Sieg, aber auch ein Beweis, daß seine Gegner nicht kampflos zurückwichen, wenn sie sich jetzt der gleichen Organisationswaffen bedienten. Ja noch mehr. Der konservative Adel blieb bei der Bildung einer politischen Partei nicht stehen, er schritt jetzt auch zur Gründung einer Zeitung. Wohl gab es auch vorher eine Reihe von Blättern, die im Sinne der Regierung schrieben und schreiben mußten. Das Eigentümliche, wodurch sich die von Ludwig von Gerlach ins Leben gerufene „Kreuz-Zeitung" von den gewöhnlichen Regierungsblättern unterschied, lag darin, daß hier ein Organ erstand, das die Interessen des konservativen Gedankens, wenn es nottat, auch gegen König und Minister zu vertreten hatte.

Welche starke innere Kraft jener Adelsschichte zukam, erwies sich nicht bloß in diesen kraftvollen Lebensäußerungen, nicht bloß in dem Umstande, daß sie Männer wie Otto von Bismarck hervorzubringen vermochte, diese Kraft läßt sich auch im Schrifttum der Zeit feststellen, in der willigen Anerkennung, die man dem Adel zollte.

Der aus einem uralten baltischen Geschlecht stammende Alexander von Ungern-Sternberg, der das Jahr Achtundvierzig in Berlin zugebracht hatte, wurde damals zum Modeschriftsteller, obwohl seine Romane fast durchwegs aristokratischen Geist atmeten. „In den ‚Royalisten' hab' ich nachzuweisen gesucht, aus welchen trüben und verworrenen Elementen jene Bewegung zusammengesetzt war, die ihren Kulminationspunkt in den Märztagen des vorigen Jahres hier in Berlin erreichte. Das vorliegende Bild hat einen ähnlichen Zweck, es zeigt den schmutzigen, im Staub der Korruption sich hinziehenden Schweif jenes finstern Dämons, es zeigt die aus ihren Angeln herausgerissene Justiz, die, von Modephrasen verlockt, Unrecht für Recht gibt, und den gesunden Sinn des Volkes betörend, die Saat des Bürgerkriegs und unendlichen Elends ausstreut." Mit diesen Worten leitet er seine Erzählung „Die beiden Schützen" ein. Freilich geht gerade aus seinen Schilderungen hervor, daß in jenen Tagen der Adel längst keine ganz einheitliche Masse darstellt. Er selbst kämpft sowohl gegen den reaktionären Adel, für den es keine Zeitfragen gibt, wie gegen den liberalen, der seinen Überlieferungen untreu wird. Sein Ideal liegt im reformatorisch gesinnten, im „Gesinnungsadel".

Es regt sich in den geistig Beweglichsten dieses Standes immer aufs neue der Zweifel, ob es in den hergebrachten Bahnen weitergehe. Fürst Hermann zu Pückler-Muskau vertritt die Meinung, es sei widersinnig, daß die adeligen Güter unter allen Kindern zu gleichen Teilen verteilt und der Titel an alle vererbt werde. Desgleichen spricht sich die Gräfin Ida Hahn-Hahn für die Einrichtungen nach englischem Muster aus. Anders Sternberg. Er läßt einen seiner Helden sagen: „Wenn ich meine Mission werde vollendet haben, so lege ich die Feder nieder und schreibe nicht eine Zeile weiter." Darin klingen die Vorurteile nach, die Sternberg selbst in seiner Jugend an sich erfahren hatte, als seine ersten Arbeiten gedruckt erschienen. Es galt in seiner Umgebung eines Junkers unwürdig, sich durch Schriftstellerei der Öffentlichkeit und ihrem Urteil preiszugeben. Im übrigen läßt sich aus der Darstellung dieses Balten leicht erkennen, daß auch in Preußen der Adel nicht etwas völlig Einheitliches war. Besonders in Schlesien saßen reichbegüterte, zum Teil katholische Geschlechter, die in ihrer Auffassung und Lebensführung mit dem pommerischen und märkischen Junkertum viel weniger gemein hatten als mit den in Böhmen und Mähren beheimateten feudalen Großgrundbesitzern, deren Ahnen vielfach durch die im Gefolge der Gegenreformation vollzogenen Enteignungen die weiten Flächen fruchtbaren Landes zu erwerben Gelegenheit hatten. Durch Förderung von Industrien auf ihren Gütern paßten sie sich später der wirtschaftlichen Entwicklung an.

An der Politik nahmen diese reichen Feudalherren im allgemeinen nur wenig Anteil. Sie dienten bisweilen im Heere, bisweilen in der Diplomatie. Ließen sie sich herab, im Inneren ein Amt anzunehmen, so wurden sie sehr häufig dadurch unbequem, daß sie in Augenblicken, da sie unabkömmlich waren, durch die Drohung mit dem Rücktritt und durch die Erklärung, sie

würden sich auf ihre Güter zurückziehen, ihren Willen durchzusetzen verstanden. Dieses Kunstgriffes bediente sich zum Beispiel Metternichs Gegenspieler und Ministerkollege Graf Franz Anton Kolowrat mit viel Erfolg. Es war kein Zufall, daß man in Österreich so oft aus dem Deutschen Reich Staatsmänner berief, aus den Rheinlanden Metternich, aus dem Schwäbischen die Rechberg, aus Hessen Ludwig Freiherrn von Biegeleben. Ein Nachklang dieser Tradition ist wohl darin zu suchen, daß man sich nach Königgrätz aus Sachsen Friedrich Ferdinand Freiherrn von Beust holte. Gewiß kamen da auch Überlieferungen zum Ausdruck, die aus der Zeit stammten, da in Wien der Sitz der obersten Reichsbehörden zu suchen war.

Erst die Märzereignisse lockten einzelne dieser deutsch-böhmischen Magnaten aus ihrem politischen Dämmerdasein an das Rampenlicht der großen Öffentlichkeit. Fürst Alfred Windischgrätz, der die Aufstände in Prag und Wien mit militärischer Gewalt siegreich niedergeschlagen hatte, und sein Schwager Felix Fürst von Schwarzenberg, der erste Ministerpräsident Kaiser Franz Josephs, als Machtpolitiker herrenmäßigen Gepräges, daneben etwa der kulturell feinempfindende Graf Leo Thun als Reorganisator des österreichischen Unterrichtswesens, der es bewußt den reichsdeutschen Vorbildern anglich, mögen als jene Vertreter des sudetendeutschen Hochadels genannt werden, die sich aktiv am Neubau des Staates beteiligt hatten. Man hatte sich in diesen Kreisen eine Geschichtsauffassung zurechtgelegt, die in der Aristokratie den letzten Damm gegen die Herrschaft der Geldmenschen oder die materielle Gewalt erblickte. Aber erst im Jahre 1860 hatte man in Wien mit der Gründung der Tageszeitung „Das Vaterland“ etwas Ähnliches geschaffen, wie es die Konservativen Preußens bereits zwölf Jahre vorher getan hatten. Daß der deutschösterreichische Adel nicht vollzählig im Lager der Absolutisten zu finden war, zeigte sich nicht nur in der oppositionellen Haltung des liberal gesinnten Dichters Anastasius Grün (Graf Anton Alexander von Auersperg), der jubelnd die Märztage mit den Worten begrüßte:

> Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt;
> Traun, es wird euch wenig frommen, daß fortan ihr taub euch stellt!
> Mild und bittend sprach sie einstens; eure Taubheit zwang sie jetzt,
> Daß sie in Kanonendonner nun ihr Wort euch übersetzt.

Die Tatsache, daß sich in der Zeit des Parlamentarismus ein ansehnlicher Teil des deutschösterreichischen Adels in der Partei des verfassungstreuen Großgrundbesitzes zusammenfand und für gemäßigt liberale Grundsätze seine Stimme gab, beweist noch deutlicher, wie doch auch in dieser Gesellschaftsschicht die Tendenzen der Zeit Eingang fanden.

Der Sieg der liberalen Idee wirkte sich auch auf die Stellung der Bauern im Staate aus. Schon die physiokratische Wirtschaftslehre mit ihrer einseitigen Betonung der Bodenbearbeitung als einziger produktiver Tätigkeit trug zur Hebung des bisher arg verachteten Bauerntums in der Wertschätzung der Öffentlichkeit bei. Unter dem Einflusse der französischen Revolution ging man auch in Deutschland energischer als vorher daran, die rechtliche und soziale Lage des Landmannes zu verbessern. Durch verschiedene geschichtliche Umstände, namentlich durch den Einfluß des römischen Rechtes geriet auf weiten Gebieten Deutschlands der Bauer in dingliche und persönliche Abhängigkeit vom geistlichen oder meist adeligen Gutsherrn. Er wurde nicht nur zu unentgeltlicher Dienstleistung verpflichtet, er war auch an die Scholle gebunden und konnte, wenn er nicht mehr imstande war, Frondienste zu leisten, von seinem Hofe entfernt werden, um einer jüngeren Kraft Platz zu machen. Er wurde mit dem Gute verkauft und stand unter der Gerichtsbarkeit seines Gutsherrn. Die bereits vom aufgeklärten Absolutismus angebahnten Bestrebungen, das Los der Bauern zu verbessern, sie zu „befreien“,

Das Abonnement beträgt:
1 1/2 Rt. für 1/4 Jahr in Berlin,
2 " " " " incl. Postzuschlag in allen Theilen der Monarchie.
Bei einzelnen Nummern wird der Bogen mit 2 1/2 Sgr berechnet
Dieß Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Neue Preußische Zeitung.

Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf dieses Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung:
Deßauer-Straße № 5.
Insertions-Gebühr für den Raum einer viergespaltenen Petitzeile:
1 Sgr

Probenummer 1. Berlin, Freitag, den 16. Juni. **1848.**

Programm.

Die reißende Gewalt, mit welcher sich die Revolution in uns'rem Vaterlande Bahn gebrochen, die Veränderungen, welche sie uns gebracht hat und mit welchen sie uns noch bedroht, die Lehren, aus welchen dies Alles geboren worden ist, machen es zur unabweislichen Pflicht, den entfesselten Geistern der Empörung mit Kraft und Nachdruck entgegen zu treten. Jedoch hiermit allein, mit dem bloßen Bekämpfen und Bestreiten, ist's nicht gethan, vielmehr gilt es, neben dem Kampf gegen die Revolution und ihre verderblichen Grundsätze und Consequenzen, zugleich eine positive Stellung zu der neuen Ordnung der Dinge einzunehmen; denn nur dem gehört die Zukunft, der auf die bewegenden Gedanken der Gegenwart positiv einzugehen vermag.

In dieser doppelten Richtung auf dem Gebiet der Tagespresse wirksam zu sein, ist Zweck und Aufgabe des unter dem Namen: „**Neue Preußische Zeitung**" und unter dem Zeichen des eisernen Kreuzes neu zu begründenden Blattes. Wir wollen demnach mit diesem Blatte kein mechanisches Reagiren, kein principloses Repristiniren eines früheren Zustandes, kein bloßes Hemmen und Negiren der neuen Entwickelung. Wir wollen aber auch nicht, daß die Revolution, die als Thatsache nicht ungeschehen zu machen ist, sich als Princip unseres öffentlichen Lebens festsetze, daß dem deutschen Volke im Namen der Freiheit und des Fortschritts fremde und undeutsche Institutionen aufgedrungen werden, die uns mit dem Verluste wie der heiligsten sittlichen Güter, so auch der ganzen Summa an Recht, Gesittung und Bildung bedrohen, die ein kostbares Erbe unserer geschichtlichen Vorzeit, der Schmuck und Ruhm unseres deutschen Vaterlandes sind. Diesen Tendenzen und dem zerstörenden Nivellirungstriebe der Zeit gegenüber werden wir die wahren und geschichtlichen Grundlagen uns'res Staats- und Rechtslebens geltend machen. Wir werden das Recht von oben gegen die willkürliche Rechtsbildung von unten nach einem nirgend dargethanen blos vorgeschützten Volkswillen, die Obrigkeit von Gottes Gnaden gegen selbstzusetzende und selbstzuentsetzende Machthaber vertreten, die geltende Rechtsordnung und die dadurch geschützten Interessen gegen offene und versteckte Gewalt, gegen das Andrängen eines alle Ungleichheit nicht aufhebenden, sondern umkehrenden Radicalismus vertheidigen. Zugleich werden wir aber in der neuen Ordnung der Dinge, die wir mit ihren Verheißungen ernst beim Wort nehmen, diejenigen Elemente aufweisen, welche wahre Realität und Inhalt haben, die lebensfähigen Triebe (unter organischer Anknüpfung an das geschichtlich Gegebene) zu positiven Bildungen und wirklichen Lebensmächten zu entwickeln und so zu zeigen suchen, wo wahre Freiheit und wahrer Fortschritt liegt.

Wir stellen uns deshalb mit unserm Blatt unter das Panier: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!" unter dasselbe Panier, unter welchem Preußen schon einmal durch sein tapf'res, auch jetzt als treu und unbefleckt bewährtes Heer die Freiheit Deutschlands von revolutionärer Knechtschaft erkämpft hat, womit wir zugleich aussprechen, daß wir nur in der Stärke und Macht Preußens die Einheit und Selbstständigkeit des deutschen Gesammtvaterlandes nach Innen wie nach Außen gesichert sehen. Den politischen und socialen Fragen hauptsächlich zugewendet, werden wir doch zugleich das Recht und die Freiheit der christlichen Kirche in allen ihren Confessionen heilig halten, und, so oft die Umstände es erfordern, vertheidigen. Innerhalb dieses Kreises werden wir uns mit möglichster Freiheit und Weite bewegen, jedoch überall von unseren Freunden und Mitarbeitern Wahrheit und Wahrhaftigkeit verlangen. Namentlich werden wir es als unsern Beruf ansehen, den jetzt mehr als je hervortretenden Lügen und Verläumdungen zu begegnen, und unsere Leser bitten, uns hierin kräftigst zu unterstützen. Im Uebrigen gedenken wir, Niemanden von unserer Gemeinschaft auszuschließen, der uns nicht als seine Gegner betrachtet, und mit Vorbehalt unserer Erwiderung selbst Gegnern das Wort zu gestatten.

Die innere Entwickelung Preußens und Deutschlands wird der nächste Gegenstand unserer Thätigkeit sein; aber das Ausland ist vom Inland jetzt weniger als je zu trennen; wir werden daher auch in dieser Beziehung, während wir nach möglichster Vollständigkeit und Gründlichkeit der Nachrichten streben, die oben angedeuteten Gesichtspunkte festh .ten.

Der Inhalt des Blattes wird speciell folgender sein:

1. Kurze leitende Artikel, so oft sich dazu Veranlassung bietet. 2. Politische Neuigkeiten. 3. Kurze, staatsrechtliche, historische und statistische erläuternde Notizen 4. Gewerbliche und Handels-Nachrichten. 5. Börsen-Nachrichten. 6. Agronomische Nachrichten. 7. Literarische und Kunst-Anzeigen. 8. Verwaltungs-Angelegenheiten und Personal-Nachrichten. 9 Sogenannte Intelligenz-Nachrichten und Annoncen aller Art. Das Format ist das der Allgemeinen Preußischen Zeitung. Das Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Der Preis beträgt 6 Thaler jährlich für Berlin, 8 Thlr. incl. Postaufschlag für die Provinzen. Ort der Herausgabe ist Berlin.

Indem wir die erste Probenummer der „Neuen Preußischen Zeitung" mit unserm bereits im Laufe des verflossenen Monats vielfach verbreiteten Programm beginnen, fühlen wir mehr als je das Bedürfniß, die Nachsicht unserer Leser in Anspruch zu nehmen, wenn es uns nicht sogleich und nicht immer gelingen will, unsere Verheißungen und Tendenzen, gegenüber den speciellen Thatsachen und Fragen, so wie es geschehen sollte, zu realisiren. Wohin wir unseren Blick wenden mögen, ob nach innen oder nach außen, ob auf uns selbst oder auf unsere Gegner, es sind die Schwierigkeiten, welche uns entgegenstehen, so groß, daß wir billig davor zurückschrecken müßten, wenn nicht der Wahlspruch, welchen wir uns auserseh'n, den Muth stets frisch und fröhlich hielte. Drum was uns auch begegnet oder fehlt, die Sache, welche wir vertreten, ist mehr als wir, und gern werden wir Tadel von allen Seiten und in allen Gestalten auf uns nehmen, wenn nur die Sache dadurch gefördert wird. Gefördert aber muß sie werden, und zwar je milder in der Form, um so entschiedener im Princip, und wenn die junge Preßfreiheit sich jetzt und insbesondere hier als ein etwas verfängliches Gut erweiset, so können wir ja nicht mehr Sicherheit erwarten, als die Minister sich selbst und den Deputirten zu gewähren vermögen. Berlin, den 16. Juni 1848.

Die Redaktion.

Inhalt.

Amtliche Nachrichten.

Bekanntmachung.

In Folge des Angriffs auf das hiesige Zeughaus am Abend und in der Nacht des 14. Juni sind aus demselben eine bedeutende Anzahl von Gewehren, mehrere werthvolle Waffen und vielfache andere zur Ausrüstung und Wehr des Heeres gehörige Gegenstände geraubt worden, wodurch dem letzteren ein sehr empfindlicher Nachtheil verursacht wird.

An den Patriotismus jedes Bewohners Berlins ergeht daher das dringende Ersuchen, dahin zu wirken, daß die Waffen ꝛc. wieder herbeigeschafft werden, und das Ministerium hofft, daß die Theilnahme für das vaterländische Kriegsheer bei den Berlinern so groß ist, daß Jeder in seinem Kreise sich bemühen wird, den Verlust möglichst gering zu machen.

Das hiesige Artillerie-Depot ist angewiesen, jede solche Waffe im Zeughause anzunehmen.

Berlin, den 15. Juni 1848.

Für den Kriegsminister:
von Griesheim,
Oberst-Lieutenant und Departements-Direktor.

Deutschland.

Bundes-Angelegenheiten. Seit vier Wochen sind die Vertreter aller deutschen Staaten und Stämme in Frankfurt versammelt. Die überspannten Hoffnungen und Erwartungen, mit denen man der Eröffnung des „deutschen Parlamentes" entgegensah, sind ungeachtet der unzweifelhaften Befähigung so vieler seiner Mitglieder auf keine Weise in Erfüllung gegangen. Die große Verfassungsfrage, deren Lösung man im Sturme bewirken zu können glaubte, ist bis jetzt auch nicht um einen Schritt weiter gefördert worden. Das, was die Versammlung bisher gethan hat, beschränkt sich auf bloße Vorbereitungen. Kein menschlicher Scharfsinn vermag mit einiger Sicherheit vorherzusagen, zu welchem Ziele diese Vorbereitungen führen werden, ja auch nur ob durch dieselben überhaupt irgend ein festes Ziel erreicht werden wird. Dennoch kann man keineswegs behaupten, daß die Versammlung ihre Zeit etwa in unnützen Weitläuftigkeiten oder über leeren Förmlichkeiten verloren hätte. Die flüchtigste Übersicht der Verhandlungen wird genügen, um diesen Vorwurf, der allerdings von verschiedenen Seiten erhoben worden ist, zurückzuweisen.

Wie ernstlich es der Versammlung darum zu thun war, ohne Verzug an das Werk zu gehn, zeigte sich schon in der ersten Sitzung (am 18. Mai), da in dieser, die doch sonst in ähnlichen Versammlungen blos den herkömmlichen Förmlichkeiten der Eröffnung gewidmet zu sein pflegt, ein nicht unwichtiger Gegenstand in aller Kürze abgemacht wurde, der, wenn derselbe mit pedantischer Gründlichkeit behandelt worden wäre, für sich allein leicht einige Wochen in Anspruch genommen hätte. Die von drei Mitgliedern ausgearbeitete Geschäftsordnung wurde, freilich für das Erste nur vorläufig und mit dem Vorbehalte näherer Prüfung, ohne Erörterung angenommen.

In der zweiten Sitzung (am 19.) erfolgte die Wahl eines vorläufigen Präsidenten und Vicepräsidenten: eine ganz ungewöhnliche Maßregel, die nur aus dem Wunsche hervorging, so bald als irgend möglich eine feste Ordnung in die Verhandlungen zu bringen. In derselben Sitzung kam es zur Berathung über einen von dem Kölner Abgeordneten Raveaux gestellten Antrag, der zwar in seiner ursprünglichen Fassung sehr unverfänglich erschien, da er nur darauf gerichtet war, daß es den gleichzeitig zu den konstituirenden Versammlungen in Berlin und in Frankfurt gewählten Bevollmächtigten gestattet sein solle, beide Wahlen anzunehmen, der aber im Verlaufe der Erörterung eine Erweiterung gewann, durch welche er eine entschiedene Bedeutung für die ganze deutsche Entwicklung erhielt. Schon jetzt stellte es sich heraus, daß ein Theil der Versammlung darauf ausging, dieser Befugnisse beizulegen, durch welche bei rücksichtloser Ausübung alle noch bestehende Ordnung in Deutschland umgestürzt werden mußte, indem man jede Feststellung der zerrütteten Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten und namentlich in Preußen für unzulässig erklären wollte, so lange nicht von der Frankfurter Versammlung der neue Rechtszustand für ganz Deutschland begründet sei.

In der dritten Sitzung (am 22.) trat die revolutionaire Tendenz der radikalen Partei, zu deren vornehmsten Wortführern Raveaux gehört, noch unzweideutiger hervor. Es wurde mit stürmi-

Erste Nummer der von Ludwig von Gerlach ins Leben gerufenen „Kreuzzeitung". Erste Seite

Tafel II

nahmen nach den napoleonischen Kriegen einen kräftigeren Anlauf. Sie wurden mit der Zunahme der Bevölkerung und der damit eintretenden Notwendigkeit, die Nutzung des Bodens zu erhöhen, zu einer Frage, die über die reinmenschlichen und persönlichen und Standesverhältnisse hinaus zu einer Angelegenheit der ganzen Gesellschaft emporwuchs.



22. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" vom Jahre 1848: Abbildung eines Krüppels mit Krücken, der in einem hannoverschen Wahlbezirk zum Parlament gewählt wurde, weil er beim Feldbau am leichtesten entbehrt werden konnte.

Es war nur zu begreiflich, daß der hörige Bauer an der Arbeit, die er als Frondienst zu leisten hatte, kein inneres Interesse besaß, daß er je nach Charakteranlage und je nach der Behandlung, die er von seinem Herrn und dessen Beauftragten erfuhr, mit größerem oder geringerem Widerwillen seiner Pflichten sich entledigte. Man schildert uns den Bauern als schadenfroh, sieht er beim Einbringen der herrschaftlichen Ernte ein Wetter oder einen Regen aufziehen, als nachlässig in bezug auf die Pflege der Geräte, die für die Ausführung der Fronarbeit gehören. Die Tiere sind schlecht gehalten. „Vom Unflat wie von einem Panzer überzogen, mit spitz hervortretenden Rippen und Knochen schleichen die unglücklichen Opfer menschlichen Unsinns heran und bleiben nicht selten im Kote stecken, aus denen man ihnen heraushelfen muß." Die Mangelhaftigkeit der Schulbildung auf dem Lande trug nicht dazu bei, die Moral daselbst zu heben. Mit boshaftem Lächeln erzählte man sich in konservativen Kreisen, wie die Bauern in die Nationalversammlung meist nur junge Geistliche gewählt hatten, weil sie als „Kandidaten" nur die Pfarramtskandidaten kannten, oder zu Wahlmännern mit Vorliebe Fuhrleute machten, da sie der Meinung waren, die Wahlmänner müßten nach Berlin oder Frankfurt, Fuhrleute fänden aber sicherer den Weg dahin. Jedenfalls nahm man Anstoß, daß unter den Abgeordneten auch Leute in blauer Jacke, grauleinenen Hosen und Postillonstiefeln saßen. Selbst Menschen, die sich für aufgeklärt hielten, standen im Banne mannigfacher Vorurteile. In ländlichen Gebieten waren aber vor allem die Bauern Opfer dieser vorgefaßten Meinungen. Begreiflich, daß bei dem angeborenen Mißtrauen, das ihnen von jeher innewohnt, sie diese Vorurteile mit gleicher Münze zurückzahlten. Man hatte beobachtet, daß sie damals zu ihrem Landesherren, seltener zu dessen Beamten, am seltensten zu den Gutsherren Vertrauen faßten. Dort freilich, wo eine Familie auf gute Behandlung ihrer Untertanen Wert lege, konnte man ein patriarchalisches Verhältnis feststellen. Leider bildete dies nicht die Regel. „Trotz aller nicht zu leugnender Untugenden steckte doch in dem deutschen Bauernstande ein guter Kern, der nur in den richtigen Boden gepflanzt zu werden brauchte, um zur gedeihlichen Entfaltung zu gelangen und dementsprechende Frucht zu tragen. Der Bauer war samt allen seinen Familienmitgliedern von Jugend auf an pflichtgemäße harte Arbeit gewöhnt; billige Anforderungen an seine Kräfte und Mittel erfüllte er ohne Murren; seine Ansprüche an Lebensgenuß und Lebensfreude waren sehr bescheiden; er besaß ein starkes Heimats- und Familiengefühl; er liebte und pflegte die Scholle, auf der er saß, wenn er Aussicht hatte, daß dieselbe ihm und seinen Nachkommen erhalten blieb; er hatte Gottesfurcht, er ehrte die Obrigkeit als die von Gott über ihn gesetzte Gewalt." (Th. Freiherr von der Goltz.) — In der Tat konnte man sehr bald bei den „regulierten" Bauern erhebliche Fortschritte im Nutzungsertrag feststellen.

Den Fragen der Bauernpolitik stand nun der Liberalismus nicht ganz einheitlich gegenüber. Der Glaube an die angeborenen Menschenrechte und an den freien Wettbewerb war dort gut

anzuwenden, wo es galt, die Einschränkungen der Freizügigkeit und die Robotverpflichtungen abzuschaffen. Hier konnte man in Freiheitsbegeisterung schwelgen. Damit allein war es aber nicht getan. Die Gefahr, die dem Landmann durch die Zerstückelung seines Besitzes drohte, paßte nicht in die Lehre, an der man festhielt. Der Direktor des schlesischen Kreditinstitutes, E. Heinrich, erklärte noch 1842, bei ganz freier Bewegung des Grundbesitzes müsse er sich so gestalten, wie er den Vermögensverhältnissen der Landbewohner entspreche. Nur dann allein könne der Landbesitz stabil sein. Nur die freie Bewegung des Grundbesitzes sichere dem Landmann die Erlangung eines angemessenen Wohlstandes und schütze ihn vor Armut und Entbehrung. Gegenüber diesem klassischen Laisser-faire-Standpunkte gab es immerhin auch Liberale, die sich von ihrer Lehre nicht so weitab von der Wirklichkeit führen ließen. Man half sich damit, daß man betonte, die freie Teilbarkeit des Bodens sei kein natürlicher, sei ein gewollter Zustand. Vincke erkannte, daß man zu weit gegangen sei, nicht nur die Menschen, auch das Land frei zu machen. Lebensnähere Beurteiler wie Arndt fanden, daß durch übelverstandene Freiheit das Verhältnis des Grundbesitzes, das fest und ehrbar sein solle, krämerisch, jüdisch, fast vagabundisch werde.

Die Schäden, die das Recht der freien Teilbarkeit des Bodens mit sich brachte, waren den Vertretern der konservativen Idee ein willkommener Anlaß, die Vorteile des Großgrundbesitzes für das allgemeine Wohl hervorzuheben. Gewiß kamen die gewaltigen Neuerungen in bezug auf die Landbebauung vorerst nicht den Bauern zugute, weder die Leistungen eines Albrecht Thaer, der zunächst in seiner Vaterstadt Celle (1802) und dann in Preußen zu Möglin die erste höhere landwirtschaftliche Lehranstalt errichtete, noch auch die grundstürzenden Entdeckungen, die Justus von Liebig als Chemiker damals der Welt geoffenbart und 1840 in seinem Werke: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" niedergelegt hatte. Bis zum einfachen Landmann drang dies alles erst ganz allmählich. Zu gewaltig war vorerst auch die Not, mit denen er zu kämpfen hatte. Kartoffelkrankheit und Wetterunbilden wüteten aufs Schlimmste in den Jahren 1845—1848 und erhöhten in unheimlicher Weise die Sterblichkeit unter der Landbevölkerung. Dazu kam die wachsende Verschuldung. Überschwemmungen, die dem Viehbestand gefährlich wurden, aber alle anderen Schäden, wie Viehseuchen, Brand und, was sonst das wirtschaftliche Dasein des Bauern bedroht, steigerten die Not, die von Wucherern weidlich ausgenützt wurden. Unter dem Eindrucke dieses von Tag zu Tag wachsenden Elends kam der aus Hamm an der Sieg stammende Friedrich Wilhelm Raiffeisen auf den Gedanken, zur Selbsthilfe zu greifen. In diesem Sinne gründete er 1849 den Flammersfelder Hilfsverein zur Bekämpfung des Viehwuchers und 1854 den Heddesdorfer Wohltätigkeitsverein, der 1864 in eine Darlehenskasse umgeformt wurde. Diese nach ihrem Schöpfer benannten Einrichtungen sollten dem gemeinschaftlichen Bezug von Dünger, Saatgut und Maschinen und dem gemeinschaftlichen Verkauf der Erzeugnisse dienen. Aber auch diese auf gemeinnütziger Grundlage aufgebauten Hilfen kamen erst später zu voller Auswirkung.

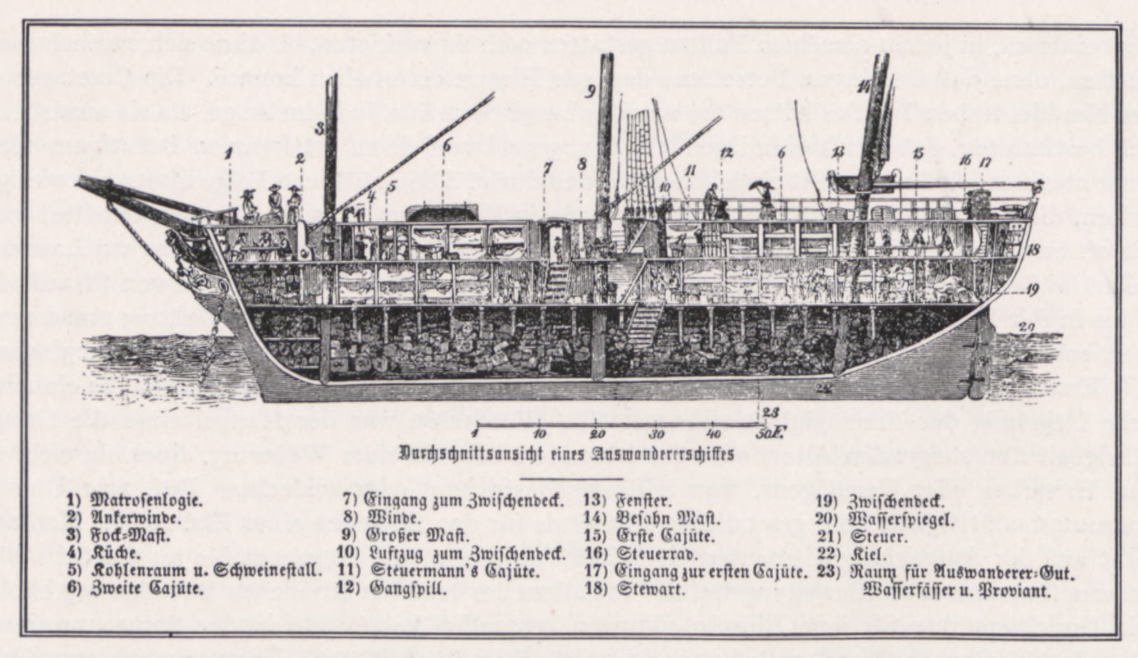
Trotz Bauernbefreiung war die Lage des Landvolkes auch rechtlich in einzelnen deutschen Staaten noch keineswegs den Forderungen der Zeit angepaßt. Erst die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes 1868/69 beseitigte für die dem Bunde angehörigen Länder die noch immer in Kraft stehenden Eheeinschränkungen. In Thüringen, Mecklenburg, aber auch in Württemberg und Bayern hielten die Landesfürsten an dem Rechte fest, die Erlaubnis zur Schließung einer Ehe von ihrer zumeist nur gegen besondere Zahlungen zu erreichende Zustimmung abhängig zu machen. In Mecklenburg dauerte es bis in die Jahre 1868/69, daß die Rittergutsbesitzer über alle in ihrem Gutsbezirk ansässigen Tagelöhner Erlaubnisgewalt besaßen. Es

lag bei ihnen, in jedem einzelnen Fall zu gestatten oder zu verbieten, ob diese sich verehelichen durften, ohne daß der davon Betroffene dagegen Einspruch erheben konnte. Die Gesetzgeber des Norddeutschen Bundes hatten die mecklenburgischen Zustände im Auge, als sie ausdrücklich bestimmten, daß künftighin irgendein Zuzugsgeld von einem ortsfremden Bräutigam oder einer ortsfremden Braut nicht eingehoben werden dürfe. Die natürliche Folge dieser Schwierigkeiten, die man der freien Eheschließung gerade in ländlichen Gegenden entgegenstellte, war die oft erschreckend hohe Zahl unehelicher Geburten. So stieg in den altbayerischen Landesteilen im Zeitraum von 1817—1857 der Hundertsatz der unehelichen Geburten von 21 auf 24, indes in der Pfalz in der gleichen Zeit, wo das französische Recht noch in Geltung stand und man solche Einschränkungen nicht kannte, diese Verhältniszahlen von 9 auf 7 herabgingen.

Erst im Norddeutschen Reichstage wurde für einen großen Teil der Deutschen die einheitliche Regelung der Freizügigkeit sichergestellt. Fürderhin war der Mangel eines die Großjährigkeit übersteigenden Alters oder der fehlende Nachweis einer Wohnung, eines hinreichenden Erwerbes oder Vermögens, war erlittene Bestrafung oder schlechter Ruf, war Unterstützungsbedürftigkeit kein gesetzliches Hindernis für das Eingehen einer Ehe mehr. Man ersieht aus der Aufzählung dieser negativen Bestimmungen, wie eingeengt bis an die Schwelle unseres Zeitraumes die Bewegungsfreiheit vor allem der ärmeren ländlichen Bevölkerung blieb. Die Gesichtspunkte für jene Einschränkungen bestanden keineswegs in der Sorge um einen gesunden Nachwuchs, sondern lediglich in fiskalischen Rücksichten. Dazu kam die zum Teil aus dem liberalen Freiheitsbegriff stammende Agrargesetzgebung, die der Teilung der Bauerngüter keinen Einhalt gebot. Das war vor allem in Württemberg, in Baden und in der Rheinpfalz der Fall, wo in einzelnen Dörfern infolge der Zerstückelung des Besitzes Familien in großer Zahl der Armut und schlimmsten Not anheimfielen. Der einzige Ausweg aus dieser kläglichen Lage schien für alle Beteiligten in der Auswanderung zu liegen. Tausende solcher Familien kleinbäuerlicher Herkunft verließen damals in den Jahren zwischen 1830 und 1860 die Heimat und wandten sich vor allem nach Amerika und Rußland.

Die Auswanderungsfrage beschäftigte in steigendem Maße die Öffentlichkeit. Wirtschaftliche Not, aber auch Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen in der Heimat fallen als Gründe für diese „Europamüdigkeit" vor allem ins Gewicht. Gefördert wurde diese Erscheinung aber weiterhin noch durch die Staatsauffassung des Liberalismus.

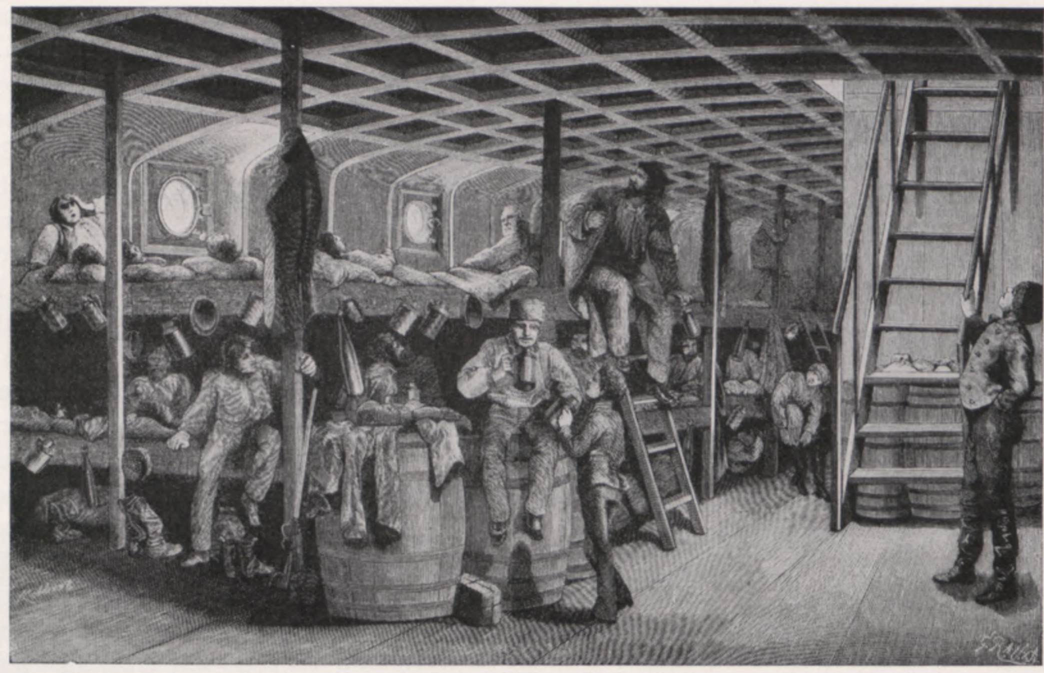
In der 1862 erschienenen 2. Auflage des „Neuen Konversations-Lexikons" von H. J. Meyer werden die Gegner der Auswanderung sehr von obenher abgetan. „Die ungünstige Beurteilung, welche die Auswanderung in fast allen Kreisen unserer Nation gefunden, ist auch in neuester Zeit selbst bei den gebildeten Ständen noch nicht ganz geschwunden. Die Volkswirtschaftslehrer rechnen uns vor, wie viele Millionen die Auswanderung jährlich unserem Volksvermögen entzieht, die Vertreter von Zucht und Sitte predigen über die Lieblosigkeit und über den weltlichen Sinn derer, die Familie und Heimat verlassen, um in der Ferne ihr Glück zu suchen, die patriotischen Fanatiker deklamieren gegen die unpatriotische Gesinnung der Auswandernden, die Bureaukratie endlich murrt darüber, daß sie so viele Register zu führen, so viele Protokolle aufzunehmen, so viel zu bedenken und zu überwachen habe. Und doch sind diese Klagen, wie wir glauben, unbegründet. Mag im einzelnen Falle wirklich eine sittliche oder patriotische Pflicht verletzt werden, im großen und ganzen ist die Auswanderung ein großes kulturgeschichtliches Prinzip, die Anwendung eines wesentlichen Rechtes des Individuums, das charakteristische Merkmal der weißen Kulturrasse und mehr als das, eine charakteristische Eigenschaft des Menschengeschlechtes als solchen." Sie wird ferner als „die Ausbildung des Individuums bis zu dem Grad", bezeichnet, „wo die sittliche und wirtschaftliche Zurechnungsfähigkeit ihren Anfang nimmt. Deshalb nannten wir auch oben die Auswanderung die Anwendung eines wesentlichen Rechtes des Individuums. Die Geschichte lehrt uns, daß kein einziges der heutigen Völker in Europa seine dermaligen Wohnsitze von jeher innegehabt, daß ein jedes derselben eingewandert ist." Indem hier der Begriff der Auswanderung einzelner Familien und einzelner Personen



23. Querschnitt durch ein Auswandererschiff. Holzschnitt aus A. Ziegler, Katechismus für Auswanderer. Leipzig 1856. Die Reise im Zwischendeck von Bremen nach New York kostete in den fünfziger Jahren für eine Person über 12 Jahre zwischen 30 bis 40 Taler, für ein Kind von 8 bis 12 Jahren zwischen 20 bis 30 Taler. Als längste Dauer der Reise wird für Segelschiffe angegeben: 1. nach der Ostküste von Nord- und Mittelamerika 13 Wochen, 2. nach der Ostküste von Südamerika 16 Wochen. Dampfschiffe erreichten um 1850 New York in etwa 15 Tagen.

in ihrer Bedeutung mit der Wanderung ganzer Völkerschaften und geschlossener Volksgruppen gleichgestellt wird, spricht sich nach der Ansicht dieses Verteidigers des Auswanderungsgedankens in ihr „ein so kräftiger Beweis der Selbstbestimmung aus, wie er nur von gesunden Nationen und Individuen geliefert werden kann und wie er zu jeder Zeit große Erfolge verbürgt hat". Entgegen der „engherzigen" Anschauung, die uns die Nachteile vorzählt, welche die deutsche Auswanderung der Nation zufügt, sei sie vielmehr ein Beweis der fortdauernden Tatkraft des deutschen Volkes, das noch immer Individuen genug in sich zähle, die den harten Entschluß fassen, selbst um den Preis der größten Mühseligkeiten in fremdem Lande ein bürgerliches Dasein zu begründen. Auch der politische Nutzen sei nicht zu übersehen. „Die Zauberformel: ‚Amerika ist ein freies Land, wo es keine Konskription, keinen Amtmann und keine Gendarmen, keinen Herzog oder König gibt', hat in dem Gehirn manches Bürgers und Bauers mehr politische Betrachtungen angefacht als alle politischen Broschüren zusammen genommen." Der beste Beweis hierfür sei die Abneigung unserer Bürokraten und Finsterlinge gegen die Auswanderung, für Bürokraten und Junker von reinstem Wasser sei jeder Auswanderer ein politisch verdächtiger Mensch. Bei aller Begeisterung für den Grundsatz individueller Selbstbestimmung, der sich in dem Auszug der Tausenden Deutscher verwirklicht, muß der Verteidiger der liberalen Freiheitsidee doch gestehen, daß vom volkswirtschaftlichen Standpunkte wohl die deutsche Reederei und die mit ihr zusammenhängenden Gewerbe einen gewissen Aufschwung genommen und der Handel mit deutschen Waren in Amerika Anregungen erfahren habe, sonst aber würden doch die Nachteile überwiegen. Nach den Berechnungen Wilhelm Roschers ist durch den Wegzug der Auswanderer in den Jahren von 1832 bis 1852 ein Kapital von mindestens 225 Millionen Talern dem deutschen Nationalwohlstand entzogen worden. Die Einwanderungskommission der Union gibt denn auch die von den Deutschen eingeführten Summen in den Jahren 1852—1854 mit jährlich 16 Millionen Taler an. Der deutsche Zollverein lieferte aber an die deutschamerikanische Bevölkerung höchstens um eine Million Taler Waren und hatte überdies im Inlande die Auswanderer als Abnehmer verloren.

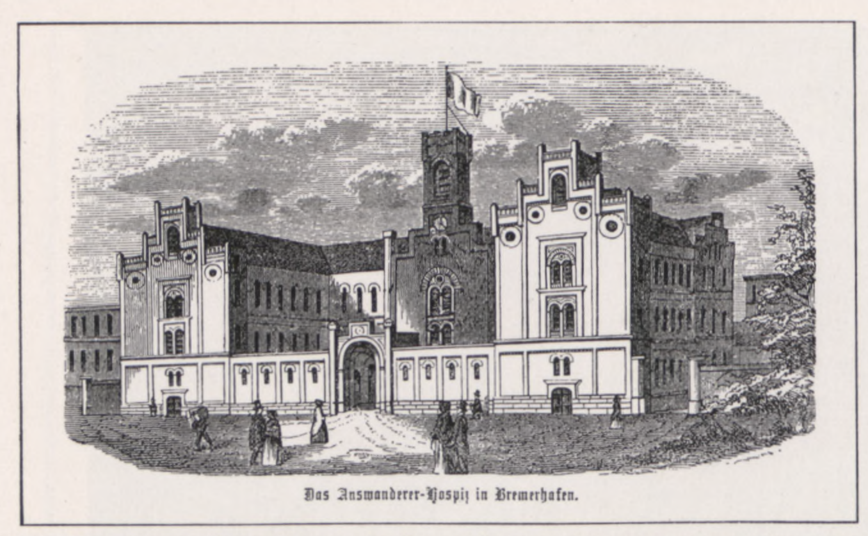
Die liberale Staatsauffassung beruhigte sich allen Einwendungen zum Trotz bei dem Gedanken, daß hier das Recht des Individuums eine Art Triumph feiere. Es schlingen sich dabei aber auch parteipolitische Erwägungen durch die allgemeinen Gedankengänge. Wie



24. Im Zwischendeck eines Auswandererschiffes. Holzschnitt. Der Reeder hatte ausschließlich für die Schlafstellen zu sorgen, Matratzen hatten sich die Auswanderer selbst mitzubringen, auch das Eßgeschirr hatten sie selbst zu stellen.

tief sich solche Anschauungen selbst in die Praxis der Staatsverwaltung eingruben, davon zeugt zum Beispiel eine amtliche Zusammenstellung über das Auswandererwesen der Jahre 1840 bis 1855 im Großherzogtum Baden. Es erweist sich dort, daß die Zahl derer, die ihre Heimat verließen, in den Jahren 1850 bis 1855 fast dreimal (62444) so groß war, wie jene in den neun Jahren von 1840 bis 1849, nämlich: 23 966. Der Staat gewährte den Landflüchtigen sogar noch Unterstützungen im Ausmaße von 1776419 Gulden. Immerhin wanderten in den angeführten fünfzehn Jahren mit den 86410 Menschen, die zumeist Nordamerika aufsuchten, über 15 Millionen Gulden ins Ausland. Das Interessanteste an diesem Berichte ist aber vielleicht die Art, wie sich die badische Regierung mit den Tatsachen abfindet. Es wird vorerst betont, daß sich die Auswanderung beinahe ausschließlich auf die armen Teile der Bevölkerung beschränkte, daß sie für die Zurückgebliebenen die günstige Folge zeitigte, besseren regelmäßigen Verdienst zu finden. Habe erst der Verkauf der Liegenschaften die Preise gedrückt, so erleichterte dies eben denen, die in der Heimat blieben, deren Erwerbung. Die Geldsummen, die die Auswandernden dem Lande entzogen, seien zwar an sich beträchtlich, auf den Kopf berechnet (173,6 Gulden) im ganzen aber gering. Das beweise, daß das Großherzogtum eine erhebliche Verminderung des Proletariats erfahren habe. Im Grunde war man also froh, dieses auf solche Weise losgeworden zu sein.

Nicht alle Staaten dachten in dieser Hinsicht gleich. In Österreich wurden schon unter Maria Theresia 1771 und unter Joseph II. 1784 gesetzliche Bestimmungen wider das unerlaubte Verlassen des Landes erlassen, die im Jahre 1816 noch eine Verschärfung erfuhren. Freilich blieb auch in Baden die normale Auswanderung an bestimmte Bedingungen gebunden, doch im Habsburgerreiche suchte man den Menschenverlust möglichst zu hemmen. Hier verbot man sogar die Verbreitung und den Verkauf von Schriftwerken, die zur Auswanderung auf-



25. Das Auswanderer-Hospiz in Bremerhaven. Holzschnitt aus A. Ziegler, Katechismus für Auswanderer, Leipzig 1856. In dem Hause fanden 2000 Menschen Unterkommen, falls durch ungünstigen Wind oder andere Behinderung die Ausfahrt der Schiffe sich verzögerte.

forderten oder auf sie sonst Bezug hatten. Dagegen bildeten sich in anderen Staaten besondere Vereine zur Belehrung und zum Schutze der Auswanderer, so 1843 einer in Düsseldorf, in Dresden, Leipzig, 1848 in Frankfurt a. M., 1849 einer in Berlin. Bestand hatte nur der Nationalverein für deutsche Auswanderung in Frankfurt. Die beiden Städte, von denen aus die meisten die Fahrt übers Meer antraten, Bremen und Hamburg, suchten immerhin die schlimmsten Gefahren von den scheidenden Volksgenossen dadurch abzuwenden, daß z. B. in Bremerhaven 1849 ein Auswandererhaus errichtet wurde, worin sie Unterkommen fanden, wo sie ihre Habseligkeiten aufbewahren, wo sie billige Verpflegung erhalten und sich reinigen konnten. Ein Lazarett sorgte für die Kranken. Die hamburgischen Behörden kümmerten sich darum, daß den Auswanderern auf den Schiffen hinreichender Raum und genügende gesunde Kost zuteil werde, wie denn sowohl Bremen als Hamburg nur ihren Bürgern die Beförderung der Reisenden und nur beglaubigten Schiffsmaklern die Vermittlung bei Reiseverträgen gestatteten. Zu einer einheitlichen Regelung konnte sich der Deutsche Bund jedoch nicht aufraffen, obwohl das traurige Schicksal vieler Tausender Verirrter und Verführter, die in fernen Landen elendiglich verkamen, zu Schutzmaßregeln förmlich herausforderte. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas selbst gab es verschiedene deutsche Gesellschaften zum Schutz der Einwanderer. So in New York, in New Orleans, in Baltimore und St. Louis, aber auch in anderen Orten.

Es klang ja nicht gerade sehr verheißungsvoll, wenn ein „Katechismus für Auswanderer“ aus dem Jahre 1856 auf die Frage: „Wie ist die Behandlung der Passagiere?“ zur Antwort gab: „Sobald der Reisende sein Fahrbillett gelöst, wird er als Ware weiter befördert“. Über die Behandlung der Deck-Passagiere auf den Hudson-Schiffen werden bittere Klagen laut. Dort heißt es unter anderem: „Der Auswanderer muß sich gefaßt machen, mancherlei Leiden zu ertragen. Ist die Seereise mit allen ihren Widerwärtigkeiten glücklich überstanden — dann folgen in Amerika die Runners, das Knownothings- und das Wein- und Branntwein-Verbots-Gesetz, später die Fieber und erst nach Jahren ein erträglicher Zustand. Bei dem Einlaufen eines Emigrantenschiffes in den Hafen kommen gewöhnliche Dampfboote und kleine Segelboote entgegengefahren, auf denen sich sogenannte privilegierte Mäkler von Wirtshäusern und Beförderungsgeschäften (licensed emigrant runner) befinden. Diese häufig feingekleideten und freundlichen Leute — unter ihnen leider viele nichtsnutzige Landsleute — steigen an Bord, begrüßen die armen Einwanderer in deutscher Sprache, kaufen ihnen alte Kleider ab usw. und bieten ihnen unter Vorzeigung obrigkeitlicher Erlaubnisscheine (licenses) ihren Beistand an. Sie empfehlen Wirtshäuser, Passagebureaus, Abschließung von Reisekontrakten in das Innere des Landes, Passage-Ticket-Verkauf, Wechselgeschäfte usw. Vor diesen zudringlichen Menschen muß sich der Fremdling hüten, denn sie machen nicht nur an Bord des Schiffes, sondern auch auf allen Quais und Straßen Jagd auf die Einwanderer und ihr Eigentum. Diese amerikanischen Blutsauger bedienen sich zum großen Teil zur Erreichung ihrer habsüchtigen, geldgierigen Zwecke

Handel und Industrie.] —— XXIV —— [Adressen=

Rudolstadt.

G. Froebels Allgemeines Auswanderungs-Bureau

in Rudolstadt a. d. S.

1) Passagier=Beförderung nach allen überseeischen Häfen mit den vorzüglichsten Schiffs=Gelegenheiten.
2) Wechsel=Geschäft.
3) Correspondenz und Depeschendienst.
4) Commission für Erb=Ansprüche 2c. Ein ausführlicher Prospektus des Transport und ganzen Geschäfts=Betriebs steht allen Interessenten gratis zu Diensten. [16.

Stein.

A. W. FABER IN STEIN BEI NÜRNBERG IN BAIERN.

Bleistiftmanufactur.

Die älteste Bleistiftfabrik in Deutschland und die ausgedehnteste in der ganzen Welt, da sie continuirlich zwischen 2 und 3 Hundert Arbeiter beschäftigt. seine Bleistifte von Sachverständigen selbst den ächt englischen, die 2, 3 ja sogar 4 mal so theuer sind, vorgezogen werden und zwar die weicheren Sorten wegen tieferer Schwärze, die härteren, so vielen Härtegraden gepackt und werden auch in Zeichenkästchen, mit dem weiter nöthigen Zeichenapparat (großer oder kleiner), verkauft.
Außerdem liefert die Fabrik aufs Beste und

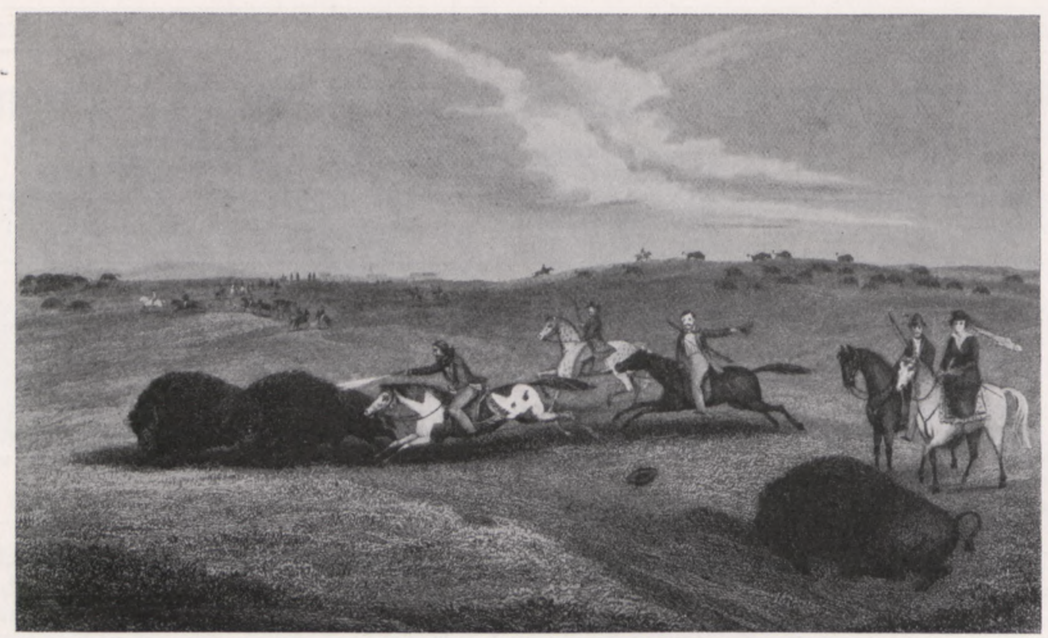
26. Inserat des Froebelschen Auswanderungsbüros in J. J. Webers Illustriertem Kalender für das Jahr 1852.

bald der Bitten und Vorstellungen, bald der Drohungen und Gewalttätigkeiten, bald der Prellerei, des Wuchers, des Betrugs oder des Diebstahls. Diese Runners, von denen es in New York gegen 300 gibt, die offenbar aus den nichtswürdigsten Elementen zusammengesetzt sind, werden von den Passagebureaus monatlich mit 100 bis 200 Dollars bezahlt, erhalten außerdem für jeden zugeführten Passagier 1 bis 1 ½ Dollar Kopfgeld und werden auch in ihren betrügerischen Unternehmungen durch eigens von den Passagebureaus besoldete Schläger (fighters) unterstützt, die monatlich 50 bis 100 Dollar erhalten und sich bisweilen nicht scheuen, Gewalt gegen die Einwanderer oder gegen andere Mäkler zu gebrauchen.“ Die New Yorker „Weekly Tribune“ nannte denn auch diese Erscheinung eine unter dem Schutze der städtischen Verwaltung und der Staatsregierung „organisierte Banditenrotte“.

Solche Unannehmlichkeiten erwarteten den Auswanderer, sofern er das Glück hatte, die Seereise gut zu überstehen, denn namentlich auf den englischen und amerikanischen, viel weniger auf den deutschen Schiffen strich der Tod aus den Passagierlisten oft 8, ja 10 v.H. Man sprach geradezu von „schwimmenden Särgen“. Dazu kam die erschreckende Zahl von Schiffsunfällen. Man errechnete für das Jahr 1854 978 Schiffsbrüche mit einem Verlust von etwa 1600 Menschenleben. Die New Era, die im September 1854 mit 425 Emigranten Bremerhaven verließ, strandete bei Deal, wobei nur 143 Personen (die Mannschaft eingerechnet) gerettet wurden. Womöglich noch schlimmer stand es um die Schiffahrt in den amerikanischen Gewässern, zählte man doch im Jahre 1850 auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen allein 124 Schiffsunglücke.

Schutzlos gab die deutsche Nation ihre Söhne und Töchter dem unsicheren Schicksal in fernen Ländern preis. Wohl zählte ein Auswandererbuch z. B. im Jahre 1854 in den Vereinigten Staaten einen österreichischen Geschäftsträger, einen preußischen Gesandten und einen bremischen Ministerresidenten auf. Überdies waren verschiedene deutsche Staaten in einzelnen nordamerikanischen Städten durch Konsule vertreten. Aber welche Machtmittel standen etwa hinter Herrn C. E. Borsdorff, der in New York Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen konsularisch betreute, hatten doch selbst die Vertreter Österreichs bisweilen einen schweren Stand.

Wie schon aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, blieb Nordamerika das bevorzugte Ziel der deutschen Vaterlandsflucht. Neben der Anziehungskraft, die die wirtschaftlichen Aussichten ausübten, die den neuen Ansiedlern winkten, lockte manchen auch die politische Freiheit,



27. Zusammentreffen eines Auswandererzuges mit Büffeln. (Aus B. Schmöller: Neuer, praktischer Wegweiser für Auswanderer, Mainz, 1849.)

wo in heiligen Waldverließen
kein Tyrann sich Throne schlug.

Der dies sang, war einer, der voll Überdruß über die heimischen Verhältnisse in der neuen Welt ein neues Leben beginnen wollte, Nikolaus Lenau. Sein feinnerviges Wesen, das ganz anders organisiert war als die robuste Widerstandskraft eines Sealsfield, erkannte nach wenigen Monaten den Irrtum, der in seinem Entschlusse lag, und kehrte enttäuscht nach Deutschland zurück.

Selbstverständlich zog es auch manche Deutsche nach Mittel- und Südamerika. Brasilien unter Dom Pedro bemühte sich sogar sehr, den Strom der Auswanderer zu sich hinzuleiten. Die Erfahrungen, die die deutschen Kolonisten machten, zwangen aber die verantwortlichen Stellen in Deutschland, vor dem Zuzug in jenes Reich zu warnen. Eine Anzahl Württemberger kaufte sich 1840 in Chile an. Seit 1839 lenkte sich die Aufmerksamkeit mancher Deutscher auch auf Australien. Sonst besaß überdies Algier wegen der verhältnismäßig geringen Entfernung von der Heimat viel Lockendes an sich, doch fehlte es trotz manchen Anstrengungen, die die Regierung Napoleons III. machte, den Franzosen an Großzügigkeit der Organisation.

Die Auswandererbewegung, die ihre Richtung auf die Vereinigten Staaten Nordamerikas nahm, hatte auch schwere Rückschläge erfahren. Die Know-nothings unter den Amerikanern bildeten eine Partei, die den Eingewanderten die gleichen Rechte weigern wollten, die den dort Geborenen zukämen. Außerdem war drüben noch alles im Werden und alles noch so jung, daß man für seine weitausgreifenden Unternehmungen des europäischen Kapitals bedurfte, sich aber dabei doch übernahm. Als dann der Krimkrieg Europa zur Zurückhaltung zwang, kam es im Jahre 1854 zu einer Verteuerung der Lebensmittel, der Mieten und des Lebens überhaupt, die viele Deutsche, die eben in der Neuen Welt angekommen waren, zur Heimkehr zwang. Die Deutschen mußten denn auch von ihren Landsleuten jenseits des Meeres die schwe-

ren Vorwürfe hinnehmen, die die Deutsche Gesellschaft zu New York in ihrem Dezemberbericht (1854) veröffentlichte. Man erfährt daraus, daß viele Gemeinden, namentlich in Süddeutschland, ihre Armen auf öffentliche Kosten haufenweise sogar im Winter nach New York ohne jede Unterhaltsmittel hinübergeschickt hatten. Der Mayor von New York stellte fest, daß die Stadt von deutschen Bettlern überschwemmt werde und klagte die kleineren deutschen Regierungen (gemeint waren vor allem Baden, Bayern, Hessen, Württemberg) und die Schweiz an, daß sie, die sonst ängstlich darauf sähen, daß sich niemand ohne Paß und Subsistenzmittel in ihren Gebieten ansiedele, in bezug auf Amerika ganz andere Grundsätze walten ließen. Der Schweizer Bund debattiere förmlich darüber, wie er sein Gesindel am wohlfeilsten übers Meer befördern könne. So hatte im Frühjahr 1855 die großherzoglich-hessische Gemeinde Wimpfen 150 ihrer ärmsten Mitglieder auf Gemeindekosten nach New Orleans geschickt, die dann der dortigen Deutschen Gesellschaft zur Last fielen. Jedenfalls war das die Art, wie deutsche Staaten sich in jenen Tagen ihrer sozialen Pflichten entledigten. An die Ehre des deutschen Namens dachten bloß wenige von denen, die die Verantwortung trugen. Man spricht in diesem Zusammenhang von der damaligen staatlichen Ohnmacht der Deutschen und die Zeitgenossen dachten in gleichem Sinne. Dieses Unvermögen, diese Gelähmtheit nach außen ist ja unbezweifelbare Tatsache, aber versteift wurde sie durch die geistig-seelischen Hemmungen. Im Zeichen des liberalen Freiheitsbegriffs blickte man mit mißtrauischen Augen auf jeden Versuch des Staates, sich in Entschlüsse des einzelnen einzumengen. Vom Standpunkte des bürgerlichen Eigennutzes freute man sich überdies, sich lästiger, die öffentliche Wohltätigkeit belastender Mitbürger zu entledigen. Um die Einbußen, die dadurch dem Staate und vor allem der Nation drohten, darum scherte man sich blutwenig.

Auch Europamüde.



28. Karikatur auf die Auswandererbewegung. Aus den „Fliegenden Blättern".

Ohne Widerspruch blieb freilich diese Art bevölkerungspolitischer Methode nicht. Zu ihren heftigsten Gegnern zählte der große Patriot und Volkswirtschaftler Friedrich List (1789—1846), der wie so viele selbst Amerika aufgesucht hatte und die dort gewonnenen Erfahrungen seinem Volke nutzbar zu machen bestrebt war. Seine politisch-wirtschaftlichen Entwürfe zielten ja auf ein Zusammengehen Deutschlands mit Großbritannien, wobei die Türkei aufgeteilt und die deutsche Herrschaft auf die europäischen Gebiete der Pforte ausgedehnt werden sollte. Im Zusammenhange mit diesem Plane will er den Strom der deutschen Auswanderung nach dem Osten lenken, vor allem nach Ungarn. „Allein der Weg geht über Ungarn und solange Ungarn nicht mit Leib und Seele eins ist mit Deutschland, ist weder dort noch weiterhin für uns etwas Tüchtiges zu machen; im Verein mit Ungarn dagegen alles! Ungarn ist für Deutschland der Schlüssel



29. Der Wirtschaftspolitiker Friedrich List (1789—1846). Lithographie von Kniehuber.

zur Türkei und zur ganzen Levante, zum Orient und zugleich ein Bollwerk gegen nordische Übermacht.“ Dazu gehörte allerdings ein zollgeeintes Deutschland-Österreich, gehörte die Eisenbahnlinie Wien — Konstantinopel, für deren Bau er bereits im Jahre 1837 eintritt. Deutschland kann auf solche Weise „wachsen ohne Meer und Flotten und Kolonien! Wir haben Hinterland so gut wie die Amerikaner — die Länder der unteren Donau und am Schwarzen Meere — die ganze Türkei, der ganze Südosten jenseits Ungarn ist unser Hinterland.“

Ähnliche Gedankengänge drängten sich dem nachmals berühmten deutschen Heerführer Helmuth von Moltke während seines Aufenthaltes im Orient (1835 — 1839) auf. Er schreibt in diesem Sinne über die Walachei: „So viele unserer Landsleute wandern aus, um sich in fremden Weltteilen ein besseres Dasein zu gründen und so wenige versuchen es, aus dieses reichen Landes Quellen zu schöpfen, wo jede Arbeit ihren Lohn finden müßte, wenn nur Schutz und Sicherheit des Eigentums vorhanden wäre.“ Er tritt für ein freundliches Einvernehmen mit dem Fürsten Ghika zur Wahrung der Ansiedlerinteressen ein. „Dann braucht deutscher Fleiß nicht mehr nach den verpesteten Sümpfen und dem glühenden Himmel fremder Weltteile zu flüchten und an der stolzen Donau würde deutsche Sprache erklingen, deutsche Sitte wohnen unter den schwäbischen Bauern bis zur Mündung der Sulina.“ Wie der bekannte Volkswirtschaftslehrer Wilhelm Roscher die deutsche Auswanderung seiner Zeit mit der jährlichen Aussendung eines Heeres von mehr als 100 000 Mann vergleicht, das aber sofort nach Überschreiten der Grenze für immer verschwände, und Ungarn, Moldau, Walachei und Bulgarien als Ansiedelungsziel vorschlug, so glaubte auch der deutsche Nationalpolitiker Paul de Lagarde in der Kolonisation des Ostens die Lösung der deutschen Frage gefunden zu haben und verficht seit dem Jahre 1853 diesen Gedanken, den neben und um ihn Heinrich von Gagern, Paul Pfizer, Konstantin Frantz, Friedrich Vischer und Julius Fröbel in verschiedener Weise abwandelten, mit der ganzen Inbrunst seines leidenschaftlichen Herzens. Es ist also nicht so, als ob einsichtige und national denkende Männer nicht den Schaden wahrgenommen hätten, der mit dem Wegzug so vieler Volksgenossen, nach überseeischen Ländern den Deutschen zugefügt wurde, doch deren Stimmen verhallten im Leeren.

Das zeitgenössische Schrifttum bleibt den traurigen Erscheinungen dieser nationalen Verluste gegenüber nicht stumm. Wilhelm Raabe läßt in der „Chronik der Sperlingsgasse“ (1857) seinen Helden klagen: „Ein näher kommender Gesang weckte mich plötzlich. Brausend und schnaufend, die gelben Fluten peitschend, kam der ‚Hermann‘ die Weser herunter. Der Kapitän stand auf dem Räderkasten und griff grüßend an den Hut, als das Schiff vorbeischoß. Hunderte von Auswanderer trug der Dampfer an mir vorüber, hinunter den Strom, der einst so viele Römerleichen der Nordsee zugewälzt hatte. Ein Männerchor sang: Was ist des Deutschen Vaterland, und die alten Eichen schienen traurig die Wipfel zu schütteln; sie wußten keine Antwort darauf zu geben, und das Schiff flog weiter. Die Weser trägt keine fremden Leichen mehr zur Nordsee hinab; wohl aber murrend und grollend ihre eigenen unglücklichen Söhne und Töchter.“ Auch sonst bemächtigte sich die Tagespoesie und die Satire dieser Tatsachen, die auf der Seele vieler Deutschen schwer und schwerer lasteten.

Nein, Brüder, bleibt in Deutschlands Gauen,
Nein, Brüder, nein, verlaßt uns nicht!
O glaubt dem Sänger, wenn auch ferne,
Es dämmert doch der Freiheit Licht

endet ein solches Gedicht aus den Jahren 1849/50, das sich „Bleibt im Vaterlande!“ betitelt. Und aus dem Jahre 1851 stammt die mit einem Auswandererbild gezierte Klage, in der auch die Enttäuschung über den Ausgang der Märzereignisse anklingt (Abb. 30):

Zerschlagen und zerfallen
Ist jetzt dein Riesenleib.
Du liegst, verhöhnt von allen,
Ein hungrig Bettelweib.
Ein Kleid von vierzig Flecken
Soll deine Schande decken,
Du armes Vaterland.

Die besten Leute gehen
Weit übers große Meer
Auf Nimmerwiedersehen,
Und Trennung ist so schwer.
Sie rufen, da sie scheiden:
Leb wohl, du Land der Leiden!
Du armes Vaterland!

Ein zeitgenössisches Bild, das die Überschrift: „Für deutsche Auswanderer“ trägt, zeigt, wie man in eine Tonne eben Menschen hineinpfercht und die vollen Tonnen auf ein Segelschiff rollt (Abb. 31). Darunter steht zu lesen: „Unter den Schiffsreedern und Expedienten herrscht ein reger Wettstreit, den Auswanderern die Reise aufs angenehmste zu machen. Die ihnen überwiesenen Schiffsräume sind hell, luftig und bequem, so daß keine Gelegenheit gegeben ist zur geringsten Klage.“ Natürlich werden auch die anderen Seiten dieser Frage satirisch behandelt. So, wenn der politische Flüchtling in der Schweiz zu dem Hilfskomitee kommt mit der Bitte: „Um Gotteswillen, retten Sie mich vom Hungertode, seit Sonntag hab ich nichts mehr gegessen und heut haben wir bereits Mittwoch“, der Komiteevorstand ihn aber beruhigt: „Nur Geduld. Nächsten Dienstag haben wir wieder Komiteesitzung und da werde ich Ihre Angelegenheit zur Sprache bringen!“ Ein anderes Mal meint der Amtmann zu den Abreisefertigen: „Aber, liebe Leute, gibt es denn gar kein Mittel, das Euch zum Dableiben bewegen könnte?“, worauf er zur Antwort erhält: „Ja wissens, das wär' a leichtes; wir blieben schon da, wenn Sie auswandern wollten.“

Dieses Spottgeplänkel wies, wie wir sehen konnten, tiefere Tatsachenhintergründe auf. Nicht zu übersehen bleibt dabei die Neigung zur Nachahmung, die von solchen Massenerscheinungen immer wieder ausgeht und auch jene unter Umständen mit sich fortreißt, die von Natur nicht für derartige Handlungen vorher bestimmt erscheinen. Der aus adeligem Geschlechte stammende Schauspieler, Rezitator und Lustspieldichter Karl von Holtei schreibt in seinen Lebenserinnerungen „Vierzig Jahre“ in dem 1850 erschienenen 7. Bande von seiner Stimmung, die ihn im März 1847 während seines Aufenthaltes in Bremen erfaßt hatte: „Und ein Auswandererschiff zu besteigen, wozu allerdings die Scharen, welche straßauf, straßab vor den Häusern ihrer Agenten sich sammelten, durch ihr Beispiel einluden, dazu war ich noch nicht desperat genug. Ja, könnt' ich Englisch



30. Illustration zu dem Auswanderer-Gedicht „Das arme Vaterland“ in den „Fliegenden Blättern“ vom Jahre 1851.



31. Karikatur auf die menschenunwürdige Verfrachtung der Auswanderer. Aus den ,,Fliegenden Blättern" vom Jahre 1848.

reden wie Deutsch, wer weiß, was ich damals getan hätte?"

Ohne Zweifel haben die an sich nicht immer erfreulichen Beziehungen zu der Neuen Welt das Interesse an ihr erweitert und belebt. Der Niederschlag dieses Interesses zeigt sich in dem Wiederaufleben des Abenteurerromans. Sein Schauplatz werden die Vereinigten Staaten, Mexiko, Indien, Australien. Man liest mit Gier die Reisebeschreibungen, die von dem Leben in fernen Ländern zu berichten wissen. Zu anschaulicher Gestaltung, die sich freilich wenig um Kunstregeln kümmert, erhebt erst der Sudetendeutsche Charles Sealsfield (Karl Postel) diese Schriftgattung zu literarischer Höhe. Sein ,,Kajütenbuch" oder ,,Der Virey" bereichern unser Schrifttum durch die Schilderung exotischer Menschen und exotischer Landschaften. Seine Sucht, die Lokalfarbe so unmittelbar und eindrucksvoll wie nur möglich dem Leser vor Augen zu führen, verleitet ihn dazu, fremde Sprachbrocken in seine Darstellung einzustreuen. Eine Übung, die seit ihm immer wieder in der deutschen Prosa auftaucht. Dafür weiß er wie nur wenige, die Farbigkeit tropischer Naturbilder, den Sonnenaufgang auf der Prärie, das seltsame Gebaren der Indianer in einer an Abschattungen reichen Sprache wiederzugeben, die bis heute nicht ganz ihren Glanz und Zauber eingebüßt hat. Wie Sealsfield-Postel so hatte auch der Hanseate Friedrich Gerstäcker aus eigenem Erleben — er hatte von 1837 bis 1843 die ganze Union als Jäger, Gastwirt, Heizer und Holzarbeiter durchstreift — in seinen abenteuerlichen, oft geradezu blutrünstigen Erzählungen geschöpft. Durchzieht aber Sealsfields Schaffen die politische Tendenz dessen, der sich als Opfer der Reaktion in Mitteleuropa fühlt, so überragt er doch Gerstäcker, der in erster Linie unterhalten will, um ein beträchtliches. Den Zuschuß von Indianerromantik, Jagdabenteuer auf Schleichpfaden durch den Urwald, Lynchszenen usw. in das Bewußtsein europäischen Denkens verdankt der Deutsche vor allem Sealsfield und Gerstäcker. Auf dem Umwege über diese beiden fand dann James Fenimore Cooper mit seinem Roman ,,Der letzte Mohikaner" (1826) durch die 1834—1850 erschienenen Übersetzungen in dem Vorstellungskreis der Deutschen willig Eingang. Hier herauf reicht die Ahnenreihe der Indianergeschichten, die allmählich aus dem Interessenkreis der Erwachsenen in jenen der heranwachsenden Jugend gelangte, wo sie immer noch ihren Platz behauptet.

Wenn Ferdinand Freiligrath den Blick nicht von den Männern wenden kann, die dem Schiffer ihre Habe reichen, wenn er auf die schlanken Schwarzwaldmädchen blickt, die sorgsam ihre Krüge und Töpfe auf der Schaluppe grüne Bank stellen und ihnen zuruft:

Das sind dieselben Töpf' und Krüge
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten Euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, daß sie geschmückt.

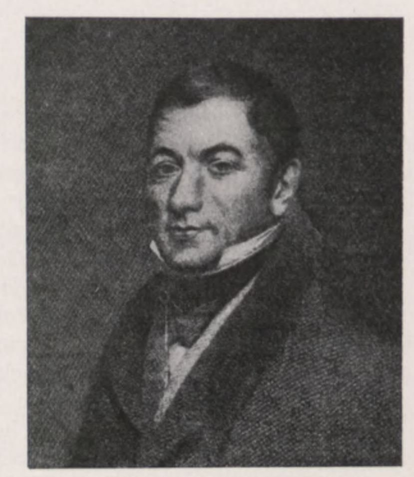
so denkt auch er vor allem an bäuerliche Kreise, die, von der Not der Zeit getrieben, in die Ferne zogen. Bald griff freilich die Not weiter, wenn auch vorerst noch die Fabrikarbeit nicht so viel Arme beschäftigte, um die Träger dieser Arbeit als eine besondere Klasse aus der Masse der übrigen herauszustellen. Freiligraths Elegie auf die scheidenden Neckarbauern war im Jahre 1832 entstanden. Nach den Worten des Dichters („Mit raschen Pferden jagt die Zeit, ein heißes Weib, nach Freiheit lechzend",) schlug die damalige Gegenwart ein rasches Tempo ein. Vierzehn Jahre später heißt es schon: „Das Volk hat nichts zu beißen mehr! Durch seine Lumpen pfeift der Wind! Wo nimmt es Brot und Kleider her?" und den aufrührerischen Arbeitern ruft er zu: „Marsch denn, ihr Geusen dieser Zeit! Marsch, Proletarierbataillon!" In dem „Requiescat" aus dem gleichen Jahre 1846 wird „wer den wucht'gen Hammer schwingt", wird der Mann hinter dem Pflug, der Schiffzieher, der Weber wie der Lohnschreiber und „wer in gelehrter Fron Griechisch und Latein" doziert, in gleiche Linie gestellt:

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: Darbe! Borge!
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt ins Grab die Sorge!

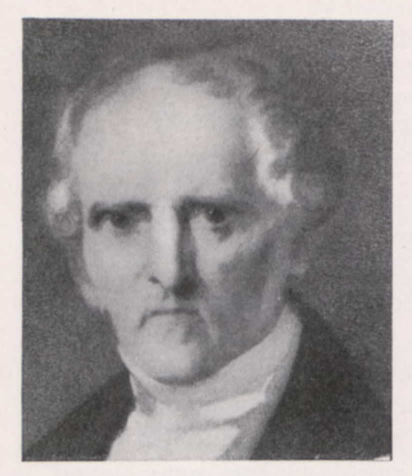
Mit dem Zwange, mit der Not
Wie die andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen!

Was klingt in diesen Versen Neues auf? Der Unterschied zwischen reich und arm ist so alt vermutlich wie die menschliche Gesellschaft. Worin erblickt man da den Ausdruck der sogenannten Sozialen Frage? Darin, daß man jetzt nicht mehr geneigt ist, die Armut als einen von Gott gewollten Zustand ohne Protest entgegenzunehmen, daß man nach den Gründen gesellschaftlicher Verschiedenheit forscht und beim Forschen allein nicht stehen bleibt. Ein leidenschaftliches Fordern, ein ungeduldiges Pochen wird bis zur drohenden Gebärde im Schrifttum jener Zeit bemerkbar. Daneben das Suchen und Tasten nach Auswegen und Hilfsmitteln.

Während in den westlichen Ländern, die industriell höher entwickelt waren als Deutschland, die Frage nach sozialer Abhilfe bereits zum Gegenstande theoretischer Erwägungen gemacht worden war, — Robert Owen (1771—1858), Claude Henri Graf Saint Simon (1760—1825), Charles Fourier (1772—1837) — tauchten auf deutschem Boden jetzt erst die Anfänge solcher Bestrebungen auf, um freilich dann in Karl Marx jenen Dogmatiker zu erzeugen, der einen Louis Blanc (1811—1882) oder Pierre Josèphe Proudhon (1809—1865) sehr bald überflügelte. Da aber mit Louis Blanc der Sozialismus zuerst aus dem Zustande friedsamer Vorschläge zur Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse in den der Anklagen wider die Besitzenden überging, war es der gleichzeitigen deutschen Bewegung von Anbeginn gegeben, diese Anklagen philosophisch zu unterbauen und aus ihnen organisatorisch die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Neben die Intellektuellen, die wie Marx und Engels vor allem die gedank-



32. Robert Owen. Bildnis von Watts.


33. Charles Fourier. Gemälde von Fourier.


34. Henri Graf Saint-Simon. Kupferstich von Perrot.


35. Pierre Josèphe-Proudhon. Zeichnung von Colette.

lichen Grundlagen zu bieten, dann wohl auch (vielfach aus der Ferne) taktische Weisungen zu geben suchten, traten nun auch die Männer der persönlichen Werbung, Männer wie der aus Magdeburg stammende Schneidergehilfe Wilhelm Weitling. Mit ihm taucht zum ersten Male ein wirklicher Arbeiter aus der Menge der Namenlosen auf, der seine bisweilen etwas krausen kommunistischen Zukunftshoffnungen unter die Massen streute und sie zum Kampfe gegen das Privateigentum aufrief. Paris, die Schweiz und London boten den aus Deutschland vertriebenen Agitatoren eine Zuflucht, wurden aber auch für manche harmlosen, zufällig dahin kommende deutsche Wandergesellen Stätte sozialistischer Schulung. Viele von denen, die mit den augenblicklichen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen im deutschen Vaterlande unzufrieden waren, sammelten sich dort, bildeten Vereine und verbreiteten in Deutschland späterhin die Lehren, die ihnen in der Fremde eingeimpft worden waren. Nicht ohne Grund lenkten die Polizeibehörden der deutschen Bundesstaaten ihr Augenmerk auf das Treiben, das sich an jenen Stellen entwickelte. Daß damit freilich nichts Entscheidendes bewerkstelligt werden konnte, erkannte selbst Metternich, als er im Oktober 1847 zum preußischen Diplomaten Gustav von Usedom „von dem immer tieferen Umsichgreifen radikaler und kommunistischer Ideen, gegen die alle Repressionsmittel sich als zu schwach erwiesen“, voll Kümmernis sprach.

Neben den sozialphilosophischen Theorien, wie sie Moses Heß, Karl Grün, Karl Marx, Friedrich Engels, Michael Bakunin und andere literarisch vor der Öffentlichkeit vertraten und wie sie in geheimen Gesellschaften, in Arbeitervereinen und Zeitschriften in kleine Münze umgewechselt wurden, neben diesen Theorien meldeten sich andere Versuche, der gesellschaftlichen Nöte Herr zu werden. Einzelgänger aller Art besaßen den Ehrgeiz, in Broschüren und Zeitungsartikeln ihre Heilmittel anzubieten. Auch sie bringen manche Beiträge zur Kenntnis damaliger Gedankenrichtungen. Der ebenso menschenfreundliche als erfindungsreiche Ludwig Gall (1790—1863), damals Regierungssekretär zu Trier, fühlte sich durch die 1816 und 1817 in den Rheinlanden herrschende Hungersnot und Teuerung veranlaßt, auf Wege zur Behebung der Übel zu sinnen. Bezeichnenderweise spricht er in seiner Schrift „Papiergeld, durch Getreidevorräte verbürgt“ (Trier 1825) von der „Not des Mangels und des — Überflusses“. Mit anderen Worten, er erkennt in der übermäßigen Anhäufung von Gütern in der Hand weniger oder einzelner bereits eine Ursache der Not, der er durch Kreditscheine beizukommen hofft, die durch staatliche Getreideeinlagerungen gedeckt werden müßten. Ein anderer dieser Hilfebeflissenen, der sich hinter dem Decknamen Siegfried Justus I. versteckt und sich „König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem“ nennt, läßt bei Brockhaus 1836 eine Schrift erscheinen („Ist die Klage über die zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland be-

rechtigt usw."), in der er dem gesteigerten Bedürfnis von Betriebskapitalien, der Vermehrung von Stoffen zum Bearbeiten und der Vermehrung von Menschenhänden, die an Arbeit leer ausgehen, die Schuld für die Notlage beimißt. Es ist nun ein echt liberaler Gedanke, wenn er vorschlägt, der Staat solle alle Bürger gegen alle Gefahr versichern, möglichst kleine Prämien verlangen, aus dem Gewinnüberschuß die öffentlichen Schulden tilgen, die ersparten Zinsen aber unter Witwen und Waisen verteilen.

In jenen Jahren scheint nach den gleichzeitigen Äußerungen fachkundiger Beobachter für die Armut als Massenerscheinung das Wort ,,Pauperismus" aufgekommen zu sein, wenigstens geht dies aus der Broschüre ,,Über Pauperismus und Proletariat" des Gießener Professors Friedrich Schmitthenner (1848) hervor. Hier werden auch zwei Stufen des Proletariats unterschieden. Auf der ersten steht der ,,ehrliche Lump, der durch Arbeit sein tierisches Dasein fristet, wenn er auch nur eine Hütte, Streu, Laub und salzlose Kartoffeln zur Nahrung hat, der auch außerdem mit seiner Gesinnung in den Schranken der Gesellschaft bleibt". Niedriger als dieser steht der Proletarier, der der Gesellschaft lästig und gefährlich wird wie die zahlreiche Sippschaft der Tagediebe, die wenigstens an der Zeit freveln, der Bettler, Gauner und Schelme aller Art, der Feld- und Forstfrevler, der Wilderer, die alle in der Schule des Verbrechens sind. Für die Ausbreitung des Pauperismus macht er unter anderem auf Grund der von Justus von Liebig gemachten Entdeckungen auch die Kartoffelwirtschaft verantwortlich, da die Ernährung durch die Kartoffel Stumpfsinn und tierische Sorglosigkeit erzeuge. Sonst erblickt er in der Anhäufung großer Kapitalien, in der Einführung der Maschinen, in der Umwandlung der Gewerbe in Fabriken und Manufakturen, was man ,,seit Sismondi ziemlich willkürlich den ,,Industrialismus" nennt" und in der Übervölkerung die Hauptursachen der allgemeinen Armut. In diesem Sinne übt er denn auch am Liberalismus mit seinem abstrakten Freiheitsbegriff Kritik. ,,Man hat vielfältig übersehen, daß die Freiheit ohne Gleichheit auch in dem System der Industrie zur Unterdrückung der Schwächeren führt. Das Resultat des negativen Liberalismus ist oft eine bloße Desorganisation der Gesellschaft gewesen, die nach Auflösung der organischen Bande, welche sie hielten, in ihre Atome zerfallen mußte." Lugt Schmitthenner nach Mitteln und Aushilfen gegen die Verarmung aus, so findet er neben Versorgung mit besseren Nahrungsmitteln, neben Besserung der Gesundheitspflege, Hebung der Sittlichkeit, der wirtschaftlichen Bildung, Einführung von Versicherungen, Beschränkung der Heiratserlaubnis und der unproduktiven Ausgaben einen Ausweg in der Innenkolonisation und in der — Auswanderung, die ohne Zwang und nicht planlos stattfinden solle. Sie ist ihm die ,,Reinigung der Gesellschaft von Krankheitsstoff". Verstrickte sich also der Gelehrte in mancherlei Irrtümer seiner Zeit, so zeigt sich doch an anderer Stelle in seinen Anschauungen auch der gesunde Blick für die Wirklichkeit. Allerdings hatte man inzwischen Gelegenheit gehabt, diese in ihrer furchtbaren Schwere kennenzulernen.

Die vierziger Jahre brachten nämlich eine Reihe von Arbeiteraufständen. Am eindrucksvollsten gestalteten sich jene der schlesischen Weber. An dem Schicksal des Leinengewerbes, wie es sich vor allem in den Gegenden um Greifenberg, Hirschberg und Schmiedeberg seit alters entwickelt hatte, läßt sich nun im 19. Jahrhundert wie an einem Schulbeispiel der Widerspruch zwischen liberaler Doktrin und Wirklichkeit aufzeigen. Jeder, der unbefangenen Sinnes und offenen Auges die vom Hungertyphus heimgesuchten Weberdörfer betrachtete, mußte zugeben, daß hier ein Notstand von erschreckender Härte um sich greife. Hundegebell blieb dort fremd, denn für Hunde gab es kein Futter, zeigten sich aber solche, so wurden sie als erwünschte Nahrung angesehen und verzehrt. Verendete Pferde bedeuteten für die Bewohner dieser Unglücksgegenden ein Fest. Man war dann für längere Zeit der Nahrungssorgen ledig. Während nämlich ein ländlicher Tagelöhner im Tage 5 und seine Frau 4 Silbergroschen verdiente, waren 5—12 Sgr. für den Handspinner eine Wocheneinnahme, die Weber als die Bestbezahlten brachten es in der Woche auf 10—20 Sgr. Zieht man demgegenüber die Löhne der Handwerker in Breslau zu jener Zeit zum Vergleiche heran, so ergibt sich bei aller Ungleichheit, die da zu bemerken ist, doch die unbezweifelbare Tatsache, daß die armen Weber im Durchschnitt hinter dem letzten Lehrling zurückstanden. Von den Gesellen bekamen nicht wenige neben guter Hausmannskost mehr als einen Taler wöchentlich, die Hutmacher 3 bis 4; die Müller konnten sogar auf 10 Taler kommen. In den Fabriken erhielt

ein Tabakarbeiter wöchentlich 2 bis 2⅓, eine Arbeiterin 1 1/5 bis 2 1/5 Taler, ein Kind 15—20 Sgr., Mädchen, die in den Kattunfabriken die Maschinen bedienten, mußten sich mit 5—6 Sgr. täglich zufrieden geben, während die Maschinenbauanstalt der Seehandlung ihre besseren Arbeiter mit 7 Talern in der Woche entlohnte. Diese Ziffern dürfen aber nicht dazu verleiten, die Lage der industriellen Arbeiter Breslaus für vorteilhaft zu erachten. Ein Armenarzt der Stadt, über den Zustand der Wohnungen der Fabrik-, Tagearbeiter und Gesellen befragt, entwirft ein geradezu entsetzliches Bild von den herrschenden Zuständen: „Manche Stuben gleichen mehr einem Schweinestalle als einer Wohnung für Menschen. Die Wohnungen sind womöglich noch schlechter in der Stadt als in den Vorstädten. Erstere sind natürlich immer Hofwohnungen, wenn man einen engen Raum, in dem man sich kaum umdrehen kann, so nennen will. Die sogenannten Treppen sind gewöhnlich ganz finster. Dabei alles so baufällig, daß bei jedem starken Tritte das ganze Gebäude erzittert; die Stuben selbst sind klein, so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen kann, der Fußboden schief, da gewöhnlich schon ein Teil des Hauses gestützt ist. Die Fenster sind schlecht verwahrt, die Öfen so schlecht, daß sie bei stärkerer Feuerung kaum heizen, dabei raucht es meistenteils in den Stuben. An den Türen und Wänden läuft gewöhnlich das Wasser herunter. Die Wohnungen zu ebener Erde sind meist halb unter der Erde. Und solch ein Loch kostet 20 bis 24 Taler. Übrigens werden die genannten Wohnungen nicht bloß von Tagearbeitern und Gesellen bewohnt, sondern auch von Bürgern, namentlich von Schuhmachern und Schneidern. Überhaupt glaube ich, daß der Notstand unter dem Bürgerstande dem der arbeitenden Klasse gleichsteht."

Trotz allen Schäden, denen die Industriearbeiter, Männer, Frauen und Kinder, bei einer täglichen Arbeitszeit von zwölf Stunden in schlechtgelüfteten Fabrikräumen und bei dem Aufenthalt in diesen Wohnungen ausgesetzt waren, standen sie doch turmhoch in ihrer Lage über den armen Webern erhaben, die meist körperlich so geschwächt waren, daß sie zu Straßenarbeiten nicht zu verwenden waren. Daran scheiterten ja die Versuche, sie in andere Berufe zu überführen. Man sollte meinen, der preußische Staat hätte sich mit dieser Notstandsfrage zugunsten der hungerleidenden Bevölkerung eingehend beschäftigt. Die Regierung tat es freilich schon im Jahre 1819 in einer Kommission, die Staatskanzler Hardenberg zu diesem Zwecke einberufen hatte. In dem Gutachten dieser Kommission wird aber die Notwendigkeit, außerordentliche Maßregeln zur Hilfe der Untertanen zu ergreifen, in Abrede gestellt. Der Grund für die Stockung des Absatzes sei nicht in der irischen Konkurrenz, sondern einzig und allein in der Schlechtigkeit der Produktion und in der fehlerhaften Leitung des Ausfuhrhandels zu suchen. Das preußische Beamtentum schwor damals eben auf den Laissez-faire-laissez-aller-Standpunkt, wie ihn die liberale Wirtschaftsauffassung eines Adam Smith in klassischer Weise dargelegt hatte. Wenn 1832 ein Schriftsteller behaupten konnte: „Staatswirtschaftlich und polizeilich ist kein besonderer Grund vorhanden, über das Steigen oder Sinken eines Gewerbes mit reger Aufmerksamkeit zu wachen, das seine Arbeiter nur kümmerlich ernährt, und die deshalb auch von jeher nur allzu geneigt waren, ihre Lohnherren sowohl als den Staat zur Unterstützung aufzufordern, sobald der Begehr nach Leinwand sich minderte," so drückt sich darin ebenfalls nur die Verengung des liberalen Staatsbegriffes aus. Sie spiegelt sich in der Bemerkung Wilhelms von Humboldt wider, wonach die Vernunft dem Menschen keinen anderen Zustand als einen solchen wünschen könne, in der jeder einzelne der ungebundensten Freiheit genieße und daß die Wirksamkeit des Staates nicht weiter reichen solle, als das Wohl der Gesellschaft zu verwirklichen, ohne jenen Grundsatz der individuellen Freiheit zu verletzen. Nichteinmischung also in die wirtschaftlichen Verhältnisse des einzelnen. Man

Namen des Gewerbes.	Verdienst der arbeitenden Klasse.									
	Bei Lohn-Arbeit.						Bei Accord-Arbeit.			
	Baares Geld.	Sonstige Einnahmen an Natural-Leistungen von Seiten der Lohnherren und zwar:					Der Arbeiter vermag bei mittlerem Fleiße in einer Woche an verschiedenen Stücken zu arbeiten.		Der Lohn pro Stück besteht in Thaler.	Mithin verdient der Arbeiter in einer Woche.
		Wohnung.	Frühstück.	Mittagsessen.	Vesper.	Abendbrot.	Bezeichnung der Stücke.	Zahl.		
Kretschmer und Brauer	a. Schenker von jedem Gebräu 1—1$\frac{1}{6}$ Thlr. u. außerdem an Lohn jährlich 6 Thlr. b. Kretschmerburschen von jedem Gebräu 20—25 Sgr. u. außerdem jährlich Lohn 4 Thlr. 8 Sgr. c. Lehrlinge von jedem Gebräu 15 Sgr. und an Lohn jährlich 2 Thlr. 4 Sgr.	ja	besteht im Winter aus Kaffee oder Warmbier, Brot u. Butter; im Sommer: Brot, Butter und Bier.	Sonntags warmen Braten, an Wochentagen Suppe, Fleisch und Gemüse.		Sonntags kalten Braten und Brot, an Wochentagen Butter, Brot mit Käse, abwechselnd Kartoffeln und Bier.				a. Schenker 1—1$\frac{1}{3}$ Thlr. b. Kretschmerburschen 20 bis 25 Sgr.
a. Damen-Schneider	12 Sgr. 6 Pf. pro Tag ohne ferneres an Wohnung und Kost.									a. Damenschneider 2 Thlr. 15 Sgr.
b. Herren-Schneider	. . . .	. .	. . . . . .	. . . .	a. Gesellen, welche für Kunden der Meister arbeiten b. Gesellen, welche für Kleiderhändler beim Meister arbeiten*)		Rock Weste Hose Rock Weste Hose	1 1 1 1 1 1	23 Sgr. bis 2 Th. 13 Sgr nach Abzug der Zuthaten. 9—13 Sgr. 11—20 Sgr. 20 Sgr. 7—8 Sgr. 7—9 Sgr.	b. Herrenschneider 2 Thlr. 20 Sgr. bis 3 Thlr.
Huf- und Waffen-Schmiede	nach der Fähigkeit des Arbeiters pro Woche 1 Thlr. 5 Sgr. bis 1 Thlr. 25 Sgr.	ja	Kaffee und Butterbrot.	Suppe, Fleisch und Gemüse und Sonntags Braten.		Fleisch, Gemüse und Butterbrot u. s. großes Quart Bier.				1 Thlr. 5 Sgr. bis 1 Thlr. 25 Sgr.
Drechsler	höchstens wöchentlich 1 Thlr. 10 Sgr.	ja	Butterbrot und 1 Glas Branntwein.	Gemüse u. Fleisch.		Butterbrot und Bier.				1 Thlr. 5 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr.
Maurer	Gesellen tägl. im Sommer 16 Sgr. Lehrlinge do. do. 8—11 "	nach Angabe der Gesellen im Sommer täglich 15 Sgr., im Herbst 10 gGr. oder 12$\frac{1}{2}$ Sgr., im Winter 11 Sgr. 3 Pf.								3 Thlr. im Sommer, 1 Thlr. 25 Sgr. zum Winter.
Klemptner	Geselle pro Woche 1 Thlr. 5 Sgr. auch 1 Thlr. 10 Sgr.	ja	Kaffee u. Semmel.	Fleisch u. Gemüse.		Brot, Butter, Suppe, Kartoffel-Salat rc.				1 Thlr. 5 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr.
Gold- und Silberarbeiter	Geselle pro Woche 3—4 Thlr., selten 5 Thlr.**)	ja	do.	do.		do.		a. Goldarbeiter b. Silberarbeiter		bei Kost u. Wohnung 2 Thlr. ohne do. do. 4—5$\frac{1}{2}$ " 3—4 Thlr.
Müller	Altgeselle u. Altmulscher 5—10 Thlr.; die Gesellen oder Mulscher, die Gänge führen 3—4 Thlr.; Lehrburschen 1—1$\frac{1}{6}$ Thlr	ja	täglich 2 ℔ Brot, die Gesellen 7—10 und die Lehrlinge 10 bis 15 Sgr. Buttergeld.	gute Mittagskost.						nach Verschiedenheit des Dienstes 1 Thlr. 5 Sgr. bis 10 Thlr.
Kürschner	wöchentlich 1 Thlr. 5 Sgr., nach Angabe des Altgesellen von 1 Thlr. 10 Sgr. bis 1 Thlr. 25 Sgr.	ja	Gewöhnliche gute Hausmannskost.							1 Thlr. 5 Sgr. bis 1 Thlr. 25 Sgr.
Loh-Gerber	pro Tag { 12 Sgr. . . . . . 6 "	ja	ohne Kost und Wohnung. Suppe.	$\frac{1}{2}$ ℔ Fleisch, Gemüse.		Suppe, Kartoffeln und Butterbrot.				ohne Kost und Wohnung 2 Thlr. 12 Sgr. mit do. do. 1 " 6 "
Stellmacher	wöchentlich 25 Sgr. bis 1 Thlr 10 Sgr.	ja	Wie bei den Klemptnern.							25 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr.
Tischler	wöchentlich 1 Thlr. 10 Sgr.	ja	Brot, Butter.	Fleisch, Gemüse.		Brot, Butter.	Die Sätze des Accords sind sehr verschieden; bei solchem erhält der Geselle keine Wohnung und Kost und kömmt die Woche auf 2 bis 5 Thlr.			
Sattler	wöchentlich 1 bis 1$\frac{1}{2}$ Thlr.***)	ja	Gewöhnliche Hausmannskost.							20 Sgr. bis 1 Thlr. 15 Sgr.
Bäcker	wöchentlich 25 Sgr. bis 1$\frac{1}{2}$ Thlr. nebst Brot- und Bratengeldern für bestellte Weißwaaren.	ja	desgl.							1 bis 2 Thlr.
Kupferschmiede	wöchentlich 1$\frac{1}{2}$ bis 2 Thlr.	ja	Kaffee, Semmel, Butterbrot, Branntwein	Fleisch u. Gemüse.	Butterbrot, Branntwein.	verschieden, Brot und Käse, Fleisch rc.				1 Thlr. 15 Sgr. bis 2 Thlr.
Hutmacher	3 bis 4 Thlr. die Woche.	ja	Gute Hausmannskost.				1	1	7$\frac{1}{2}$—15 Sgr.	3 bis 4 Thlr.

Schuhmacher	. . . .	. .	. . . .	. . . .	. . .
					
					Damenarbeit {
					
					Mannsarbeit {
					
					Damenarbeit {
						. . . . . .	Für ein Paar Mannsstiefeln
							" " " Schuhe
							" " " Knöchelstiefeln
							" " " hohe Stiefeln
							" " " lange Stiefeln
							" " " Wasserstiefeln
							" " " Lederschuhe
							" " " Zeugschuhe
								1
								1
								1
								1
								1
								1
								1
								1
									20—25 Sgr.
									10—15 "
									7 Sgr.
									8$\frac{1}{2}$ Sgr.
									1 Thlr.
									1$\frac{1}{2}$ Thlr.
									5$\frac{1}{2}$ Sgr.
									6$\frac{1}{2}$ "
										1 Thlr. 25 Sgr. bis 2 Thlr. 15 Sgr.

*) Diejenigen Gesellen, welche für Kleiderhändler arbeiten, kommen ebenso hoch und höher, weil sie schlechter bezahlte, schlaudrige Arbeit beinahe doppelt soviel als bessere Arbeit fertigen.
**) Nach Angabe des Altgesellen der Goldarbeiter die 2 Thaler, ohne Kost und Wohnung aber 4 Thaler, selten bis 5 und 5½ Thaler. Silberarbeiter kommen auf 3 bis 4 Thaler die Woche.
***) Nach Angabe des Altgesellen 20 Sgr. bis 1 Thlr. 15 Sgr.

Übersicht über die Bezüge der Arbeiter an Lohn und Naturalien in den vierziger Jahren.
Aus A. Schneer, „Über die Zustände der arbeitenden Klasse in Breslau, 1844"

Tafel III



36. Ablohnung schlesischer Weber. Gemälde von Karl Hübner aus dem Jahre 1844.

begreift, daß eine solche Lehre viel Verlockendes für Verwaltungsbeamte besitzen mußte. Sie war keineswegs ihrem inneren Sinne nach bewußt gegen die Arbeiter gerichtet. Auch die Unternehmer kamen dabei unter Umständen zu Schaden. Vergeblich beantragten Baden, Württemberg und später auch andere Staaten in den Jahren 1831, 1839 und 1842 auf den Generalkonferenzen des deutschen Zollvereins zum Schutze gegen die englische Einfuhr Erhöhung der Leinenzölle. Mit ungewohnter Schärfe zog damals (1842) das Gewerbeblatt für Sachsen gegen die bevormundende „Beamtenkaste" zu Felde: „Die Not unserer arbeitenden Klassen im Gebirge, die nur unter der Aegide eines Schutzzollsystems Arbeit finden können, wird selbst die Verblendetsten über die Bedeutung eines sogenannten Handelsfreiheitssystems aufklären, das im eigenen Lande die Fabrikanten zu Hunderten verarmen, die Arbeiter zu Hunderttausenden verhungern läßt, um in England der arbeitenden Klasse Beschäftigung zu verschaffen und die dortigen Fabrikanten zu bereichern." Obwohl die Handelsstatistik in den besonders beteiligten preußischen Provinzen eine Mehreinfuhr von 103444 Zentner Leinen aufwies, ließ sich das liberale Beamtentum durch diese Zahlen nicht aus seiner Ruhe bringen. So sehr verbaute ihm die Doktrin eines Smiths den Blick für die Wirklichkeit. Was Wunder, daß schließlich in dem Hungerjahre 1844 zu Peterswaldau der Sturm gegen die als blutsaugerisch verschriene Firma Zwanziger und Söhne losging. Nach der Melodie „Es liegt ein Schloß in Österreich" sang die aufgeregte Menge das Lied vom „Blutgericht".

Hier im Ort ist ein Gericht
Noch schlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht erst ein Urteil spricht
Das Leben schnell zu nehmen.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.

Die Herrn Zwanziger die Henker sind,
Die Dierig ihre Schergen,
Davon ein jeder tapfer schind't,
Anstatt was zu verbergen.

Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,
Ihr höllischen Dämone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Ihr seid die Quelle aller Not,
Die hier den Armen drücket,
Ihr seid's, die ihm das trockne Brot
Noch von dem Munde rücket.

Was kümmert's euch, ob arme Leut'
Kartoffeln satt könn' essen,
Wenn ihr nur könnt zu jeder Zeit
Den besten Braten fressen.

Kommt nun ein armer Weber an,
Die Arbeit wird besehen,
Find't sich der kleinste Fehler dran,
Wird's ihm gar schlecht ergehen.

Erhält er dann den kargen Lohn,
Wird ihm noch abgezogen,
Zeigt ihm die Tür, und Spott und Hohn
Kommt ihm noch nachgeflogen.

Hier hilft kein Bitten und kein Flehn,
Umsonst ist alles Klagen.
„Gefällt's euch nicht, so könnt ihr gehn
Am Hungertuche nagen."

In dieser im Volkstone gehaltenen Weise geht es durch vierundzwanzig Strophen hindurch. Den Ausbeutern wird Strafe in der Ewigkeit in Aussicht gestellt.

Doch ha! Sie glauben keinen Gott,
Noch weder Höll' noch Himmel,
Religion ist nur ihr Spott,
Hält sich ans Weltgetümmel.

Man sieht, diese Aufrührer haben mit den Verfassern des Kommunistischen Manifestes noch wenig gemein, auch wenn sie sich der schlimmsten Verwüstungen schuldig gemacht hatten. Der ganze Rummel dauerte nur vom 3. bis 6. Juni 1844. Zu einer dauernd wirksamen Aktion fehlte es den Webern an Kraft, der Regierung an Verständnis. Im Ministerium betrachtete man das Verlangen nach einer Arbeiterschutzgesetzgebung als etwas Unerhörtes. Es sei ja im Interesse der Unternehmer, sich unbilligen Verfahrens zu enthalten. Würden sie aber trotzdem den Lohn drücken und Frauen und Kinder einstellen, so sei dies schlimm, aber es sei nicht Sache des Staates, dagegen einzuschreiten. So kam es, daß es wohl dem Könige und einigen wohlmeinenden Gutsbesitzern jener Gegend zum Bewußtsein gelangte, daß es sich hier um eine Angelegenheit sozialen Inhaltes handele, während die Beamten sich auf den bequemeren Standpunkt stellten, als ob diese Vorgänge bloß eine Sache von vorwiegend polizeilichen Interesses wäre und mit Gerichtsstrafen abzutun sei.

In Österreich lagen die Dinge ein wenig anders. Wenn es da ebenfalls zu keiner genügenden Berücksichtigung der Interessen des industriellen Proletariats kam, so war es die liberale Staatslehre, die dem entgegenstand, nur zum Teil, viel stärker erwies sich noch der Druck, den das einflußreiche Unternehmertum auf die obersten Behörden ausübte. Allerdings war man auch hier in Sorge, durch an sich entbehrliche und zu weit getriebene Vorsichtsmaßregeln die Industrie zu belästigen.

In diesem Sinne meinte 1835 die Hofkanzlei mit dem Optimismus liberaler Auffassung, daß es sich auch ohne ausdrückliche Vorschrift „von selbst versteht, daß jeder Unternehmer einer Fabrikation von was immer für einer gefährlichen Arbeit verpflichtet ist, die Arbeiter, welche er aufnimmt, sorgfältig zu wählen, sie gleich bei der Aufnahme mit den dabei eintretenden Gefahren bekannt zu machen, sie über die zu beobachtenden Vorsichten zu belehren, über deren Befolgung zu wachen und sorgfältig alles zu beseitigen, was Gefahr bringen kann". Es läßt sich hier nun verfolgen, daß die unteren Amtsstellen, besonders in Vorarlberg, Tirol und auch in Böhmen aus der unmittelbaren Erfahrung heraus zu Gunsten der in den Betrieben vielfach verwendeten Kinder Verordnungen erließen, die aber bestenfalls örtliche Geltung besaßen, sehr oft jedoch hintertrieben wurden. Im Jahre 1843 trug sich die Hofkanzlei mit der Absicht, das

12. und nur unter bestimmten einschränkenden Bedingungen das 9. Lebensjahr als unterste Grenze für die Zulassung von Kindern zur Fabrikarbeit anzusetzen. Neunjährigen sollte höchstens eine zehnstündige, Zwölf- bis Sechzehnjährigen höchstens eine zwölfstündige Arbeitszeit auferlegt werden dürfen. In der Tat waren zum Beispiel in den Vorarlberger Baumwollspinnereien 35 v. H. aller Arbeiter Kinder unter 14 Jahren. Die langwierigen Verhandlungen brachten aber bis 1848 kein Ergebnis. Unter dem Einfluß, wie es scheint, der daran interessierten Kreise sprachen sich die Sachverständigen gegen die Festsetzung eines Mindestalters und einer gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit aus und waren nur dafür, daß Kindern unter 12 Jahren in der Regel Nachtarbeit verboten werden sollte. Aus ihren eigenen Reihen hatten die Arbeiter niemanden, der Gelegenheit besaß, die Stimme für sie zu erheben.



37. Obdachlose Kinder beim Fertigen von Zigarrenkisten. Abbildung aus der Gartenlaube vom Jahre 1857.

Als nun die ersten Monate des Jahres 1844 in Böhmen eine Teuerung der Lebensmittel brachten, war das dortige Proletariat am stärksten davon betroffen. Kein Wunder, daß die Nachrichten über die Ereignisse jenseits der Grenze im nahen Preußisch-Schlesien die offenbar bereits länger unter der Decke dahinschwelende Unzufriedenheit plötzlich in hellen Flammen auflodern ließ. Ganz unerwartet stellten die Arbeiter der Kattunfabriken der Brüder Porges zu Prag-Smichow am 17. Juni die Arbeit ein und fanden trotz Verhaftung der Rädelsführer am folgenden Tag Nachfolge in vier weiteren Kattunfabriken zu Holleschowitz. Die Wut der Arbeiter, die sich in mannigfachen Ausschreitungen Luft machte, richtete sich nicht bloß gegen die Maschinen, sondern auch gegen die Juden, in deren Besitz sich die Mehrzahl der Fabriken in Böhmen befand, und die durch ihren Reichtum den Haß der übrigen Bevölkerungskreise (nicht nur der Arbeiter) auf sich luden. Ersparungen auf Kosten der Arbeiter durch Abstriche am Lohn, durch Kurzarbeit und Massenentlassungen, die Übung ferner, Teile des Lohnes statt bar in Form von Warenlieferungen zu verabfolgen, bildeten Grund genug für die Unzufriedenheit der schutzlos den Unternehmern preisgegebenen Männer, Frauen und Kinder. Der allerdings in Wien schlecht gelittene Erzherzog Stephan schrieb als Gouverneur von Böhmen an Graf Kolowrat, daß „ein Teil der Fabrikanten die Arbeiter für Maschinen betrachte und mit ihnen auch nicht besser umgehe".

Die Unruhen, die an die sechs Wochen dauerten und an verschiedenen Industrieorten Böhmens aufflammten und auch Blutopfer forderten, hatten für die Behörden dadurch etwas ganz besonders Unheimliches, daß die sonst über alles so gut unterrichtete Polizei von ihr völlig überrascht worden war. Wie es scheint, handelte es sich da aber nicht um ein von langer Hand vorbereitetes Unternehmen, sondern um Entschlüsse, die, aus dem Augenblicke heraus geboren, der natürliche Ausdruck gemeinsamer Not waren.

Deutschland hatte damals die ersten Folgen der beginnenden Industrialisierung zu verspüren. Der „Illustrirte Kalender für 1846", der bei J. J. Weber in Leipzig erschien und einen Rückblick auf die Jahre 1844 und 1846 brachte, mahnt die Regierungen, „an der Lösung unserer Zeitfragen zu arbeiten, ehe der Knoten, den wir friedlich entwirren sollen, gewaltsam durchhauen wird". Und es heißt dort weiter: „Woher die vielen Aufstände im vorigen Jahre? Die Arbeiterunruhen in Schlesien, namentlich in Langenbielau und Peterswaldau, der Aufstand der Fabrikarbeiter in Prag, Reichenberg, Böhmisch-Leipa, die Widersetzlichkeiten in den Kattundruckereien und in Zellerfeld bei Klausthal; die Bewegungen unter den Festungs-



„Edle Proletarier! Euer Elend, von dem ich täglich in den Zeitungen lese, geht mir tief zu Herzen. Möge Jeder, wie ich hier gethan, sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes legen und das Wort Hunger wird aus der Sprache verschwinden. Greift zu, edle Freunde; unter allen Tyrannen ist der Hunger einer der grimmigsten! Tödtet ihn, hier sind die Waffen!“

„Hunger hawwe mer keen, edler Volksfreund, awwer Dorscht! viel Dorscht!“

38. Karikatur auf die Unzufriedenheit der Arbeiter. Aus den „Fliegenden Blättern“ vom Jahre 1847.

arbeitern in Ingolstadt und den Eisenbahnarbeitern in Dresden; die Aufläufe in München wegen Verteuerung des Bieres, sogar ein Aufstand der Dienstmädchen in Wehlau und manche andere Bewegung; sollten sie nicht warnende Zeichen sein?“

Es fehlte, wie man sieht, nicht an Mahnern. Auch die Regierungen wurden einigermaßen aufgeschreckt. Viele der Beamten sahen aber in diesen Erscheinungen nur die polizeilich zu ahndende Auflehnung gegen die Obrigkeit, nicht die Auswirkung schwerer innerer gesellschaftlicher Schäden. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß es den meisten der Arbeiter noch an politischer Schulung und politischer Zielsetzung mangelte. Auch das Jahr 1848, das manchen Proletarier auf den Barrikaden traf, bildet keinen Gegenbeweis. Die Grenzziehungen zwischen Liberalismus, Demokratie und Sozialismus-Kommunismus entbehrten noch scharfer Linien. Daneben brachen gleichsam elementar da und dort am sozialen Leib der Nation Wunden auf, zu deren Heilung sich mangels eines in Taten sich auswirkenden Verständnisses der Staatsverwaltungen volkswirtschaftliche Theoretiker, Weltverbesserer verschiedenster Färbung und nicht zuletzt Verschwörer um der Verschwörung willen freudigst erboten. Den bedrohten Volksteilen entwuchs damals eine gefühlsmäßig bestimmte Bewegung, die sich gegen die Juden als die Hauptträger kapitalistischer Wirtschaftsgestaltung richtete. Sie hätte gefährliche Formen annehmen können, wenn nicht in der Schule der Aufklärung und des Liberalismus die Intelligenz zu einer Geringschätzung nationaler und rassischer Besonderheiten erzogen worden wäre. Da aber die Kreise, die unter Lohnkürzungen und Entlassungen unmittelbar zu leiden hatten, fast allesamt der nötigen Einsicht entbehrten, um ihre Forderungen und Beschwerden in entsprechende und Eindruck machende Formen zu kleiden, war es leicht, die ganze Bewegung in das Bett allgemeiner Gesellschaftskritik abzuleiten, zumal auch hierzu Anlaß genug vorhanden war. Begreiflich darum, daß unter den Arbeitern die Buchdrucker vielfach in führenden Stellungen zu treffen sind. In Berlin war es der jüngste Sohn des Maklers Meyer Buttermilch aus Lissa, Simon Buttermilch, der unter dem Namen Stephan Born zum Verkünder der Lehren Friedrich Engels geworden war. Zwar war er gelernter Setzer, doch entstammte er kleinbürgerlichen Verhältnissen und besaß Gelegenheiten, sich ein höheres Maß von Kenntnissen anzueignen. Jedenfalls hatten sich die Berliner Arbeiter schon mehr mit den Gedankengängen Marx’ vertraut gemacht als jene Wiens, vor denen dieser selbst am 30. August und am 2. September 1848 erschienen war, ohne auf die Wiener sonderlichen Eindruck zu machen.

Das Verhältnis weiter Schichten der damaligen Gesellschaft zur sozialen Lage kann nicht als ein einheitliches erkannt werden. Mitleid mit den Hungernden wechselt mit Spott und Hohn, die man über die Unzufriedenen ausschüttet. So bringen die „Fliegenden Blätter" im Jahre 1847 das Bild eines Mannes, der Fleisch und Würste zur Verteilung an Notleidende mit sich trägt (Abb. 38). Die vor ihm stehenden drei Arbeiter redet er als „Edle Proletarier!" an: „Euer Elend, von dem ich täglich in den Zeitungen lese, geht mir tief zu Herzen. Möge jeder, wie ich hier getan, sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes legen und das Wort Hunger wird aus der Sprache verschwinden. Greift zu, edle Freunde, unter allen Tyrannen ist der Hunger einer der grimmigsten! Tötet ihn, hier sind die Waffen!" Darauf bekommt er zu hören: „Hunger hawwe mer keen, edler Volksfreund, awwer Dorscht, viel Dorscht." Und eben dort liest man an anderer Stelle: „Das ist die Frage: Sollen alle arbeiten und nichts haben oder soll keiner arbeiten und ein jeder alles haben? Darüber muß ich nachdenken." Eine Reihe von Karikaturen vereinigt sich in der „Gallerie der berühmtesten deutschen Communistenchefs der Jetztzeit" mit angeblichen Faksimiles, die zugleich Zeugnisse der Unbildung jener Schreiber darstellen (Abb. 39). Das Jahr 1848 gibt allerdings Gelegenheit, mit dem Hinweis auf die Not der Proletarier Seitenhiebe gegen die Fürsten zu verbinden. Den um Arbeit Bettelnden gibt die fürstliche Hoheit, an die sie sich wenden, gibt der Fürst treuherzig zur Antwort: „Liebe Leute — ich glaube euch wohl, daß ihr euch in einer höchst fatalen Lage befindet. So gern ich aber auch hülfe, so könnte ich euch doch gerade diese Bitte nicht erfüllen. — Ich gebe euch mein fürstliches Ehrenwort, ich habe selbst nichts zu tun" (Abb. 40).



39. „Gallerie der berühmtesten deutschen Communistenchefs der Jetztzeit." Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" vom Jahre 1848.

In vielen ihrer gesellschaftlichen Verantwortlichkeit bewußten Köpfen blitzt namentlich seit den Erlebnissen des Jahres 1848 die Sorge um die Enterbten und Verlassenen auf. Vielfach sind es, wie auch schon vorher die Ärzte, die auf mancherlei Schäden aufmerksam machen. In den Zeitschriften für öffentliche Medizin, heute würden wir sagen für Hygiene, tauchen von nun an häufiger Abhandlungen auf, die sich mit sozialen Fragen in dieser Hinsicht beschäftigen. Ein Knappschaftsarzt behandelt 1856 die Krankheiten der Bergleute in den Grünberger Braunkohlengruben, stellt dort fest, daß bei der herrschenden Teuerung die Entlohnung



40. Karikatur auf das Nichtstun der Fürsten. Aus den „Fliegenden Blättern" 1849.

von 10 Sgr. für die einzelne Schicht, von der noch manche Abzüge gemacht würden, den meist auch Landwirtschaft betreibenden Arbeitern Fleischgenuß nur einmal in der Woche gestatte. Die Wohnungen seien enge, niedrig und zu klein. Drei Jahre vorher erläßt die preußische Regierung einen Erlaß zugunsten der gesundheitlich gefährdeten Arbeiter in den Nähnadelschleifereien und kann dabei auf frühere Äußerungen ähnlichen Inhaltes von 1836 und 1839 hinweisen.

Zwei Fragen sind es, die damals immer drängender Antwort heischten. Die eine bezieht sich auf den körperlichen Schutz der Industriearbeiter, und mit ihr aufs innigste verbunden die zweite, die sich mit der Entlohnung ihrer Leistung beschäftigte. Man wird sich hierbei vor Augen halten müssen, daß es sich da um die Eingliederung einer Bevölkerungsschicht handelte, für die bisher kein Platz in der Gesellschaft vorhanden war. Für den Kleinbetrieb des Handwerkers gab es alte Ordnungen, die durch die Gewohnheit gefestigt waren, aber für die Massen, die an Maschinen saßen, die keine individuelle Arbeit wie etwa ein Meisterstück hervorzubringen Gelegenheit hatten, fehlte es an entsprechender Überlieferung. Der Liberalismus fand sich in David Ricardo (1772—1823) damit ab, die Proletarier den Gesetzen automatischer Preisbildung preiszugeben. Was sie leisten, ist Ware wie jede andere. Steigt der Wert dieser Ware, so zieht der Arbeiter mehr Kinder groß, vermehrt dadurch das Angebot an Arbeitskräften und bewirkt damit die Senkung der Löhne. Ein heilloser Kreislauf, in den sich die Tausende, die an die Fabrik gefesselt waren, auf diese Weise versetzt sahen. Sieht man von den Lehren eines Johann Heinrich von Thünen (1783—1850) ab, so erhob sich in der Folge weder Liberalismus noch Sozialismus über Ricardo. Der eine sah dem Arbeiterschicksal untätig zu wie einem Naturschauspiel, die Marx und Engels aber bauten auf diesem Lehrsatze die Theorie von der naturnotwendig eintretenden Verelendung der Massen auf. Die berufenen Stellen und Persönlichkeiten standen dem zuerst ratlos gegenüber. Immerhin nahm Preußen zweimal einen Anlauf, den schlimmsten Auswüchsen wenigstens zugunsten Jugendlicher entgegenzutreten, durch das Regulativ vom 9. März 1839 und durch das Gesetz vom 9. März 1853. In der früheren Verordnung ward als Mindestalter das neunte, in der späteren das zwölfte Lebensjahr für die Zulassung zur Lohnarbeit angesetzt. Zugleich wurde die Arbeitszeit für Zwölf- bis Vierzehnjährige von zehn auf sechs Stunden gemindert. Das war um so notwendiger, als zum Beispiel im Jahre 1852 bei der Herstellung von Nähnadeln und Stahlwaren 15 bis 20 v. H. Kinder unter vierzehn Jahren beschäftigt wurden. Die durch liberalistische Gedankengänge gehemmten Regierungen konnten auf die Dauer der wachsenden Industrialisierung der deutschen Länder nicht ganz gleichgültig gegenüberstehen.

Die Wirkungen auf das gesellschaftliche Leben der einzelnen wie der Gesamtheit wurden immer deutlicher.

Diese Erscheinung macht sich vorzüglich in zwei Formen geltend, sie setzt an die Stelle bestehender Kleinbetriebe die „Fabrik", oder wie man damals auch sagte, „die Manufaktur", die eine ungleich größere Zahl von Menschen beschäftigte, als es bisher derlei Unternehmen taten, oder aber sie verdrängt die handwerksmäßig geführte Herstellung bestimmter Waren. So mußten um die Mitte des Jahrhunderts Spinner, Weber, Tuchmacher, Brauer, Nadler, Nestler, Strumpfwirker, Seifensieder, Seiler, Böttcher, Bleicher, Nagelschmiede wenn nicht überhaupt vom Schauplatz verschwinden, so doch in den meisten Fällen vor dem Großbetrieb das Feld räumen. Wo sie weiterbestanden, wurden sie auf Nebenstraßen des Verkehres gedrängt. Behaupten konnten sich vor allem jene Gewerbe, die, wie das der Friseure, den persönlichen Bedürfnissen dienten, und solche, die für den Alltag des Hausbedarfes unentbehrlich waren, also Schlosser, Klempner, Glaser.

So offenbarte sich den Zeitgenossen die Industrialisierung in erster Linie im Auftreten einer Bevölkerungsschicht, die dazu verdammt zu sein schien, am Hungertuche zu nagen und dadurch eine ständige Gefahr für die Besitzenden zu bilden. Das war wenigstens die soziale Seite dieser Frage. Die wirtschaftliche mit ihrer Verbilligung verschiedener Gebrauchsgüter, mit der zum Teil künstlich hervorgerufenen Vermehrung der Bedürfnisse griff ja ebenfalls in das Zusammenleben der Menschen ein und verursachte mancherlei grundstürzende Veränderungen, doch wurde man deren nicht gleich bewußt. Der Liberalismus hatte überdies dazu erzogen, solche Vorgänge wie etwas Schicksalhaftes zu betrachten. Dem Staat war die Rolle des Zuschauers, bestenfalls die des Mittlers zugestanden worden.

Es lagen freilich in Deutschland die Dinge so, daß der Siegeszug der Technik nicht bloß jene unter die Räder brachte, die sich an die Fabrikherren verdangen, daß auch das kleine Bürgertum, soweit es ein Gewerbe betrieb, vielfach zu Fall kam. Im Jahre 1848 ließ der schon erwähnte Gottfried Kinkel eine Broschüre erscheinen, die sich „Handwerk, errette dich!" nannte. Der Dichter-Revolutionär läßt uns da einen Blick in die damals herrschenden Vorstellungskreise tun, seine Ausführungen verraten aber auch überraschend stark entwickelten Wirklichkeitssinn. Göttlich schön erscheine der Gedanke, daß die Fülle der Naturgaben, wie jede Zone sie erzeugt, unverzollt und ungehindert durch aller Herren Länder wandert, doch es entgeht ihm nicht, daß Handelsfreiheit ebenso wie Gewerbefreiheit nur dazu führen müßte, daß wir dabei all unsere Arbeitskraft und unser Vermögen an andere eigensüchtigere Völker hinopfern würden, ohne von diesen einen anderen Ersatz zu gewinnen als die Hungerpest für unsere Weber und Fabrikarbeiter. Was aber die unbedingte Gewerbefreiheit betrifft, gelangt er zu dem Schlusse, sie sei nichts „als der vollständige Sieg des Kapitals über die Arbeit". Die Spekulation baue Häuser, die nur zum raschen Verkaufe bestimmt seien, verwende oft Meister, die durch Untüchtigkeit ihr eigenes Geschäft haben aufgeben müssen und nun froh sind, tagwerken zu können. „Die großen Magazine fertiger Kleidungsstücke, wie sie in unserer Zeit so beliebt geworden sind, ruhen auf derselben faulen Grundlage der Gesellen- und Tagelöhnerarbeit, welche das Handwerk zu einem Fabrikbetrieb herunterbringt." In vielen Fällen werde die Fabrik allerdings das Kleingewerbe nicht ausmerzen können. „Bekanntlich arbeitet man jetzt in aller Welt Fußbekleidungen jeder Art fabrikmäßig auf den Verkauf. Allein niemand hält deswegen den Schuhmacher für überflüssig, und wer zu einer weiten Wanderung ein vollkommen anpassendes und zugleich dauerhaftes Fußzeug haben will, der wird sich bei Mainzer Stiefelchen nicht wohlbefinden." Im übrigen meint Kinkel einen Ausweg zugunsten des Hand-



41. Obdachlose im Berliner Arbeitshaus. Abbildung aus der „Gartenlaube" 1857.

werks gefunden zu haben, wenn er sich gegen die „Alleshändler" wendet. „Wenn ihr durch die Fabrikarbeit den Handwerker einengt, so laßt ihn wenigstens an dem, was ihn drückt, einen neuen Erwerbszweig gewinnen. Gebt ihm und gebt ihm ausschließlich das Recht, mit solchen Fabrikaten Handel zu treiben, welche mit seinen eigenen Erzeugnissen konkurrieren. Der Spezereihändler verkaufe seinen Kaffee und Zucker, sein Öl und seinen Käse, aber verboten sei es ihm, die Arbeiten des Schlossers, Schmiedes, Bäckers, Seilers oder Schuhmachers auszubieten." Kinkels Ideal wäre es, wenn sich arbeitende Naturkraft und nahrungsbedürftige Menschenarbeit miteinander versöhnten, denn das Unheil liege darin, daß sich Maschinen und Handwerk getrennt hatten. Darum sind beide verkommen und verirrt. Unter dem Stichworte „Das Kapital bricht man mit der Assoziation" denkt er an gemeinsamen Ankauf von Maschinen und örtlich begrenztem Wirkungskreis der auf diese Weise entstehenden Kleinfabriken.

Der Niedergang des Handwerks nahm ungefähr mit dem Jahre 1839 seinen Anfang, doch war die Konkurrenz durch die Industrie nicht die einzige Ursache dafür. Schlechte Ernten, politische Krisen trugen mit die Verantwortung. Daneben ist nicht zu übersehen, daß der Fabrikbetrieb manchen Handwerkern Arbeit und Verdienst verschaffte, wo vordem ein solcher nicht oder nicht in gleichem Umfang zu suchen war. Einzelne große Unternehmungen besaßen ihre eigenen Kistentischler, Buchbinder usw., wie denn die weite Verbreitung maschinell hergestellter Waren andererseits das Reparaturgeschäft in Flor brachte. Sonst kann man kaum an der Tatsache vorübergehen, daß eine nicht geringe Anzahl von Kleinmeistern ins Proletariat hinabsank oder sich wenigstens von dieser Linie nicht sehr weit entfernte. Andere freilich, die technisch gebildeter, unternehmender und kapitalkräftiger waren, die sich bisweilen mit anderen zusammentaten, machten sich die Vorteile der Maschinen zunutze, indem sie solche entweder einzeln für sich oder gemeinsam mit Gleichstrebenden anschafften und zur Verbesserung ihrer Arbeiten verwandten.

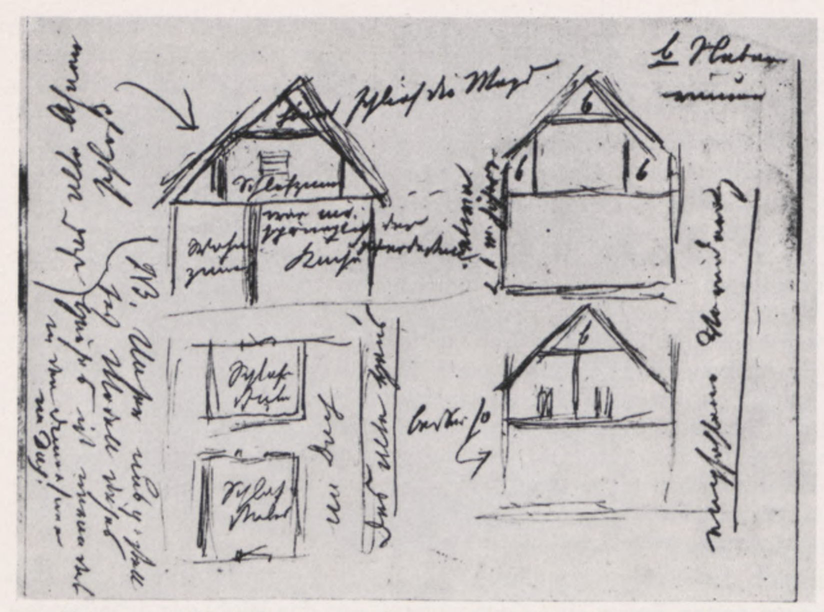
Mit diesen Beobachtungen stimmt ein Bericht über das Berliner Arbeitshaus in mancher Hinsicht zusammen, das man im Jahrgang 1857 der in Leipzig erschienenen Zeitschrift „Die Gartenlaube" findet. In jenem Hause am Alexanderplatz gab es nämlich eine eigene Abteilung für obdachlose Familien, die dort einstweilen ein Unterkommen fanden. Man erfährt da, daß mit jedem Quartal zu Berlin eine Menge armer Leute auf die Straße gestoßen wurde. Nicht immer deshalb, weil sie die unverhältnismäßig hohen Mieten hätten nicht bezahlen können, viele deshalb, weil sie eine zu zahlreiche Nachkommenschaft aufweisen. „Die meisten Wirte in Berlin vermieten ihre Wohnungen nur an kinderlose Leute oder an solche, die nicht mehr als zwei oder drei Kinder haben. Diese Grausamkeit setzt viele Familien in die traurigste Verlegenheit. Mit Schrecken sehen sie den Ersten des Monats nahen; sie können keine Wohnung finden, verzweiflungsvoll irren sie umher, suchen tage-, selbst wochenlang, ohne ein Quartier aufzutreiben. Wo sie anpochen, werden sie zurückgewiesen, wo sie anfragen, werden sie abschlägig beschieden. Sie wollen gern pünktlich ihre Miete zahlen, aber der Hauswirt bleibt unerbittlich; er nimmt sie nicht auf, weil sie so glück-

lich oder unglücklich sind, Kinder zu besitzen. So naht der fürchterliche Augenblick heran, sie müssen ziehen und wissen nicht wohin. Oft mit Gewalt aus ihrer früheren Wohnung ausgestoßen, nirgends aufgenommen, lagern sie mit ihrem ärmlichen Mobiliar unterm freien Himmel in der dunklen Nacht, bis die Polizei oder der Bezirksvorsteher ihre Aufnahme in das Arbeitshaus vermittelt. Dies passiert nicht nur den Armen, sondern auch zuweilen ehrlichen Handwerkern, dem fleißigen Arbeiter."

Der von keinem staatlichen Eingriff gehemmte Kapitalismus ging eben über die Leichen nicht nur der Fabrikarbeiter, sondern auch über die der kleinen Gewerbetreibenden hinweg. Die Wohnungsnot muß damals in Berlin nicht gering gewesen sein, wenn im Jahre 1856 die obdachlosen Familien, die im Arbeitshause Zuflucht suchen mußten, ohne die einzelnen mitzuzählen, 1195 Personen umfaßten. Auf die Wohltat, die die Gesellschaft diesen Opfern mangelnden Gemeinsinnes und sozialen Verständnisses in dieser Form erwies, wirft es ein eigentümliches Licht, wenn man bedenkt, daß diese Zufluchtstätte zugleich die Aufgabe hatte, Spital und Besserungsanstalt zu sein, daß die arme, aus ihrem Heim vertriebene Handwerkersfrau hier zusammen mit der Straßendirne verköstigt und beherbergt wurde, daß Wahnsinn, unheilbare Krankheit, sittliche Unverbesserlichkeit mit schuldloser Armut in eins zusammengeworfen wurden. Es macht den Eindruck, als ob es dem Staate und der Gesellschaft nur darum zu tun gewesen wäre, die unangenehmen Erscheinungen, die Armut, Laster und Siechtum zur Anschauung bringen, vor der Welt zu verbergen. Mag die Beschreibung des Berliner Arbeitshauses auch etwas journalistisch ausgeschmückt sein, ein allzu weites Abweichen von der Wirklichkeit hätte die Behörde kaum geduldet. Prügelstrafe und die Gerüche der Leichenkammer in der Nähe des Lazaretts werden wohl der Wahrheit entsprechen.

Nur ganz langsam brach sich die Erkenntnis Bahn, daß man die Proletarier nicht sich selbst überlassen dürfe. Es bildete sich in Berlin ein „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen", der die Zeitschrift „Der Arbeiterfreund" herausgab und sich auch mit der Wohnungsfrage beschäftigte. In diesen Kreisen wurde schon der Wunsch laut, die Obrigkeit möge in gleicher Weise, wie sie bei Überwachung des Markt- und anderen Verkehrs das Publikum vor gemeinschädlichen, giftigen oder verdorbenen Substanzen zu bewahren habe, auch verpflichtet sein, die Vermietung und Benutzung gesundheitsgefährlicher Wohnungen zu verbieten, in denen die leibliche und sittliche Wohlfahrt zumal der unmündigen Kinder vergiftet werde. Zum Herold dieser Bestrebungen machte sich der um Verbreitung der Frauenbildung hochverdiente Wilhelm Adolf Lette (1799—1868). Als erstrebenswertestes Ziel betrachtete er (1866) die Aufgabe, durch Vermittlung von Aktiengesellschaften der Kapitalisten und Arbeitgeber den Arbeitern zu ermöglichen, Wohnhäuser als Eigentum zu erwerben. Als Vorbild schwebte ihm dabei das Wirken der Mülhausener Aktienbaugesellschaft vor, die bis zum August 1862 in kaum acht Jahren 618 gut gebaute, zur Wohnung für je eine Familie bestimmte Häuser in besonderen Arbeiterquartieren (cités ouvrières) aufgeführt und davon bereits 538 nebst einem Gärtchen zum Kostenpreise — zuletzt für je 2600 bis 3600 Francs — durchschnittlich 900 Taler — mit einer Anzahlung von nur 300 Francs, bei monatlichen Abzahlungen von 25 Francs innerhalb 16 Jahren, an je einzelne Arbeiterfamilien veräußerte. Demgegenüber gab es in Deutschland nichts Gleichwertiges. Immerhin entstanden gemeinnützige Baugesellschaften in Berlin (1841), in Frankfurt (1860), in Lüdenscheid (1853), Pforzheim (1857) und an anderen, von dem Anwachsen der Arbeiterbevölkerung überraschten Orten. Sie bauten nicht, wie Lette es gewünscht hätte, Einfamilienhäuser, ihr Wirken begegnete aber doch durch Errichtung größerer oder kleinerer Bauten der drängenden Not, auch dadurch, daß man auf diese Weise in die Lage kam, dem Eigennutz der privaten Hausbesitzer einigen Widerpart zu leisten.

Allerdings tauchte bei einzelnen Unternehmern damals bereits der Gedanke auf, daß ihre Interessen und jene ihres Werkes mit dem Wohlergehen ihrer Arbeiter aufs innigste verbunden sind. Wie Sir Titus Salt im Anschluß an seine 1853 bei Bradford errichtete Alpakkafabrik Schulen, Lesekabinette, Konzertsäle, Wasch- und Badeanstalten, Turnplätze usw. den bei



42. Skizze von Alfred Krupp, den Bau von Arbeiterwohnungen betreffend. (Nach Berdrow, Alfred Krupp.)

ihm beschäftigten Menschen bereitstellte, so treffen wir jetzt auf deutschem Boden ähnliche Bestrebungen und Ansätze. Beispielgebend wirkte in dieser Richtung Alfried Krupp, der nach schweren Jahren persönlicher Not und Entbehrung sofort bei dem ersten großen Erfolg (1853) Fürsorgemaßnahmen zugunsten seiner Arbeiter ins Auge faßte und schrittweise verwirklichte. So rief er noch im gleichen Jahre eine ,,Hilfskasse in Fällen von Krankheit und Tod'' ins Leben und bestimmte 1855, daß die Überschüsse aus den Einnahmen dieser Kasse, von denen er selbst die Hälfte dazu beitrug, zu einem Fonds für Ruhegenüsse zusammengefaßt werden sollten. Das rasche Anwachsen des Werkes von 10 Arbeitern im Jahre 1832 auf 1000 im Jahre 1858, eine Zahl, die sich 1861 verdoppelte, 1864 versechsfacht hatte, gab Krupp Anlaß, in Essen eine eigene Arbeiterkolonie zunächst mit 160 Wohnungen anzulegen, daneben 1858 eine Bäckerei zu errichten, die Brot zum Selbstkostenpreis verkaufte, 1868 eine Konsumanstalt zu gründen und auf diese Weise zur Selbstversorgung seiner Angestellten fortzuschreiten. In ähnlicher, wenn auch nicht in so umfassender Weise kümmerten sich badische Baumwollfabrikanten in Lörrach um ihre 1500 Arbeiter, indem sie eine Unterstützungs- und Krankenkasse, einen Konsumverein, Schulen und billige Wohnungen zur Verfügung stellten. Die Baumwollfabrik Hainisch in Aue bei Schottwien am Semmering versorgte ihre 160 Arbeiter unentgeltlich mit Wohnungen und die Arbeiterkinder mit der Möglichkeit freien Unterrichtes, ebenso schuf eine andere Firma (I. H. Stametz und Co.) in Tannwald (Böhmen) ihren 1000 Arbeitern eine Sparkasse, durch die jene in die Lage kamen, ihre Ersparnisse in vorteilhafter Weise für den Erwerb von Grundstücken und Wohnungen zu verwerten.

Gewiß entsprangen viele dieser Maßnahmen dem begreiflichen Eigennutz der Unternehmer, die auf diese Weise die an ihrem Werke Tätigen fester an sich ketteten, als es unverhältnismäßig hohe Löhne vermocht hätten. Der tiefere Sinn dieser Vorkehrungen ruhte aber auch nicht darin, daß man sie als Ausdruck eines lebensblassen Humanitätsgedankens aufzufassen habe. Davon waren die meisten jener Fabrikbesitzer ziemlich weit entfernt. Sie erkannten jedoch oder erahnten es, daß sie sozusagen an der Wiege eines nach neuen Formen strebenden Wandels gesellschaftlichen Lebens standen. Es war ja nicht nur der tote Stoff, aus dem sie Neues gestalteten, die Bindungen und Zusammenballungen von Menschenmassen an Orten, die bis dahin ein stilles Abseitsdasein führten, forderte den denkenden und verantwortungsbewußten Fabrikherrn zum Eingreifen auf. Der proletarische Mensch mußte

aus seiner Hilflosigkeit und Verlassenheit errettet werden. Man durfte ihn nicht sich selbst überlassen. Hier war ein Punkt, wo die Lehren des Liberalismus versagten.

Die Gedanken und Bestrebungen zur Förderung und Hebung der Industriearbeiter blitzen, wie man sieht, da und dort in jenen Tagen auf; zunächst noch ohne innere geistige Verbindung. Sie entspringen meist der Initiative einzelner aus den Bedürfnissen des Augenblicks heraus und aus persönlichen Erfahrungen. Die Vorherrschaft liberalistischer Denkweise gestattete vorerst gar nicht Bindungen von systematischer Bedeutung. Grundsätzlich war auch der Liberalismus keineswegs gegen das Wohlergehen der arbeitenden Klasse gerichtet, aber ein Mißtrauen gegen alles, was vom Staate kam und in das Wirken des einzelnen eingriff, hinderte Vorkehrungen allgemeiner und verpflichtender Natur zu treffen. Sie sollten wie Athene aus dem Haupte des Zeus aus sich selbst ohne Zutun des Gemeinwesens, aus der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse erstehen. Dies traf in diesem Falle auch vereinzelt zu, aber nicht in jenem Ausmaße, wie es das steigende Anwachsen der Arbeiterzahlen gefordert hätte. Für die Mehrzahl der Unternehmer war es bequemer, sich aus der siegreichen Lehre der Zeit die Auffassung zu wählen, daß man den Lauf der Welt sich selbst überlassen müßte, le monde va de lui-même.

Schließlich erweist sich freilich das Leben stärker als alle Schulweisheiten. So hat es auch in bezug auf die soziale Frage immer wieder Wege gefunden, der Wirklichkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Früher als der Staat verschaffte sich die Literatur Eingang zu der Welt der Arbeit, der Not und des täglichen Kampfes um das Stückchen trockenen Brotes. Jedenfalls bemächtigt sich von nun an die deutsche Dichtung der Gestalt des Proletariers. Die Zeit schlägt jetzt überhaupt eine raschere Gangart ein. Hatte erst Lessing es wagen dürfen, bürgerliche Menschen auf die Bühne zu bringen, so versucht schon im Jahre 1850 J. L. Klein in „Kavalier und Arbeiter" die Tragödie der hungernden Weber zu schreiben. Freilich das zeitgenössische Urteil mag davon nichts wissen, aber, was dem Drama versagt bleibt, bringen Lyrik und Roman mit Zinsen herein. Allerdings bietet die gesellschaftliche Gegensätzlichkeit zwischen Besitzenden und Armen, zwischen Handwerks- und Fabrikbetrieb den Hintergrund für die tragische Verwicklung in „Maria Magdalena" (1844) von Friedrich Hebbel, aber die soziale Frage als solche wird darin nicht zum Problem. Anders in den Kampfliedern.

> Im düstern Auge keine Träne,
> Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
> Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
> Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
> Wir weben, wir weben!

Und Heinrich Heine verwebt hinein den Fluch wider den Götzen, zu dem sie gebetet, den Fluch wider den König, „der uns wie Hunde erschießen läßt", und den Fluch wider das falsche Vaterland,



„Kaum hatte der Schulmeister diese Worte gesprochen, als er unversehens über Rudolph herfiel, denselben an der Kehle packte, und in den Keller stürzte, der hinter dem Tische offen stand —"

Elender Schulmeister — Kerl — hätte ich dich — dieses Bügeleisen — Himmelsapperment —.

43. Karikatur auf die Modebeliebtheit des französischen Schriftstellers Eugen Sue. Ein Schneider bei der Lektüre. Aus den „Fliegenden Blättern".



44. Luise Otto-Peter (1819—1895), Vorkämpferin der Frauenbewegung.

„wo nur gedeihen Schmach und Schande". Mit Heine tat es Karl Beck, Ferdinand Freiligrath und etliche andere. Wie für einzelne deutsche Dichter Béranger ein Vorbild wurde, so folgte mancher Romanschriftsteller den Spuren des damals in deutschen Landen geradezu zu einer Modebeliebtheit gewordenen Eugen Sue. Seine „Mystères de Paris" (1843) und sein „Le Juif errant" (1845) lenkten den Blick auf die untersten Schichten der Gesellschaft. Die naturalistische Art der Dialogführung fand zahlreiche Nachahmer und ward auch weidlich verlacht, wie man andererseits bei uns über die sentimentale Hingerissenheit spottete, mit der junge Damen den Schicksalen der Helden folgten, die der französische Schriftsteller schilderte.

In Deutschland blieben die gesellschaftlichen Zusammenhänge für Romanschriftsteller ein weites Feld der Beobachtung. Mit nachgerade seherischem Blick zeichnete 1835 Charles Sealsfield Postel in „Morton oder die große Tour" die Knechtschaft der Welt unter dem Diktate des Geldes. Wie Verschworene üben in aller Heimlichkeit ein paar Finanzgewaltige die Herrschaft aus. Wird hier der Schleier von den Vorgängen des im Hintergrunde wirkenden Kapitalismus gezogen, so enthüllt der in dem Geleise Sues wandelnde Ernst Willkomm in dem Roman „Weiße Sklaven" (1845) das Hamburg der Verbrecherkneipen, der Hinterhäuser und Proletarierwohnungen. Aber schon drei Jahre vorher hatte eine dreiundzwanzigjährige Frau, aus gutbürgerlichen Kreisen stammend, den sozialen Roman „Ludwig, der Kellner" geschrieben, Luise Otto. Wie für so viele andere war auch für sie das Elend der Weber der Anlaß, ihr gesellschaftliches Gewissen zu schärfen. Auf der Reise von Meißen nach Öderau zu ihrer verheirateten Schwester blitzten ihr vom Postwagen aus die hellerleuchteten Fenster drei und vier Stock hoher Häuser entgegen. Ihr erschienen sie vorerst wie Feenpaläste. Um so tiefer die Beschämung, als sie erfuhr, daß dies Fabriken, Spinnereien sind. Dieser Eindruck bekam erst seinen eigentlichen Inhalt, als sie vom Heim ihrer Schwester aus, bei der sie wohnte, schon um vier Uhr früh im Nachbarhause die Leute zur Arbeit gehen hörte und erfuhr, daß jene durch den erzgebirglichen Winter hindurch vielfach mit leerem Magen stundenweit wandern mußten, um zu ihren „Feenpalästen" zu gelangen. Der Abstich zwischen dem gemütlichen, ja bisweilen luxuriösen Leben der Industrieherren, wie sie es im Bekanntenkreise ihrer Schwester damals im Jahre 1840 kennenlernte, und der bitteren darbenden Not in den Proletarierfamilien, in denen Frauen und Kinder ebenfalls um billigen Lohn ihre Kräfte herleihen mußten, dieser Abstich zwischen reich und arm prägte sich in dem Mädchen als unauslöschbares Erlebnis ein. Damit war sie zur Sozialistin geworden, die 1846 mit dem Roman „Schloß und Fabrik" in die furchtbare Kluft hineinleuchten konnte, die zwischen den Schichten der Gesellschaft in jenen Tagen bereits aufklaffte. Sie war damit freilich nicht zur Sozialdemokratin geworden, denn ihr Glaube an Deutschland und ihr tiefes Gottvertrauen hielten sie von der Nachfolge ab, die andere den Lehren Marx' leisteten. Der Ton, den sie und sie nicht allein in den vierziger Jahren angeschlagen hatte, sollte nicht mehr verklingen.

Die Tatsache, daß ein so beliebter Tagesschriftsteller, wie es Friedrich Wilhelm von Hackländer

(1816—1877) war, 1854 einen vierbändigen Roman mit dem aufreizenden Titel ,,Europäisches Sklavenleben" schrieb, gibt einen Hinweis auf gewisse Stimmungen im deutschen Publikum, mit denen man als erfolggewohnter Liebling der Leser rechnen konnte. Der einstige Kaufmannslehrling und spätere Sekretär des württembergischen Kronprinzen wagte sich hier auf ein Gebiet, dem weder seine Kunst noch seine Kenntnis des Lebensganzen gewachsen waren. Aber weil er vielfach nur Klischees und Konventionelles darbot, läßt er uns einen Blick in die Vorstellungswelt der Durchschnittsleser tun, hat doch dieses Werk noch im Jahre 1876 eine vierte Auflage erlebt. Er folgte dem, was Robert Prutz in seinem ,,Engelchen" den Dichter Florus sagen läßt, der das Elend der Weber an Ort und Stelle studiert: ,,Die soziale Frage treibt . . . mich in diese Berge. Es ist reine Illusion damit . . . Indessen, was will man machen? Das Ding ist einmal in der Mode, alle Welt will etwas Soziales lesen: verhungernde Proletarier, reiche Wucherer, bleiche Weberkinder . . . Die Zeit will es, die Literatur verlangt es!" Und in der Tat scheint es, daß es seit dem Augenblicke, da Lamennais von der ,,Sklaverei" seiner Zeit gesprochen hatte, dieses Wort besondere Schlagkraft und Verbreitung im Sinne sozialer Knechtung erhalten habe. Im Kontor eines Verlegers meint bei Hackländer der alte schlecht entlohnte Beamte zu seinem Prinzipal, der ,,Onkel Toms Hütte" in deutscher Übersetzung herausgab: ,,Sie hätten ihren Papa seligen bitten sollen, daß er Sie in irgendeinem Sklavenlande geboren werden ließ, da würden Sie mit der Zeit ganz artige Beiträge zu einer zweiten Ausgabe irgendeiner Onkel Toms Hütte geliefert haben." Ein Mädchen aus dem Volke aber berichtet: ,,Ich kam dann auch gleich in die Hand eines solchen Herren, eines Fabrikanten, der seine Arbeiterinnen ansah wie der Türke seinen Harem und der uns mit einem Draufgeld, das wir erhielten, von seinen Unterhändlern kaufte." Vom Stadttheater bemerkt dasselbe Ding: ,,Das war die gleiche Sklavenanstalt wie die Fabrik." Von den Ballettmädchen heißt es ebenfalls, ihr Leben sei in vielen Fällen schlimmer als das einer wirklichen Sklavin. Freilich wird andererseits von den Reichen, die sich alle Genüsse leisten können, behauptet, sie seien die Sklaven eben dieses Geldes, ,,die Sklaven ihrer Leidenschaften, die Sklaven eines oft kranken und deshalb für viele Genüsse unbrauchbaren Körpers . . . Erkundige dich, wer vollkommen glücklich und zufrieden sei; — du wirst wenige finden, und wahrlich diese wenigen am wenigsten in den hohen und reichen Ständen . . ." Das Zusammengehörigkeitsgefühl dieser ,,Sklaven" wird an dem Beispiel eines jungen Theaterarbeiters gezeigt, der für einen älteren, kranken einspringt. ,,Denn wie sollte ich existieren", klagt der Alte, ,,wenn man mich als untauglich entließe. Da wäre mein letztes Brot gebacken und ich müßt gerade Hungers sterben." In diesem Zusammenhang heißt es: ,,Ja, es ist eigentlich ein prekäres Geschäft, so von seiner Hände Arbeit im Taglohn leben zu müssen . . . Ich sage es noch einmal, wenn ich von euch keine Hilfe hätte, ich wäre mit Weib und Kindern ein verlorener Mann." Das Ganze klingt dann in der Forderung aus: ,,Dafür sollte dem, für den man schafft, auch die Verpflichtung obliegen, einen zu unterhalten, wenn man keine Hand mehr regen kann."

Man sieht, die Frage nach der Überbrückung der gesellschaftlichen Gegensätze und der Beseitigung der damit verbundenen Härten war nun einmal auf die Tagesordnung gesetzt und sollte von der öffentlichen Erörterung nicht mehr verschwinden. Stand auch das Verhältnis der Industriearbeiter zum Ganzen der Gesellschaft ob seiner Neuheit und ob seiner Gefährlichkeit im Vordergrunde, so paarten sich mit diesen Sorgen andere von geringerem Gewicht. Der Liberalismus hatte zwar dem feudalen Staate den Todesstoß versetzt, von den Lebensformen jener Zeit blieben jedoch noch Überreste allerorten bestehen. Es bleibt nun in all den Jahren, die hier behandelt werden, für Verfasser von Dramen, Lustspielen und Romanen, nicht zuletzt für den Karikaturisten ein dankbares Feld, billige Erfolge einzuheimsen, geht er den Voreingenommenheiten der herrschenden Kreise zu Leibe. Vor allem empfinden es die Schriftsteller als widersinnig, wenn die oberen Schichten mit Scheu, ja mit Abneigung dem Berufe des Künstlers begegnen. Das Beispiel Weimars hatte ja in seiner Wirkung noch lange nicht so durchgegriffen, daß nicht ein Patrizier mit scheelen Augen auf die Absicht seines Sohnes sah, wenn dieser, statt in das väterliche Geschäft einzutreten, sich zum Dichter, Maler oder Musiker ausbilden und nur der Ausübung dieser Künste leben wollte. Im Hause des Bankiers, das uns Hackländer schildert, wird vom Sohne gesagt: ,,Alfred ist leider ein Künstler . . . und kommt hierdurch in Kreise und Berührungen, die freilich nicht besonders gut auf ihn einwirken." Allerdings betrachtet sich die Frau des Bankiers, in deren Ahnenreihe Stadt-, Kanzlei-, Justiz-, Regierungs-, Hof- und andere Räte zu finden sind, wo in einer Seitenlinie sogar ein adeliges Geschlecht eine Rolle spielte, als gesellschaftlich dadurch herabgemindert, daß sie mit einem Manne verheiratet ist, der, zwar Kommerzienrat, doch zwei Großonkel besaß, von denen der eine Ratsdiener, der andere Barbier gewesen war. Die Anschauungen hatten sich allerdings gegenüber früher in vieler Hinsicht etwas gelockert. Karl von Holtei (1798—1880), der einst bekannte Dichter, Schauspieler und Vorleser klassischer

Dramen, schildert, wie die vornehme Welt Breslaus erbittert war, als sie seinen Namen auf den Theateranschlägen als den eines Schauspielers las, gehörte doch dieser Mortimer einem angesehenen adeligen Geschlechte an. „Damals (1819) war es fast unerhört, das Wörtlein ‚von' auf dem Komödienzettel zu erblicken. Schreck und Abscheu verbreiteten sich sehr bald durch das schlesische Land, wo nur ein Schatten von Verwandtschaft mit unseren Verwandtschaften entdeckt werden mochte, bebte man dem Tage entgegen, der die fast unglaubliche Kunde wahr machen sollte. Aber nicht nur der Adel, auch die Kaufmannschaft, der Bürgerstand — spaßhaft genug — wenngleich aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten durch den nämlichen Beweggrund. Jene verachteten mich, daß ich dem schlesischen Adel auf dem Theater entweichen würde, diese haßten mich, weil ich so unglücklich war, vom Adel zu sein. Man muß den schlesischen, den breslauischen Kastengeist jener Tage — denn ich bin fest überzeugt, heutzutage ist alles anders — gekannt haben! . . . Weit entfernt davon bin ich, den Adel allein anzuklagen. Der reiche Breslauer Kaufmann benahm sich gegen den Bürger, den geringeren Beamten, den Künstler, den Gelehrten wahrlich nicht besser." Freilich scheint man selbst in Berlin zu Beginn der dreißiger Jahre noch im Banne ähnlicher Voreingenommenheiten gestanden zu haben, denn derselbe Holtei berichtet, daß man davon abgesehen habe, ihn in der Gesellschaft einzuladen, „denn ohne meine Frau wollte man mich doch nicht invitieren, um uns nicht zu kränken, und mit ihr wollte man es auch nicht tun, weil sie Schauspielerin war." In der Folge bröckelten die starren Scheidemauern allmählich ab, die sich bis dahin zwischen den einzelnen Schichten erhoben.

In diesem Zusammenhange muß der Tatsache Erwähnung getan werden, daß durch die damals sich vollziehende Eingliederung der Juden in die christliche Gesellschaft der einheitliche Aufbau dieser Gesellschaft starke Einbußen erlitten und das Verhältnis der einzelnen Schichten und Stände zueinander in mancher Hinsicht ein anderes geworden war. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich bis dahin deutsche Menschen in der Gemeinsamkeit christlichen Glaubens und blutmäßig bestimmter Zugehörigkeit fanden, hatte an Gehalt und Bedeutung verloren. Etwas Fremdes war in die alte Einheitlichkeit eingezogen und drohte sie zu zerstören. Es war nicht so, als ob von allem Anbeginn die Juden es gewesen wären, die sich in die christliche Gesellschaft gezwängt hätten. Nur einige, die durch das Glück besonderer Umstände wirtschaftlich und damit sozial hochgekommen waren, strebten aus den eng umzirkten Grenzen ihres Ghettodaseins hinaus. Die große Zahl der gesetzestreuen Kinder Israels betrachtete nicht ohne Mißtrauen die Absicht jener ihrer Stammesgenossen, die in der ihnen fremde Welt des Abendlandes aufzugehen wünschten. Doch die Gleichmachersucht der Bürokratie des aufgeklärten Absolutismus, der die Sonderstellung des Judentums ein Dorn im Auge war, trug es darauf an, die Grenzen zwischen den Bewohnern des Staates zu verwischen. Das Streben der dem gleichen Gedankenkreise angehörigen Herrscher, wie es Joseph II. war, alle seine Untertanen dem Gemeinwesen nutzbar zu machen, zwang die durch die Teilung Polens seinem Reiche einverleibten jüdischen Volksteile trotz ihres Widerstrebens mit Gewalt in die deutsche Kultur hinein. Im Norden waren es die durch den Siebenjährigen Krieg reichgewordenen jüdischen Bankiers und Händler, die unter dem Schutze der von dem an sich gar nicht judenfreundlichen Friedrich dem Großen gepflegten und geförderten Aufklärung zu einem gesellschaftlichen Aufstieg gelangten, dem Lessing und durch ihn Moses Mendelssohn den geistigen Unterbau schufen. Als dann die Französische Revolution (wenn auch mit Einschränkungen) die bürgerliche Gleichstellung der Juden über den Willen der Rechtgläubigen hinweg diktierte und ihre Macht auch über deutsche Staatsgebiete ausdehnte, hatte der Liberalismus das Spiel gewonnen. Wilhelm von Humboldt und Hardenberg traten auf dem Wiener Kongreß für die Sache der Juden ein, auf dem ihre Vertreter wie die einer europäischen Macht zur Geltendmachung ihrer Ansprüche zugelassen worden waren. Da sie in den Kriegen wider Napoleon wohl Blutopfer gebracht, sich aber auch bereichert und ihren Reichtum unvorsichtig zur Schau getragen hatten, blieb die Stimmung der christlichen Bevölkerung zwiespältig, spitzte sich nach den Freiheitskriegen an vielen Orten zu offener Feind-



45. Karikatur auf das Haus Rothschild als Geldverleih-Institut für die ganze Welt. Lithographie.

seligkeit zu. Schon aus dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts klingen uns darüber Klagen entgegen, daß der Einfluß der Juden auf die Zeitungen und die literarische Produktion zu ansehnlicher Höhe gelangt sei. In der Tat hätten die Richtungen wie das „Junge Europa", das „Junge Deutschland", ein Großteil der liberalen Publizistik und auch die internationale Form des Kommunismus und der Sozialdemokratie ohne die tätige Mitwirkung von Juden kaum entstehen können oder sie hätten doch eine ganz andere Prägung aufgewiesen. Bedenkt man ferner, wie groß die Zahl derer, die im Jahre 1848 in den Redaktionen, auf dem Podium der Versammlungsredner und auch auf den Barrikaden eine Rolle spielten, von Eltern stammten, die einst den polnischen und ungarischen Ghettos angehörten, so gewinnt man einen Maßstab für die Eigenart und die Sendung, die ihnen im öffentlichen Leben der Deutschen in unserem Zeitraum zukam und die sie freiwillig übernahmen.

In dieser Beziehung spielen die Erfahrungen des Sturmjahres eine besondere Rolle, denn bis dahin wurde die große Mehrzahl der Deutschen des Einbruches jüdischen Geistes in ihr staatliches, gesellschaftliches und geistiges Dasein gar nicht recht inne. Dieser vollzog sich ziemlich unhörbar. Man konnte zwar da und dort Stimmen aus dem Lager der Juden vernehmen, die auch vor Feindseligkeiten gegen das christliche Wesen nicht zurückschreckten, im allgemeinen jedoch traten solche Äußerungen nicht als Stichwörter im Kampfe von „Hie Jud — Hie Christ!" an die Öffentlichkeit. Die zahlreichen jüdischen Schriftsteller ordneten sich vielmehr mit großem Geschick dem damaligen Frontenkrieg ein, der im Sinne der liberalen Publizistik zwischen „Fortschritt" und „Rückschritt" hin und her wogte. Wer nicht als „Reaktionär", als „Rückschrittler", als „Dunkelmann" abgestempelt werden wollte, mußte sich hüten, über die bürgerliche Gleichstellung der Juden ein abfälliges Urteil laut werden zu lassen. Als an der Bonner Universität der Rechtslehrer Klemens Perthes im Jahre 1839 in seiner Vorlesung erwähnte, daß die Juden den Christen

schroff und feindlich gegenüberstünden, daß sie uns völlig fremd seien und daß es auf falscher Humanität beruhe, wenn man behauptet, alle Menschen hätten gleiche Rechte, ward er von einem seiner jüdischen Hörer flugs in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ angeprangert, wobei ihm der Einsender immerhin in der Einleitung zugestand, daß er sonst ein gediegener und gebildeter Mann sei. Man lese das Buch „Die Juden in Österreich, Preußen und Schlesien“ des Grafen Ferdinand Schirnding, das 1842 zu Leipzig herausgekommen war. Er sah in der sogenannten Emanzipation nicht bloß die bürgerliche Gleichberechtigung, sondern vielmehr die Auslieferung des ganzen, vor allem der ärmeren Teile des Volkes an den kaufmännischen Egoismus des zur Handelsklasse gewordenen Judentums. Weil er dies offen auszusprechen beabsichtigte, sah er voraus, daß ihm die Rolle eines Märtyrers der Wahrheit zuteil werden würde. Wer die Lehren eines Feuerbach und Strauß zu bezweifeln wage, ja was noch mehr sei, der Emanzipation der Juden entgegenzutreten, den heiße man „kopf- und hirnlos, roh, inhuman, leichtfertig“. Schirnding weist auf die Flugschrift eines Theodor Brand, „Die Judenfrage in Preußen“, hin, in der an die Juden die Frage gerichtet wird: „Habt ihr die Erde, die ihr jetzt euer Vaterland nennt, gepflügt, geeggt und besäet? Habt ihr das Getreide, was darauf wuchs, gemähet, gebunden und in Scheuern gefahren? Habt ihr die Garben gedroschen, das Getreide gereinigt und auf die Böden gebracht? Habt ihr das Urland gewendet, geruhrt und zu tragbarem Acker gemacht? . . . „Das Feld der Spekulation aber,“ fährt Brand fort, „ist kein Garten im wahren Vaterlande. Das Vaterland läßt sich nicht dekretieren, wie man eine Konzession bewilligt. Das Vaterland will selbst erobert und nicht erfeilscht werden. Es ist kein Beutel voll Gold, keine Lade voll Gold. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot suchen und finden, spricht das Vaterland, das ist nicht nach der Juden Geschmack. Die Juden haben kein Vaterland, denn sie suchen's nicht. Die Juden mögen kein Vaterland, denn sie wollen nur die Lust desselben genießen, an der Last desselben aber kein Teil haben. Als daher vor 30 Jahren die Juden den Staatskanzler um ein Vaterland angingen, wußten sie selbst nicht klar, was sie wollten. Die Verschmähung der Volksarbeit von einem ganzen Volksstamm verrät das Gasthofsleben von Reisenden. Wollten es die Christen ebenso machen wie die Juden, daß sie sich assozieren und den Juden nichts abkauften, weder ihr trenes Fleisch noch ihre Waren, und ein gleiches Hilfsleistungssystem befolgen wie diese, auch die christlichen Dienstboten die Juden verlassen, wie lange würde das Judentum mit allem, was es enthält, bestehn können?“

Kritische Stimmen zur Judenfrage sind also damals auch laut geworden. Es ist aber nicht immer leicht, sie heute noch einzufangen und wiederzugeben, denn die gleichzeitige Presse und das übrige gleichzeitige Schrifttum überschrie solche Äußerungen oder verschwieg sie dem Publikum. Wenn hier eine Probe derartiger Kritik mitgeteilt wurde, so geschah es vor allem, um den Stimmungsgehalt anzudeuten, der das Denken jener weiten Kreise beherrschte, die nicht der Lehre des Liberalismus bedingungslos Gefolgschaft leisteten. Man muß sie gleichsam mit der Blendlaterne absuchen, denn die Enzyklopädien, die Konversationslexika, die Zeitschriften für die gebildeten Stände und die in die Literaturgeschichte jener Zeit eingegangenen Werke enthalten nur wenig oder nichts von dem, was das Fühlen und Denken der dem Liberalismus fremd gebliebenen Bevölkerung in bezug auf die Judenfrage bewegte. Erleichtert wurde dies Verheimlichen und Verschweigen, weil die Gegner jener Modeströmungen mit ihren Anwürfen vielfach übers Ziel schossen, unbeweisbare Behauptungen aufstellten und des inneren Gleichmaßes entbehrten. Die gewandtere Art der Beweisführung, die Fähigkeit, sich der Stilmittel ihrer Gegenwart zu bedienen, lag ohne Zweifel auf seiten der liberalen Schriftsteller. Viele von ihnen gehörten ja selbst dem Judentume an. Nicht selten verbargen sie ihre Abstammung hinter christlich klingenden Namen. Der als liberaler Verleger bekannte Karl Löning in Mannheim hieß von Haus aus Zacharias Löwenthal, Löb Baruch nannte sich nach seiner Taufe Ludwig Börne, das an die polnisch-schlesische Herkunft erinnernde Lassel oder Lasel wurde in ein französisch anmutendes Lassalle umgeändert, der aus Prag stammende Journalist Adolf Wiener erschien vor der Öffentlichkeit als Wiesner, Itzig Jeitteles als Julius Seidlitz. Die Reihe solcher Beispiele ließe sich ins Ungemessene fortsetzen. Es gehörte also bereits eingehende Kenntnis aller persönlichen Beziehungen dazu, um die Zusammenhänge



46. Leipziger Karikatur auf die Judenemanzipation.

zu erfassen. Die große Masse der Zeitungs- und Zeitschriftenleser hatte kaum eine Ahnung, daß sie im Kreuzfeuer von Einflüssen stehe, die mehr oder weniger bewußt darauf ausgingen, eine für die Juden günstige Stimmung zu schaffen. Gefördert wurde dieses Streben noch dadurch, daß viele der christlichen Schriftsteller, die dem Liberalismus verfallen waren, freiwillig Hilfe leisteten. Welch idealisiertes Bild entwirft nicht Gutzkow in seinem „Zauberer von Rom" von den verschiedenen dort auftretenden jüdischen Gestalten! Man weiß, daß auch Wilhelm Raabe sich nicht dem damals wirkenden Zauber jüdischer Romantik hatte zu entziehen vermocht. So sehr verwöhnt waren die einstigen Bürger der Ghettos, daß sie an Gustav Freytags „Soll und Haben" (1856) Anstoß nahmen, weil darin in Veitel Itzig ein Jude ziemlich naturalistisch gezeichnet erscheint, obwohl ihm in Bernhard Ehrenthal das Gegenteil einer Händlernatur entgegengestellt wurde.

Die literarischen Verherrlichungen stellen nicht bloß ein Spiel der Einbildungskraft liberal gesinnter Männer dar. Sie greifen zum Teil ins Leben hinein und werden da zur Wirklichkeit. Als in Karlsruhe 1839 der großherzogliche Hofbankier Salomon von Haber, Ritter des Zähringer Löwenordens, das Zeitliche segnet, da stellt der Hof aus seinem Marstall die Trauerpferde, stellen die Stadtbehörden den Leichenwagen bei, da die dortigen Israeliten keinen eigenen besaßen. Gewiß handelte es sich da um einen Ausnahmefall, um eine um den Hof verdiente Persönlichkeit. Aber der ganze Weg, den das Judentum bis zu seinem Eintritt in die abendländische Gesellschaft eingeschlagen hatte, war über Einzelfälle, die zugleich Ausnahmen waren, fortgeschritten und hatte zur allmählichen Gewöhnung an den Zuwachs geführt, der mit den Juden als gleichgestellten Mitbürgern der Gesellschaft zugefallen war. Bezeichnend auch, daß sich nur selten die damaligen Witzblätter der Juden bemächtigten. Wo sie es tun, geschieht es in der Regel in schonender, wenn nicht in idealisierender Form. Ein Abweichen

von dieser Regel bedeutet es, wenn unter dem Eindrucke des Achtundvierziger Jahres die „Fliegenden Blätter" Itzig sagen lassen: „Mosche, du bis a Demokrat geworde? Gott's Wunder, sonst warst du kaner." Worauf Moses meint: „Ist es net e guts Artikelchen um die Demokratie? Lassen sich net bessere G'schäften drin machen als in Metalliques und andere Papierchen?"

Itzig: „Wann sich aber der Wind wieder dreht?"
Moses: „Nu — da dreh ich mich ach damit."

Gewöhnlich wird aber in den Judenwitzen die Spitze umgekehrt, wird gegen die Christen gewandt. Immerhin läßt obiges Beispiel deutlich erkennen, wie es eben das Sturmjahr des Umsturzes war, in dem die bisher mehr heimliche Tätigkeit der Juden ans Tageslicht trat. Bezeichnend dafür bleibt auch die Tatsache, daß der derb komische Satiriker im kirchlichen Gewande, daß Sebastian Brunner zu Wien in der von ihm gegründeten Wiener Kirchen-Zeitung gefühlsmäßig den Zusammenhang von Beamtenherrschaft und Duldung jüdischer Einflüsse erfaßt hatte, wenn er den Beamten als Papierriesen verspottete, dessen Kopf ein Tintenfaß, dessen Haare Schreibfedern waren, dessen Augen mit Streusand gefüllt erscheinen, der seine Lebensluft in der Gunst der Machthaber sucht. Seine große Furcht „war der wachende Geist von Sion, war der wachende Löwe von Juda . . . " Die hier aufkeimende judenfeindliche Regung war nicht unbegreiflich, wenn zur gleichen Zeit ein Mathias Emanuel Löbenstein in der „Wiener Allgemeinen Zeitung" in einem „Pfaffenbube" überschriebenen Aufsatz Klerus und Katholikenverein als „nichtswürdige Rotte", als „Dummköpfe", „Schurken" hinstellte und meinte, „Nur mit dem letzten Pfaffen stirbt der letzte Feind der Freiheit".

Ohne Zweifel hatte die Schärfe der Tonart in den öffentlichen Auseinandersetzungen durch die Teilnahme der Juden zugenommen, ohne Zweifel hatten diese eher als die Deutschen auch die schwachen Seiten der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände wahrgenommen. Sie blieben eben von traditioneller Anhänglichkeit an das Bestehende unbelastet und öffneten über manche Ungereimtheit der allgemeinen Verhältnisse ihren Mitbürgern erst die Augen. In der dialektischen Art des Denkens geschult, durch keine Gefühlsbindungen gehemmt, wirkte ihre Kritik durch die schonungslose Weise der Angriffe und durch den raschen Witz, der ihnen zu Gebote stand, auch dort Interesse erweckend, wo er übers Ziel schoß. Die aus dem Handelsleben gewonnenen Methoden und Erfahrungen wurden überdies von jüdischen Schriftstellern und Künstlern auf das Gebiet ihres geistigen Schaffens übertragen. Der Tondichter Meyerbeer organisierte nach Heinrich Laubes Mitteilung eine förmliche Kanzlei „zur regelmäßigen Besorgung der öffentlichen Stimmen". Überhaupt erreicht von nun an das kaufmännische Denken allenthalben an Boden. Man braucht bloß die Verse Heinrich Heines darauf zu prüfen. Diamanten und Perlen schienen der Inbegriff menschlichen Begehrens zu sein.

All dies wäre vermutlich nicht von so starker Wirkung geworden, wenn nicht die ersten, die in das deutsche Kulturleben eindrangen, Persönlichkeiten von Format gewesen wären. Trotz seinen Fehlern und Einseitigkeiten war es begreiflich, daß die glänzende Schreibweise eines Ludwig Börne bei den liberal eingestellten Zeitgenossen Anklang und Bewunderung gefunden hatte. Aus der Unerlöstheit heraus, unter der das Deutschland der dreißiger Jahre litt, ist denn auch das schrankenlose Lob des jungen Laube zu verstehen, das er in seinen „Politischen Briefen" (1833) Börne zollt. Ähnliches gilt von Heinrich Heine. Niemand wird ihm streitig machen wollen, daß ihm in glücklichen Augenblicken wunderbare Eingebungen zuteil geworden waren, Lieder voll Zartheit, voll des Zaubers seliger Entrücktheit. Daneben steigen aber seine Schöpfungen nicht selten zum Bänkelsängertum herab und besudeln das

Hohe, das sie in den ersten Versen besangen, am Schlusse mit Spott und Hohn; sehr viele geraten über Banalitäten überhaupt nicht hinaus, die meisten verherrlichen die kein Sittengesetz anerkennende Sinnenlust und Brunst.

In Politik wie in der Behandlung menschlicher Beziehungen untereinander herrscht seit dem Eintreten der Juden in das öffentliche Leben der Deutschen die Neigung vor, überall bis an die äußersten Grenzen zu gehen. Die inneren Gegensätze werden verschärft, die Forderungen ins Maßlose gesteigert. Gewiß gab es auch vordem Streitigkeiten zwischen den einzelnen Schichten und den Vertretern widersprechender Interessen. Diese wurden mit Pathos ausgefochten, oft mit nachgerade naiver Überzeugungstreue. Die Publizistik dieser Zeit hingegen bekommt etwas Advokatorisches. Die Schriftsteller verraten bisweilen nur zu deutlich ihre seelische Unbeteiligtheit an dem Streitgegenstand. Dafür sind sie dialektisch desto besser ausgerüstet. Sie verstehen abwechslungsreich, sie verstehen vor allem witzig zu schreiben. Der Wortwitz steht dabei an oberster Stelle. Für wen die Sprache nicht ein Stück seines eigenen Lebens ist, der merkt eher als ein anderer die Widersprüche, die aus dem Gleichklang von Wörtern verschiedener Bedeutung hervorspringen. Aus diesen Widersprüchen läßt sich dann leicht ein Schriftstück zusammenbrauen, das den Leser zum Lachen reizt und den Gegner, den man angreift, vor der Welt ins Unrecht setzt.

Es fehlte auch damals nicht an Menschen, die diese neue Kampfart durchschaut und deren Urheber erkannt hatten, aber die liberale Phrase fegte jeden Widerspruch hinweg. Wer nicht als rückständig erscheinen wollte, mußte sich fügen. Es wäre völlig ungeschichtlich gesehen, würde man alles Schlimme auf die damalige Zeitrichtung schieben. Der Liberalismus war aus dem Gegensatz zu der Enge und dem Eigennutz eines Obrigkeitsstaates entstanden, der, in seinen Ausdrucksformen erstarrt, die Gesellschaft um die Möglichkeit freier Entfaltung brachte. Wie jede Gegenbewegung schoß sie naturgemäß über die Stränge, überzerrte die Forderung nach individueller Freiheit und schien über die Sorge um das Glück des einzelnen das Wohl der Gesamtheit zu vergessen. Aber darin wird man nur notwendige Begleiterscheinungen einer großen Abwehrgebärde zu erblicken haben, wie sie bei solchen Gelegenheiten stets aufzutreten pflegen, um mit der Zeit wieder von selbst auf das richtige Maß zurückzugehen. Daß daraus etwas Dauerndes wurde, daß das, was im Grunde bloß nebenher schritt, zur Hauptsache sich erhob, an dieser Tatsache hatte die damalige Publizistik regen Anteil. In ihr hinwieder die Juden, die ihre gesellschaftliche Stellung nur unter der Herrschaft des Liberalismus zu behaupten imstande waren.

Der Ton der öffentlichen Auseinandersetzungen büßte von nun an seine gemütliche Wärme ein. Freilich schwand damit auch der Gefühlsüberschwang, der noch kurz vorher den Äußerungen etwas kindlich Naives, Weltfremdes gab. Die Sprache bekam fürderhin den Anstrich des Bewußten. Kalt und hart klang es jetzt, wo sich Gegner im Wortstreite trafen. Rücksichten auf das eigene Volkstum fielen weg. Wie die Arbeiterschaft gelehrt wurde, nicht in den Grenzen der eigenen Nation, sondern in dem Proletariertum an sich Anschluß und Hilfe zu suchen, wie andererseits auch viele Unternehmer die Sorge um das Wohl der Angehörigen des eigenen Volkes vernachlässigten, so suchte man desgleichen auf geistigem Gebiete nach fremden Vorbildern ohne Wahl und kritische Aussonderung.

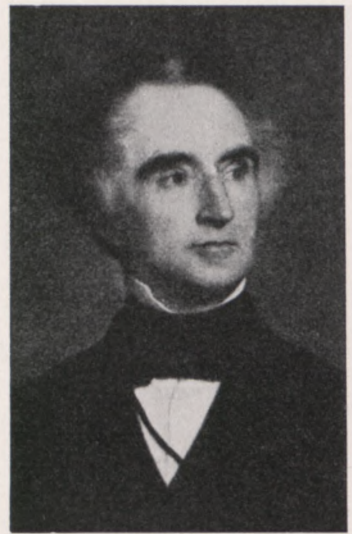
Das alles traf sich mit gewissen, den Deutschen seit alters innewohnenden Neigungen. Es wurde jetzt bloß versteift und gehärtet, wurde zu einem förmlichen System erhoben. Haben an dem die Juden lebhaft mitgewirkt, so hieße es doch wider jedes geschichtliche Verständnis verstoßen, wollte man in diesem Zusammenhang von ,,Schuld“ im moralischen Sinne sprechen.

Jede Nation trägt nun einmal Merkmale an sich, die ihr ihre blutmäßig bestimmte Herkunft und die geschichtliche Erlebnisreihe, durch die sie hindurchgegangen war, aufgedrückt hatte. Der Großteil der Juden aber, der nun in das Schicksal des Abendlandes einzugreifen Gelegenheit hatte, war durch die Maßnahmen der von aufgeklärten Obrigkeiten geleiteten Regierungen in die ihm fremde Welt hineingekommen und handelte so, wie es ihm das Gesetz seiner nationalen Denkart vorschrieb. Dabei mochte sich so mancher von ihnen subjektiv als Deutscher fühlen. Das konnte desto leichter der Fall sein, als es nicht wenige Deutsche gab, die voll Begeisterung dem Zuzug des Neuen zujubelten, das mit den jüdischen Formelementen kulturellen Lebens bei uns einkehrte.

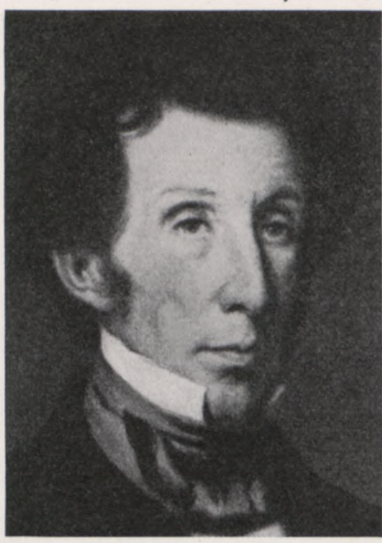
In all dem spiegelte sich nur die Zerrissenheit des deutschen Volkes wider. Die politische stellt da bloß die Fassade für die seelische und soziale dar. Allenthalben gehen die Kräfte auseinander, allenthalben dringen in das Gefüge des Volksganzen Bestandteile ein, die die Einheitlichkeit zu zersprengen drohen. Unter solchen Umständen war es nur zu begreiflich, daß für viele der Weg zu einer organischen Auffassung versperrt, daß die Deutung des Weltgeschehens im Mechanistischen stecken blieb. Das Rechnerische dieser Betrachtungsweise feierte eben in der Maschine seine Triumphe, wie die Maschine umgekehrt zum Sinnbild jener Zeit wurde, die sich von den Überlieferungen einer im Herkommen versunkenen Gegenwart loslöste und einer unbekannten Zukunft zusteuerte. Der Abstimmungsmechanismus als bestimmender Grundsatz im Parlament wie im Gerichtshof fand seine Entsprechung im Triebwerk der Kolben und Räder, die dem Arbeiter die Arbeit aus den Händen nahmen. Widerspruchsvoll, wie so vieles in jenen Tagen, blieb der Gegensatz, der zwischen der Betonung des individuellen Rechtes auf Glück, zwischen der Geringschätzung des Staates auf der einen Seite und dem Fatalismus aufklaffte, der das Schicksal des einzelnen wie das der Gesamtheit dem Ungewissen anheimgab, dem Ungewissen, das im Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, im Ausfall von Abstimmungen liegt. Der Glaube an eine ordnende Gewalt, die all die Zufälligkeiten dieser kollektiven Wechselwirkungen und Einzelhandlungen am Ende doch dem gedeihlichen Ziele menschlichen Fortschrittes zuführe, lebte offenbar auch in jenen, die allem Übersinnlichen und Überweltlichen den Krieg erklärten.

DIE TECHNIK.

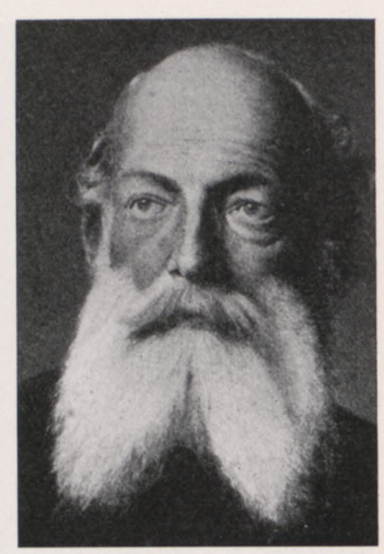
Aus Werners von Siemens Lebenserinnerungen klingt fast auf jeder Seite die Klage heraus, daß ihm die Sorge um seine Familie und die Verstricktheit in Geschäfte nicht gestattet hatte, sich ganz mit wissenschaftlichen Aufgaben zu beschäftigen. So ward er zum Erfinden angetrieben, hatte sich 1840 als junger preußischer Artillerieoffizier auf der Festung Magdeburg, wo er wegen eines Duellvergehens in Haft saß, ein elektrochemisches Laboratorium eingerichtet und die von Moritz Hermann von Jacobi drei Jahre vorher gefundene Theorie galvanoplastischer Vorgänge durch sinnreiche Einrichtungen der praktischen Verwertung zugeführt. Sie gingen beide Hand in Hand, Wissenschaft und Technik. Wenn aber Deutschland alsbald anfing, sich auf verschiedenen Gebieten der Industrie einen erst bescheidenen, dann jedoch vielseits einen hervorragenden Platz zu erobern, so hatte dies nicht zuletzt in der Tatsache seinen Grund, daß in manchen naturwissenschaftlichen Fächern deutsche Gelehrte die Führung an sich rissen. Was Justus von Liebig (1803—1873) zu Paris im Laboratorium Gay-Lussacs gelernt hatte, übertrug er nach Gießen, wo er, vorerst gezwungen, mit eigenen Mitteln eine Arbeitsstätte zu schaffen, seit dem Jahre 1824 eine für ganz Deutschland wichtige Schule chemischer Wissenschaft begründet hatte. Seine früheren Arbeiten, die er zum Teil mit dem



47. Justus Liebig (1803 – 1873). Gemälde von W. Trautschold, 1842. (Ausschnitt.) Darmstadt, Privatbesitz.



48. Friedrich Wöhler (1800—1882). Gemälde von L. Tiersch (Ausschnitt). Frankfurt a. M., Privatbesitz.

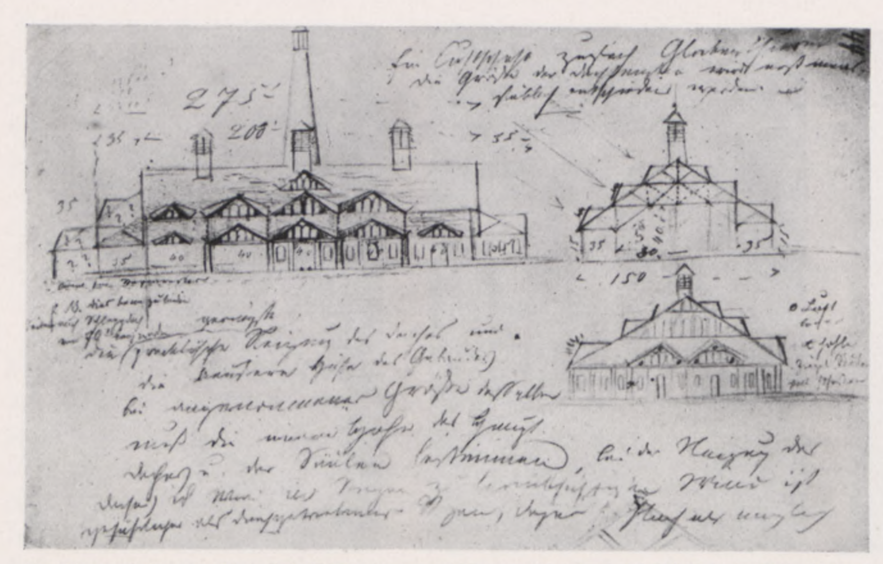


49. Friedrich August Kekulé von Stradonitz (1828—1896). Gemälde von Heinrich Angeli. Berlin, Nationalgalerie.

anderen großen deutschen Chemiker jener Tage, mit dem in Göttingen wirkenden Friedrich Wöhler (1800—1882) veröffentlicht hatte, langten 1838 bei der Untersuchung der Harnsäure an. Von da gelangte er zur physiologischen Chemie, die er zwei Jahre hernach in dem vielgelesenen Werke ,,Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" zusammenfaßte und in der er den Nachweis erbrachte, daß Pflanzen- und Tiereiweiß von gleicher Zusammensetzung sind. Aus dieser Erkenntnis zog er selbst die allerwichtigsten Schlüsse für die Landwirtschaft, aber auch für die menschliche Ernährung. Man kann sich den Einfluß seiner Wirksamkeit auf die Zeitgenossen nicht groß genug vorstellen. In dem gesamten Schrifttum jener Tage trifft man allenthalben die Spuren seines Geistes. Er, der den Glauben an die Weisheit des Schöpfers nie verlor, trug, ohne zu wollen, viel zur Festigung materialistischer Weltanschauung bei, aber noch mehr zur Zusammenarbeit von Wissenschaft und Technik.

Hatte Wöhler 1827 Aluminium entdeckt, der Berliner Chemiker Friedrich Runge 1834 Anilin aus Steinkohlenteer erzeugt und Karbolsäure (Phenol) festgestellt, so war man in Deutschland damals noch ziemlich weit davon entfernt, diese reichen Ergebnisse selbst zu verwerten. Den kapitalkräftigeren Franzosen fiel es zu, die erste Aluminiumfabrik zu begründen. Überall griff die Entdeckerfreude in das praktische Leben ein. Die Erkundung des amorphen Phosphors, die dem Österreicher Anton von Schrötter (1848) gelang, machte erst die gefahrlose Verarbeitung dieses Elementes zu industriellen Zwecken möglich.

Wie im Bereiche der Chemie, so mußten auch auf vielen Gebieten der Physik die Franzosen das Zepter der unbestrittenen Vorherrschaft jetzt an Deutsche abgeben. Den genialen Faraday löste Robert Mayer (1814—1878) ab. Der Nachweis (1842), daß an Kraft nichts verlorengehen könne, daß das Maß an Wärme der dafür aufgewendeten Arbeit genau entspreche, ja Wärme nichts anderes sei als eine bestimmte Form von Energie, das mußte gerade in einer Zeit, in der die Erhitzung des Wassers und der Luft zur Erzeugung motorischer Kraft allgemein



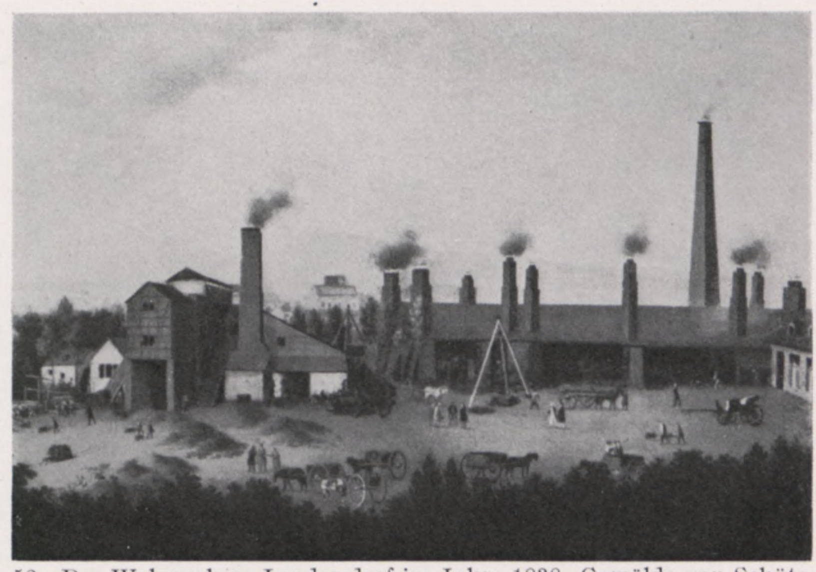
50. Entwürfe von Friedrich Krupp zum Hammergebäude „Fritz". (Um 1859.)
(Nach W. Berdrow, Alfred Krupp.)

Verwendung fand, von nachhaltigster, auch praktischer Bedeutung werden. Bisweilen hat es überhaupt den Anschein, als hätten die Fähigkeiten und Möglichkeiten aktiven Handelns, die den Deutschen durch die Unvollkommenheit ihres staatlichen Daseins im Bereiche der Politik an Betätigung behindert worden waren, den Weg zum Laboratorium und zur Werkstätte eingeschlagen. In aller Heimlichkeit und Stille ward so vorbereitet, was nach 1871 zur vollen Blüte gelangen sollte. Manchesmal und dann nicht eben glücklich raffte sich sogar der so schwerfällige Bundestag zu Frankfurt auf und suchte etwas zur Hebung des technischen Fortschrittes in deutschen Landen zu unternehmen. Dem am Sitze des Bundestages wirkenden Physiker Johann Philipp Wagner (1799—1879), der 1838 einen kleinen elektromagnetisch bewegten Wagen gebaut hatte, stellte der Deutsche Bund am 22. April 1841 eine Summe von 100000 Gulden in Aussicht, wenn Wagner auf eigene Kosten eine elektromagnetische Maschine in so großem Maßstabe konstruiere, wie sie namentlich auch für eine Lokomotive erforderlich wäre. Der arme Physiker suchte vergeblich nach einer geeigneten Batterie, mit der man den gewünschten Motor in Bewegung setzen könne. Am 13. Juni 1844 trat denn auch die Bundesversammlung von ihrem Versprechen zurück. Bald darnach hatte Rudolf Clausius (1822—1888) im Jahre 1850 Mayers Wärmelehre ergänzt und dadurch der Praxis noch weitere Mittel der Berechnung an die Hand gegeben. Robert Wilhelm Bunsen (1811—1899) und Robert Kirchhoff (1824—1887) begründeten die Spektralanalyse. Der eine stellte überdies als erster Magnesium in größeren Mengen dar, der andere entlockte dem elektrischen Strome und seinen Ver-



51. Das Stammhaus der Kruppwerke in Essen.

zweigungen die Geheimnisse ihrer Kraftverhältnisse, wodurch der künftigen Elektroindustrie wichtige Hilfen erstanden. Alles drängte hin zur Auswertung dieser Erkenntnisse. Fleißige Hände und gesunde Kraft fehlten nicht. Was mangelte, war ein starker staatlicher Hinter- und Untergrund. Nicht ohne Staunen vernimmt man, wie ausgedehnt der Wirkungskreis eines Werner Siemens und seiner Brüder schon einen beträchtlichen Teil der Erde umspannte. Moskau, die Krim, der Kaukasus, Persien, Spanien und Nordafrika wurden bereits in den fünfziger und sechziger Jahren in das Interessennetz der Firma Siemens & Halske einbezogen, am Schlusse unseres Zeitraumes sogar auch Indien. Auf seinen mannigfachen Reisen und im vielfachen Verkehr mit Engländern und Franzosen hatte Werner Siemens, wie er schreibt, während der Kabellegungen genugsam Gelegenheit, sich zu überzeugen, „in wie geringer Achtung die Deutschen als Nation bei anderen Völkern standen. Ich hatte lange politische Debatten mit ihnen, die immer darauf hinauskamen, daß man den Deutschen das Recht und die Fähigkeit absprach, einen unabhängigen, einigen Nationalstaat zu bilden."



52. Das Walzwerk zu Lendersdorf im Jahre 1838. Gemälde von Schütz. Düren, Eberhard-Hoesch-Museum. Das Walzwerk ist die Grundlage der heutigen Hoeschwerke.

Die innere Umbildung Deutschlands zu einem industriell interessierten Staat vollzog sich eben abseits von der großen Politik. Sie ging dort schmerzloser vor sich, wo sie nicht wie in der Leinenherstellung auf alte Überlieferungen stieß, sondern Neuland eroberte. Die Baumwollverarbeitung hatte es darum leichter. Mit der Zunahme an Dampfmaschinen wuchs auch die Nachfrage nach Eisen und Kohle und der Antrieb zur Verbesserung der auf die Förderung sich beziehenden Einrichtungen im eigenen Lande.



53. Briefkopf einer Gußstahlfabrik aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

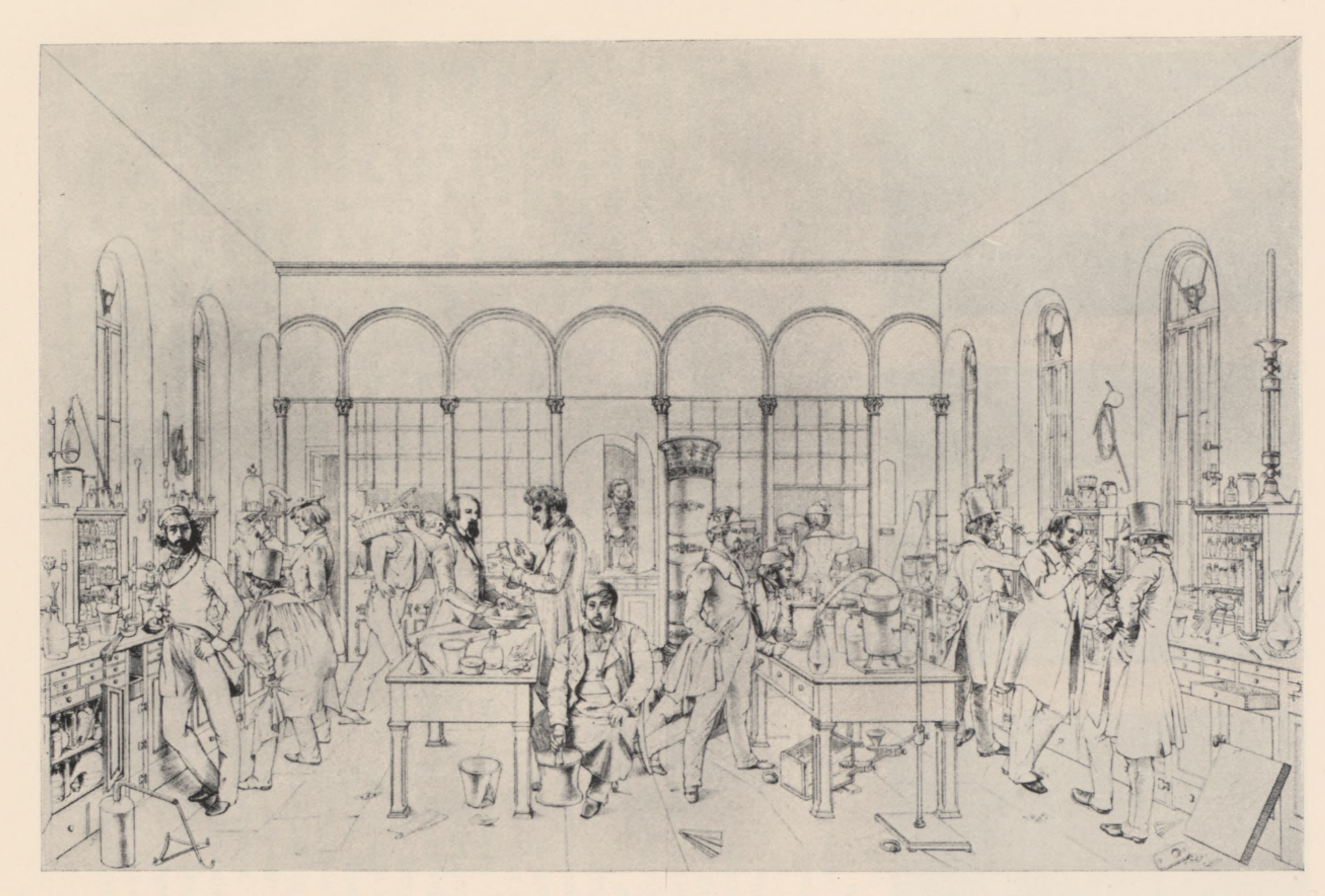


54. Die Hochofenanlagen in Königshütte (Oberschlesien) um 1840. Lithographie.

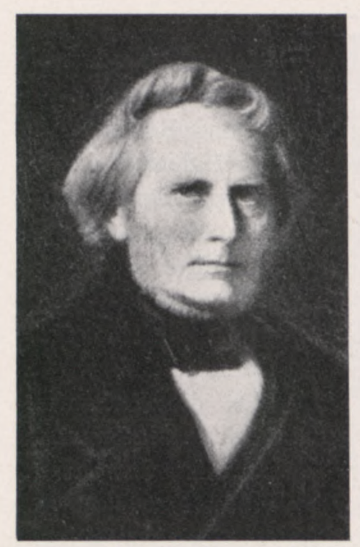
In Schlesien wie in Westfalen regten sich neue Kräfte, kamen neue Methoden in Aufschwung. Immer mehr arbeiteten Laboratorium und Industrie zusammen. Wenn im Jahre 1890 eine Vereinigung deutscher Großindustrieller das Bildnis Friedrichs August von Kekule, der 1865 die Eigenart des Benzols genauer feststellte, der Berliner Nationalgalerie einverleibten, so statteten sie dem Forscher nachträglich ein Quentchen Dankes dafür ab, daß die Ausdehnung der gewaltigen chemischen Werke ohne die Leistungen der Wissenschaft nicht denkbar wären.

Unwillkürlich fragt man sich, wie denn dieser Wandel in verhältnismäßig so kurzer Zeit das deutsche Volk mit sich fortreißen und verändern konnte. Manchem aus der Neuen Welt heimkehrenden Auswanderer wollte es, als er nach 1871 sein Vaterland wieder aufsuchte, gar nicht in den Sinn, daß aus seiner verträumten, stillen Heimat ein Land der Arbeit, des fieberhaften Erwerbsstrebens geworden war.

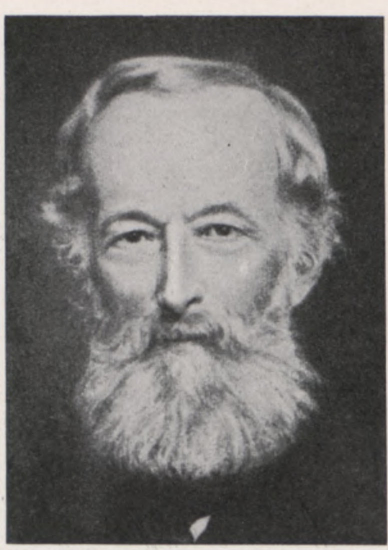
Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde das Abendland aus seiner wirtschaftlichen wie aus seiner sozialen Ruhe aufgescheucht. Der Herd dieser Unruhe war aber England. Von dort rollte nicht nur die geisteraufwühlende Woge der sogenannten Aufklärung auf das Festland herüber, von dort kam bald auch die Kunde von neuen Einrichtungen, die das Herkommen, soweit es sich auf die Gewinnung und auf die Verarbeitung von Rohstoffen bezog, verließen und den Herstellungsvorgang in ganz andere Bahnen lenkten. Und es blieb nicht bei der Kunde. Bald wurden auf den festländischen Märkten Waren feilgeboten, die sich in mehr als einer Hinsicht von denen unterschieden, die aus den Werkstätten der heimischen Handwerker stammten. Sie zeichneten sich fürs erste durch die äußere Gleichartigkeit jedes Stückes aus. Dafür fehlte ihnen allerdings alle persönliche Prägung. Für ihre Gestaltung und deren Formgebung trägt nicht ein Meister die Verantwortung, nicht ein einzelner. Nein. Jetzt ist es der Name einer Fabrik, die als Urheberin zeichnet. Sie spie von nun an aus ihren nüchternen, nackten, schlotbekrönten Arbeitshäusern ihre Erzeugnisse aus, Erzeugnisse, die zu ihren Abnehmern in einem ganz anderen Verhältnis standen, als dies bis nun zwischen Auftraggeber und Werk der Fall war. Vor allem fiel zumeist der persönliche Auftrag weg. Unaufgefordert und unverlangt drängte sich sehr häufig die Ware dem Publikum auf. Es begann jene Zeit, in der nicht das Bedürfnis eines oder einer Reihe von Menschen, nicht deren individuelles Wollen die Herstellung einer Ware veranlaßte. Im Gegenteil. Die Ware fing an, sich von dem Willen einzelner loszulösen und von sich aus ein Sonderdasein zu führen. Sie war es, die ausging, die Käufer an sich zu locken und in ihnen Bedürfnisse und Ansprüche zu wecken,



Das Laboratorium Justus von Liebigs in Gießen. Zeichnung von Trautschold. Gießen, Liebigmuseum.



55. Friedrich Harkort (1793—1880). Gemälde von G.W.Volkhart (Ausschnitt). Hagen i.W., Städtisches Museum.



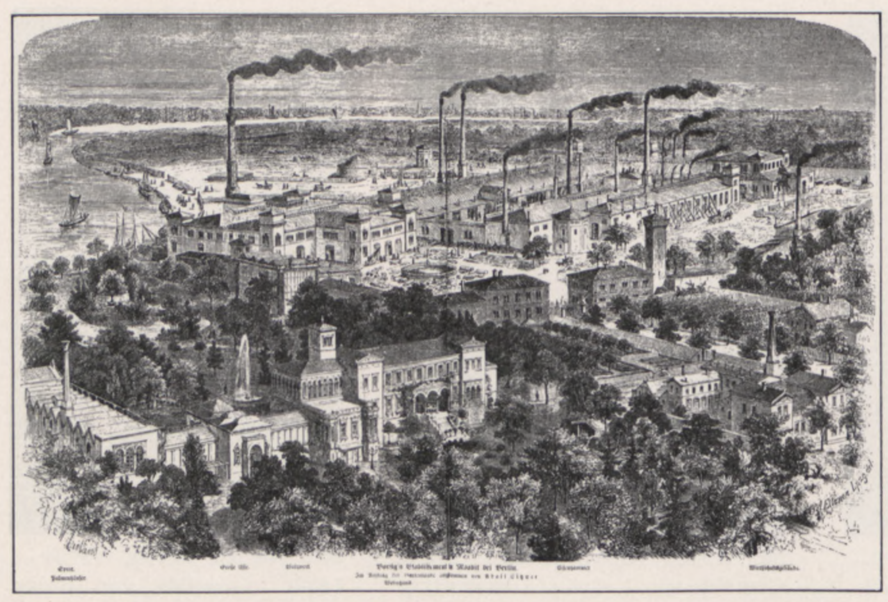
56. Alfred Krupp (1812—1887). Gemälde von J. Grün (Ausschnitt). Essen, Dr. Krupp von Bohlen u. Halbach.



57. August Borsig (1804—1854). Gemälde von Franz Krüger (Ausschnitt). Bes. Dr. E. v. Borsig.

die vordem mit deren sozialer Stellung gar nicht vereinbar gewesen wären. Das war ihr nur möglich, da sie dank der neuartigen Erzeugungsform in die Lage kam, sich durch überraschende Wohlfeilheit den Weg zu Bevölkerungsschichten zu bahnen, denen früher die Erwerbung solcher Dinge versagt geblieben war. Insofern trug die Maschine dazu bei, die Grenzlinien zwischen Ständen und Klassen zu verwischen. Sie hätte freilich diese Aufgabe noch sicherer erfüllt, wäre sie nicht zum Werkzeug eines jeder Selbstzucht baren Kapitalismus geworden, der durch die hemmungslose Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft das, was wir „Proletariat" nennen, erst so recht geschaffen und zu so etwas wie zu einen eigenen Stand geformt hätte. Aus den Ländern, die in der Anwendung der Maschine Deutschland vorangegangen waren, gelangten aber nicht bloß billige Waren herüber, es kamen auch Nachrichten über die nachgerade unmenschliche Behandlung, die den an den Maschinen Tätigen zuteil wurde. Vielleicht hätte man hier über Mittel und Wege nachgesonnen, diese üblen Nebenwirkungen zu vermeiden, wäre nicht die Lehre des Liberalismus dazwischen getreten, die das Individuum zu befreien suchte, indem sie die Zwangsgewalt des Staates lockerte, dadurch aber den einzelnen in den Strudel schicksalshaft bedingten Kräftespieles schleuderte, ohne sich um sein Wohl und Wehe weiter zu bekümmern. Dazu kam die berauschende Gewalt des Begriffes „Fortschritt", der über alle Bedenken hinweg die Menschen in ungeahnte Höhen emporzuheben schien.

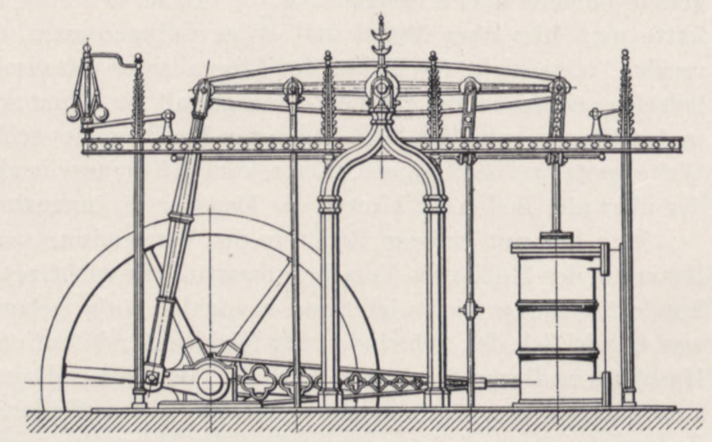
Man hat mit einigem Recht in der Verwendung von Steinkohle und Metall, in der Entthronung des Holzes als Verarbeitungsstoff ein wichtiges Merkmal erkannt, das dem 19. Jahrhundert sein Gepräge verleiht und es von den vorhergehenden Zeiten sichtbar trennt. Vielleicht war es wirklich das Schwinden der Waldbestände auf englischem Boden, das gerade dort der Maschine zu ihrem Siegeszuge verhalf. Bezeichnend auch, daß die Verwertung des Dampfes zum Antrieb von Motoren am ersten zur Wasserförderung in den britischen Bergwerken zu finden ist. Darnach kam aber sofort die Herstellung von Geweben und alles, was damit zusammenhängt, an die Reihe. Man muß dem Geschichtschreiber der Technologie zustimmen,



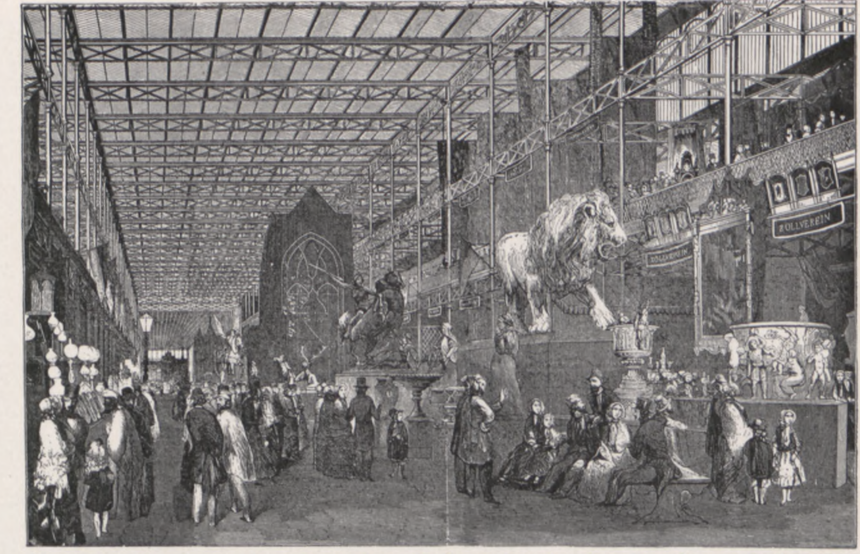
58. Die Fabrik von Borsig in Moabit. Um 1860. Holzschnitt aus der „Gartenlaube".

wenn er dem Eisen und der Steinkohle als den charakteristischen Beherrschern der Industrie des 19. Jahrhunderts als dritten die Baumwolle zuzählt. Auch da ist es das große Kolonialreich, das an erster Stelle steht, wo es gilt, die Baumwollfaser zu reinigen und aus ihr Gewebe zu verfertigen.

Der von keinem Festlandsstaate ernstlich bedrohten Vormacht Englands auf dem Gebiete industrieller Entwicklung tat am ersten die von Napoleon I. 1806 angeordnete Kontinentalsperre einigen Eintrag. Damals tat Deutschland seine ersten Schritte auf dem ihm noch ziemlich ungewohnten Boden und mußte diese Versuche nach dem Sturze des Franzosenkaisers mit schweren Geldverlusten büßen, denn nun warf Großbritannien die bei ihm aufgestauten Mengen einstweilen zurückgehaltener Waren mit desto größerer Energie auf den Markt und kämpfte infolge seiner Überlegenheit an Kapital den Wettbewerb des ausgebluteten Deutschland ohne Schwierigkeit nieder. Erst allmählich und unter ganz anderen Bedingungen als etwa in England, aber auch in Frankreich und Belgien rang sich hier das industrielle Wesen an die Oberfläche. Es mangelte den Deutschen keineswegs an Erfindungsgeist, aber es gebrach ihnen an einem aufnahmefähigen Markt in der Heimat. Als Sinnbild hierfür mag die Geschichte der Schnellpresse gelten. In den Jahren 1810 bis 1814 entwerfen mit englischem Gelde die Deutschen Friedrich König und Friedrich Bauer die erste brauchbare Einrichtung dieser Art. Sie zerstreiten sich mit dem Unternehmer und bauen in Oberzell bei Würzburg eine eigene Fabrik. Die erste Zeitung aber, die sich des Vorteiles der neuen Herstellungsart bedient, sind die „Times", die am 29. November 1814 auf diese Weise gedruckt erschienen. Es dauert noch neun und elf Jahre, ehe deutsche Blätter diesem Beispiele nachzufolgen in der Lage sind. Überdies hatten in Deutschland gewerbliche Unternehmer vielfach über soziale Gering-



59. Alte Dampfmaschine. Eisenkonstruktion mit gotischen Schmuckformen.



60. Die Abteilung des deutschen Zollvereins in der Londoner Industrieausstellung vom Jahre 1851. (Aus dem illustrierten Kalender von J. J. Weber für das Jahr 1852.)

schätzung zu klagen, indes in England Mitglieder der ersten Familien es nicht unter ihrer Würde betrachteten, Fabriken zu errichten und an ihnen teilzuhaben.

Es ist natürlich nicht so, als ob in diesem Zeitraum erst die Verwendung von Maschinen bei uns Eingang gefunden hätte. Schon Friedrich der Große richtete seine Blicke nach England, wohin er 1782 einen Fachmann sandte, um die neuen „Feuermaschinen" zu studieren. Wenn dann drei Jahre später eine solche auch in Deutschland verfertigt und im Kupferbergwerke zu Hettstedt aufgestellt wurde, so handelt es sich da und an anderen Orten um einzelne Versuche. Ähnlich wie im Mutterlande der Maschine war es begreiflicherweise auch hier der Bergwerkbetrieb, der der Neuerung am ersten zugänglich war. Zu durchgreifendem Gebrauche brachte aber zum Beispiel in Westfalen erst Friedrich Harkort (1793—1880) die englischen Herstellungsformen. Wenn er so das Puddelverfahren in seiner Heimat einbürgerte, so konnte er dies nur tun, indem er englische Ingenieure und Arbeiter um teures Geld an sich zog. Die ersten Anfänge jenes Werkes, das dem unternehmenden Harkort sein Entstehen verdankt, reichen bis in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Ihr Standort auf einer alten Burg an der Ruhr hatte etwas ebenso Verträumtes an sich, wie etwa der Entwurf einer nach „gotischen" Stilmustern entworfene Dampfmaschine den Geist der Romantik in das Maschinenzeitalter trug. Doch dabei blieb es nicht, das Gebot der Sachlichkeit gewann bald die Oberhand. Wenn dieser selbe Harkort im Jahre 1842 seine Stimme zugunsten der Volksschule und ihrer Hebung in Preußen vor aller Öffentlichkeit erhob, so lag dem ohne Zweifel die Erkenntnis zugrunde, daß die hohen Anforderungen, die von der Industrie an alle an ihr Beteiligten gestellt werden, ein ziemliches Maß von Allgemeinbildung voraussetzten. Der Arbeiter, der über Handlangerdienste hinaus sich mit den verwickelten Aufgaben zu befassen hatte, die die Zusammensetzung und Betreuung eines kunstvollen Räderwerkes verlangte, konnte mit dem, was ihm die bisherige Schule mit ins Leben gab, nicht zu Rande kommen. Die neue Tätigkeit verlangte nicht geringe geistige und moralische Fähigkeiten, rasche Entschlußkraft, ruhige Überlegtheit, Ausdauer und nicht zuletzt fachliches Wissen. Wenn die erste Borsigsche Lokomotive (1841) bei ihrer ersten Ausfahrt versagte, weil fremde Böswilligkeit die Kolben in den Zylindern festgekeilt hatte, so war es eben das Verdienst des Maschinenführers, daß er mit einem Blick die Veränderung an den Zylinderdeckeln bemerkte und den Schaden sofort beheben konnte.

Die ersten Arbeiter in Deutschland mußten so wie jene, die bei Harkort Bohrmaschinen



61. Das preußische Königspaar in der Berliner Gewerbeausstellung 1844. (Aus der „Leipziger Illustrierten Zeitung" 1845.)

bauten und den Guß schwerer Fassonstücke ausführten, diese Kunst den englischen Meistern erst absehen, ehe sie zu selbständigem Wirken vorwärts schritten. Den braven westfälischen Bauern- und Handwerkersöhnen, die Harkort in seine Dienste nahm, gebrach es nicht bloß an Übung, sondern auch an Selbstvertrauen, wie es nur tieferer technischer Bildung entstammt. Zudem stand die Mitwelt diesen Anfangsversuchen vielfach mißtrauisch, wenn nicht gar feindlich gegenüber. Wirtschaftliche und politische Bedenken führte man wider diese umwälzenden Einführungen ins Feld.

Das Maschinenwesen beschäftigt aber nicht bloß Arbeiter im engeren Sinne, es bedarf auch der Beamten, der Ingenieure und nicht zuletzt der Unternehmer. Sie alle rangen damals um gesellschaftliche Anerkennung. Zur Einfügung in den gesellschaftlichen Organismus trug nicht wenig die Errichtung technischer Fachschulen bei. Prag war darin 1806 vorangegangen, ihm folgte 1815 Wien und 1820 Berlin, wo ein Jahr später der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes ins Leben gerufen wurde, der in einer eigenen Sammlung fremde und heimische Maschinen aufstellte, prüfte, auslieh und in einer Werkstätte Modelle der neuesten Maschinen anfertigte. Die reichste Sammlung von Werkzeugen ward übrigens schon 1816 am polytechnischen Institut zu Wien begründet und fand 1831 an der polytechnischen Schule zu Hannover Nachahmung. Eine Art Gewerbemuseum erstand unter dem Namen „Musterlager" 1850 in Stuttgart, während das 1863 zu Wien errichtete „Österreichische Museum" wie die ihm angegliederte Kunstgewerbeschule eben der Schaustellung und Pflege künstlerischer Ziele innerhalb des Gewerbebetriebes dient. Neue Antriebe empfing Technik wie Industrie durch jene mehr oder weniger umfassenden Veranstaltungen, die es sich zur Aufgabe machten, die Leistungen der Gegenwart zur Anschauung zu bringen. Auch da steht England an der Spitze, wo 1756 und 1757 die ersten Industrieausstellungen eröffnet wurden. Es dauerte ziemlich lange, bis man in Deutschland ähnliches zu unternehmen versuchte. Prag mit seiner Gewerbeschau 1791 blieb noch lange vereinzelt. Preußen wagte sich zu Berlin 1822 und 1827, der Österreichische Kaiserstaat erst 1835 und 1839 zu Wien mit Derartigem vor das Publikum. Daneben luden fast alle übrigen deutschen Staaten zu solcher Überprüfung ihrer industriellen Leistungen ein. Zu einer gesamtdeutschen Industrieausstellung kam es aber erst 1842 zu Mainz, ein Versuch, der in Berlin 1844 und zur Ostermesse 1850 in Leipzig wiederholt wurde. Im Jahre 1854 fand eine solche in München statt.



62. Eingang zur Borsigschen Lokomotivfabrik in Berlin.

Antrieb und Anregung zu gemeinsamen Unternehmungen stammten nicht zuletzt vom Zusammenschluß der meisten deutschen Staaten zu einem gemeinsamen Zollgebiet, wie sich dies in den Jahren 1834 bis 1842 vollzog, indem vorerst der preußisch-hessische mit dem württembergisch-bayrischen Verein und mit Sachsen samt den sächsisch-thüringischen Staaten zu einem gemeinsamen Wirtschaftsgebiet verschmolzen. In den folgenden Jahren schlossen sich Baden, Nassau, Frankfurt a. M. an, 1842 Braunschweig und Luxemburg und 1853 schließlich Hannover. Die Verse Hoffmanns von Fallersleben:

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs!

Und ihr andern deutschen Sachen,
tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
ei, das habet ihr gemacht:
Denn ihr habt ein Band gewunden
um das deutsche Vaterland,
und die Herzen hat verbunden
mehr als unser Bund dies Band

bekamen in diesen gesamtdeutschen Veranstaltungen, so unpolitisch, so rein nützlich sie gedacht waren, eine gewisse Bestätigung. Trotzdem bewegte sich das alles noch in engen Grenzen. An so große Unternehmungen, wie es 1851 und 1862 die Weltausstellungen zu London und 1855 beziehungsweise 1867 zu Paris waren, dachte man erst im Jahre 1873 in Wien. Kennzeichnend für die nur schrittweise vordringende Erkenntnis von der Rücksicht, die man dem Menschen schuldet, der an der Maschine steht, bleibt die Nachricht, daß es sich erst die zweite dieser internationalen Schaustellungen in Paris angelegen sein ließ, in die Wohnungs- und in die Lebensverhältnisse des Volkes überhaupt Einblick zu gewähren. Daß mit diesen Veranstaltungen mehr als eine bloße Förderung des Gewerbes bezweckt werden sollte, daß es sich hier um die Repräsentation des ganzen Staates handelte und vielfach auch außenpolitische Ziele angestrebt wurden, sei nur nebenbei erwähnt.

In Deutschland läßt sich aber nachweisen, daß der Zusammenschluß so vieler Einzelstaaten zu einem einheitlichen Zollgebiete die Antriebe zur Herstellung von Maschinen mächtig gefördert hatte. In Preußen wuchs von 1830 bis 1843 die Zahl der Schlosser und Mechaniker von 26196 auf 40557, die Zahl der dort verwendeten Dampfmaschinen stieg in den Jahren von 1837 bis 1846 von 419 auf 1138, aber zu Beginn der vierziger Jahre wurden die meisten davon aus Belgien, England und Nordamerika bezogen. Einen Wendepunkt in dieser Hinsicht

bedeutete die Gründung der Fabrik, die August Borsig 1837 in Berlin errichtet hatte. Schon zu Anfang 1838 ging aus ihr die erste selbstverfertigte Dampfmaschine hervor. Drei Jahre hernach baute Borsig für die Berlin-Anhalter Eisenbahn auch schon eine Lokomotive, und 1854 feierten die Freunde der Firma die Fertigstellung der fünfhundertsten Lokomotive, von denen einige bereits sogar den Weg ins Ausland fanden. Natürlich ließen sich noch sehr viele andere Angaben über die Fortschritte des Maschinenbaues auf deutschem Boden hier bieten. Doch dies fiele außerhalb der uns gesetzten Aufgabe. Uns kommt es zu, die kulturellen Auswirkungen und Folgen zu verfolgen, die von der Maschine ausgegangen waren.

Bekannt ist es, daß nicht nur in England und Frankreich, daß auch in Deutschland Arbeiter gegen die Maschinen Sturm gelaufen sind. Es handelte sich hierbei um elementare Ausbrüche einer in Ohnmacht und Hilflosigkeit versinkenden Klasse. Mit Recht machte man allen jenen Bestrebungen gegenüber, die sich wider die Verwendung von Maschinen wandten, als Einwand geltend, daß die Entfernung jeglicher Industrie aus Deutschland zur wirtschaftlichen Überwältigung durch das Ausland führen müßte. Die weitere Gedankenführung besteht freilich nicht ganz zu Recht. „Man denkt sich die Wirkung der Maschinenarbeit meistens so, als ob immer mehr Menschenarbeit verdrängt würde, und fragt mit Schaudern, wohin das am Ende hinaus soll. Die Sache liegt ganz anders. Wo es keine Maschinen gibt, da wird nicht viel gekauft, weil die Ware im Preise zu hoch steht, wo aber die Maschine arbeitet, da erzeugt sich ein Massenverbrauch, und der Fabrikant beschäftigt daher weit mehr Menschenhände als früher der Handwerker." Das mochte allerdings für die Interessen des Händlertums und der Industriellen Geltung besitzen, für die gesellschaftlichen Verhältnisse konnte ein solcher Ausgleich nicht mehr stattfinden. Auch da war es wohl die blinde und fanatische Begeisterung für alles, was als Fortschritt zu werten war, die vielen den Blick für die Wirklichkeit trübte.

Zu denen, die eine Einschränkung des Maschinenwesens als soziale Notwendigkeit betrachteten, gehörten nicht bloß Arbeiter, gehörte z. B. auch der bereits genannte Physiker J. P. Wagner. In seiner Schrift: „Was ist die Ursache des Nothstandes der Arbeiterklasse . . . ?" (Frankfurt 1848) unterscheidet er vier Arten von Maschinen, solche zur Anwendung der Kräfte (Dampfmaschinen, Wasserräder, Windmühlen), solche zur Vervollkommnung der Gewerbserzeugnisse (Drehbänke, Bohrmaschinen, Walzwerke), solche zur Vervollkommung und gleichzeitig zur Vermehrung der Erzeugnisse (Baumwollspinnmaschinen, Papiermühlen), und schließlich Maschinen zu bloßer Vermehrung der Gewerbserzeugnisse (Schnellpressen, Flachsspinnmaschinen). Während er nun die beiden ersten Arten als für die allgemeine Wohlfahrt förderlich erklärt, hält er die übrigen, besonders in Verbindung mit der Dampfmaschine, für außerordentlich nachteilig, weil sie der Überproduktion dienen und zu einer schädlichen Unterbietung der Preise führen. Die Maschine als Feind zu betrachten, lag für den Arbeiter aber um so näher. W. H. Riehl erzählt in seinem Werke „Die bürgerliche Gesellschaft" (1854), wie im März 1848 ein brotloses Lohnkutscherproletariat die Schienen der Taunuseisenbahn aufgerissen, wie hungernde Schiffszieher die Dampfboote des Rheins und Mains beschossen hatten und wie er selbst einen Maschinenarbeiter beobachtet habe, der die vollendete Verwüstung höhnend überschaute und mit der dämonischen Siegesgewißheit eines Propheten des Proletariats ausgerufen habe: durch dieses Land wird keine Maschine mehr fahren!

Die Zeitgenossen standen vor einer schier unlöslichen Aufgabe. Die Aufgeklärten unter ihnen stimmten jedenfalls Gottfried Kinkel zu, wenn er ausrief: „Die Maschine ist also der höchste Sieg des Menschengeistes: durch sie erlöst er sich von der Knechtesarbeit." Wenn trotzdem Stimmen laut wurden, alle Maschinen und fabrikmäßig geführten Betriebe zu vernichten, so konnten sie nur der Ausdruck augenblicklicher Verzagtheit sein. „Die Verwendung der Naturkraft zur Arbeit", antwortet Kinkel auf derartige Gedankenzüge, „ist die höchste Freiheit des Menschen, ist eine heilige Gabe göttlicher Liebe. Wehe dem Menschen, der dies verkennt, der sich verblendet in den Gang der Weltgeschichte wirft und die begonnene Bewegung mit zerstörender Faust zu hemmen sucht!" Und ein anderer Beobachter seiner Gegenwart meint zu solchen Vorschlägen: „Den gesamten menschlichen Scharfsinn, ja die ganze Zivilisation hieße ein solcher Schritt mit einem Schlage vernichten. Man müßte vorher den menschlichen Geist zum Tode verurteilen

und dann ohne Geist in die Hütten einer Skythenhorde einkehren." Die Ratlosigkeit der Gesellschaft spiegelt sich am deutlichsten in der Tatsache, daß sich sogar der Gedanke, wenn auch verschämt, an die Öffentlichkeit wagte, der Gedanke, die Sklaverei unter den arbeitenden Klassen einzuführen. Nicht ohne Ironie konnte man darauf erwidern, daß es leider in Europa eine tatsächliche, wenn auch rechtlich nicht gegründete Sklaverei gebe. Die Neger auf den Plantagen seien von ihrem Herrn abhängig, der an ihrer Erhaltung interessiert ist, die Proletarier hier können sterben, ohne daß der Eigennutz der Unternehmer seine Stimme zu ihren Gunsten erhebt. „Beide sind gleichmäßig Sklaven, beide an den Boden gefesselt, der sie trägt. Die Schwarzen arbeiten in der freien Luft, die Weißen in einer verpesteten Atmosphäre; man kauft die einen und mietet die anderen; wo soll da ein Unterschied sein?" Diese an Erfahrungen in England gewonnenen Eindrücke und Urteile glaubt (1844) ein sonst dem Maschinenwesen keineswegs wohlwollend gegenüberstehender Kritiker: „Deutschland hat manches vor anderen Fabrikländern für sich, was einigermaßen die Folgen des Fabrik- und Maschinenwesens mindern dürfte. Gute Schulanstalten und Schulgesetze werden unsere Jugend vor allzu frühzeitiger und übermäßiger Verwendung in den Fabriken, die gute polizeiliche Administration den Arbeiter vor der Willkür und dem Mißbrauch des Fabrikherrn schützen, die Grundeigentumsverhältnisse werden dem Arbeiter die Erwerbung oder den Pacht eines kleinen Gütchens möglich machen . . . Überhaupt gestattet das mangelnde Kapital ein schnelles Aufblühen des Fabrikwesens in Deutschland nicht; auch wird bei den bürgerlichen Verhältnissen und bei diesem Mangel dasselbe nicht so weit um sich greifen, als es in England, Frankreich und Belgien der Fall ist; woraus wir die Hoffnung schöpfen dürfen, daß die Übergangsperiode, welche wir vor uns haben, eher und leichter als dort vorübergehen wird."

Diese Auffassung entsprach leider nicht in allen Stücken dem weiteren Entwicklungsgang der deutschen Industrie. Ihr gewaltiger Aufschwung konnte damals noch nicht vorausgesehen werden. Wir befinden uns eben in diesem Zeitraum im Zustande der Vorbereitung dessen, was sich dann nach dem Freiwerden der staatlichen Kräfte in so überraschender Weise offenbarte, daß man die vorangehenden Stadien vergaß und dem Vorgange wie einem Wunder kopfschüttelnd gegenüberstand. In der Vorbereitungszeit, von der wir hier zu berichten haben, war man noch aller Erfahrung bar. Die meisten ließen sich von der Bewegung, die nun einmal in Schwung gekommen war, widerstandslos tragen, die Mehrzahl der Unternehmer und in größerem Maße die Arbeiter, denen es an allen Mitteln der Gegenwehr gebrach.

Das Verhältnis der technischen Neuerungen zum sozialen Aufbau und zum Schicksal der einzelnen Bevölkerungsschichten ist nicht in jeder Hinsicht gleichmäßig. Der Bergwerksbetrieb stellt andere Anforderungen und steht unter anderen Daseinsbedingungen als etwa die Herstellung von Kleidern und Schuhen. Auch gab es jetzt nicht wenige Erzeugnisse und Erzeugungsformen, die gar nicht in die Lage kamen, Bestehendes zu verdrängen, weil sie einfach etwas völlig Neues darstellten. Andererseits waren unter den Erfindungen, die an Arbeit sparen halfen, solche, die deshalb noch lange nicht die Entbehrlichkeit der Menschenkraft zur Folge hatten. Das ist zum Beispiel bei der Nähmaschine der Fall, deren Einführung zu leidenschaftlichen Erörterungen Anlaß gab. Bekanntlich hatte sie nach anfänglichen Versuchen in England und durch Madersperger in Wien erst anfangs der fünfziger Jahre jene Form gefunden, auf der dann alle Verbesserungen und Veränderungen bis zum heutigen Tage aufbauten. Sowohl die Abnehmer der mit ihr hergestellten Stücke wie namentlich auch Ärzte, die ihre Verwendung für gesundheitsschädlich erklärten, traten als ihre Gegner auf. Doch drangen sie nicht durch. Dem Vorbilde amerikanischer Freimaurergesellschaften, die den Witwen nach verstorbenen Brüdern derartige Maschinen kauften, um ihnen eine wirtschaftliche Selbständigkeit zu sichern, folgte der Nürnberger Gewerbeverein und gründete eine Vorschußkasse zur Anschaffung von Nähmaschinen für seine Mitglieder. In dem Werke „Die Frauenarbeit" von A. Daul (Altona 1867) kann auch bereits auf eine Reihe von Typen hingewiesen werden, die in Deutschland selbst hergestellt wurden. Die Näh- wie auch die damals schon in Gebrauch kommende Strickmaschine sind weniger in Verwendung der Großunternehmer als vielmehr eine Unterstützung der Heimindustrie. Doch bemächtigte sich der Handel dieser so erzeugten Kleider und Wäsche, die nicht mehr auf Bestellung hergestellt wurden.

Eine gute Gegend für Strickgarn-Reisende.
Im Erzgebirge.



„Habe ich die Ehre Herrn Hartsohl zu sprechen? Mein Name ist Grant; ich vertrete die Strickgarn-Fabrik des Herrn Sterziehr aus Witzstadt bei Reuth.“ — „Ne, mein gutes Herrchen, da können mer Sie nischt nich gebrauchen. — Im Winter können mer vor Schnee nich raus und im Summer da gehen mer barfuß.“

63. Karikatur auf den Handelsreisenden aus den „Fliegenden Blättern“.

Anders lagen die Dinge in bezug auf die Fabrikation von Schuhen. Zwar kamen im Jahre 1867 Nachrichten aus Paris, daß es dort Maschinen zum Zuschneiden und zum Putzen von Schuhen gebe, das Hauptgewicht lag einstweilen doch an der Mitarbeit der entsprechenden Nähmaschine. England rühmte sich, Frankreich in der Erzeugung von Schuhwaren fünfzig Jahre, Deutschland aber um hundert Jahre voraus zu sein. Immerhin zeigte die Londoner Ausstellung 1862, daß namentlich Mainz und Wien in der Herstellung von Schuhen auf Lager Bedeutendes leiste. In Österreich hatte ein gewisser Leopold Hahn 1853 eine Fabrik hierfür gegründet, die 200 Personen beschäftigte, eine andere dortselbst soll sogar ihrer 500 in Verwendung gehabt haben. Eine Besonderheit stellte Jakob Busch in Prag dar, der Schuhe erzeugte, bei denen die Sohlen mit Schrauben an das Oberleder befestigt waren. „Die hierfür angewendeten Maschinen liefern ein sehr dauerhaftes, wohlfeiles und ebenso schnell herzustellendes Fabrikat, das sich eines bedeutenden Absatzes selbst noch im Auslande erfreut. Auch liefert er für die Armee. Die Einrichtung ist für die Erzeugung von 600 Paar im Tag berechnet und vermag vergrößert zu werden, da jede, selbst die feinste Gattung von Fußbekleidung binnen wenigen Stunden geliefert werden kann.“ Es zeigt sich auch da, wie der kapitalistisch geführte Großbetrieb immer weiter um sich griff und in alle Herstellungszweige mehr oder weniger schnell eindrang. Die kulturellen Ausstrahlungen dieser Vorgänge wirkten sich natürlich bei den verschiedenen Erzeugungsgebieten verschieden aus. Die Tatsache, daß es sich dort, wo nicht Hausindustrien in Frage kamen, um die Losreißung von Tausenden von Menschen aus ihrer gewohnten beruflichen wie gesellschaftlichen Umwelt handelte, ferner um die Anhäufung dieser Massen auf einzelne, meist enge Gebiete, diese Tatsache brachte begreiflicherweise bei jenen, die bisher in freier Luft und in der Werkstätte bei einem Meister in einem gemütlichen Verhältnisse zur Natur und zu ihrer Arbeit gestanden haben, bestimmte seelische Veränderungen hervor. Sie gingen damit unschwer in die Sphäre massenseelischer Beeinflussungen ein und waren fürderhin leicht geneigt, alles, was sie bisher gefühlsmäßig an Überlieferungen band, über Bord zu werfen und sich rein verstandesmäßiger Betrachtungsweise zu verschreiben. „Nichts ist nämlich leichter einzusehen, als daß die freudenlose und selbst einer vernünftigen Verbesserungshoffnung beraubte Lage des Fabrikarbeiters nur allzu geneigt ist, eine tiefe und bösartige Entsittlichung desselben zu erzeugen. Eine Vergleichung seines Zustandes mit dem des in unerreichbarer Höhe über ihm stehenden Herrn muß beinahe das Gefühl des bitteren Neides, der Gedanke

aber, daß diese verhältnismäßig so glückliche Lage aus den Anstrengungen und dem Elend der Arbeiter hervorgehe, daß der Herr sich von ihrem Mark mäste, einen tiefen Haß gegen ihn hervorrufen. Kommen hierzu, wie nicht selten geschieht, noch wirkliche Härten von seiten des Herrn, so läßt sich begreifen, wie die Stimmung zuweilen selbst bis zu Untaten gesteigert werden kann. — Nicht minder erklärlich ist, wie eine große Menge von Arbeitern einem unmäßigen Genuß von geistigen Getränken, namentlich des wohlfeilsten und verderblichsten von allen, des Branntweins, wo nicht gar des Opiums sich nach und nach ergeben lernt." Der berühmte Staatsrechtslehrer Robert Mohl hatte diese Beobachtungen im Sammelwerke liberaler Wissenschaft, im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon, veröffentlicht. Man befand sich dort in einer üblen Lage; eingeklemmt zwischen einer ins Grenzenlose gesteigerten Fortschrittsbegeisterung und der durch den „Fortschritt" bedingten traurigen Wirklichkeit, blieb den meisten Kritikern nichts übrig, als zur Einschränkung der Kinderzeugung und schließlich zur — Auswanderung zu raten.

Die Umgestaltung der Warenherstellung brachte selbstverständlich mancherlei Wandlungen im bürgerlichen Leben mit sich. Sie schuf in den Lohnarbeitern eine Klasse von Menschen, die mit dem Arbeitgeber einen Vertrag über die von ihm gegen bestimmten Geldlohn zu leistende Arbeit abschließen. Der Liberalismus gab sich in der Theorie mit der Tatsache zufrieden, daß die beiden hier in Betracht kommenden Partner einander in juristisch unanfechtbarer Freiheit gegenüberstanden. Der jetzt immer mehr sich verbreitende Großbetrieb, der nicht erst auf individuelle Bestellung von Kunden wartete, sondern auf Vorrat Waren aufeinander häufte, bedurfte zur Hebung des Absatzes besonderer Helfer. Mehr als vordem bediente man sich nun des Handlungsreisenden (Commis voyageur), von dem man nicht bloß geschäftliche Tüchtigkeit, sondern auch gesellschaftliche Fähigkeiten verlangte. Ihm fiel es zu, den Überfluß an Fabrikaten an den Mann zu bringen. Aber nicht allein die Überredungskunst des gewandten Commis wurde zu Hilfe gerufen, die Kunst und das Kunstgewerbe mußten ebenso dem Absatz der nicht bestellten und nicht verlangten Ware die Wege zu ebnen suchen. Das galt ganz besonders für die dem täglichen Gebrauch gewidmeten Erzeugnisse. In der Gabe, sich bei den Abnehmern einzuschmeicheln, waren nach damaliger Auffassung die Franzosen den Deutschen überlegen. In einem für deutsche Kaufleute bestimmten Handbuche (1859) liest man: „Der Pariser Fabrikant ist mit Erfindern, Zeichnern und Technikern in beständiger Unterhandlung. Dafür gehen aus den Pariser Bänderfabriken, die wir als Beispiel wählen, unerschöpflich mannigfaltige Auffassungen und Verbindungen hervor, mit denen sich ein Grad von Lebendigkeit und Farbe, von Leichtigkeit und Frische verbindet, dem kein Konkurrent nahekommt." Die nach Käufern auslugende Ware bedarf der Selbstanpreisung, um sich vorzustellen, um ihre Vorzüge ins rechte Licht zu stellen, um aus dem Wettbewerb mit anderen, gleichen oder ähnlichen Zwecken dienenden Erzeugnissen siegreich hervorzugehen. Der Umstand, daß die ursprünglichen Bezeichnungen wie „Annonce" und „Reklame" aus der Fremde eingewandert sind, verrät zur Genüge, daß wir auch in dieser Hinsicht die Schüler der in kapitalistischer Herstellungsweise uns vorangehenden Franzosen und Engländer sind. Sicher ist, daß künftig die Tageszeitung mehr als früher Vermittlerin wurde. Gegenüber den alten Anzeigenblättern (Intelligenzblättern) läßt sich auch hier beobachten, wie da das Angebot die Nachfrage gleichsam zu überlisten und zu überwältigen sucht.

Die damit naturnotwendig verbundenen Übertreibungen wurden denn auch vielfach als mit den Grundsätzen gewissenhafter Geschäftsgebarung als nicht vereinbar betrachtet. Sie mochten späterhin bisweilen zu offenkundigem Schwindel ausgenutzt worden sein. Nicht nur für den

Vertrieb von Fabrikwaren, sondern auch zu anderen Vermittlungen. Unter dem Titel „Neue Industrie“ finden wir zum Beispiel die satirisch gehaltene Schilderung (1865) eines Agenten, der in einer Zeitung ankündigt, er sei bereit, Auskunft über eine Beschäftigung zu erteilen, bei der jeder ohne besondere Vorkenntnisse, mit nur wenig Kosten und Mühe, jährlich wenigstens 500 Gulden verdienen könne. Auf die Anfrage eines Neugierigen hin verlangt er die vorherige Einsendung von 5 Gulden Honorar und rät nach Empfang des Geldes dem Einsender, es so zu tun, wie er selbst es getan hatte, eine Anzeige gleichen Inhaltes in einem Blatte einzurücken. So strahlten die kapitalistischen Methoden ihre Wirkungen auch auf entfernt liegende Gebiete des Lebens aus. Die Gier nach mühelos errungenem Gewinn sucht sich allenthalben ihre Wege. Wie viel Arbeit, Mühen und Sorgen mit der Gründung und Führung der Großunternehmen verbunden waren, sahen nur die Eingeweihten. Freilich gab es jetzt auch Nutznießer der Maschine, die mit dem Werke als solchem in keiner Verbindung standen.

Bisher war fast nur von der Maschine innerhalb des Fabrikbetriebes die Rede, von der Maschine zur Gewinnung von Rohstoffen, von der Maschine zur Herstellung von Waren, die meist auf Vorrat erzeugt wurden. Die Maschine hatte aber ihre Sendung nicht allein im Rahmen des Bergbaues und in dem der Fabriken vollendet, ihr ward jetzt eine Aufgabe, die fast noch unmittelbarer in das Leben der Gesellschaft griff, als es jene Massenansammlungen von Menschen zur Förderung von Kohle und Erzen, zur Erzeugung von unübersehbaren Mengen von Waren taten. Die Maschine, die den Raum überwand und Menschen wie Dinge in einer bis zu jener Zeit unvorstellbaren Schnelligkeit über Länder und Meere trug, sie erfaßte gesellschaftliche Kreise und zog sie in den Strom eines neuen Lebensgefühls, von dem sie sich vordem hatten fernzuhalten vermocht. Dampfschiff und die mit Dampf betriebene Eisenbahn sind allerdings von der Fabrik nicht zu trennen. Sie bilden gegenseitig notwendige Ergänzungen. Es ist kein Zufall, daß der schon genannte Bahnbrecher westfälischer Großindustrie, Friedrich Harkort, bereits im Jahre 1825 in der Zeitschrift „Hermann“ auf das Vorbild Englands hinwies, wo ja im gleichen Jahre die erste dem öffentlichen Verkehr übergebene Einrichtung dieser Art ihre Probe bestand. Bezeichnend auch, daß er in seinem Aufruf die Interessen der Industrie allein im Auge behielt. „Innerhalb 10 Stunden könnten 1000 Zentner von Duisburg nach Arnheim geschafft werden; die Beurtschiffer liegen allein 8 Tage in Ladung.“ Er fügt hinzu: „Die Eisenbahnen werden manche Revolutionen in der Handelswelt hervorbringen. Man verbinde Elberfeld, Köln und Duisburg mit Bremen und Hollands Zölle sind nicht mehr!“ Von den übrigen Revolutionen, die das Räderwerk der Dampfschiffe und der Lokomotiven mit sich brachte, ahnte der Mann technischer und wirtschaftlicher Entwürfe noch nichts.

NEUE VERKEHRSMITTEL.

Am Anfange des deutschen Eisenbahnwesens stehen neben Friedrich Harkort als technische Wegebereiter der bayrische Oberbergrat Josef von Baader (1763—1835), ein Bruder des bekannten romantischen Philosophen Franz Xaver von Baader, und der österreichische Ingenieur Franz Anton von Gerstner (1793—1840), von dem 1834 die erste russische Eisenbahn erbaut worden war. Sie beide verwerteten das, was sie in England gesehen und gelernt hatten. Als Anreger steht freilich an erster Stelle der Württemberger Friedrich List, der in Nordamerika Eindrücke und Erfahrungen gesammelt hatte, und mit diesem Schatze nach Leipzig als amerikanischer Konsul gekommen war, um ihn im gesamtdeutschen Sinne zu verwerten. Für die Ungeduld eines deutschen Patrioten, der sich das Vorbild der Neuen Welt zu eigen gemacht

hatte, konnten sich die einzelnen Teile Deutschlands nicht rasch genug durch das Legen von Schienensträngen zu einer wirtschaftlichen Einheit verbinden. Seine Schrift „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem" (1833) knüpft nicht bloß an die günstige ebene Bodengestaltung Sachsens, sondern auch an seine Mittellage innerhalb Deutschlands an. Er rechnet dort den Leipzigern vor, was sie durch die Verbilligung der aus Bayern einzuführenden Lebensmittel und Brennstoffe gewännen. „Mit einem Worte: Bevölkerung, Gebäudezahl, Gewerbsindustrie, Handel und Wert der Häuser und Grundstücke von Leipzig werden sich in kurzer Zeit verdoppeln und ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Wertvermehrung in Leipzig allein das auf die Eisenbahnen verwendete Kapital in wenigen Jahren weit übersteigen würde." Im März 1834 verfaßte er auch einen „Aufruf an unsere Mitbürger in Sachsen, die Anlage einer Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig betreffend". Er meinte darin, ganz Sachsen werde an dem Aufschwung der Industrie teilnehmen. „Es wird die Riesen wecken, die jetzt in seinen Bergen schlafen und sie zu seinem Dienst verwenden."

Der Herold des Gedankens vom Zusammenschluß Deutschlands zur wirtschaftlichen Einheit war allerdings mehr als bloß Volkswirtschaftler. Warenerzeugung und Warenaustausch bildeten für ihn nur die Mittel zur Verwirklichung höherer Ziele. Die Deutschen sollten auf dieser Grundlage zur nationalen Verschmelzung geführt und von da zu einer höheren Geistigkeit emporgehoben werden. In solcher Zukunftsschau stellten die Eisenbahnen ein wichtiges Glied dar. „Was die Dampfschiffahrt für den See- und Flußverkehr, ist die Eisenbahn-Dampfwagenfahrt für den Landverkehr, ein Herkules in der Wiege, der die Völker erlösen wird von der Plage des Krieges, der Teuerung und Hungersnot, des Nationalhasses und der Arbeitslosigkeit, der Unwissenheit und des Schlendrians, der ihre Felder befruchten, ihre Werkstätten und Schachte beleben und auch den Niedrigsten unter ihnen Kraft verleihen wird, sich durch den Besuch fremder Länder zu bilden, in entfernten Gegenden Arbeit und an fernen Heilquellen und Seegestaden Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu suchen."

In solchen und ähnlichen Bildern sprach er dann (1837) in seinem berühmten Artikel im „Staatslexikon" von Rotteck und Welcker zu seiner Nation. „Schon die geringe Erfahrung, die man während der kurzen Zeit ihrer Existenz gemacht hat," sagt er dort von den Eisenbahnen, „beweist 1., daß sie hauptsächlich zu schleuniger, wohlfeiler und bequemer Fortschaffung der Menschen Dienste leisten und hauptsächlich wegen dieses Vorzuges sich die Gunst aller Klassen erworben haben, 2., daß sie in dieser Beziehung der mittleren und unteren Klasse quantitativ zehn- bis zwanzigmal mehr Dienste leisten als der oberen und höchsten Klasse, 3., daß sie durch schleunige Beförderung von Briefen, Journalen und Büchern wohltätiger auf die Gesellschaft wirken als durch jeden anderen Warentransport." So sehr List sein Augenmerk auf die wirtschaftlichen Vorteile hinlenkt, das Seelische, die kulturellen Wirkungen ziehen ihn ohne Zweifel noch mehr an. Darum stellt er auch seinen Mitbürgern vor, wie ein großer Schauspieler imstande sein werde, heute in Berlin, morgen in Hamburg, übermorgen in Hannover aufzutreten, wie der minderbemittelte Student in die Lage kommen werde, die berühmtesten Universitäten des In- und Auslandes zu besuchen und die Institutionen fremder Länder durch eigene Anschauung kennenzulernen. Für die deutschen Gelehrten und Künstler, die einer gemeinschaftlichen Hauptstadt ermangeln, sind Vereinigungen und Zusammenkünfte auf gemeinsamen Versammlungen wichtiger als bei anderen Nationen. Die Eisenbahn schaffe auch da Möglichkeiten. „Durch die neuen Transportmittel wird der Mensch ein unendlich glücklicheres, vermögenderes, vollkommeneres Wesen . . . Man verliert sich ins Unendliche, wenn man über die Wirkungen und Wohltaten dieser Göttergeschenke nachdenkt; sie erstrecken sich auf alle menschlichen Zustände von den tausend kleinen der Individuen und Familien bis auf die großartigen ganzer Völker und Länder, bis auf die Interessen der gesamten Menschheit . . . Wie wird es noch möglich sein, daß die kultivierten Nationen einander mit Krieg überziehen, wenn die große Mehrzahl der Gebildeten miteinander befreundet sind, und wenn es klar am Tage liegt, daß im glücklichsten Fall der Krieg den Individuen der siegenden Nation hundertmal mehr Schaden als Nutzen verursacht."

Zunächst fanden solche Worte nicht den allgemeinen Widerhall.

Von dem im Kleinbürgerlichen verhafteten, in Kleinstaaterei versinkenden Geschlecht deutscher Menschen konnte man nicht erwarten, daß es sozusagen aus der Postkutsche aussteigen und sich mit raschem Enthusiasmus dem Dampfwagen anvertrauen würde. Wohl hörte man aus dem Auslande, namentlich aus Großbritannien, Berichte über die Fortschritte, die dort die auf Schienensträngen fortgleitenden Verkehrsmittel erlebten, aber es gab in Deutschland nur wenige, die sich die Einführung dieser Neuerung herbeiwünschten. Unter der Herrschaft eines allerorten mächtig emporgediehenen Beamtentums waren die Menschen zur Bedenklichkeit und Ängstlichkeit systematisch erzogen worden. Wie sollten sie sich jetzt plötzlich in etwas so umstürzend Neues finden können! Was an Abenteurerlust in ihnen steckte, lebte sich lieber im Traumlande der Romantik aus. Doch selbst unterrichtete, dem Neuen aufgeschlossene Männer scheuten sich hier vor der Herübernahme des englischen Vorbildes.

Noch in letzter Stunde, im Jahre 1833, gab der Professor für Staatswissenschaften an der Universität in Marburg, Alexander Lips, eine Broschüre heraus, die den Titel führte: „Die Unanwendbarkeit der englischen Eisenbahnen auf Deutschland und deren Ersatz durch Dampf-Fuhrwerk auf verbesserten Chausseen." In der Tat teilte er den Kleinmut der damaligen Deutschen, die sich nicht vorzustellen vermochten, daß in ihrem Vaterland die für den Bau der Bahnen nötigen Mittel aufgebracht werden könnten und noch weniger, wie sich dort ein Verkehr entwickeln würde, der die Verzinsung des eingezahlten Kapitales sicherstellte. Er sorgt sich auch um den Verlust an fruchtbarem Ackerboden, den die Anlage der eigenen Bahnwege verursachen müßte. Nicht an letzter Stelle steht die Vorstellung von der Gefährlichkeit der neuen Einrichtung: der Bruch eines Hebels, das Versagen einer Schraube, das Bersten eines Kessels könnte das Leben der Reisenden schlimmen Zufällen aussetzen. Er meint überdies, die Eisenbahnen brauchten vollkommen horizontale Ebenen, um sich fortbewegen zu können, sie müßten infolgedessen in Gebirgsgegenden aufhören. Eisenbahnen paßten deshalb wohl für England, für das „Land des Kapitals", das „kommerzielle Wunderland", für das „Land des Egoismus, des Eigennutzes, der Eile, der Geld- und Zeitersparnis." „Wo findet sich aber," fährt Lips fort, „anderwärts in Europa und namentlich in Deutschland, dem armen, zerrissenen, von Vielherrschaft und Mautlinien durchschnittenen, getrennten und gequälten Deutschland ein Verkehr der Art, um das zur Anlage erforderliche Kapital zu verzinsen oder die zur Unterhaltung erforderlichen Summen aufzubringen, geschweige denn noch einen Gewinn für den Unternehmer übrig zu lassen? Wo finden sich auch nur zwei Orte von gleich industrieller und kommerzieller Kraft und Wichtigkeit wie London und Birmingham, Manchester und Liverpool, Bristol und Edinburgh, Glasgow und Leeds, wie England deren noch viele besitzt? Lassen sich damit nur entfernt die merkantilen Beziehungen zwischen Frankfurt und Leipzig (zwei großenteils englischen Warendepots) oder zwischen Wien und Augsburg oder zwischen Nürnberg und den Hansestädten oder zwischen Bremen und Cassel vergleichen?" Auch völkerpsychologische Beweisgründe verschmäht Lips nicht. „Der Deutsche namentlich, hat er denn diesen Ortsveränderungssinn der Amerikaner? oder den Begriff der Engländer vom Werte der Zeit und ihrer Ersparnis? Hat er die Eile und will er schnell reisen? Wünscht er denn auch nur rasch von der Stelle zu kommen und liebt er nicht vielmehr kraft seines Phlegmas das Langsame und Deutliche, das Bequeme und Gewöhnliche, das Häusliche und die Ruhe des göttlichen Festina lente!? Tun also den Deutschen Eisenbahnen auch nur not?" Und er gibt darauf zur Antwort: „Nein, nein! Das arme, zerrissene, gelähmte Deutschland kann keine Eisenbahnen bauen und kann keine Eisenbahnen brauchen; dazu gehören ganz andere Verhältnisse; dazu ein anderer Handel, ein anderer Verkehr, ein anderes Volk, ein anderes Leben, eine andere Denkart, ein anderer Charakter, ja selbst eine andere Verfassung! Deutschland, dem eine Hauptstadt, ein Zentralpunkt wie London und Paris fehlt, in dem alle Adern des Welthandels wie in einem Herzen zusammenlaufen, alle Radien sich durchschneiden; Deutschland, dem es an aller Einheit und Kraft gebricht und diese Einheit und Kraft nicht einmal will . . . Deutschland kann nie Großes der Art leisten und auch keine Eisenbahnen bauen!" — Der positive Vorschlag, den Lips vertritt, an Stelle von Eisenbahnen schienenlos fahrende Dampfwagen — ein Problem, das damals vielfach erörtert wurde — also eine Art der späteren Automobile einzuführen, ist für unsere Zwecke ebenso wie das Straßenbauprogramm, das er entwickelt, von geringerer Bedeutung im Verhältnis zu dem Stimmungsgehalt, den seine Worte in jeder Hinsicht verraten. Der Geist der Hoffnungslosigkeit und des Kleinmutes atmet uns da entgegen. Man wagt nur scheu zu dem Riesen England emporzublicken, ihm nachzueifern, erscheint als ein verwegenes



64. Das erste Dampfschiff auf dem Bodensee. 1831. Kupferstich.

Langen nach dem Unerreichbaren. Demütig duckt man sich vor der Größe des anderen. Mit unverfälscht deutscher Gründlichkeit sucht man gleich diese Haltung in ein System einzugliedern.

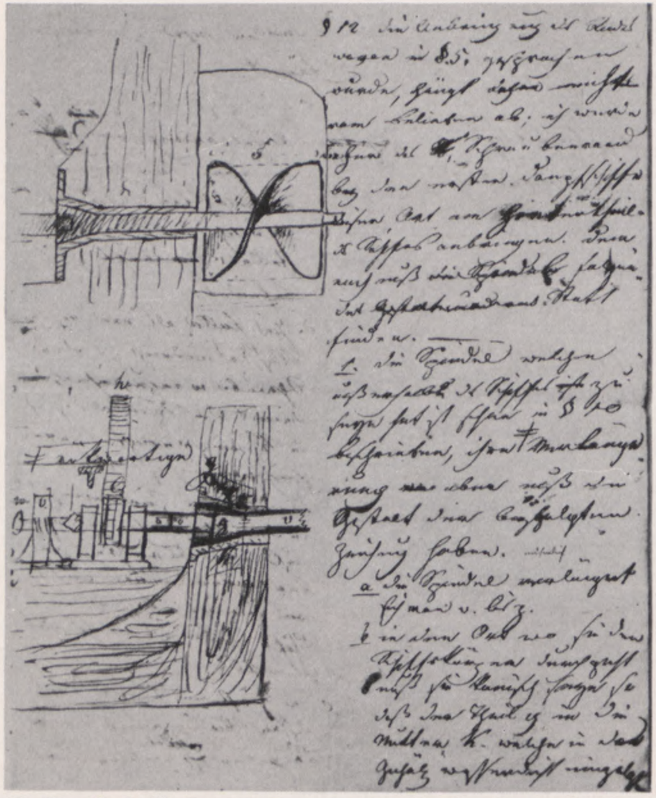
Im Hintergrunde dieser Befürchtungen und dieses Schwächebekenntnisses lauert ohne Zweifel auch ein gewisses Abwehrstreben des aus seiner Ruhe aufgescheuchten Biedermeiers. Die Ablehnung erwartenden und heischenden rhetorischen Fragen, ob die Deutschen das Bedürfnis nach rascher Ortsveränderung hätten, sie verraten doch deutlich, wie der sonst dem Neuen grundsätzlich nicht abholde Zeitbetrachter innerlich auf Seiten der Gegner steht. Romantik alten Stils, die mit Justinus Kerner den Blick gen Himmel richtet:

die blaue Stille stört dort oben
kein Dampfer und kein Segelschiff,
kein Menschentritt, kein Pferdetoben,
nicht des Dampfwagens wilder Pfiff,

sie vermählt sich in der Abneigung gegen die „Entweihung“ der Natur mit den Ängstlichen und Ruheliebenden. Wenn es sich vielleicht auch nie exakt wird nachweisen lassen, wo die Ursache, wo die Wirkung zu suchen ist, eines bleibt gewiß: die Furcht vor Veränderungen geht mitten durch die ganze Gesellschaft jener Tage, sie ruht nicht nur bei den Regierungen, auch im bürgerlichen Alltag macht sich Ähnliches bemerkbar. Diesen Zaghaften gesellt sich das große Heer derer bei, die mit mehr oder weniger Grund durch die Einführung der technischen Neuerungen in ihrem wirtschaftlichen Dasein geschädigt zu werden fürchten. Man wird verstehen, daß es sich hier zum Teil um berechtigte Bedenken handelte, wenn sie auch nicht immer offen, sondern vielfach unter dieser oder jener Maske vor die Öffentlichkeit traten. Von allem aber, was die Technik schuf, schreckte nichts in gleichem Maße den deutschen Menschen aus seinem Schlummer auf wie die Einführung der Eisenbahnen. Sicher hatte kaum etwas anderes so tiefgreifende geistige wie gesellschaftliche Folgen. Die Forschung hat hier ein weites Feld der Untersuchung vor sich, um dies in allen Einzelheiten festzustellen und aufzuspüren. Bis jetzt gebricht es daran und man kann nur die wichtigsten an der Oberfläche auftretenden Erscheinungen halbwegs mit Gewißheit aufgreifen und erfassen.

Die Eröffnung von Dampfschifflinien blieb von geringerer Wirkung. Natürlich lenkten auch sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, doch die ihnen von der Natur gezogenen Grenzen hatten nicht in gleicher Ausdehnung wie die Eisenbahn in die privaten Verhältnisse der einzelnen eingegriffen. Sie schieden sich auch nicht in Form und Aufbau, vor allem aber nicht in der Wahl der Wege, die sie einschlugen, von den gewohnten Einrichtungen.

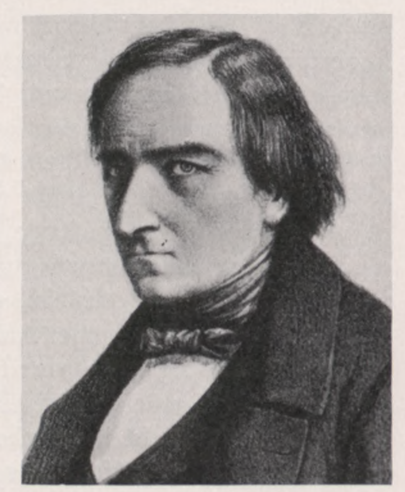
Seitdem der Kaufmann Friedrich Schröder aus Bremen sein 1816 von dem Schiffbauer



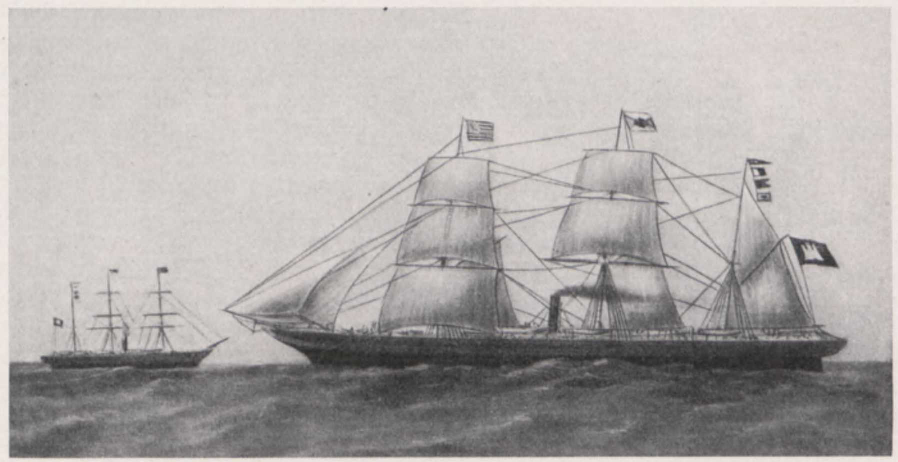
65. Handschrift Joseph Ressels, die die von ihm erfundene Schiffsschraube betrifft. Wien, Technisches Museum.

Johann Lange in Vegesack erbautes Schiff mit einer aus England stammenden Maschine im Jahre 1817 auf der Unterweser fahren ließ und für sein wagemutiges Beginnen mit Spott und Hohn belohnt worden war, war noch kein volles Menschenalter verflossen und schon konnte Wilhelm Freiherr von Reden darauf rechnen, für sein „Deutsches Dampfschiff-Buch", das für „Reisende, Aktionäre, Betriebsbeamten, Gasthalter, Kauf- und Geschäftsleute aller Art" bestimmt und 1845 zu Berlin herausgekommen war, genügend Abnehmer zu finden. Das Reisen auf den Dampfern hatte sich allmählich eingebürgert. Am 1. Mai 1827 begann die erste regelmäßige Verbindung dieser Art zwischen Köln und Mainz und drei Jahre später ließ die kurz vorher gegründete Erste österreichische Donau-Dampfschiffahrt den „Franz I.", der eine Maschine von 60 Pferdekräften aufwies, vom Stapel laufen. Aber erst am 19. Juni 1846 war man in der Lage, die Strecke von Wien nach Linz in einem Tage, das ist in 17—18 Stunden zu bewältigen. In Schwung war die Befahrung der deutschen Flüsse mit Dampfbooten erst im Laufe der dreißiger Jahre gekommen. Um diese Zeit erfuhr durch die Erfindung der Schiffsschraube, die 1829 von dem Österreicher Joseph Ressel ausging, aber von dem Engländer Smith 1836 erst praktisch verwertet worden war, der Bau von Dampfschiffen eine wesentliche Verbesserung und ermöglichte, größere Geschwindigkeiten zu erreichen.

„Im Bau der Dampfschiffe," sagt Reden, „sind die Engländer noch immer unsere Lehrer, doch haben deutsche und französische Ingenieure viel des Selbständigen geleistet und die Zahl der Werkstätten nimmt auf dem Kontinent immer mehr zu." Immerhin gab es bereits eine erkleckliche Zahl von deutschen Unternehmungen, die sich mit dem Bau von Dampfschiffen beschäftigten, Köchlin & Kie. in Mühlhausen, die Hamburg-Magdeburger Kompanie in Buckau, die Maschinenbauanstalt der königl. Seehandlungs-Société in Moabit, Johann Lange in Vegesack, die Werft der Ersten österreichischen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Altofen und in Triest das Arsenal des Österreichischen Lloyd. Die Eroberung des überseeischen Verkehres war durch die übermächtige Konkurrenz Großbritanniens den Deutschen sehr erschwert. Für die Levante gewann die Gründung des Österreichisch-Ungarischen Lloyds, der 1833 als Versicherungs-



66. Joseph Ressel, der Erfinder der Schiffsschraube.



67. Das erste Dampfschiff der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft (Hapag).

gesellschaft begann und sich drei Jahre später zu einer Reederei ausgebildet hatte, nicht geringe Bedeutung. Im Norden trat 1847 zu Hamburg die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft (Hapag) ins Leben, zehn Jahre hernach zu Bremen der Norddeutsche Lloyd, der durch den Zusammenschluß verschiedener Schiffahrtsgesellschaften zustandegekommen war. Daneben kam individuelle Tatkraft wie die eines Karl Woermann zur Geltung, der 1847 seine Schiffe in die Welt zu senden begann. Man mag daraus ersehen, daß die Grundsteine für den Aufstieg deutschen Ansehens in der Welt bereits vor 1871 gelegt worden waren. Zu jener früheren Zeit hatte freilich Deutschland noch stark unter der Abhängigkeit von der englischen Kohleneinfuhr gestanden.

Was die deutschen Binnengewässer betrifft, so wurden diese im Jahre 1846 von ungefähr 180 Dampfschiffen mit insgesamt elftausend Pferdekräften regelmäßig befahren. Oder, Elbe, Weser, Fulda, Unterweser, Ems, Rhein, Neckar, Main, Mosel und die Donau waren in dieses Netz schon einbezogen. Mit anderen Flüssen wie mit der Saar hatte man eben Versuche unternommen. Es waren hierbei vielfach große technische Schwierigkeiten zu überwinden.

Die Vorschriften für die Beförderung auf den Dampfschiffen sind ziemlich gleichlautend. Die Mainschiffahrtsgesellschaft ordnete z. B. an, daß Passagiere in die große Kajüte (zweite Klasse) kein Gepäck mitnehmen dürfen, große Stücke würden auf dem Verdeck untergebracht werden, für kleinere Handpakete wie Mäntel, Regenschirme u. ä. soll möglichst in den Zimmern Unterkommen beschafft und den Kellnern überantwortet werden. Für Hunde wird die Hälfte des Preises für den zweiten Platz entrichtet und diese unter Anleitung des Kapitäns auf dem Verdeck befestigt. Reisende des dritten Platzes dürfen sich von diesem nicht entfernen, solche des zweiten Platzes höchstens auf den dritten Platz begeben. Reisende des ersten Platzes können sich auf allen Plätzen bewegen. „Passagiere, welche den Pavillon (= Ersten Platz) zu mieten gesonnen sind, können denselben nur dann erhalten, wenn er noch frei ist. In den Räumen des ersten Platzes darf gar nicht geraucht werden; in dem inneren Raume des zweiten Platzes sowie auf dem Verdeck nur mit gedeckelter Pfeife. Alle Hasardspiele sind auf den Dampfschiffen untersagt; dagegen stehen eine Anzahl Schach- und Damenbretter und Dominospiele zur Verfügung der Passagiere; auch werden gegen besondere Zahlung Karten zu Gesellschaftsspielen verabreicht. — Die auf den Dampfschiffen vorhandenen Journale und Zeitschriften stehen den Passagieren des ersten Platzes während der Reise zur Verfügung, indessen wird streng auf richtige Zurückgabe derselben gesehen werden.“ — Der Fahrpreis für eine Fahrt auf dem Verdeck von Köln nach Mainz betrug im Jahre 1846 1 Taler 10 Silbergroschen. Die Reise von Wien nach Linz auf dem entsprechenden zweiten Platz kostete 5 Gulden 20 Kreuzer. Während die Rheinschiffahrt zwischen den Preisen für Berg- und Talfahrt keine Unterschiede kannte, mußte man auf dem ersten Platz für die Reise von Wien aufwärts nach Linz 6 Gulden, für jene, die von Linz abwärts nach Wien ging, hingegen 8 Gulden entrichten.

Über seine Rheinreise im September 1835 meldet der junge Emanuel Geibel seiner Mutter: „Als wir am anderen Morgen noch halb schlaftrunken aus dem Gasthofe (zu Koblenz) auf das Schiff taumelten, goß der Regen wie mit Kannen vom Himmel. Ich ließ also schöne Gegend für diesmal schöne Gegend sein, und drückte mich in eine Ecke der Kajüte, wo ich auch alsbald einschlief. Ich mochte so wohl eine gute Stunde gelegen haben, als ich aufwachte; der Regen hatte nachgelassen, und ich stieg aufs Verdeck. Wir

waren eben unter dem düsterdrohenden Staatsgefängnisse der Marxburg, das auf der steilen Felswand festbetürmt in die schwarzgraue Luft hinaufragte. Als wir aber dem freundlichen Städtchen Boppard gegenüber ankamen, spaltete sich plötzlich die dunkle Wolkenwand, ein frischer Morgenwind trieb den Riß immer weiter voneinander, und bald war alles Gewölk zerstreut, der Himmel lachte desto blauer, und der klare Sonnenschein strömte warm herunter auf die Berge, auf den Rhein und unser Schiff. Da ward es auch auf dem Verdeck lebendig; die langgezogenen phlegmatischen Physiognomien der Engländer erheiterten sich, über die feinen klugen Franzosengesichter schwebte ein freundliches Lächeln, ein Deutscher aber begann das Rheinweinlied mit vernehmlicher Stimme vor sich herzusingen. Und wie er weiter und weiter sang, so fiel allmählich einer nach dem anderen ein. Zuletzt sang alles, was singen konnte, die Schaufelräder schlugen gemessen den Takt, die Wimpel flatterten lustig im Winde und vorwärts flog das eilende Schiff vorbei an Bergen und Burgen und freundlichen Dörfern, und mit der fröhliche Hall des Liedes: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben! — Nun sage mir niemand mehr, daß die Deutschen kein Nationallied hätten. Doch zu weit würde es mich führen, liebe Mutter, wollte ich dir alles das Schöne beschreiben, was ich den zweiten Tag meiner Rheinreise gesehen. Sieh dir nur die Bilder vom Rheine einmal recht genau an, mitten auf dem Fluß aber denke dir das kön. preuß. Dampfschiff Concordia hin, und auf das Verdeck wiederum Deinen Sohn, wie er sich in der rosenfarbensten Laune die herrlichen Gegenden durch die Brille anschaut. Und so treibe das, bis Du nach Maynz kommst, wo er noch bei guter Zeit mit seinem Begleiter ankommt und sich mit ihm sogleich ins Gasthaus zum weißen Rosse begibt."

Der Gedanke, Flüsse und Meere auf Dampfschiffen zu durchqueren, brach sich jedenfalls leichter Bahn als der Gedanke, Schienenwege durch die Lande zu legen. Dazu trug sicherlich nicht zuletzt die größere Bequemlichkeit bei, die von nun die Wasserreisen aufwiesen. Auch die Erscheinungsform der Schiffe genügte mehr dem Schönheitsgefühl als die Lokomotiven jener Zeit mit ihren langhälsigen Schlöten.

Ein Dampfer, der die schwarze Feder
des Qualmes stolz zur Seite trägt,
die schaumumblitzten Flossenräder
energisch durch die Fluten schlägt,

weckt schon anfangs der fünfziger Jahre in Wilhelm Jordan die Empfänglichkeit für die Schönheit einer solchen Erscheinung und auch für die Größe ihrer Leistung:

Und wenn die Dampfer kühn dem Strom entgegen
hinbrausen auf erzürntem Ozean,
Gedanken auf metallnen Stegen
im Nu durchzucken ihre weite Bahn:
so dünkt mir doch, hier sei getan,
was nur als Wunsch die frommen Sagen hegen,
als eine Sehnsucht, die sich ungezügelt
zur mühelosen Wundertat beflügelt.

Romantisches Langen nach der Wunderblume findet sich da bereits mit der Bewunderung für die Schöpfung der neuen Technik zusammen. Das Dampfschiff war dazu jedenfalls besser geeignet als das „Dampfroß".

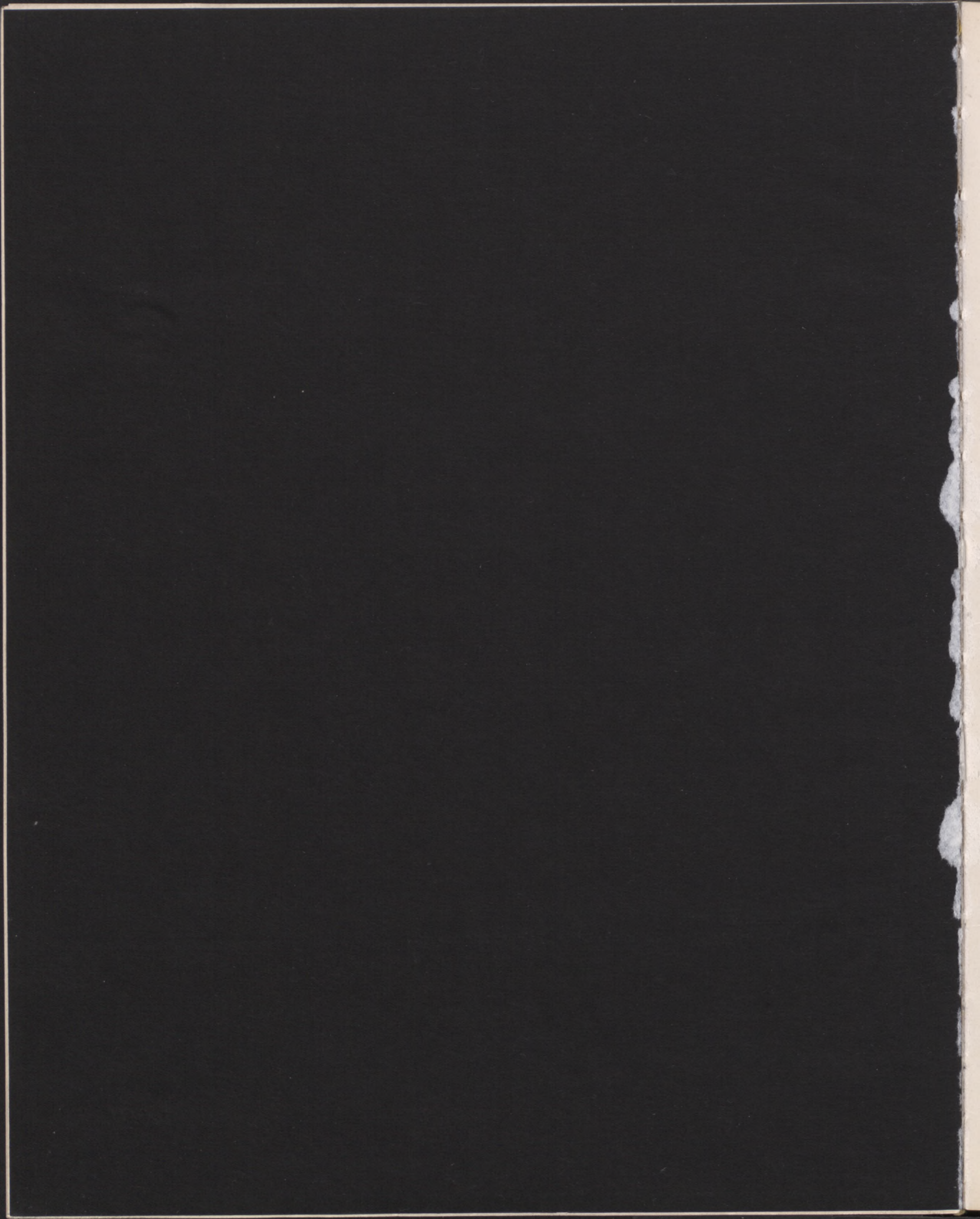
Es wäre aber ein Irrtum, wollte man verkennen, daß nicht auch von der neuen Schifffahrtsform einschneidende Wirkungen auf das Leben ausgegangen waren. Wilhelm Heinrich Riehl, der immer volksnahe Beobachter der Dinge, macht darauf aufmerksam, wie der Rheinstrom im Mittelalter Dutzende von kleinen Städten zu selbständiger Blüte gebracht habe. Trotzdem der Weg mit Zöllen derart belastet, die Güterbewegung vielfach so gefährlich gewesen sei, daß man zur Rechten und zur Linken Umwege aufsuchen habe müssen, so habe der Verkehr doch die kleinen Städte am Fluß genährt.

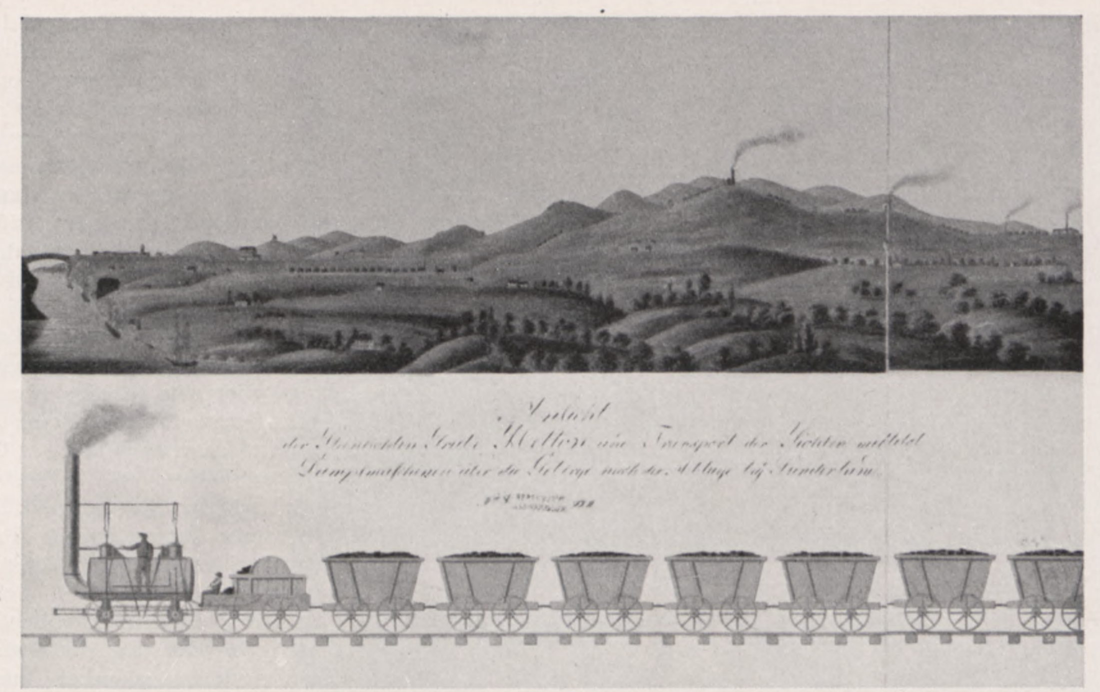
„Jetzt sind fast alle Schranken gefallen, eine Dampferflottille fährt täglich stromab, stromauf, die Zahl der Reisenden ist tausendfach gewachsen, und — der Verfall jener kleinen Städte frißt von Jahr zu Jahr um sich; nur einzelne große Mittelpunkte heben sich in derselben reißenden Progression, in welcher jene sinken. Häuser, die in einzelnen solcher kleineren Städte vor vierzig Jahren mit einem Aufwand von 30000 Gulden erbaut wurden, sind seit der Eröffnung der Dampfstraße um 3000 Gulden feil und finden keinen Käufer. Tausend Reisende sehen sich jetzt im Vorüberfahren an den schönen Städten satt, in welchen sich früher hundert Reisende satt zehrten."



Vor Abfahrt eines Zuges.
Gemälde aus dem Jahre 1844 von J. Munck. Berlin, Reichspostmuseum.

Tafel V.





68. Erste Verwendung der Eisenbahn im deutschen Bergbau zur Beförderung der Kohlen.

Aber die so bewirkten wirtschaftlichen Veränderungen und gesellschaftlichen Umschichtungen betrafen doch im Verhältnisse zum Ganzen der Nation örtlich wie sozial nur wenige, ganz bestimmte Kreise. Anders stand es um die Furchen, die das Eisenbahnwesen in das Leben des deutschen Volkes eingrub. Sie griffen viel tiefer und viel umfassender. Niemand fühlte sich sicher, ob nicht morgen oder übermorgen die heilige Ruhe und Unberührtheit seines Dörfchens oder Landstädtchens in die Rauchschwaden einer gefürchteten Teufelsmaschine eingehüllt würde. Der erste Versuch, den Österreich gewagt hatte, war noch verhältnismäßig zahm und schmerzlos. Der eingleisige Schienenweg, der seit 1832 Linz mit Budweis verband, war für Wagen bestimmt, die von Pferden gezogen wurden (Abb. 69). Der Bau dauerte sieben Jahre, obwohl die Strecke, die von dieser Bahn zurückzulegen war, bloß siebzehn deutsche Meilen (186 km) betrug. Allerdings stellten die ziemlich großen Höhenunterschiede der damaligen Technik gewaltige Schwierigkeiten entgegen. War sie vor allem für die Beförderung des aus dem Salzkammergute kommenden Salzes nach Böhmen bestimmt, so machte sich sehr bald auch ein beträchtlicher Zulauf von Reisenden bemerkbar.



69. Die erste Eisenbahn in Österreich, von Linz nach Budweis, seit 1832 mit Pferden betrieben.

Die Anregung zu dieser Schienenverbindung geht auf das Jahr 1807 zurück, da der berühmte österreichische Ingenieur Franz Josef Ritter von Gerstner vorschlug, die Moldau mit



70. Veranschaulichung der Vorteile, die der Fortbewegung schwerer Salzlasten auf Schienen gegenüber der mit gewöhnlichem Pferdefuhrwerk zukommt.

der Donau zu verbinden und 1813 die Frage, „Ob und in welchen Fällen der Bau schiffbarer Kanäle, Eisenwege oder gemachter Straßen vorzuziehen sei," in einer eigenen Schrift zur allgemeinen Diskussion stellte. Den eigentlichen Anstoß gab dann ein Gesuch der 1820 zu Dresden tagenden Elbschiffahrts-Kommission an die österreichische Regierung, die Schiffahrt auf der Moldau bis Budweis zu regulieren und von dort bis zur Donau einen Kanal oder eine Eisenbahn anzulegen. Gerstners Sohn, Franz Anton, ward denn auch mit den Vorarbeiten betraut und leitete von 1825 bis 1829 selbst den Bau. Der erfolgreiche österreichische Techniker Mathias Schönerer, Vater des nachmaligen alldeutschen Politikers Georg Schönerer, vollendete das Werk. Offenbar hatte selbst dieses noch mit mancher Anfeindung zu kämpfen, denn Schönerer sah sich veranlaßt, im Jahre 1829, in dem er die Arbeiten übernahm, der Bevölkerung in einer Art Reklamedarstellung die Vorteile der neuen Einrichtung zur Anschauung zu bringen.

Diese Pferdebahn erfreute sich auch eines materiellen Erfolges. Sie besaß im Jahre 1842 762 Güter- und 58 Personenwagen erster und zweiter Klasse. Die Aktien trugen in diesem Jahre an Dividende 7 Gulden 30 Kreuzer Conv. Münze. Die Frequenz stieg von 2379 im Jahre 1833 auf 10784 im Jahre 1840. Der Güterverkehr verdoppelte sich fast in diesem Zeitraum. Man zahlte für die Strecke von Linz nach Budweis in der ersten Klasse drei und in der zweiten Klasse zwei Gulden sechszehn Kreuzer. — Dieses Unternehmen bildet gewissermaßen ein Vorspiel für das, was nun in anderen Maßen einsetzt, für die Überwältigung der Naturkräfte durch die Verwendung des Dampfes. Deutschland folgte damit den Spuren der angelsächsischen Länder.

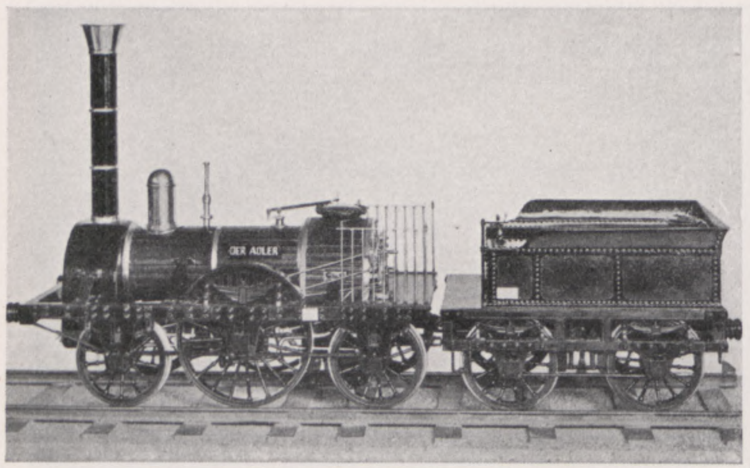
Am 7. Dezember 1835 setzte sich die Lokomotive „Der Adler", die Stephenson erbaut hatte, von Nürnberg unter Kanonendonner und den Klängen der Landwehrmusik in Bewegung, um die an zweihundert Personen zählenden Ehrengäste in neun Wagen nach dem sechs Kilometer entfernten Fürth zu bringen (Abb. 71). Es waren noch keine zwei Jahre verstrichen, seit die Subskription für die Zeichnung von Anteilen an dem zu errichtenden Unternehmen dieser (Ludwigs-)Bahn am 14. Mai 1833 begonnen hatte. Wenige Monate nach der ersten Ausfahrt des „Adler" nach Fürth gewann der Plan, von Nürnberg eine ähnliche Verbindung mit Bamberg-Hof zu schaffen, greifbare Gestalt. Und 1837 tat Sachsen die ersten Schritte auf dem Boden des Eisenbahnbaues. Die Saat, die Friedrich List gesät hatte, war aufgegangen. Während der Messezeit, am 24. April 1837, fand die Probefahrt des sechs Wagen umfassenden Zuges zwischen Leipzig und dem Dorfe Althen statt. Diese Linie, die nach Dresden gehen sollte, war am 8. April 1839 vollendet worden. Sie fuhr schon bald mit einer Lokomotive, die in Deutschland auch erbaut worden war. In der Zwischenzeit (1838) hatten sich Berlin mit Potsdam und Braunschweig mit Wolfenbüttel durch Schienenstränge verbunden, auf denen Dampfwagen den Verkehr besorgten. Im selben Jahre, da von Leipzig die erste Lokomotive ausfuhr, hatte in Österreich die vom Hause Rothschild finanzierte Kaiser Ferdinands

Nordbahn auf der kurzen Linie Floridsdorf—Wagram ihren Betrieb begonnen. In der Folgezeit verging kaum ein Jahr, in dem nicht wenigstens die eine oder andere Teilstrecke dem Verkehr übergeben worden wäre. Vom Jahre 1840 an zog sich in Deutschland das Netz der Geleise immer enger zusammen. Vor allem suchte man der bisherigen Planlosigkeit ein Ziel zu setzen. Es sollte nicht mehr vorkommen, daß wie in Breslau drei Bahnen einmündeten, ohne untereinander verbunden zu sein. Die Logik der Tatsachen zwang zu vernünftigen Lösungen. Vielleicht hatten die Erfahrungen mit der Zolleinigung das Ihrige dazu beigetragen, den Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Verkehr und die besonderen Notwendigkeiten deutscher Produktion ins rechte Licht zu stellen. Preußen erkannte ziemlich früh die Bedeutung der jungen Einrichtung nicht bloß für die Hebung der eigenen Verhältnisse im Inneren, sondern auch für seine Stellung in Deutschland. Indem der Staat die Bürgschaft für den Zinsenertrag übernahm und so die Besitzer von Eisenbahnaktien gegen Verluste sicherstellte, trug er viel zum Ausbau der einzelnen Linien und zur Errichtung neuer bei. Österreich entschloß sich erst in der zweiten Hälfte der fünfziger und in den sechziger Jahren zu ähnlichen Maßnahmen. Immerhin ging von dem Habsburgerreich die Anregung aus, durch eine am linken Elbeufer geführte Strecke, die von Dresden nach Bodenbach gehen sollte, Böhmen mit Sachsen zu verbinden. In diesem Sinne ward 1842 ein Vertrag zwischen beiden Staaten abgeschlossen, die Bahn selbst kam erst zehn Jahre später zustande.

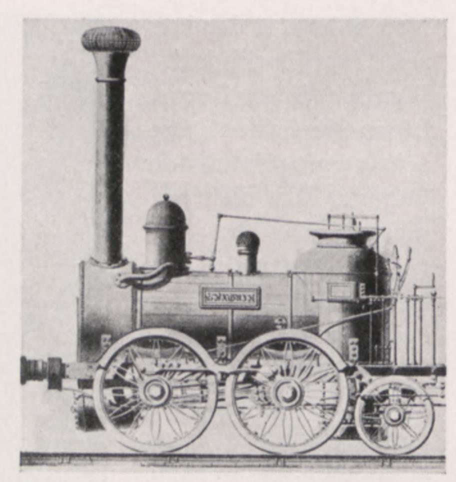


71. Die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth verläßt Nürnberg. Kupferstich.

Zwischen die Verwirklichung durch die Regierungen suchte sich nicht selten der kleinliche Eigennutz kleiner und größerer Gruppen zu stellen. Der als Demokrat bekannte Arnold Ruge erzählte gerade zu dem Entwurfe jener Linie Dresden—Bodenbach aus der Zeit, da er Stadtverordneter von Dresden war, folgendes Erlebnis: „Als die Böhmisch—Wien—Triester Eisenbahn, der sich die Dresden—Leipzig—Magdeburg—Hamburger anschließen sollte, von Österreich aus betrieben wurde, kam eine Petition der Stadtverordneten zur Sprache, ‚man möge doch den Bahnhof auf dem linken Elbufer anlegen, um der Stadt den Nutzen des Umladens und Hin- und Herfahrens der Reisenden zu erhalten.‘ Dies war denn doch zu arg! Um der Kärner und Droschkenkutscher willen die Fracht der Bahn zu verteuern und die Reisenden zu scheren! Aber es fanden sich Stadträte und reiche Kaufleute, denen die besten Gründe zur Seite standen. Einer nannte mich einen unpraktischen Kosmopoliten und wurde sehr hitzig, als ich fragte, ob der kosmopolitische Handel oder der Kramladen praktischer sei.“ Das Abkommen zwischen den Regierungen war in diesem Falle allerdings den Hindernisversuchen zuvorgekommen. Doch läßt sich an diesem Beispiel zeigen, mit welchen



72. Die in England erbaute Lokomotive der ersten deutschen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Modell im Deutschen Museum zu München.



73. Die erste in Deutschland gebaute Lokomotive. Angefertigt von der Maschinenfabrik Übigau-Dresden im Jahre 1838.

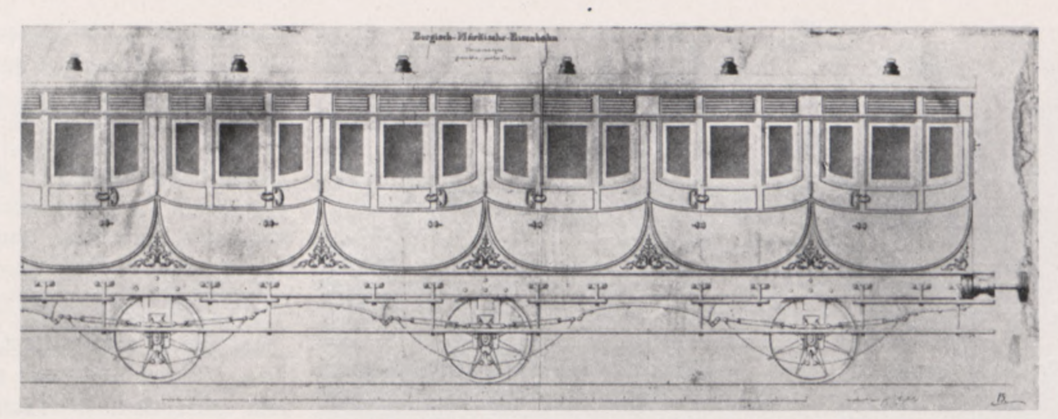
Schwierigkeiten unter Umständen zu rechnen war. Das alles wurde durch den Mangel an staatlicher Einheit noch wesentlich erleichtert.

In der Zerrissenheit, die Deutschland in eine Vielheit von Staaten zerspaltete, war es nicht leicht, aus den nach verschiedensten Gesichtspunkten gebauten Einzelstrecken ein in sich geschlossenes Ganzes zu formen. Den Weg hierzu wies der 1846 gegründete „Verband preußischer Eisenbahndirektionen", der sich bereits am 2. Dezember 1847 zum „Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen" ausweitete (Abb, 74). Ihm traten sofort oder nach einigem Zögern auch die hannoverischen, sächsischen, bayerischen Staatsbahnen und die österreichischen Bahnen bei. Dadurch wurde eine gewisse Einheitlichkeit für die Bestimmungen des Personen- und Güterverkehrs im Rahmen der diesem Vereine angehörigen Anstalten erzielt. Außerdem sprachen bald die Forderungen jener ein entscheidendes Wort, die an der Gewinnung und Verarbeitung der Bodenschätze beteiligt waren. Die Ausbeutung vor allem der Kohlengruben, aber auch der verschiedenen Erzlager verlangte Abkürzung der Schienenwege und Verbindung mit den Mittelpunkten der Industrie und des Handels.



74. Eintrittskarte für Sitzungen und Veranstaltungen des „Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen". Wien, Technisches Museum.

Allenthalben erwiesen sich die Bedürfnisse der Wirklichkeit stärker als Voreingenommenheiten und Gewohnheiten. Schlägt man etwa das vom königlichen Post-Cours-Bureau in Berlin bearbeitete Kursbuch (betitelt: „Die Eisen-

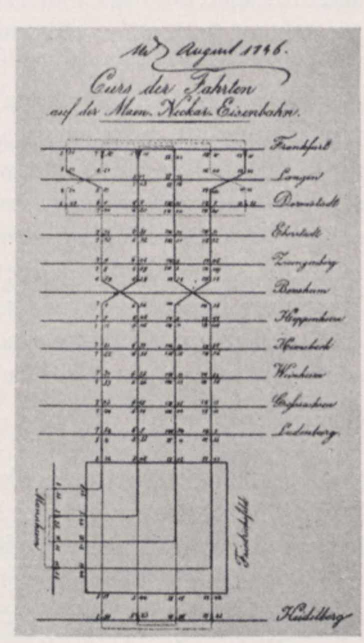


75. Plan eines Personenwagens der Bergisch-Märkischen Eisenbahn. Zeichnung im Besitz des Verkehrs- und Baumuseums, Berlin.

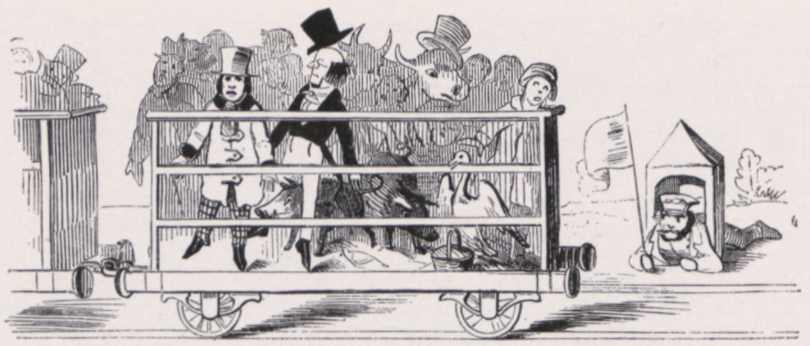
bahnen und die bedeutenderen Post- und Dampfschiff-Verbindungen in Deutschland und den angrenzenden Ländern") des Jahres 1866 auf, so wird man die schon ziemlich große Ausdehnung des Netzes gewahr, das die neunundsiebzig Unternehmungen nun über Deutschland (Österreich inbegriffen) spannten. Darin wird überall Gewicht auch auf die Anschlüsse zu Stationen jenseits der eigenen Landesgrenzen gelegt. Auf dem Fahrplan der Strecke München—Hof erfährt man zugleich, daß der Reisende, der um vier Uhr dreißig nachmittags von Wien wegfuhr, am anderen Morgen um 5 Uhr 15 über Salzburg—Rosenheim in München eintraf, um 6 Uhr 15 von dort mit dem Schnellzug über Augsburg, Nürnberg, Erlangen und Bamberg um 5 Uhr 4 in Hof einlangte. Von Hof ging um 5 Uhr 25 ein Zug nach Leipzig und Dresden, der am anderen Tage um 11 Uhr 48 vormittags in Berlin ankam.

So selbstverständlich uns dies heute erscheinen mag, so wird man die psychologische Wirkung derartiger Einrichtungen nicht ganz übersehen dürfen, die sie auf eine Generation ausübte, die in völlig anderen Vorstellungen aufgewachsen war. Unter der Bezeichnung ,,Reise-Touren" findet man überdies Zusammenstellungen für die kürzesten Verbindungen etwa von Amsterdam—Berlin, Amsterdam—Wien, Berlin—Florenz, Berlin—Kopenhagen, Berlin—Madrid, Bremen—Wien, Konstantinopel—Wien, Hamburg—Wien, Paris—Wien usw. Andererseits wird uns der Zusammenhang mit der Vergangenheit offenbar, wenn wir über hundert Seiten des Buches angefüllt mit dem Verzeichnis der ,,Post-Course" feststellen können und außerdem einen ,,Tarif für Couriere und Extraposten" antreffen.

Der Baedeker für Österreich aus dem Jahre 1868 widmet jedenfalls den Postwagen noch eine eingehende Betrachtung. Darnach gab es Eilwagen, Separateilwagen und die Extrapost. Die Eilwagen (Malleposten) haben im Hauptwagen nur drei Plätze, zwei im Inneren und einen im ,,Coupé". Nur dieser letztere gewährte freie Aussicht, war deshalb auf besuchten Straßen schon mehrere Tage vorher bestellt. ,,Der Schirrmeister ist hier des Reisenden Nachbar, ein ehemaliger Unteroffizier oder Feldwebel, anständige Leute, unterrichtet und ortskundig. Das Gepäck darf nur in Felleisen verpackt sein und nicht mehr als 40 Pfund wiegen. Große Koffer oder andere schwere Gegenstände werden nur mit dem Packwagen (Brancardwagen) befördert, äußerst selten mit dem Eilwagen; wohl zu beachten, wenn man nicht von dem Gepäck getrennt sein will. Lästig ist, daß das Gepäck so früh aufgegeben werden muß, oft schon um 5 Uhr nachmittags, wenn man folgenden Morgens abreisen will." Separateilwagen, zu deren Stellung die Postmeister nur verpflichtet waren, sofern sich solche bereit fanden, waren auf allen Hauptstraßen zu bekommen. Das Fahrgeld für diese



76. Bildfahrplan der Main-Neckar-Eisenbahn aus dem Jahre 1846



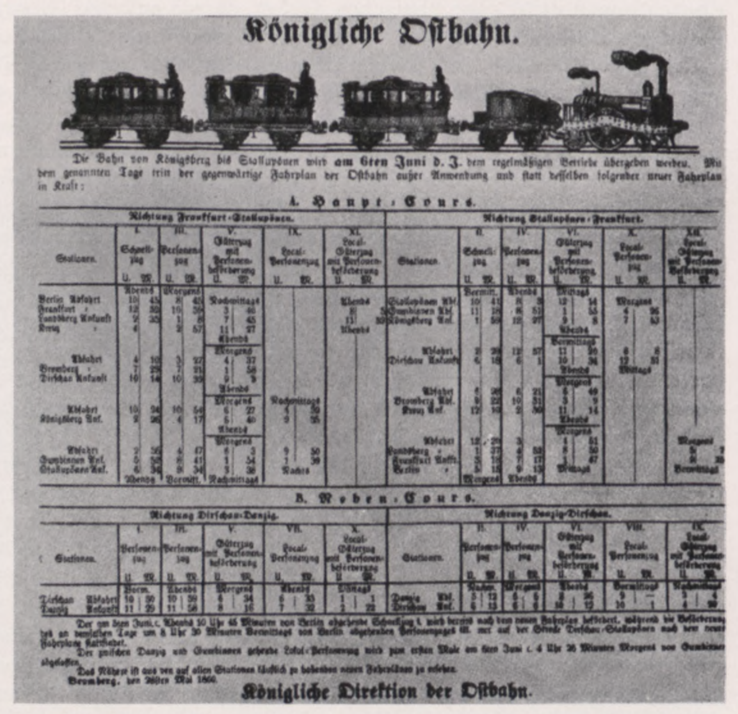
77. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern“ vom Jahre 1846 auf die Passagierbeförderung in der vierten Wagenklasse.

engen viersitzigen Wagen betrug um ein Viertel mehr als für den gewöhnlichen Eilwagen, etwas mehr als einen Gulden für Person und Station (2 Meilen). Die Extraposten beförderten 3 oder 4 Reisende auf zwei- bis vierspännigen Kaleschen. Daneben gab es noch Stellwagen. „Der Kutscher hat,“ wie man noch aus einem Führer aus dem Jahre 1874 erfährt, „gewöhnlich viel Durst, er läßt aber dem Fahrgast gern Zeit, den seinigen auch zu befriedigen. Wenn das immer an Orten zu geschehen pflegte, wo der Wein gut wäre, möchte man sichs wohl gefallen lassen, aber hier wie allenthalben pflegen Kutscher und Wirte sich gegenseitig in die Hand zu arbeiten.“

Diesen Idyllen waren aber bald nur mehr auf Seitenwege und Seitentäler verwiesen. Sicher war es nicht leicht, sich in der Vielfalt der Posteinrichtungen und Taxen zurechtzufinden. Das wurde auf den Eisenbahnen viel einfacher.

Mit Eilzugstempo ging der Wandel der Dinge vor sich. Ihre technischen Verbesserungen, ihre Ausbreitung, ihre innere Organisation, das alles übersprang, gemessen an der Entwicklung des Postverkehrs, mehrere Jahrhunderte. Diese Schnelligkeit und Hast mußte auch die Zeitgenossen mit sich fortreißen. Vorerst freilich stemmten sich viele dagegen. Namentlich zu Beginn der Einführung. Wer kann sich verwundern, daß jene, die nur ungern von den Einrichtungen der Väter- und Vorväterzeit Abschied nahmen, jeden Anlaß benützten, an den Unvollkommenheiten des Neuen Kritik zu üben. Gerade die tiefer Blickenden hatten so unrecht nicht, wenn ihnen die Fahrt auf den Schienenwegen als eine Fahrt ins Ungewisse erschien. Der Weg im Raume war ja zunächst streng vorgezeichnet, der Weg aber im Reiche des Geistes, im Reiche des Staatlichen und Gesellschaftlichen — wer wollte voraussehen, wohin er führe!

Im Anfange kamen noch mancherlei Unbequemlichkeiten hinzu. Gab es schon auf der Postkutsche soziale Unterschiede, so wurden jetzt die Reisenden gleichsam nach ihrem Geldbeutel vor aller Welt abgestempelt. Man pferchte jene, die sich der dritten Klasse zuzählten, in offene, jedem



Königliche Ostbahn.

Die Bahn von Königsberg bis Stallupönen wird am 6ten Juni d. J. dem regelmäßigen Betriebe übergeben werden. Mit dem genannten Tage tritt der gegenwärtige Fahrplan der Ostbahn außer Anwendung und statt desselben folgender neuer Fahrplan in Kraft:

A. Haupt-Cours.

Richtung Frankfurt-Stallupönen. / Richtung Stallupönen-Frankfurt.

[illegible]

B. Neben-Cours.

Richtung Dirschau-Danzig.

Stationen.	I. Personenzug U. M.	III. Personenzug U. M.	V. Güterzug mit Personenbeförderung U. M.	VII. Local-Personenzug U. M.	X. Local-Güterzug mit Personenbeförderung U. M.
	Vorm.	Abends	Morgens	Abends	Mittags
Dirschau Abfahrt	10 30	10 39	6 34	6 33	1 1
Danzig Ankunft	11 29	11 58	8 16	7 32	2 22

Richtung Danzig-Dirschau.

Stationen.	II. Personenzug U. M.	IV. Personenzug U. M.	VI. Güterzug mit Personenbeförderung U. M.	VIII. Local-Personenzug U. M.	IX. Local-Güterzug mit Personenbeförderung U. M.
	Nachm.	Morgens	Abends	Vormittags	Nachmittags
Danzig Abf.	5 12	5 5	8 26	9 —	3 4
Dirschau Ank.	6 13	6 6	10 12	10 1	4 [illegible]

Der am [illegible] Juni c. Abends 10 Uhr 45 Minuten von Berlin abgehende Schnellzug I. wird bereits nach dem neuen Fahrplan befördert, während die Beförderung des an demselben Tage um 8 Uhr 30 Minuten Vormittags von Berlin abgehenden Personenzuges III. nur auf der Strecke Dirschau-Stallupönen nach dem neuen Fahrplane stattfindet.

Der zwischen Danzig und Gumbinnen gehende Lokal-Personenzug wird zum ersten Male am [illegible] Juni c. 4 Uhr 26 Minuten Morgens von Gumbinnen abgelassen.

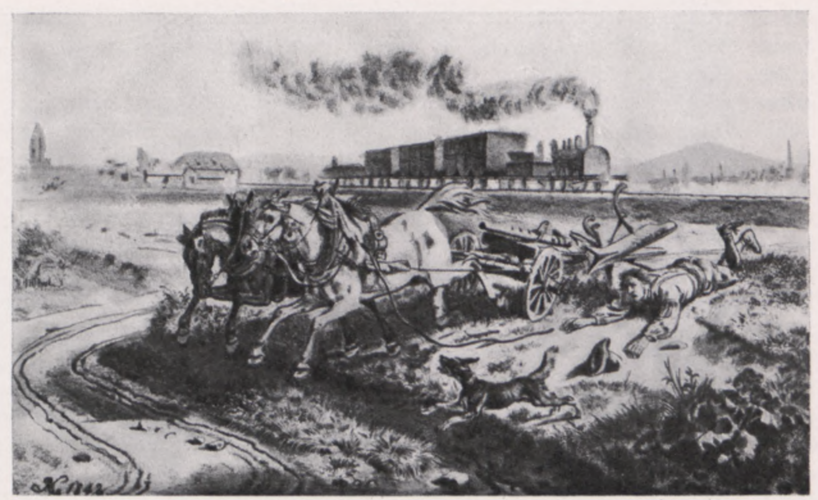
Das Nähere ist aus den auf allen Stationen käuflich zu habenden neuen Fahrplänen zu ersehen.

Bromberg, den 30sten Mai 1860.

Königliche Direktion der Ostbahn.

78. Anzeige aus der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ vom 2. Juni 1860 mit Fahrplan der Ostbahn.

Wetterzufall ausgesetzte Wagen, indes die Zahlungskräftigeren in Fahrzeugen sitzen konnten, die ihre Form den alten Postwagen entlehnt hatten. Sie trugen vielfach noch die unten geschweifte Form, die nur die Pferde und den Bock für den Postillon vermissen ließ. (Abb. 75.)



79. „Eisenbahn-Szene" aus dem „Münchener Album" vom Jahre 1842. Lithographie von J. A. Klein. (Nach dem Reichsbahnkalender 1935.)

Karl von Holtei, der Vielgereiste, vermittelt uns in seinen Lebenserinnerungen „Vierzig Jahre" aus dem Jahre 1847 so ein Stimmungsbild, das uns in die Seele eines konservativ Gesinnten blicken läßt: „Deshalb stieg ich ohne weiteres am Bahnhof (in Prag) ein und überantwortete mich als willenloses Frachtstück den willenlosen Gesetzen der Polizeikräfte und Dampfbehörden. Dazu sind die Eisenbahnen herrlich; den Menschen als Sache ans ferne Ziel zu spedieren. Zwei Koffer, ein Portefeuille, ein Nachtsack, ein Hutfutteral und ein Mensch; sechs Stück in Summa. Aber die ersteren fünf Kollos, oder wie man's nennt, haben's bequemer als ich, das sechste. Ihnen wird eine Nummer mit solidem Kleister aufgepickt und dann haben sie's überstanden. Ich aber muß mein Billett aufbewahren und bereithalten und vorzeigen und wieder wegstecken und, wo sich Ferdinands Nordbahn und Staatsbahn küssen, wieder vorzeigen und mich legitimieren — Herr Jesus, ich hab's verloren — „macht nix (sagt der Kondukteur), wird bloß noch einmal bezahlt!" — nein, Gott sei Dank, hier ist's, ich hatte es in den Handschuh gesteckt und die Fürsorge verschlafen! — diese Höllenangst! Ach, wenn ich doch mein Koffer wäre! Mit diesem sündigen Wunsche fuhr ich in Wien ein und wie bald sollte ich den bereuen! Wie bald sollte ich einsehen, daß auf Menschen doch einige Rücksicht mehr genommen wird als auf Koffer, denn wenn ich mein Koffer gewesen wäre, so käme ich zu Wien mit einem Loch an; eben in der Magengegend etwa mit Proportionen gegen die meines Bücherkoffers gehalten."

Man lese ferner Ergießungen desselben Verfassers aus der gleichen Zeit: „Mein Gefühl zog mich noch einmal dahin und, um der Eisenbahn und ihrer tyrannischen Pfeife zu entgehen, die bei so kleinen Strecken um so feindseliger auf mich wirkt, legte ich das Stündchen durch duftige Gartenwege und blühende Bäume im Wagen zurück, im Wagen, von Pferden gezogen; von wirklichen lebendigen Pferden mit einem wirklichen, lebendigen Kutscher auf dem Bock; keine mechanischen Figuren. Ich fühlte mich sehr wohl dabei. Denn ich liebe die Eisenbahnen durchaus nicht. Ich für meine Person nämlich! Wohl weiß ich, daß, wer für einen Mann des Fortschrittes gelten will, sie loben muß! Ich verehre sie; ich beuge mich vor ihrer eisernen Notwendigkeit, ich bewundere, soweit meine von Dampf und Kohlenstaub entzündeten Augen es vermögen, mit staunendem Blick die Riesengewalt ihrer Anlagen. Aber ich hasse sie. Ganz für mich. Ganz im Stillen. Wie die Ameise etwa die gepflasterten Wege hassen mag, die ihr den Weg von der Wiese in den Wald durchkreuzen. Denn für mich ist die Poesie des Reisens verschwunden, seitdem die ganze Welt rollt und eine Stadt der anderen Visiten en gros abstattet; seitdem man überall scharenweise anlangt; seitdem man in Gesellschaft bleiben muß, wenn man eben darauf aus ist, ihr zu entfliehen. Ich weiß wohl: dem Geschäftsmann ist es wichtig Zeit zu gewinnen; ich höre dieselben sogar häufig sagen: Zeit ist kostbarer als Geld! was sehr erhaben klingt, bei näherer Erwägung des Gedanken doch zuletzt heißen will, Zeit ist deshalb kostbarer,weil durch sie das kostbare Geld erspart und errungen werden könne. Ich höre dies; würde es auch in seiner ganzen Bedeutsamkeit verstehen, wenn einzelnen die Begünstigung vorbehalten wäre, in Zaubereil ihren Konkurrenten soviel Vorsprung abzugewinnen? Da jedoch, wie ich zu bemerken glaubte, alle ohne Ausnahme denselben Sturmschritt wandeln, so begreife ich nicht, worin der Unterschied besteht? Aber das liegt an meiner Beschränktheit für alles, das Geschäft heißt, und ich verstumme in Demut. Auch sagt man mir, durch die Eisenbahnen werden die Völker, die verschiedensten Stämme einander näher gerückt,

die Spaltungen hören auf; die Nationalitäten verschmelzen sich. Nach und nach wird die ganze Erde ein Land! die Berge trägt man ab — wozu auch die unnützen Fernsichten? — durchs Meer werden Chausseen gelegt. Einzelne Wohnhäuser gibt es nicht mehr! Nur umfangreiche Kasernen. Die Tracht wird eine gleiche: graue Jacke, graue Hose! Gleiche Arbeit für alle (Lord Byron hackt Holz, Calderon kocht schwarze Suppe, Schiller bessert das Schuhwerk aus und Madame Dudevant scheuert die Fußböden)! Auch eine Sprache, das versteht sich. Und was gar schön ist, die dummen Namen, die nichtswürdigen Reste des Geburtsstolzes werden abgelegt. Wozu Eltern? Wozu Erinnerung? Wozu ein Vaterland? Die Erde ist mein Vaterland, meine Eltern wohnen im Familienhaus; mehr habe ich nicht zu wissen. Ich brauche sie nicht zu achten und mich selbst auch nicht; denn das würde sich auf die Anmaßung gründen, mich auszeichnen zu wollen und dadurch würde ich die allgemeine Gleichheit verletzen. Ich bin, was alle übrigen sind. Ich heiße Nummer 1377993337. Jeder Mensch ist eine Nummer wie gegenwärtig noch die Bergwerksträflinge in Sibirien. Aber in Sibirien bricht eine neue Lebenswärme aus, wenn dies heilige Ziel erst erreicht ist; das Eis am Nordpol schmilzt, allgemeine Bruderliebe wehet in Freiheit und Gleichheit über die neugeborene Erde und jeglicher Zobel darf seinen Pelz ablegen und nackend einhergehen! Hurrah! Ich werde das nicht erleben. Und da die Eisenbahnen, die die ersten Anfänge dazu sind, schon regieren, so fühle ich mich auf ihnen nicht heimisch und sehne mich manchmal nach einem tiefen Sandwege im grünen Nadelholzwalde, wo ich fein langsam, der Schnecke ähnlich, umherkrieche! Nicht wahr, ich bin ein närrischer Kerl! So recht, was man einen deutschen Michel nennt."

Prüft man die Einwände, Anklagen und Stimmungswerte der Eisenbahngegner, so sind sie in gewissem Sinne aufschlußreicher als eine große Zahl enthusiastischer Verteidigungen und Rechtfertigungen, die zugunsten der neuen Beförderungsart zu jener Zeit ebenfalls erschienen. Bei Männern wie Holtei ist man vor allem des Argwohns enthoben, den einen so manche dieser Agitationsschriften einflößten, des Argwohns nämlich, daß hinter ihnen Geldmächte stehen, die das Neue nicht um des allgemeinen Vorteiles willen, sondern als Gegenstand ihres kapitalistischen Gewinnstrebens anpriesen. Was stieß also den braven Biedermeier, was stieß den Gewohnheitsmenschen ab? Er witterte nicht ganz ohne Grund das Geldinteresse. Und inmitten der kleinen, bescheidenen Verhältnisse, die ihn bisher stets umgaben, dünkt ihn der unermeßliche Aufwand an materiellen Mitteln, der zum Bau dieser Unternehmungen notwendig war, ein sicherer Weg zum Verderben und Untergang.

Wir fuhren schnell, nicht aber gut
den alten Weg zum Staatsbankrutt,
doch kommt man gar zu langsam an,
drum baut man eine Eisenbahn,

singt griesgrämig und schwarzseherisch wie immer Grillparzer. Da erweist sich in seiner Art Kaiser Ferdinand noch optimistischer, wenn er sich zur Unterzeichnung des Privilegiums für die Nordbahn im März 1836, wie erzählt wird, nur dadurch habe bestimmen lassen, „weil sich so etwas ohnehin nicht halten kann". Diese stille Hoffnung des aus seiner Ruhe aufgestörten Biedermeiers sollte sich allerdings nicht verwirklichen. Seinem Verlangen nach Stille und Schönheit kamen die pustenden Eisenungeheuer in der Tat keineswegs nach. Die Eisenbahn wirkte auf den damaligen Menschen vor allem unästhetisch. Ihr Rauch und der Lärm ihrer Maschine versündigen sich an der heiligen Ruhe der Natur, der schrille Pfiff der Lokomotive verhält sich für ihr Empfinden zum Klang des Posthorns wie der graue Alltag zu Poesie, wie Prosa zu dichterischer Verklärung.

Um ihre Hoheit kamen Stadt und Lande,
um ihre stille Hoheit Wüste, Meer,
die ganze Erde unterm Eisenbande,
um die Unendlichkeit von grauen Tagen her.

Zusammen eng geschmiedet wird der Raum,
gebrochen seine Rechte an der Zeit;
die Wirklichkeit, sie wird zum Traum
und unser Traum stirbt an der Wirklichkeit.

Mit den Worten: „O Eisenbahn, was bist du kommen, hast unsre Erde uns genommen!" schließt Christian Friedrich Scherenberg seinen Klagegesang, in dem er die Vergewaltigung der Natur betrauert. Doch da handelt es sich nur um die eine Seite, wenn man will, um die poetische,



80. Erster Spatenstich an der Friedr.-Wilhelm-Nordbahn oberhalb Guschagen. Lithographie.

um die sich gefühlvolle Zeitgenossen gewissermaßen betrogen wähnten. Die andere verrät Angst vor der Gleichmacherei, vor dem Mechanisierenden, vor der persönlichkeitsfeindlichen Art, die man in der Massenabfertigung durch die Dampfwagen zu erkennen glaubte. Es war dies eine, von richtigem Spürsinn geleitete Angst. In einem „Der letzte Passagier" überschriebenen Beitrag in den „Fliegenden Blättern" wird die Eisenbahn als „Teufelsfuhrwerk" hingestellt: „Es ist totes Metall und scheint doch zu leben, es hat eine rasende, entsetzliche Kraft und dabei keine Seele. Man sieht, es ist ihm ganz gleich, ob es die Hunderte von Menschen, die es aufnimmt, gesund an Ort und Stelle bringt, oder ob es sie in den Abgrund reißt . . . Es ist nichts Menschliches, nichts Christliches in ihm." Eine solche Stimmung findet noch im Jahre 1859 Ausdruck und Widerhall, obwohl damals nun schon über zwanzig Jahre Deutschland von Schienenwegen durchschnitten worden war.

Die Hast, die ungewohnte Schnelligkeit, mit der nach der Vorstellung der Zeitgenossen die Wagen dahinzufliegen scheinen und dem Reisenden gar nicht Gelegenheit gewähren, die einzelnen Bilder in sich aufzunehmen, festzuhalten und zu genießen, das alles wird dem Geschlechte von damals zum Sinnbild krankhafter Unruhe. Ehedem hatte man zu allen Dingen Muße. Es ging damals auch. Warum sollte man sich plötzlich so beeilen? Und noch etwas. Fuhr man in der Postkutsche, so gehörte sie in der Vorstellung der an sie gewöhnten Menschen gleichsam zur Landschaft. Der von der Lokomotive gezogene Zug ward als etwas Fremdes empfunden, zumal man als Reisender darin durch die Abgesondertheit des Schienenweges und durch die Raschheit der Bewegung von der Umgebung gewissermaßen losgelöst wurde. Der seelische Zusammenhang mit der Gegend, die man durchschnitt, drohte völlig unterzugehen. „Pfeilgeschwind und schnurgerad nimmt der Wagen bald Blüt' und Andacht unters Rad,

Ständisches Theater in Gratz. Abonnement Suspendu.

Montag den 21. October 1844

Zur Eröffnungs-Feier

der ersten k. k. Staats-Eisenbahn in Steiermark

bei Beleuchtung des außeren Schauplatzes:

PROLOG,

gedichtet von Vincenz Zusner, gesprochen vom Herrn Regisseur Conradi.

Hierauf folgt:

Eine Eisenbahnfahrt

im Reiche des Ernstes und Scherzes.

Erster Train:

Locomotiv: Lindpaintner's Ouverture zur Oper: „Der Vampyr."

Erster Waggon: Scene aus: Czaar und Zimmermann, von Lortzing.

Zweiter Waggon: Scene aus: Jessonda, von Spohr.

Dritter Waggon: Scene aus: Das Madl aus der Vorstadt. Posse von Nestroy.

Vierter Waggon: Zweites Finale aus der Oper: Lucia von Lammermoor, von Donizetti.

Zweiter Train:

Locomotiv: Halevy's Ouverture zur Oper: „Der Blitz."

Erster Waggon: Scene aus: Adelia, von Donizetti.

Zweiter Waggon: Scene aus: Staberl's Reiseabenteuer. Posse von Carl.

Dritter Waggon: Scene aus: Hans Heiling. Oper von Marschner.

Vierter Waggon: Scene aus: Die schlimmen Frauen im Serail. Zauberposse von Toldt.

Preise der Plätze:

Der freie Eintritt ist heute für Jedermann ohne Ausnahme aufgehoben. Anfang um 7. Ende nach 9 Uhr.

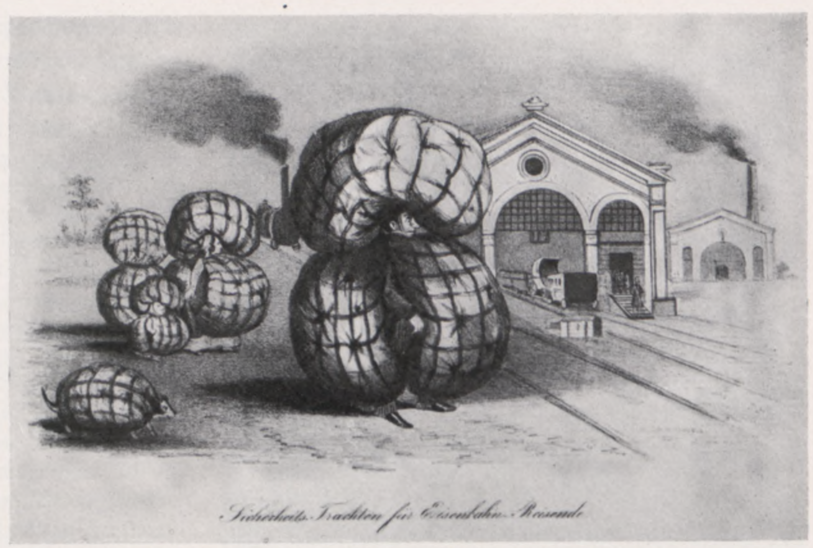
81. Grazer Theaterzettel aus dem Jahre 1844. Wien, Technisches Museum. Die anläßlich der Eröffnung der Eisenbahn nach Graz stattfindende Festvorstellung sucht den Eisenbahngedanken in ihr Programm einzubauen.

sausend durch den Wald" (Lenau). Beklagt man das Ineinanderfließen aller Besonderheiten, die Vermischung aller Einzelheiten zu einem ununterscheidbaren Einerlei, büßt man den Genuß an den Schönheiten der Natur ein, so geht damit Hand in Hand noch ein zweites: die gemütliche Verbindung zwischen dem Fahrgast und den Werkzeugen der Fortbewegung ist nicht mehr vorhanden. Man hatte auf den holprigen Straßen mit schlechtgefederten Wagen, verhungerten Mähren, groben, trunksüchtigen Kutschern oft genug schlimme Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt und man hatte, wenn man nicht sehr wohlhabend war, auch da nicht Einfluß auf die Ausrüstung nehmen können, immerhin spannen sich doch hier und dort persönliche Beziehungen zwischen Postillon und Reisenden. Man konnte durch Trinkgelder und gute Worte oder sonstige Dienste manches erreichen. Selbst das Verhältnis zu den Tieren, die das Gespann zogen, verschaffte einem unter Umständen eine gewisse Befriedigung. Aber auch der Verkehr mit den Mitreisenden gab Gelegenheit zu gemeinsamen Malzeiten, zu einem Austausch gemeinsamer Eindrücke. Die mannigfachen Zwischenfälle, die Vorgänge in den Posthaltereien, die ganze Abwickelung des Betriebes boten immer wieder die Möglichkeit zum Anspinnen von Beziehungen persönlicher Art, wie sie ja von den Dichtern weidlich zur Motivierung romanhafter oder dramatischer Ereignisse ausgenutzt wurden. Die Eisenbahn hingegen schien sehr vielen als die Abstraktion der Fortbewegung selbst, als ein Mittel, die Menschen, die sich ihr anvertrauten, künstlich zu vereinzeln. Nur ein so unromantischer Satiriker wie Johann Nestroy konnte bereits 1834 den Dampfwagen wenigstens durch den Titel eines einaktigen Vorspieles geistern lassen. Fester wird von ihm 1844 in dem Stücke „Die Eisenbahnheiraten" zugegriffen, da wird das „Passagierzimmer im Brünner Bahnhof" auf die Bühne gestellt, da spielt die Dampfbahn sozusagen schon handelnd mit. Als vom Hassen die Rede ist, meint einer, der andere hasse „als wie der Zimmermaler den Spaliermacher, wie der Wachsler den Milly, wie der Landkutscher die Eisenbahn, das werden so ziemlich die drei größten Hässe auf Erden sein". Die Fahrt auf dem neuen Verkehrsmittel gibt Gelegenheit zu Verwicklungen. So konnte einer, der nach Wiener Neustadt gefahren war, sich einbilden in Brünn zu sein, und umgekehrt. „Mit Liebe und Dampf geht alles," ist die Weisheit des großen Spötters. Dialoge, wie der nachfolgende, dürften aus dem damaligen Leben gewonnen sein:

Ignaz: Na, du wirst Augen machen, Vetter, wennst auf die Eisenbahn kommst.
Peter: Ich fürcht' mich a bißerl vor die Dampfkessel und vor die Lokomotiver.

Frau Zaschelhuber: Fürchten vor der Eisenbahn?

Peter: Ja bei mir is es 's erstemal, Sie scheinen zwar eine resolute Frau zu sein, aber 's erstemal werd'n Sie Ihnen auch g'forchten haben.

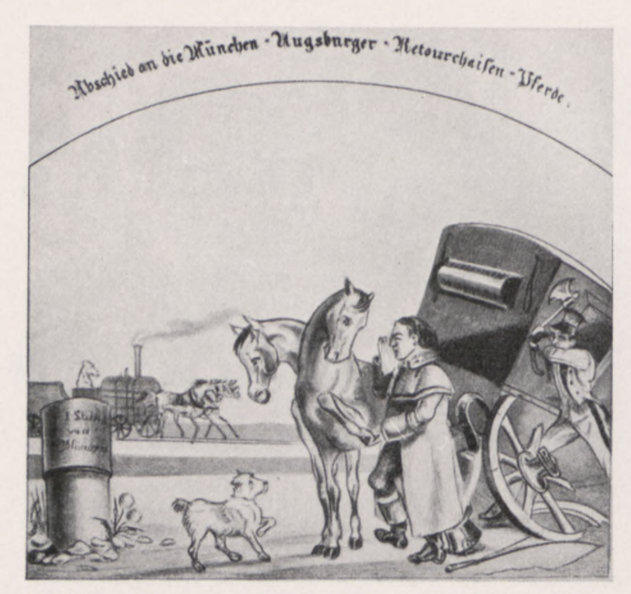


82. „Sicherheitstrachten" für Eisenbahn-Reisende. Lithographie.

Viel tiefer als der Wiener Ironiker blickt Wilhelm Raabe, wenn er 1862 in seiner Erzählung „Die Leute aus dem Walde" die Gedankenflucht des jungen Reisenden mit den wechselnden Bildern, die am Wagenfenster des Zuges vorübersausen, zu einer inneren Einheit verwebt. Hier ist das Erlebnis der Eisenbahnfahrt bereits in das seelische Besitztum der Generation eingegangen und von einem begnadeten Dichter künstlerisch geformt und verwertet.

Soviel man auch über die Beschwerlichkeiten einer Postkutschenfahrt, über die Unausstehlichkeit rüpelhafter oder allzugesprächiger Mitreisender klagte, nun, da die Posthörner zu verstummen drohten, blickte man voll Wehmut auf die mit ihnen untergehende Welt. Vor allem hatte die neue Einrichtung für viele Zeitgenossen etwas Unheimliches. Die Berührung mit dem Maschinellen war noch ungewohnt und flößte deshalb Angst ein. Außerdem gab es noch so manch Befremdendes. Man fühlte sich nicht mehr in einem Wagen, sondern in einem „Waggon" oder in einem „Coupé", man fuhr in einem „Train", kein „Schwager" betreute einen auf der Fahrt. Wie das doch klang! Die neuen Bezeichnungen kamen, wie es scheint, über Frankreich aus England.

Das bloß sachliche Verhältnis zwischen Publikum und dem Eisenbahnunternehmen schien den einzelnen zur Sache herabzuwürdigen, was durch die auf Massenhaftigkeit eingestellte Art des ganzen Betriebes noch unterstrichen wurde. Man erwarb mit dem „Fahrbillett" den Anspruch, eine bestimmte Strecke lang in dem Wagen einer bestimmten Klasse befördert zu werden. Die meist dem Militärischen angeähnelten Uniformen, in denen einem das Personal entgegentrat, gaben ihm etwas Unnahbares, Strenges. Die Aufgaben, die es zu bewältigen hatte, übertrafen auch wirklich angesichts der Gefährlichkeit des neuen Verkehrs jene des Postkutschers um ein Beträchtliches. Bei der Menge der in einem Zuge geführten Passagiere konnte er sich auch nicht dem Einzelnen so widmen, wie dies der Postillon vermochte. Das alles erhöhte den Eindruck das Kalten und Nüchternen. Dachte man aber auch noch an das Unheil, das ein Zusammenstoß, ein Bersten des Dampfkessels oder eine Entgleisung mit sich bringen konnte, so bekam das Bild der Eisenbahn leicht einen Zug des Dämonischen, Menschenverzehrenden (Abb. 82). Von dieser schreckhaften Stimmung zehrte die Agitation der Gewerbe, die sich durch das Auftreten des Neuen in ihren Interessen, zum Teil in ihrem Bestande bedroht fühlten und begreiflicherweise wider die Nebenbuhlerschaft der Lokomotive Sturm liefen (Abb. 83). Es waren dies nicht nur Posthalter und Postkutscher, auch Gastwirte, Fuhrwerksbesitzer, Pferdehändler, Hufschmiede, Wagenmacher und viele andere. Die an der Land-



83. Einstellung des Postkutschen-Verkehrs zwischen München und Augsburg. Karikatur aus dem Jahre 1840. (Nach dem Reichsbahnkalender 1935.)

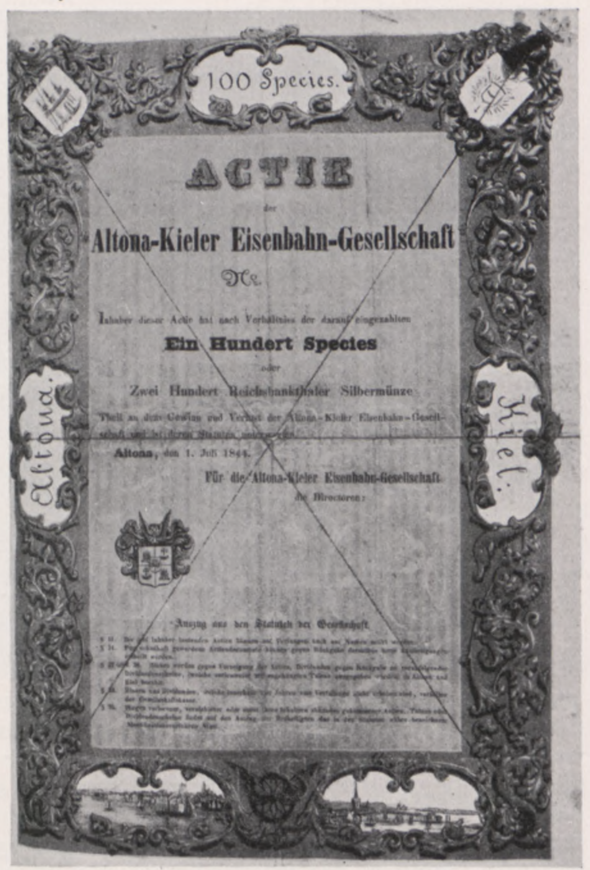
straße und von der Landstraße ihr Dasein fristeten, sahen sich gefährdet, standen wohl gar vor dem Zusammenbruch.

Der badische Diplomat Franz Freiherr von Andlaw trägt zum Jahre 1838 in sein Tagebuch ein, daß damals in Karlsruhe der sogenannte ,,Eisenbahnlandtag" stattgefunden habe. Man habe diese neue Erfindung auch für das Großherzogtum fruchtbringend anwenden wollen, doch sei man allzubald auf unerwartete Hindernisse gestoßen. ,,Es war weniger die Schwierigkeit des Terrains oder der Kostenpunkt, welche zurückschreckten; die Neuheit der Sache, verbunden mit der Rücksicht auf die im Verhältnis zu seiner Breite viel zu ausgedehnte Länge des Landes riefen Bedenken hervor; man fürchtete die Schiffahrt zu beeinträchtigen, Privatinteressen zu verletzen, durch zu rasche Beförderung der Fremden wie der Frachten Gasthäuser und Handwerker, ganze Ortschaften zugrundezurichten. Doch bald siegte die Notwendigkeit über alle Zweifel; man konnte sich nicht von den Nachbarstaaten überflügeln, den Verkehr entziehen lassen und so bedeckte sich denn bald das Land mit Schienen." — Wilhelm Heinrich Riehl bemerkt aber (1855): ,,Zu allen Zeiten sind alte große Handelsstraßen verödet und neue Wege führten den befruchtenden Reichtum des Weltverkehrs anderen Gegenden zu. Aber jedesmal war es auch nicht bloß ein Wirtschafts-, sondern zugleich ein politisches und soziales Erkranken, welches dadurch über die verlassenen Gegenden verhängt wurde. Die Zeit heilt; doch Jahrhunderte waren hier zur Heilung, oft noch eine zu kleine Zeit. Eine so gründliche, so allgemeine und so reißend schnell durchgeführte Umlegung aller großen Verkehrsstraßen, wie sie mit der Vollendung der europäischen Eisenbahnnetze vollendet sein wird, ist aber noch nicht erhört worden. Es werden freilich nicht wie bei Veränderung der Handelswege am Ausgang des Mittelalters einzelne große Städte ruiniert werden, wohl aber sind zahllose kleine Städte, volkreiche Flecken und Dörfer dem allmählichen Kränkeln, Abmagern und Absterben ebenso sicher geweiht, als sie den großen Städten eine immer unförmlichere Korpulenz ansetzen wird. Darin liegt eine europäische Krisis." Freilich erzählt Riehl in diesem Zusammenhange andererseits das echt vormärzliche Histörchen von den Seckenheimern bei Heidelberg, ,,welche solange gegen die Errichtung einer Eisenbahn auf ihr Dorf protestierten, bis man dieselbe auf Friedrichsfeld errichtete. Da erst gingen ihnen die Augen auf und sie beschwerten sich nun, warum man denn sie nicht wider ihren Willen zur Eisenbahn gezwungen habe? Die Regierung zwinge sie ja doch sonst zu allem!"

In allen Spielarten, von der tragischen Gebärde bis zur sentimentalen Süßlichkeit wird vom gleichzeitigen Schrifttum die Trauer um das absterbende Postwesen abgewandelt. Wie Wilhelm Raabe wehmütig feststellte: ,,Die Welt wird schriller von Tag zu Tag. Das Horn des Meisters Marton haben sie abgeschafft", so setzte Scheffel (1859) in seinem Gedichte ,,Der letzte Postillon" diesem ein poetisches Denkmal. Und noch 1863 weinte er der Frau Aventiure nach, die verschwunden sei, seit der Geschütze Knall, der Maschinen Hammerschlag und des Dampfwagens Pfiff die Luft erschüttere.

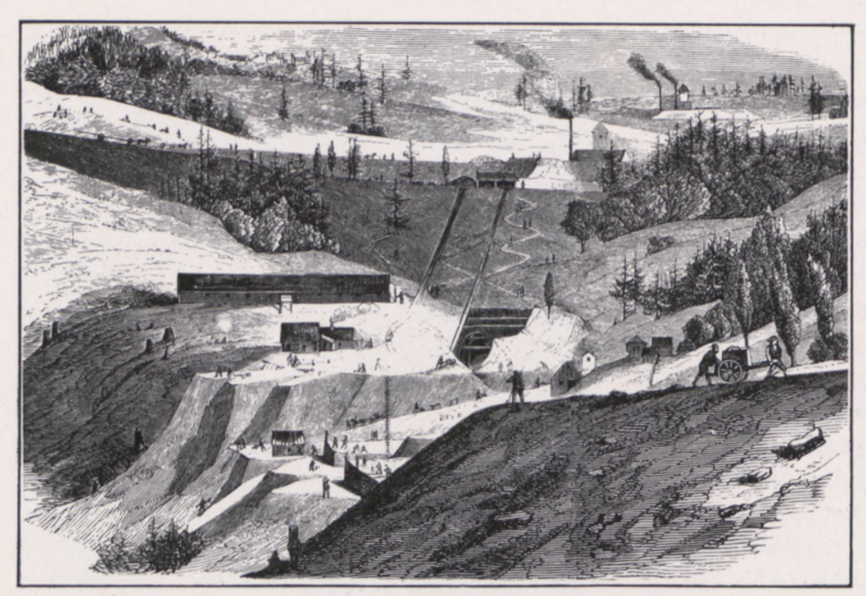
Das Geschlecht, dem solche Erlebnisse zuteil wurden, folgte einem ganz richtigen Gefühl, wenn es ahnte, daß mit dem ,,Dampfroß" entscheidender und rücksichtsloser als auf jedem anderen Wege die neue Zeit hereinbreche. Und dies nicht bloß symbolisch, sondern mit all der Macht, die nur der Wirklichkeit eigen ist. Man kann aber nicht sagen, daß sich die Scheidung der Geister ganz und gar in der Richtung der sonstigen kulturellen und politischen Parteiungen vollzogen habe. Es gab Männer, die sich in mehr als einem Punkte mit den Gedanken der neuen Zeit berührten und die doch die Abneigung gegen die Eisenbahn nicht verbargen.

Selbst bei einem so ausgesprochenen Vertreter der Bewegungspartei wie Gutzkow kommen Stellen vor, die sein Mißtrauen verrieten. Sagt er zum Beispiel (1858) von den neuen Eisenbahnen, sie „erfüllten alles mit Bewunderung und Spekulationseifer", und schildert er die reichen Kaufmannssöhne als Enthusiasten der neuen Einrichtungen, von denen der eine „auf den Untergang aller Schnell-, Fahr-, Malle- (ja Extraposten nicht ausgenommen!)" das Glas leert, so klingt darin die Wirkung jener Börsenereignisse nach, die lange Zeit die Öffentlichkeit in Atem hielt. Seit ungefähr dem Jahre 1836 wird die Eisenbahnaktie zum Gegenstande eines sich oft jenseits aller reeller wirtschaftlicher Erwägungen bewegenden Spieles (Abb. 84).


100 Species.
ACTIE
der
Altona-Kieler Eisenbahn-Gesellschaft
No.
Inhaber dieser Actie hat nach Verhältniss der darauf eingezahlten
Ein Hundert Species
oder
Zwei Hundert Reichsbankthaler Silbermünze
Theil an dem Gewinn und Verlust der Altona-Kieler Eisenbahn-Gesell-
Altona, den 1. Juli 1844.
Für die Altona-Kieler Eisenbahn-Gesellschaft
die Directoren:
Auszug aus den Statuten der Gesellschaft

84. Aktie der Altona-Kieler Eisenbahn. Berlin, Verkehrs- und Baumuseum.

In der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 6. Februar 1836 — das ist genau zwei Monate nach der Eröffnungsfahrt der Ludwigsbahn zwischen Nürnberg und Fürth — liest man in einem Bericht aus Nürnberg: „Der Stand der Ludwigs-Eisenbahnaktien erlitt in dieser Woche einige Veränderungen, je nachdem sich Abgeber fanden. Der schnelle Aufschwung bis 200 und für eine kleine Partie selbst bis auf 210 veranlaßte natürlich mehrere Inhaber, besonders kleinere Spekulanten, ihren Gewinn zu realisieren, was ein Weichen des Kurses zur Folge hatte, dem indessen bald Einhalt getan wurde, da sich zu 195 bereitwillig Käufer fanden." Und weiter heißt es dort: „In München-Augsburger Eisenbahn-Subskriptionsanteil-Promessen ging mehreres zu 120 bis 121. Besonderes Vertrauen setzt man in die Leipziger-Dresdener Eisenbahn; die Interimsscheine hoben sich im Laufe der Woche von 118 auf 122 und blieben zum letzten Kurs bei Mangel an Stücken gestern lebhaft gesucht. Auch die von hier nach Augsburg anzulegende Bahn nimmt das hiesige wie auswärtige Interesse lebhaft in Anspruch. Es laufen von allen Seiten bedeutende Aufträge zur Teilnahme an der demnächst zu eröffnenden Subskription hiesigen Anteils ein." Nach anfänglicher Hochspannung des Interesses sank die Aufmerksamkeit des Kapitals für die neuen Gründungen derart, daß die meisten Anteilscheine unter den Nennwert fielen. Die dadurch bewirkte Scheu vor Errichtung neuer Unternehmungen suchte die preußische Regierung aus der Welt zu schaffen, indem sie am 22. November 1842 den Aktionären der Hauptlinien ein Mindestmaß an Zinsengenuß garantierte. Da sie zu Anfang jenes Jahres überdies den Zinsfuß für Staatspapiere von 4 auf 3½ v. H. herabgesetzt hatte, richtete sich der Blick vieler Rentner auf den Handel mit Bahnpapieren. Einer Schrift aus dem Jahre 1844 entnehmen wir folgende Beobachtungen: „Tausende widerstanden nicht länger dem Gelüste, dem dort, wie es schien, sogar gesetzlich errichteten Glückstempel ihr Opfer darzubringen, anfangs ihr klingendes Geld, später nur den einfachen Federzug ihrer Unterschrift, womit viele ihre Ehre, viele aber freilich — nichts aufs Spiel setzten, da sie in jeder Hinsicht nichts zu verlieren hatten. Hier zogen Kaufleute einen großen Teil ihrer bis jetzt anderen sicheren Geschäften gewidmeten Kapitalien heraus und spekulierten damit in Quittungsbogen; dort gaben Warenhändler ihr Geschäft, das sie und ihre Familien wohl ernährte, gänzlich auf und spekulierten in Quittungsbogen. Doktoren, Gelehrte, Beamte, Gutsbesitzer, Offiziere, Fabrikanten, Handwerker, alles spekulierte; und wo Männer noch zögerten, wurden sie von den namentlich leidenschaftlich für die Farobank der Agiotage schwärmenden Frauen dazu angetrieben. Man kümmerte sich nicht



85. Bau eines Eisenbahntunnels. Aus J. J. Webers Illustriertem Kalender vom Jahre 1852.

darum, daß dadurch vielfach die ruhige, friedliche Ehe, die Ordnung der Häuslichkeit gestört wurde, daß hier der Berufseifer erkaltete, dort die eigentliche Erwerbsquelle zu versiegen drohte. Was schadete es, daß oft dem bewegten hoffnungsvollen Tage die schlaflose, sorgenvolle Nacht folgte. Gab es doch an allen Orten, in den Salons wie auf dem Marktplatze früh und spät nur einen alleinigen Mittelpunkt für das allgemeine Interesse, die Spekulation in Eisenbahnpapieren, war doch Tausenden eine Unterhaltung über andere Dinge, seien es auch die erhabensten oder sonst angenehmsten, fast unmöglich, mindestens ganz gleichgültig geworden.“ Die Spielgier übertrug sich von Berlin auf Magdeburg, Stettin, namentlich auf Breslau und sprang von den preußischen auch auf ausländische Papiere über, wie denn Wien, Köln, Leipzig, Hamburg und andere deutsche Handelsmittelpunkte dem Wirbel des Aufgeldwuchers anheimfielen. Bei dieser Gelegenheit wurde man hier zum ersten Male auf die Mitwirkung aufmerksam, die von der Presse ausging, indem sich die einzelnen Gruppen der Zeitungsartikel bedienten, die gegen baren Lohn die materielle Lage und die Aussichten der einen Bahn in den rosigsten Farben darzustellen hatten, indes eine andere, die im Wege stand, schlecht gemacht wurde.

Das Unglück, das die Spekulation manchem der an ihr beteiligten Spieler gebracht hatte und über das in jenen Tagen die Zeitungen und Zeitschriften voll des Jammers waren, stand man ja vor einer ziemlich neuen und ungewohnten Erscheinung, darf vom allgemeinen Standpunkte doch nicht überschätzt werden. Wurden dadurch auch manche kleinen Sparer an den Bettelstab gebracht, so hatte das durch das Spiel ausgelöste Gewinnstreben doch seine gute Seite. Durch dieses wurde das sonst brachliegende Kapital in Bewegung gesetzt und den Zwecken des Bahnbaues nutzbar gemacht. Anderenfalls hätte das vom Schlummer biedermeierlichen Denkens befangene Deutschland kaum die Mittel für die gewaltigen Aufgaben aufgebracht. Es bedurfte eines kräftigen Ansporns.

Wie schon erwähnt wurde, kam die Publizistik ebenfalls zu Hilfe. Was Friedrich List in aufwallender Begeisterung an Hoffnungen und Erwartungen mit der Leidenschaft und Ungeduld des genialen Sehers in die Welt geschrieen hatte, das wurde nun von den Zeitungen und Broschürenschreibern in kleine Münze umgewechselt. Jetzt läßt sich kaum mehr in jedem Falle sicher feststellen, was idealistischer Uneigennützigkeit, was dem Streben nach Teilnahme an materiellem Gewinn seinen Ursprung verdankt. Der Glaube des Liberalismus an die Unaufhaltbarkeit und Grenzenlosigkeit des Fortschrittes tat das seinige dazu. Die für alles Neue leicht entflammbaren jüdischen Schriftsteller, die zumeist den Zusammenhang mit den Geldmächten nicht ganz verloren hatten, schlugen in den Zeitungen und auch in Gelegenheitsschriften enthusiastische Töne zugunsten des mit den Bahnen einbrechenden neuen Zeitalters ein. In mancher Beziehung sahen sie vielleicht schärfer als die anderen das Um-



86. Die Brücke über das Göltzschtal im Bau. Lithographie, im Besitz des Verkehrs- und Baumuseums, Berlin.

wälzende, das im Leben der Gesellschaft durch die Einführung der Schienenwege zu erwarten war.

Am frühesten freilich ahnte der österreichische Aristokrat, Anastasius Grün, von liberalen Gedanken erfüllt, die „Poesie des Dampfes", der er bereits 1836 sein Trutzgedicht widmete. Spottend ruft er den Anhängern des Alten zu, er gönne ihnen, auf Holperstegen zu kriechen, wenn zu fliegen ihnen möglich wäre. „Besteigt ein Schiff und fangt die Launenspende des windigen Windgotts auf im Segeltuche, als ob ein Bettler mit dem Hut' behende des Wandrers milden Sold zu haschen suche!" Seherisch verkündet er:

Schon seh' ich dort entlang des Gaues Straßen
die dampfgetrieb'nen Wagenburgen fliegen,
wie scheugeword'ne Elephantenmassen
Türm' und Geschwader tragen fort zu Siegen.

Der schwarzen Rüssel Schlöte hocherhoben,
Dampfschnaubend, rollend, wie die Wetterwolke!
Die Mannen siegestrunken, jauchzend oben!
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!

Wenn auch aus seinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfespatriarchen stören,
Nicht schadet's, muß er, was der Geist beschieden,
Die Mütze lüftend, staunend jetzt verehren.

Friedrich Lists Glaube an die völkerversöhnende Zukunft der Eisenbahnen wird namentlich von liberalen Doktrinären aufgegriffen und verschiedentlich in der Folge abgewandelt. Er paßt zu den Idealen der demokratischen Richtung. Karl Beck singt darum in seinen „Gepanzerten Liedern" 1838 ein Hohes Lied der neuen Erscheinung:

Fluch den Neuerungen! eifert jener mit erhitzter Wange,
grade meine Flur begeifert, meine Saat die Eisenschlange.

Ihm entgegnet der Dichter:

Diese Schienen — Hochzeitsbänder, Trauungsringe — blankgegossen,
liebend tauschen sie die Länder, und die Ehe wird geschlossen,

Eisen! du bist zahm geworden, sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
hinzuwettern, hinzumorden — ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen, liebst, am Leben festzuhangen,
und auf deinen spröden Schienen wird ein Hochzeitsfest begangen.

In solchen Gedankengängen lebt sich die liberale Agitationspoesie aus. Zum Feste der Eröffnung der Rhein-Pfälzischen Eisenbahn schwingt sich Ludwig Wihl 1843 zu dem Ausrufe auf:

Herbei, herbei, ihr Völker alle,
o lernt euch kennen, lernt euch ehren;
der Bahnhof sei die Friedenshalle,
hinweg die Schranken und Barrieren!
Durch Tunnels, Viadukte steigt das Roß
mit raschem Huf, ein feuriger Koloß.

Ganz anders, bloß als Gegebenheit einer gegebenen Zeit betrachtet der stets wirklichkeitsfrohe Gottfried Keller die Dinge des von der Technik geleiteten Lebens. Er gibt sich willenlos der Stimmung seiner Gegenwart hin. Ohne demokratische Seitenblicke und politische Erwartungen:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
durchs Morgenrot käm' hergefahren —
wer möchte da nicht Ferge sein?
Dann bög ich mich, ein sel'ger Zecher,
wohl über Bord von Kränzen schwer
und gösse langsam meinen Becher
hinab in das verlassene Meer.

Wie in der Welt wirtschaftender Menschen so schieden sich auch im Reiche des Schrifttums die Geister in ihrer Beziehung zu den neuen Einrichtungen. Die Stimmen für wie dagegen zeugen von der Ahnung der gewaltigen Wirkung, die der Dampf und seine Verwendung für die motorisierte Fortbewegung auszulösen im Begriffe war. Was an Befürchtungen wie an Erwartungen und Absichten in den Köpfen der damaligen geistig Tätigen lebte und gärte, knüpfte sich an die ungewohnte Erscheinung der Raum wie Zeit überwältigenden Maschinen. Man kann nicht sagen, daß Deutschland von den Folgen dieser Erfindungen überrascht worden wäre. Wenn auch bisweilen dunkel, sah man doch vieles voraus, was mit ihnen im Vereine kommen werde.

In seiner Schrift „Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen" kann Karl Knies bereits 1853 die wichtigsten Beobachtungen verzeichnen, die beweisen, wie sich achtzehn Jahre nach Eröffnung des ersten Dampfbahnzuges auf deutschem Boden das Bild von dem Neuen, das diese Zeitspanne gebracht hatte, nun schon ziemlich abrundete. Nicht nur, daß von jetzt an größere Massen von Menschen und Gütern auf einmal von Ort zu Ort rascher und wohlfeiler als je vorher befördert werden können und zwar allesamt mit derselben bewegenden Kraft und der gleichen Geschwindigkeit, so fällt auch deutlich die notwendig gewordene Pünktlichkeit des Verkehrs in die Augen. Die Vorteile der Geschwindigkeitssteigerung kommen im Verhältnis zu früher in höherem Grade den Gütern zugute als den Personen. Unter den Reisenden haben aber wieder diejenigen, die der ärmeren Volksklasse angehören, den größeren Gewinn, „denn, wenn wir nur von den seit 1851 ausnahmsweise auf den Hauptbahnen eingerichteten Eilzügen für die erste oder die erste und zweite Wagenklasse absehen, so kann sich wohl der reichere Reisende auf der Eisenbahn einen bequemeren Sitz durch einen Mehraufwand erwerben, nicht aber, was als die Hauptsache erscheinen muß, eine größere Geschwindigkeit erkaufen."



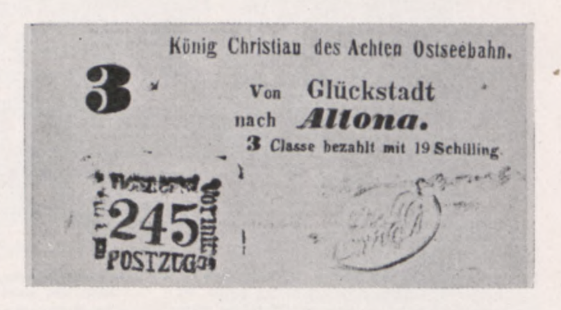
87. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" vom Jahre 1848 auf die Erziehung zur Pünktlichkeit durch die Eisenbahn.

Auch die Frage des Fahrpreises fiel ins Gewicht. In Deutschland zahlte man durchschnittlich in den Postwagen nicht unter 7 Sgr. für die Meile, ein Preis, der freilich unter dem Einfluß der Dampfbahnen etwas zurückgegangen war. Noch im Jahre 1852 mußte man in Süddeutschland für die dortige Wegstunde (4,8 km) im Postwagen 20 Kreuzer, im Omnibus 10 Kreuzer entrichten, im Frachtenverkehr kostete die Tonne und Wegstunde 36 bis 40 Kreuzer. Im gleichen Jahre sah sich die Schweiz im Hinblick auf die Tarifsätze der badischen, württembergischen, bairischen und österreichischen Bahnen gezwungen, als Durchschnitt für die Personenplätze 0,043 Franken für den Kilometer, das ist nicht ganz 6 leichte Kreuzer für die Wegstunde zu verlangen. „Oder sollte ich mich irren," ruft Knies aus, „wenn ich annehme, daß auch der Handwerksbursche und gar der beschuhete zu Fuß nicht so billig über den einzelnen Kilometer hinauskommt, als z. B. auf der bairischen Staatsbahn im dritten Platze, nämlich mit 2½ Heller!" Für den Warentransport ist ein ganz ähnliches Verhältnis zu bemerken. Die Eisenbahnen haben, indem sie einen niedrigsten Satz für ganz schwere und leicht zu verpackende Rohstoffe aufstellten, eine Menge von Stoffen, die vorher gar nicht Gegenstände der Versendung waren, überhaupt erst transportabel gemacht. So Steine, Erden, Abfälle, den gewöhnlichen Dünger usw."

Ähnlich fallen die Beobachtungen in bezug auf die Geschwindigkeiten aus. „Wenn in 12 Zeitstunden eines Tages der Frachtfuhrwagen durchschnittlich 5—6 Wegstunden, der rüstige Fußgänger 10, der Hauderer 12, der Postwagen 20—24, die Extrapost 30 weiterkommt, so legt die Eisenbahn 72, 96, 120, 144, 168, 192 und mehr zurück."

Wagen № 14 12 Kr. Abtheilg. I. Fahrt nach Fürth 5 Uhr. Direkt. d. Ludw.-Eisenbahn-Gesellschaft

Wagen № 14 9 Kr. Abtheilg. II. Fahrt nach Nürnberg 7 ¼ Uhr. Direkt. d. Ludw.-Eisenbahn-Gesellschaft.



Auszug aus dem Betriebs-Reglement.

Dieses Billet ist nur für die darauf gestempelte Fahrt gültig und jederzeit zur Vorzeigung oder Abgabe bereit zu halten.

Die Mitfahrt wird einem Jeden verweigert, welcher ohne Billet oder mit einem unrichtigen angetroffen werden sollte. Auf den angeblichen Verlust des Billets kann keine Rücksicht genommen werden.

Jeder Passagier hat den Anordnungen der Beamten der Gesellschaft unweigerlich Folge zu leisten.

Auf die Annahme von Trinkgeldern, Seitens des Dienstpersonales, erfolgt sofortige Entlassung.

Tabackrauchen ist nur in den unbedeckten Wagen zweiter Classe gestattet.

88. Oben: Die ersten deutschen Eisenbahn-Fahrkarten. Mitte: Fahrscheine der Altona—Kieler Bahn aus dem Jahre 1845. Unten: Rückseite einer alten Fahrkarte der Hamburg—Bergedorfer Bahn.

Schließlich erkannte man an, daß die Leistung des Dampfverkehrs noch dadurch gesteigert wird, daß die Lokomotive ohne Unterbrechung gleichmäßig Tag und Nacht arbeiten könne. Und noch etwas trat klar vor das Bewußtsein einsichtiger Betrachter. Die Eisenbahn erleichtert und belebt nicht bloß den bestehenden Verkehr, sie schafft sozusagen neuen Verkehr. Menschen, die bisher nie oder nie ernstlich an eine Ortsveränderung gedacht hatten, lockte die Wohlfeilheit des neuen Beförderungsmittels aus ihrer Ruhelage heraus. Für den Güteraustausch galt aber das gleiche. Der Absatz der Waren in der Ferne leitete eine Rückbewegung ein. Dazu kam, daß infolge der ungewohnten Raschheit der Fortbewegung Gegenstände wie frisches Fleisch, Gemüse, Butter, Milch und Blumen in die Versendung auf weitere Strecken einbezogen werden konnten, die vordem von einer solchen so gut wie ausgeschlossen blieben.

Die Gegner all dieser Neuerungen konnten allerdings mit einigem Recht auf die Teuerung hinweisen, die im Gefolge des Baues der Eisenbahnen zu bemerken war. Es stiegen nicht nur die Preise des Eisens und all der für den Bau dieser Unternehmungen wichtigen Stoffe. Den Konsumenten auf dem Lande, soweit sie nicht selbst Erzeuger waren, wurden die Lebensmittel gleichsam vor der Nase weggeschnappt. Sie mußten zusehen, wie diese in die besser zahlenden Städte entführt wurden. Andererseits erlebte der südfranzösische Bauer, daß das aus Nordamerika in Havre einlangende Getreide wohlfeiler zu stehen kam als das von ihm gebaute. Dank der Beschleunigung des Seeverkehrs fanden von jenseits des großen Meeres bereits neben den Brotfrüchten Salzbutter, Salzfleisch, Käse Eingang in Europa. Man muß sich nur ein wenig in das Fühlen und Denken des damaligen Geschlechtes versenken und man wird begreifen, daß sich dieses an allen Ecken und Enden bedroht, daß es den Boden unter den Füßen wanken



Lorenz Kindlein. Aber mein Herr, so schätzenswerth mir die Ehre ihres Besuches ist, so muß ich doch gestehen, daß ich die Absicht hatte, auch heute, nach Beendigung meiner gewöhnlichen Anzahl Verse, dort in dem Bette zu schlafen.

Der Geometer. Herr, schlafen Sie, wo Sie wollen oder mögen, aber merken Sie sich diese offizielle Verkündigung: Im Namen der Eisenbahn! Wer irgend einen der zu der Vermessung nöthigen Pfähle, Pflöcke und Merkzeichen auch nur auf kurze Zeit herauszieht, muß die sämmtlichen Vermessungskosten zahlen. Im Namen der Eisenbahn! — Guten Abend.

89. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern vom Jahre 1845 auf die Vermessungsarbeiten für den Eisenbahnbau.

sah. Alle bisherigen als sicher geltenden Berechnungen und Maßstäbe wurden über den Haufen geworfen. Eine Liverpooler Firma erbot sich im Jahre 1852, den österreichischen Zentner Eisenbahnschienen von Newport in Cornwallis nach Triest samt Versicherungskosten für 3¾ Gulden Bankvaluta und über Stettin auf den Nordbahnhof Wien einschließlich aller Auslagen für Zoll usw. um 6 Gulden zu liefern, während die gleiche Menge aus den eigenen österreichischen Bergwerken am Herstellungsorte selbst auf 11 bis 12 Gulden Conv. Münze zu stehen kam. So stark machte sich die Revolution in der Preisgestaltung in allen Lebensverhältnissen geltend.

Die Lehre vom Vorrang des Einzeldaseins gegenüber dem Staate fand aber gerade mit Rücksicht auf die Errichtung immer neuer Bahnlinien manche Einschränkung. Wohl gab es nicht wenige, die es lieber gesehen hätten, wenn Bau und Führung der Eisenbahnen dem individuellen Unternehmungsgeiste Privater vorbehalten geblieben wären, doch auch in diesem Falle stellte das Interesse der Gesamtheit Forderungen, die mit rauher Hand in den Bezirk privaten Rechtes eingriffen. Es handelt sich dabei vor allem um die Enteignungen, die jetzt einen Umfang annahmen, wie er niemals früher erhört worden war. Mochte dadurch auch der eine oder andere auf seine Rechnung kommen, so schlich sich doch bei vielen das Gefühl der Unsicherheit ein. Der Geometer, der im Auftrag des Unternehmens für eine künftige Linie Vermessungen vornahm, erschien wie eine Art Schicksal in die einstweilen noch von Dampfschwaden unberührte Gegend. Vielleicht wären die Staaten nicht so schnell bereit gewesen, dem neuen Verkehrsmittel ihren Arm zu leihen, hätten nicht schon früh die Militärs ihr gewichtiges Wort in die Wagschale geworfen. Auf die strategische Bedeutung der Schienenwege hatte bereits Friedrich List aufmerksam gemacht und 1842 hatte Cotta die anonyme Schrift eines, wie es scheint, österreichischen Offiziers herausgegeben, die den Titel: „Teutschlands Vertheidigung gegen den äußeren Feind und das sie befördernde System der Eisenbahnen“ führt. Der Stimmung jener Tage entsprechend, lenkt sie vor allem das Augenmerk auf die Gefahr vom Westen her, zieht freilich auch einen gleichzeitigen Angriff Frankreichs und Rußlands in Rechnung. Die Zusammenarbeit von Festungen und Schienenwegen blieb freilich noch einige Zeit frommer Wunsch, indes die Franzosen von Anbeginn das Netz ihrer Eisenbahnstrecken ebenso wie die Russen mit dem Blick auf strategische Notwendigkeiten angelegt hatten. Österreich konnte 1859 in bezug auf die militärische Verwendung von Bahnen Erfahrungen sammeln, die der Kriegsführung gegen Dänemark und jener des Jahres 1866 zugute kamen. Bekanntlich wurde dann Moltke ein eifriger Verfechter des Grundsatzes,



90. Weichensteller der Preußischen Staatsbahnen. 1850.

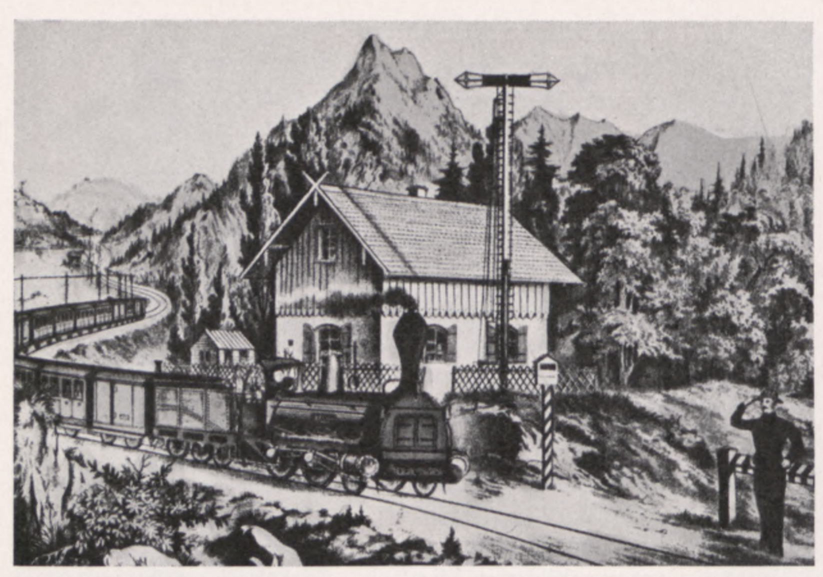


91. Galauniform eines Eisenbahnbauinspektors der Kgl. Hannoverschen Eisenbahn aus dem Jahre 1843.

Eisenbahnen seien unter Umständen ebenso wichtig wie Festungen.

Zu den mannigfachen Veränderungen, die von der Lokomotive ausgingen und kaum ein Gebiet des privaten wie öffentlichen Lebens unangetastet ließen, gehörte auch die Einfügung einer neuen Berufsgruppe in das gesellschaftliche Dasein der Nation. Die Arbeiter und Ingenieure, die den Streckenbau leiteten, bildeten freilich bloß eine vorübergehende Erscheinung. Sie gaben zunächst den Anwohnern Gelegenheit zu Verdienst und materiellen Vorteilen, sie überschwemmten aber auch manches stille Tal mit Menschen, die, dem örtlichen Herkommen fremd, den Anhängern des Alten nicht ungefährlich erscheinen mochten und auch wirklich waren. Mit den Menschen kamen ja Ideen und Strebungen und dieser Einbruch stellte gewissermaßen einen Vorgeschmack für das dar, was hernach auf den metallenen Spurwegen mit Macht hereinrollen werde. Es war doch nicht kleinlicher Eigennutz allein, der da sein Wort erschallen ließ. Allmählich freilich traten die Arbeiter, die die Schwellen und Schienen legten, vom Schauplatz ab. Nur ein kleiner Teil blieb zurück und mit ihm die Beamten und die sonst dauernd an dem Unternehmen Tätigen. Begreiflicherweise drängten zu dem neuen Berufe vielfach solche, die aus irgendeinem Grunde in ihrer bisherigen Stellung nicht Befriedigung fanden oder nicht vorwärts kommen konnten, Offiziere und Soldaten, die dienstuntauglich geworden waren, neben verbummelten Studenten für den rein technischen Dienst fachlich vorgebildete Männer, für die sich jetzt reiche Möglichkeiten eröffneten. Die große Zahl der an der Bahn Beschäftigten mußte sich als ein neuer, noch jeder festen Tradition entbehrender Stand ihren Rang in der Gesellschaft erst erkämpfen.

Noch im Jahre 1870 trifft man in der Zeitschrift „Gartenlaube" die Geschichte von einem Bergwirt in den bairischen Bergen, der aus Haß gegen die neue Einrichtung einer Verbindung seiner Tochter mit dem Eisenbahngeometer leidenschaftlich entgegentritt. Noch immer scheint es damals notwendig gewesen zu sein, das Publikum für die nun, sollte man meinen, eingebürgerte Verkehrsart zu gewinnen. Die an sich harmlose Erzählung in der „Gartenlaube" greift schließlich zu dem gleichen Ausweg, den schon 1846 Bertold Auerbach in seiner Dorfgeschichte „Sträflinge" begangen hatte. Am ehesten ließ sich nämlich in die Romantik alten Stils das Bahnwärterhäuschen einbauen. In der Geschichte des Bergwirtes wird



92. Bahnwärterhaus mit optischem Telegraphen. Rechts der Bahnwärter. Lithographie um 1851. Der optische Telegraph (s. Seite 122) wurde bei den deutschen Bahnen bis etwa 1879 verwendet. Es ist nicht zu verwechseln mit dem Eisenbahnsignal, sondern übermittelte vielmehr die den Zugverkehr regelnden Nachrichten und Meldungen.

der ehemalige Postillon Bahnwärter und bekennt: „Jetzt sitz' ich wie der Vogel im Hanfsamen, hab' einen Dienst, den ich leicht und noch lange versehen kann, ich hab' mein Bahnwärterhäusel, das so nett und proper ist wie das von einem Schnecken, hab' mein gewisses Salari und, was das Kraut fett macht, ich hab' grad die Station kriegt . . . keine 500 Schritte von meiner Heimat . . . " — Wie sehr andererseits Vorurteile gegen die neue Betätigung lebendig waren, mag man aus der Bemerkung des gewiß fortschrittfreundlichen Karl Gutzkow ersehen, der in seinem „Zauberer von Rom" (1858) einmal von dem Beruf des Schullehrers meint, daß ihn „eines schönen Morgens in Deutschland, dem Vaterlande des Gedankens, der Buchdrucker- und Buchmacherkunst, niemand mehr gewählt haben wird, weil allerdings bei der Lokomotive den Ofen heizen einträglicher ist."

Man besaß offenbar noch wenig Erfahrung und ahnte nicht, welches Maß an Verantwortung und oft auch an Selbstverleugnung der Mann an der Maschine aufbringen mußte, wollte er seinen Dienst klaglos versehen. Die Auerbache und die anderen Fortschrittsfanatiker kamen an diese Fragen von außen her. Es mußte einer das Wort ergreifen, der selbst einmal die Hebel und Ventile versorgt hatte, um der Welt die Wichtigkeit und den Wert dieses Tuns anschaulich und verständlich zu machen. Von dieser Art war Max Maria von Weber, der Sohn jenes Mannes, der den Deutschen den „Freischütz" und so vieles andere geschenkt hatte. Dem Freischütz verdankt der Erstgeborene unseres großen Tondichters auch seinen Namen. Der Entdecker technischer Poesie kam somit unmittelbar und auf dem geradesten Wege von der Romantik her. Um so überraschender muß es erscheinen, daß sich der Sohn dieses Vaters aus freien Stücken technischen Studien zuwandte, daß der Sproß aus freiherrlichem Geblüte es sich nicht nehmen ließ, das Eisenbahnwesen von der Pike auf kennenzulernen und durch fast ein ganzes Jahr auf der Lokomotive Dienst tat. Man darf vielleicht aus dieser Tatsache schließen, daß es zum guten Teile das abtretende Geschlecht war, das mit Mißtrauen, ja mit offener Abneigung der neu auftauchenden Welt des Dampfes gegenüberstand. Niemand hatte so sehr wie Weber im Jahre 1868 ein Recht, zu behaupten: „Es gibt noch keinen Ruhm für den deutschen Techniker!" Das galt in gewissem Sinne auch für jene, die, ohne selbst Techniker zu sein, doch zu ausführenden Kräften und Dienern der Schöpfungen jener geworden waren. Mit künstlerischer Eindringlichkeit schilderte darum Weber die Mühen, Sorgen und Gefahren, die der Mann auf der Maschine eines Eisenbahnzuges mitzumachen hatte, wenn er, wie es damals üblich war, ungeschützt den Stürmen einer bitterbösen Winternacht ausgesetzt war, indes die Reisenden der geheizten Wagen erster Klasse sich wachräkelten und sich im Gedanken an das Personal dabei beruhigten: „Ach, diese Leute sind das wohl gewohnt."

Die Zahl der an dem Bahnwesen sich Betätigenden war schon damals im Lauf der Jahre gewaltig angewachsen. Max von Weber schildert dies mit der ihm eigenen Anschaulichkeit. „Kaum ist das junge Eisenbahnwesen in das Jünglingsalter getreten, so führt es ein Heer, so groß als das irgendeines Fürsten der Welt, zu seinem Dienste ins Feld. Über 100000 technische, sachverständige Beamte bilden Generalstab und technische Truppen desselben, über denen zwar anscheinend, aber eigentlich nur als Anordner dessen, was jene wollen, 5500 Direktoren und Verwaltungsräte in den Administrationen thronen, dann werfen über 60000 Bureau- und Administrationsbeamte die Schanzen von Papier auf, hinter denen sich die Verwaltungen vor den Angriffen der Verantwortlichkeiten decken, fruchtbares Land mit Sandbergen überschüttend; flüchtig eilt die Reiterei von zirka 100000 Exekutiv-, Fahr- und Maschinenbeamten hin und wider, gefolgt von einer gewaltigen Infanterie von Arbeitern aller Art über 300000 Mann stark, die kräftige Hand an Bau und Unterhaltung legt. Nahe an 40000 Pferde führen die Lasten von und zu den Bahnen. Und dieses gewaltige Friedensheer, dessen Löhnung und Besoldung jährlich in Gestalt von über 20 Millionen Talern zum großen Teile in die Schichten der Bevölkerung strömt, die des Handwerks am meisten bedürfen, hat sich rekrutiert, ohne daß einem einzigen Zweige der Tätigkeit der Völker ein meßbarer Teil von Arbeitskraft entzogen worden wäre. Es war da, weil der Zeitgeist seiner bedurfte.“ Im Jahre 1846 betrug die Entlohnung der Lokomotivführer und Heizer samt Dienstkleidung auf der Düsseldorf—Elberfelder Eisenbahn 2,299 Taler. Frühzeitig suchte man die Lage der Angestellten durch Pensionskassen zu sichern. Die Berlin—Stettiner Eisenbahn erklärt ausdrücklich: „Die Besoldungen des Personals sind zum größten Teil nicht von der Art, daß die Angestellten davon für den Fall einer Krankheit oder eintretenden Invalidität etwas zurücklegen können. Man hat es deshalb für die Pflicht gehalten, eine Pensions- und Unterstützungkasse zu errichten, welche mit dem 1. September 1845 ins Leben getreten ist.“ Danach stufen sich nach den ersten fünf Jahren bis zum 25. Dienstjahre die Ruhegehälter von zwei bis fünf Achtel der Bezüge ab, steigen von da auf $^2/_3$ und erreichen mit dem 30. Jahr die volle Höhe des Gehaltes. Die Beamten hatten 1 Sgr. von jedem Taler ihrer Besoldung in die Kasse einzuzahlen. In diese fiel auch der Erlös der auf der Bahn gefundenen, vom Eigentümer nicht zurückgeforderten Gegenstände, das Antrittsgeld der Beamten und Ordnungsstrafen. Mit der materiellen Festigung ihrer Stellung hing natürlich auch ihre gesellschaftliche aufs engste zusammen. Max von Weber war nicht der einzige, der für ihre Anerkennung in der Öffentlichkeit stritt.

Überblickt man all diese Erscheinungen, dann muß man zugestehen, daß es in dem Zeitraum zwischen 1830 und 1870 wohl kaum etwas gegeben hatte, das so stark die deutsche Gesellschaft beeinflußte als die Verwendung der Dampfmaschine für die Fortbewegung von Menschen und Gütern. Man wird auch kein Gebiet geistigen wie materiellen Lebens ausfindig machen, das nicht irgendwie davon berührt, wenn nicht verändert worden wäre. Die Förderung des Friedens, die sich enthusiastische Zeitgenossen seit Friedrich List von den Schienenwegen am ersten erhofften, sie blieb freilich aus. Dafür traten andere gewaltige Wandlungen ein. Noch fehlt es an ausreichenden Untersuchungen über die Folgen, die von der leichten Möglichkeit der Ortsveränderung für die Menschen ausging, betraf doch diese Erleichterung vor allem die ärmeren Bevölkerungsteile, fiel sie überdies eben mit der Lockerung zusammen, die der Übergang vom Handwerk zum Großbetrieb in der Stetigkeit und Bodenständigkeit dieser Volksschichten hervorbrachte. Der Zug nach den Städten, namentlich nach den größeren Städten steigerte sich durch die Verbilligung der Verkehrsmittel. Das Beispiel Wiens zeigt, wie hierbei auch nationale Veränderungen mit in Frage kommen konnten, denn die Zuwanderung tschechischer Arbeitskräfte setzte jetzt so recht erst ein. Dort wurden sie allerdings meist bereits in der zweiten Generation eingedeutscht, aber gerade das lenkte die Blickrichtung nationalgesinnter Tschechen mehr als ehedem nach der Hauptstadt des Habsburgerreiches. Auch das Verhältnis von Staat und Regierung fand unter der Einwirkung der neuen Verkehrsmöglichkeiten manche Umwandlung. Der liberale Gedanke, der auf der einen Seite dem Glauben an das unbegrenzbare Fortschreiten menschlichen Geistes huldigte, auf der anderen den Einzelnen möglichst den Bindungen des Staates zu entwinden strebte, mußte hier zusehen, wie der Sieg der Technik zugleich ein Sieg staatlicher Allgewalt wurde. Wohl



93. Der Ludwigsbahnhof der Strecke Nürnberg-Fürth in Nürnberg. Zeitgenössische Zeichnung. (Nach dem Reichsbahnkalender 1935.)

machte die Wohlfeilheit der Beförderung, wie sie ihm nun zu Gebote stand, das Individuum beweglicher und freier, löste doch das Eisenbahnwesen eine Völkerwanderung aus, die schon in den sechziger Jahren an die 400 Millionen Menschen in Europa allein jährlich von Ort zu Ort trug, so darf doch nicht übersehen werden, daß mit jeder neuen Trasse, die gelegt wurde, der Staat tiefer und nachhaltiger als je in das damit bezeichnete Gebiet einzudringen vermochte. Manche Landschaften wurden durch die Eisenbahnlinien der Staatlichkeit so recht erst erschlossen, Landschaften, die bisher ein verträumtes Eigenleben geführt hatten. Ihre Bewohner aber wurden durch die Verbindung mit der Welt und namentlich mit den benachbarten Teilen des eigenen Staates und der eigenen Nation dazu geführt, sich der Bindungen und alles dessen zu erinnern, was sie mit der Gesamtheit vereinigt. Freilich kam dies nicht gleich in den ersten Jahrzehnten zustande, sicher haben aber jene nicht so Unrecht gehabt, die von der Lokomotive fürchteten, sie würde wertvolles Herkommen vernichten. Gewiß hat zum Beispiel die Verbreitung der Mundarten wie der Landestrachten an ursprünglicher Gewalt durch die Vermischung der verschiedenen Volksteile miteinander manche Einbuße erlitten. Bis zu einem gewissen Grade wogen sich die Tendenzen allerdings auf. Vielleicht darf man sogar die Vertiefung der Einungsbewegung im deutschen Volke seit dem Jahre 1830 auf die neuen Verkehrslinien zurückführen, wie denn überhaupt das Überspringen der Gedanken und Gedankenrichtungen von Land zu Land, von Ort zu Ort von nun an wesentlich erleichtert worden war. Das Wort Wilhelm Raabes: „Das Deutsche Reich ist mit der ersten Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth gegründet worden“, entbehrt nicht eines gewissen Maßes von Wahrheit. Das zeigte sich bald im Großen wie im Kleinen. So liest man in einer Geschichte des Eisenbahnwesens: „In den Sturmjahren 1848—1849 sah man die Bahnhöfe der Eisenbahnen in einer Weise von Menschen besetzt, daß, wenn es sich um Beförderung derselben als Reisende gehandelt hätte, die Eisenbahnunternehmungen nur darüber Schmerz hätten empfinden müssen, daß sie die Massen fortzubewegen außerstande gewesen wären. Allein das große Interesse, das die auf den Bahnhöfen Erscheinenden betätigten, bezog sich lediglich darauf, daß die Lokalitäten der Bahnhöfe als die geeignetsten erkannt wurden zu Versammlungen und Verbreitung politischer Nachrichten. Die Folgen der Bewegung war das Darniederliegen jedweden Verkehrs, Stillstand im Eisenbahnbau, Stillstand in der Herstellung der erwarteten Verbindungen.“ Jedenfalls ist die geschichtliche Stellung des Bahnhofes mit dieser Feststellung noch lange nicht in seiner Gänze erfaßt. — Die Bezeichnung „Bahnhof“ scheint davon herzurühren, daß vielfach die Züge in eine hofähnliche Anlage mündeten. Die Art der



94. Leben und Treiben vor dem Bahnhof der Hamburg—Bergedorfer Eisenbahn. Lithographie aus dem Jahre 1842. (Nach dem Reichsbahnkalender 1935.)

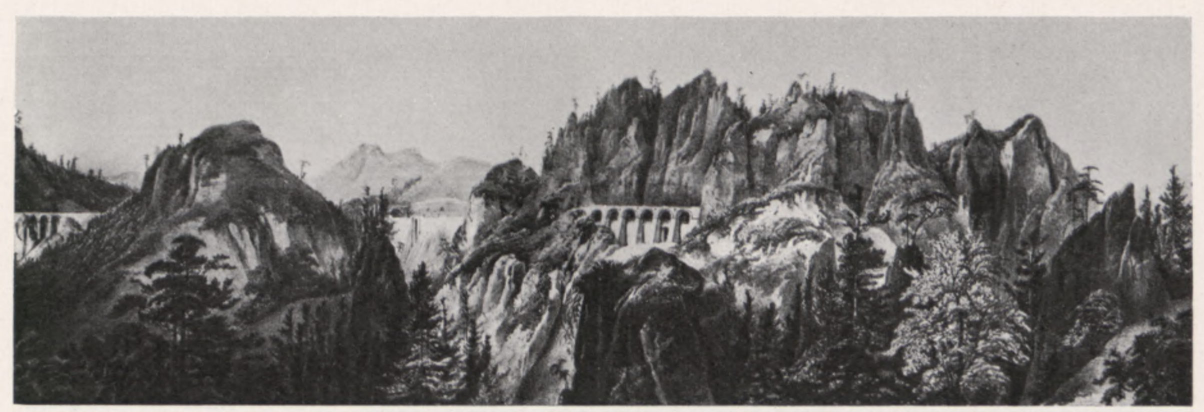
Anlagen verdienten freilich nicht bloß das Interesse der Techniker, sie stellt in den Abwandlungen ihrer architektonischen Formen auch einen Beitrag dar zur Geschichte der Anpassung des Baustiles an die Forderungen des Verkehrs. Das an Abwechslung so reiche Leben und Treiben auf den Bahnhöfen wird aber bald zum beliebten Schauplatz, auf dem Dramatiker wie Romanschriftsteller ihren Gestalten Gelegenheit zu allerlei überraschenden Begegnungen und Abenteuern vermittelten. Dort entwickelte sich ja auch in Wirklichkeit gesellschaftliches Leben aller Art.

Wenn im Jahre 1848 die Bahnhöfe vielfach die natürlichen Sammelbecken einlaufender Neuigkeiten bildeten, so erschöpft sich damit keineswegs die politische Rolle der Eisenbahnen. Schon die Beteiligung des Staates am Bau neuer Strecken, seine Initiative und seine Einflußnahme auf die Führung bestehender Unternehmungen eröffnete ein reiches Feld politischer Fragen verschiedenster Bedeutung. Gleichwertig trat neben diese das soziale Gewicht, das der neuen Verkehrseinrichtung zukam. Und dieses war schon deshalb nicht gering, standen doch die Angehörigen der niederen Stände als deren Nutznießer an erster Stelle. Wie die Statistik die großen Zahlen an Reisenden nur dadurch erreichte, daß sich eben die Minderbemittelten in gewaltigen Mengen der Dampfbeförderung bedienten, so kam sie andererseits bloß dadurch zustande, weil es der Nahverkehr vor allem war, der den meisten Zulauf auf sich lenkte. Bewegte sich demnach das alles noch in bescheidenen Grenzen, so wurde doch die Nation in ihren Teilen wie nie zuvor durcheinandergerüttelt. In manchen aber ward die in den Deutschen von jeher ruhende Sehnsucht nach der Weite nun erst recht wach und fand in den Bahnen den Weg der Erfüllung. Mit der Zunahme der Schienenstränge begannen die Deutschen das Kleinstädtische, das ihnen mangels einer gemeinsamen Hauptstadt stärker anhaftete, als Angehörigen anderer Nationen, allmählich abzustreifen. Die völlige Auswertung dieser Vorteile gelang freilich erst nach der staatlichen Einigung, die das Jahr 1871 brachte, aber die Anfänge reichen sicher noch in die Jahre vorher zurück. Wurden hiermit dem Bildungshunger weitere Ziele gesteckt, so läßt sich die Nivellierung nicht verkennen, die mit der Eisenbahn im gesellschaftlichen Leben ihren Einzug hielt. Jede Wagenreihe, die Reich und Arm zusammenpferchte und in schicksalshafter Verbundenheit von Ort zu Ort trug, versinnbildlichte diese soziale Wegrichtung. Gerade aus den sich aufbäumenden Protesten der Anhänger des Alten ersieht man dies deutlicher als aus anderen Stimmen. Die Geschichte der dritten Wagenklasse stellt in gewissem Sinne eine Geschichte zunehmenden Verständnisses für die Ansprüche und Rechte der ärmeren Schichten dar. Gewährte man anfangs dieser Art Reisenden nicht einmal ein Dach, so fand sich die österreichische Regierung 1851 veranlaßt, im Rahmen einer allgemeinen

Verordnung festzusetzen, daß selbst in den niedrigsten Klassen die Wagen mit Fenstern versehen sein müssen. Im gleichen Jahre wurde durch staatliche Konzessionsurkunde die Bahnverwaltung der Strecke Basel—Weißenburg dazu gezwungen, für die Wagen dritter Klasse Vorhänge vorzusehen. Man darf allerdings nicht verkennen, daß diese Abstufung vor aller Welt in Menschen erster, zweiter und dritter Klasse die sozialen Gegensätze auch verschärfte. Wenn man behauptete, daß dieses Sichtbarmachen der Unterschiede viele dazu brachte, lieber einen teureren Fahrschein zu lösen, konnte dies nur für Angehörige des Mittelstandes gelten. Das Proletariat fand sich damit nur noch sicherer von den anderen abgetrennt. Außerdem sorgten die Verwaltungen für weitere Absonderungen, indem neue und schnellere Züge eingestellt wurden.

Max von Weber schildert (1855) in eindrucksvoller Weise das Leben vor Abgang eines „Kurierzuges", wie da vornehme Damen, unbeschwert und sorglos, als gingen sie aus dem Boudoir in den Salon, aus ihrer Equipage nach dem Wartezimmer erster Klasse eilen. „Wunderbar hat auch die moderne Art des Fortkommens auf die Reisekostüme gewirkt. Wer besinnt sich nicht auf die großen, grauen Mäntel, die Kapuzen und Pelzmützen, die dicken Stiefel, die grauen Wollenstrümpfe unserer Väter, wenn sie in den Postwagen stiegen? Die schlechteste Kleidung wurde für die Reise herausgesucht und war gut genug, um im Wagen bestaubt und gedrückt zu werden. Weite Taschen mußten darin sein, um die kalte Küche und das Butterbrot aufzunehmen, welches Mutter und Tante vorsorglich in Papier packten, die kurze Pfeife mit Quaste und dem Alten Fritz oder Goethe und Schiller wurde in die Rocktasche geschoben — denn wie gut fing sie Feuer mit dem neuerfundenen Salpeterschwamme! — Der Koffer war schwer von Holz, mit Eisen beschlagen, den Luxus der Reisetasche kannte man nicht, was man bei sich behalten wollte, ward in ein Bündelchen gepackt oder gemächlich in die Wagentasche gesteckt — und nun gar die Frauen! Mit Kapuze, Filzschuhen, Schachteln und Kattunmänteln rückte der schönere Teil der Menschheit aus, um sich durch tunlichste Verunzierung gegen diejenigen Gefahren der Reise zu schützen, die vielleicht durch Grazie und Taille herbeigeführt werden könnten! — Jetzt ist das alles anders. Mit lackierten Stiefeln, Glacéhandschuhen tadellosen Sitzes, Jockeimützen oder Matrosenhut, in kurzem flüchtigen Habit, den Plaid über die Schulter geworfen, höchstens eine ganz kleine Tasche aus Gemsleder an einen Finger gehängt, die Toilettenutensilien, Operngucker und „Guide" enthält, hüpft der Herr in den Wagen: im knappsten, kokettesten Amazonenkleide, das frische, moderne Hütchen weit hinten auf dem glänzenden Haare, chaussiert, um vor hundert Zuschauern in und aus den Wagen steigen zu können, nur das leichteste Mäntelchen zurückflatternd am Halse, Flakon und Lorgnette am Gürtel, läßt sich die Dame auf den Tritt heben; der Kofferträger läuft mit dem glänzend roten juchtenledernen Köfferchen, das die Effekten des Paares für die kurze Tour nach London enthält, vorüber, und ist ihnen Wetter, Wind und Staub günstig, so steigen Herr und Dame nach zurückgelegten hundert Meilen so frisch und elegant aus dem saubern, bequemen Wagen, daß sie sofort in die Oper fahren können." Diese dem Verkehr zwischen Paris und London gewidmete Skizze hat mit entsprechenden Änderungen gewiß auch für Deutschland Geltung. Die Technik des Reisens wurde durch die Einführung der Eisenbahnen in vielem geändert. Dazu trug nicht wenig die größere Sicherheit bei. Weber behauptete gelegentlich, das Fahren im wohlgepolsterten Wagen der deutschen Bahnen sei sicherer als das Gehen auf eigenen Füßen, der Reisende sei besser geborgen als daheim im eigenen Bette. Von den 35 Millionen Passagieren auf den preußischen Eisenbahnen werden durchschnittlich im Jahre ohne ihr Verschulden $1^1/_3$ Personen getötet und 8 verletzt, während von den Bewohnern der größeren Städte von 25000 einer durch Mord, Brand, Wassernot, Einsturz oder Explosion ums Leben kämen. Hinzuzufügen ist noch, daß die Postwagen viel häufiger Räubereien ausgesetzt wurden, als dies in Deutschland gegenüber den Bahnen der Fall war.

Ja die Dampfkraft im Dienste des Verkehres hatte manches im Leben unseres Volkes gewandelt und umgestürzt, manches aus ihm hervorgelockt, was schon längst in ihm war. So ohne Zweifel die Begeisterung für die Schönheiten der Landschaft. Als Österreich 1854 den bereits sechs Jahre vorher begonnenen Bau beendet hatte, der in kühnen Schleifen und Kehren durch fünfzehn Tunnels und über sechzehn Talüberbrückungen Schienen den Semmering hinan auf die Höhe von 890 Meter emporführte, ward das Beispiel einer Eisenbahn geschaffen, an deren Weggestaltung Rücksichten auf die Schönheit des Panoramas mitbeteiligt waren.



95. Teilansicht aus einem Panorama der Bahn über den Semmering mit der Darstellung der Weinzettelwand. Lithographie im Besitz des Technischen Museums, Wien.

Karl von Ghega hatte verwirklicht, was noch zwei Jahrzehnte vorher nicht einmal als Traumphantasie im Gehirn von Zeitgenossen Raum hätte zu fassen vermocht. Zu wesentlich nüchterneren Grundsätzen bekannte sich der Württemberger Karl von Etzel, als er der Dampfbahn den Weg über den Brenner (1867) erschloß. Wer möchte aber bestreiten, daß trotz dem oft verwirrenden Wechsel der Bilder mit diesen und mit vielen anderen neuen Linien, die an deutschen Domen, Strömen, Bergen und Wäldern vorbeiführten, so manchem erst die Größe und Schönheit seines Vaterlandes und seiner Heimat zu Bewußtsein gekommen war? Vielfach zugleich die Möglichkeit Eigenes mit Fremdem zu vergleichen. Damit war für viele die seelische Voraussetzung gegeben, aus dem Kleinbürgertum und aus der Kleinstaaterei den Weg zur volkhaften Wirklichkeit und von da zur Welt zu gewinnen. Gedanklich war in diesem Sinne schon so Gewaltiges vorbereitet. Die Idee ohne die Fähigkeit der Abstraktion ist aber nichtig. Wer nicht im begrifflichen Denken geübt ist, bedarf der lebendigen Anschauung. Die nun ward durch die Verwohlfeilung des Verkehrs gerade jenen Schichten fürderhin geboten, die mit Augen sehen, mit Ohren hören müssen, um Vorstellungen ganz ihrem geistigen Besitz einzuverleiben. Das mit jedem Jahr sich erweiternde Eisenbahnnetz stellte ihnen aber gleichsam ein wunderbares Bilderbuch zur Verfügung, in dem sie von deutscher Vergangenheit und Gegenwart, von innerer Zusammengehörigkeit stets neue, oft überraschende Eindrücke einzufangen vermochten.

Die großen unmittelbaren wie mittelbaren Wirkungen, die durch die Verwendung der Dampfkraft für die Fortbewegung von Menschen und Gütern auf das wirtschaftliche Leben der Nation ausgeübt wurden, können hier nicht näher ausgeführt werden. Dies gehört der Wirtschaftsgeschichte an. Einige der in Betracht kommenden Beziehungen wurden bereits erwähnt. Die vereinheitlichende Kraft, die von diesem neuen Verkehrsmittel ausging, beschränkte sich nicht auf die Erweiterung und Vereinigung der landschaftlichen Einzelmärkte zu größeren Einheiten, beschränkte sich auch nicht auf Angleichung der Preise und Ausmerzung örtlicher Hungersnöte, sie griff Schritt für Schritt auf alle gesellschaftlichen Gebiete über. Sie „nationalisierte", wenn man so sagen darf, die Deutschen in erhöhtem Maße oder beschleunigte wenigstens die Nationalisierung. Ist das Bild erlaubt, die Schienenwege mit Blutgefäßen zu vergleichen, dann kann man sagen, daß die Eisenbahnen eine geistige, politische, nationale, wirtschaftliche wie gesellschaftliche Durchblutung des deutschen Volkes erst ermöglichten. Wenn freilich Friedrich List im Jahre 1837 bei Behandlung des Eisenbahnwesens



96. Station des optischen Telegraphen auf dem Marienberg bei Brandenburg 1835—1849. Lithographie im Besitz des Reichspostmuseums, Berlin.

in erster Linie an die schnelle Beförderung von Briefen, Journalen und Schriften dachte, so scheint gerade die Journalistik davon noch nicht den entsprechenden Gebrauch gemacht zu haben. Eine grundstürzende Änderung erfuhr die Nachrichtenvermittlung erst in dem Augenblick, als die Elektrizität in den Dienst des Verkehrs gestellt worden war.

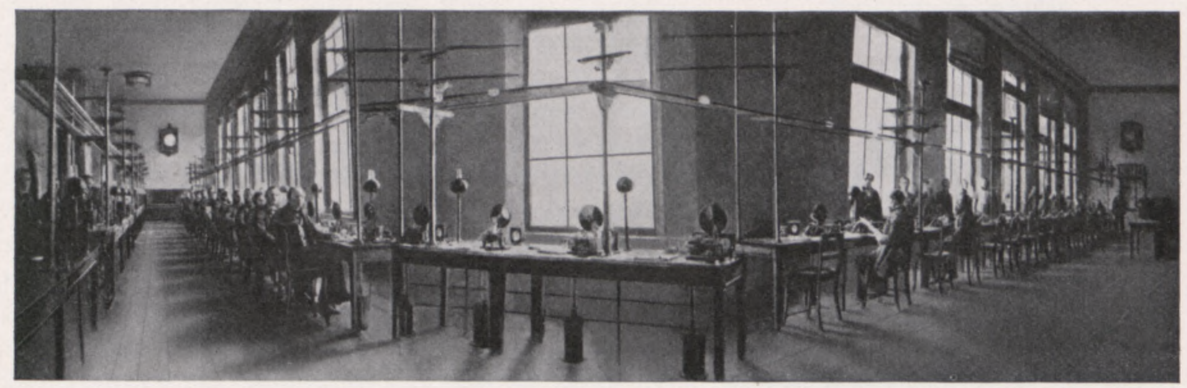
Der elektrische Telegraph eröffnete ganz neue Wege der Verbindung zwischen Mensch und Mensch. Vielleicht hätte das Jahr Achtundvierzig in mancher Hinsicht sich unter einem etwas anderen Bilde dargestellt, wäre man damals schon im Besitze dieses Verkehrsmittels gewesen.

Die Mittel und das Bestreben, auf schnellstem Wege Nachrichten und Anordnungen über weite Entfernungen hinweg zu befördern, waren seit jeher Gegenstand des Erfindergeistes. In ältesten Zeiten und bei Naturvölkern waren und sind es vielfach Signale aller Art, die Zeit und Raum zu überwinden suchen, um zu dem Ziele solcher Benachrichtigung zu gelangen. Seitdem dann der Ingenieur Claude Chappe im Jahre 1792 der französischen Nationalversammlung seine Maschine anbot, die durch ein Hebelwerk vom Dach der einen Station zur anderen vereinbarte Zeichen weitergab und er diese Einrichtung „Telegraphie" nannte, hat sich dieser Name allenthalben eingebürgert. Aber erst die Entdeckung des durch elektrische Ströme zu erzeugenden Magnetismus wies den Weg, den später alle Telegraphenverwaltungen übernahmen. Am leistungsfähigsten zeigte sich das von dem Amerikaner Samuel Morse 1837 erfundene und 1844 praktisch erprobte Striche-Punkte-System, das 1849 vom Deutsch-Österreichischen Telegraphenverein übernommen worden war.



97. Die Station Dahlem des optischen Telegraphen. Davor Preußische Telegraphen-Inspektoren in Uniform. Kupferstich aus dem Besitz des Reichspostmuseums, Berlin.

Der Vorteil, den der Telegraph brachte,



98. Die Zentral-Telegraphenstation in Berlin im Jahre 1862. Photographie im Besitz des Reichspostmuseums, Berlin.

lag nicht allein in der damals nicht zu überbietenden Raschheit, mit der Nachrichten von einem Ort zum anderen befördert werden konnten, er ruhte überdies in der verhältnismäßig einfachen und im Verhältnis zu den Erfordernissen, die der Eisenbahnbau mit sich brachte, in der wohlfeilen Art, die nötigen Anlagen einzurichten. Ohne Zweifel trug die Einführung dieser Form der Verbindung wesentlich dazu bei, den Rhythmus des öffentlichen Lebens zu beschleunigen. Was die Dampfkraft angebahnt hatte, das wurde von der Elektrizität nun übersteigert. Zuerst machte sich die Leichtigkeit gedankenschneller Übertragung von Mitteilungen, die Möglichkeit unerhört raschen Austausches von Nachrichten und Meinungen im geschäftlichen Verkehr geltend, im Verkehr sowohl der Staatskanzleien wie der privaten Unternehmungen und der Zeitungen. Erst von da aus übertrug sich allmählich das neue Zeitgefühl auf den bürgerlichen Alltag.

Der badische Diplomat Franz Freiherr von Andlaw bemerkt zum Jahre 1851: „Gegen Ende dieses Jahres war auch von Wien aus die Telegraphenlinie mit dem Großherzogtum eröffnet und wie hätte ich früher vermuten können, daß ich auf eine Anfrage in Karlsruhe die Antwort erhalten würde, ohne mich nur von meinem Schreibtisch zu erheben." Ein Jahr später schreibt er aber bereits: „Von nun an sahen wir uns in eine Zeit erhöhter Tätigkeit von fortwährender Unruhe versetzt, welche besonders gegen die behaglichen Zustände vor 1848 grell absticht. Eine Verhandlung, eine Aufregung reihte sich für uns Diplomaten an die andere und es schien, als ob mit der fortgesetzten Bewegung der elektrischen Telegraphen bei Tag und Nacht sich auch die Besorgung der Geschäfte nicht mehr nach einem regelmäßigen Laufe richten ließen."

Die Nötigung, die die Kostspieligkeit, aber auch die damaligen technischen Vorkehrungen zur Folge hatte, übten ihren Einfluß auf die Fassung der auf elektrischem Wege übermittelten Nachrichten. Verschiedene Verwaltungen schlossen Depeschen von mehr als hundert Wörtern aus, solange kürzere vorlagen. Das zwang zu möglichster Knappheit des Ausdrucks, zu größter Konzentration auf das Wichtige. Wie schon die Eisenbahn zur Pünktlichkeit durch die Unerbittlichkeit ihrer Fahrpläne erzog, so trug der Telegraph dazu bei, den tätigen Teil der Bevölkerung an die Beschränkung auf das Wesentliche im Mitteilungsaustausch zu gewöhnen. Damit war ein weiteres Stück biedermeierlichen Sichgehenlassens aus der Generation ausgetrieben worden. Das mußte auch irgendwie auf den Briefverkehr Einfluß ausüben. Die erhöhte Leichtigkeit des Reisens, die Häufigkeit des Ortswechsels, die auf den Schienenwegen von jetzt an zur Regel wird, nötigt zu brieflicher Verbindung. Aber im selben Maße als sich diese nun verdichtet, werden die Briefe sachlicher. Die klassische Zeit des Briefschreibens ist vorüber. Die Nüchternheit des Geschäftlichen herrscht vor. In diesem Sinne

Der Telegraph.



„Gott! was e schöne, prächtige Erfindung, so e Telegraph! In zwanzig Minuten den ganzen Coursbericht vun Hamborg nach Wien! Nor Schad', daß ihn annere Leut' aach könne benütze!" —

99. Ansichten des jüdischen Kaufmanns über die schnelle Übermittlung des Börsenberichts durch den Telegraphen. Karikatur aus den ,,Fliegenden Blättern" vom Jahre 1851.

spottet ein ,,Modernes Liebeslied" betiteltes Scherzgedicht:

Deines Blickes Telegraphen
Haben's schnell mir depeschiert,
Daß das Handlungshaus der Liebe
Daß dein süßes Herz falliert.

Im gleichen Maße auch, als die Post an Bedeutung für die Fortbringung von Menschen an Bedeutung einbüßte, gewann sie fortan Wichtigkeit für die Vermittlung des Briefverkehrs. Dampfbahn und Telegraph wirkten zusammen.

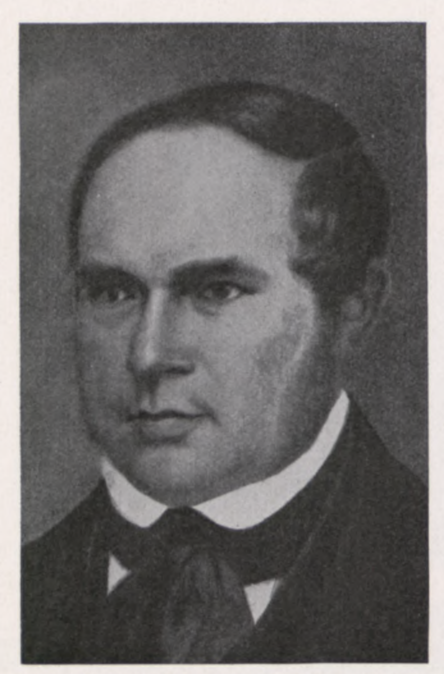
An diesen scheinbar entfernten Enden kulturellen Lebens zeigt sich aber, wie das in sich zerrissene Gefüge der Nation auch da allenthalben nach organischer Vereinigung der Teile strebte. Hatte auch eigensüchtige Politik die natürlichen Zusammenhänge vielfach künstlich und unter allen möglichen Vorwänden und Ausflüchten auseinandergezerrt, die Forderung der Wirklichkeit erwies sich stärker. Der Deutsche Bundestag freilich war nicht das Instrument, solchen Strebungen Inhalt und Form zu geben. Schon auf dem Wiener Kongreß wurde der Wunsch geäußert, die Post zu einer Bundesanstalt zu machen und vier Jahre später lebte dieses Verlangen wieder auf und hörte eigentlich niemals auf, aber dem standen die Ansprüche der Taxis hindernd im Wege. Und diese Ansprüche und verbrieften Rechte hätten vielleicht noch länger den Bedürfnissen der Nation Widerstand zu leisten vermocht, wäre nicht die Eisenbahn plötzlich in dieses Idyll hineingeplatzt. Mit ihr konnte weder der Hauderer noch der reitende Kurier in Wettbewerb treten. Die Postverwaltungen waren gezwungen, mit den Eisenbahnunternehmungen Verträge abzuschließen und immer mehr von ihren Vorrechten an sie abzugeben. Es war trotzdem ein Ruhmestitel, den sich die österreichische Regierung erwarb, als sie im Jahre 1842 mit einzelnen deutschen Postverwaltungen Abkommen zu treffen begann, die eine Vereinheitlichung und Verbilligung der Posttarife zum Ziele hatten. Man ging aber noch einen Schritt weiter. Am 13. beziehungsweise 31. März 1847 wurde in Wien und in Berlin eine gemeinsame Denkschrift unterzeichnet, die nichts weniger als die Gründung eines deutschen Postvereins bezwecken sollte. ,,Das Zustandekommen ausgedehnter Eisenbahnverbindungen", heißt es darin, ,,welche die Landesgrenzen durchschneiden, wird in der nächsten Zukunft dem internationalen Postverkehr eine von der gegenwärtigen wesentlich verschiedenen Gestaltung geben. Es wird die unabweisbare Notwendigkeit eintreten, die kürzesten Wege für den Korrespondenztransport vorzuwählen, wobei die hier und dort noch bestehenden, durch Verträge erworbenen ausschließlichen Rechte auf die Beförderung gewisser Korrespondenzen dem Publikum gegenüber zu postalischen Verlegenheiten führen müssen." Man strebte darum ein System freier Bewegung und billiger gleichmäßiger Portotaxen an. Die vom Oktober 1847 bis Februar 1848 zu Dresden stattfindenden Konferenzen von Vertretern aller deutscher Postverwaltungen kamen immerhin zu Vorschlägen, die einen

Schritt nach vorwärts auf dem Wege der Einigung darstellten. Zwar erklärte die erste deutsche Nationalversammlung die Post als Sache des Reiches, doch entsprangen dieser Erklärung keine praktischen Folgen. Erst der Vertrag zwischen Preußen und Österreich vom 26. April 1850 schuf durch die Gründung des „Deutsch-Österreichischen Postvereins" diese beiden Reiche zu einem ungeteilten Postgebiet, dem sich mit Ausnahme des Herzogtums Limburg bald alle deutschen Staaten eingliederten. Zugleich folgte man dem Beispiele Großbritanniens und führte die aufklebbare Briefmarke ein, wenigstens gilt dies im Jahre 1850 für Österreich, Preußen, Sachsen, Schleswig-Holstein und Hannover. Im folgenden Jahre schlossen sich Baden, Württemberg und Oldenburg an. Man war zu Anfang dieser Einführung nicht gewohnt, jeden Brief vor seiner Absendung freizumachen und empfand den Zwang, den die Postverwaltungen dadurch ausübten, daß sie auf unfrankierte Sendungen ein Zusatzporto (Strafporto) legten, als Belästigung. Das kam zum Teil davon her, daß es trotz aller Vereinfachungen noch immer eine Fülle abgestufter Tarife gab, die das Publikum zum Besuche des Schalters nötigten. Dafür wurden die Kosten des Briefversandes von Jahr zu Jahr niedriger. Im Jahre 1857 konnte ein kritischer Beobachter auf die Tatsache hinweisen, daß noch bis 1844 ein einfacher Brief innerhalb der Grenzen Preußens 19 Silbergroschen kostete. „Zur Stunde geht aus allen Teilen des deutsch-österreichischen Postvereins für nicht $^2/_3$ dieses Betrages (12 Silbergr.) ein Brief (eine Zeitungsnummer für 1 Silbergr.) via Southampton bis nach Australien und dessen weitentlegene Nachbarschaft — aus Baden via Frankreich für 33 Kreuzer (9—10 Silbergr.) nach der nordamerikanischen Union, aus der Schweiz sogar für 7—8 Silbergr. (95 Cts.)" Wieder ging Österreich mit der Einführung des Einheitsportos 1861 voran. Erst 1868 folgte der Norddeutsche Bund auf diesem Wege. Mit jeder dieser Reformen wuchs die Zahl der Briefsendungen. In Österreich stieg die Zahl der beförderten Stücke von 31196000 im Jahre 1851 auf 54195400 im Jahre 1856 und in Preußen zählte man 1850 ihrer 52763508 Briefe, während 1856 schon 110485271 der Post anvertraut wurden. So ist es nicht verwunderlich, wenn die Post immer mehr in der Bevölkerung an Boden gewann und über ihr ursprüngliches Wirkungsgebiet hinausgriff. Schon früh hatte sie den Vertrieb von Zeitungen (Postdebit) übernommen, indem es ermöglicht wurde, daß jedes Postamt die Bestellung auf eine inländische oder ausländische Zeitung entgegennahm. Die Verbindung mit dem Wirtschaftsleben gestaltete sich noch inniger, als 1865 nach englischem Vorbilde die Postverwaltung in Preußen und dann auch in Österreich die Übermittelung von Geld auf Anweisungen in ihren Pflichtenkreis aufnahm. Nicht lange darnach konnten solche Anweisungen sich selbst des Telegraphen bedienen. Im Jahre 1869 war es möglich, daß zum Beispiel in Österreich



„An mein Herz — an meine Lippen, süßes Pfand meiner Liebe! Ich küsse dir! Wo meiner himmlischen Lowisa Purpurlippen dir benetzt, wo ihre Rosenfinger dir uf den Brief jedruckt, da will ich ooch meinen Mund druf pressen und in tausend Küssen will ich wonnige Lust einsaugen im Jedanken an dir, jottvolle Lowisa! Nee, wahrhaftig! was so 'ne eenfache Jroschenmarke für Jefühle in Eenem erregen duht — des is — scheußlich — jottvoll!!"

100. Der Liebhaber und die Briefmarke. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" vom Jahre 1852.


126. Der Buchhändler Karl Bädeker. Ausschnitt nach einem Gemälde.

Geldbeträge bis zu 50 Gulden an alle Postorte des Inlandes auf telegraphischem Wege angewiesen wurden.

Durch die Verwendung von Dampfschiffen und Eisenbahnen und durch die Heranziehung des Telegraphen wurde das Verhältnis der Länder zueinander und innerhalb der Länder zwischen den Landschaften und darüber hinaus zwischen den einzelnen Menschen mindestens äußerlich in zunehmendem Maße engmaschig. Die Vorteile lagen nicht bloß in der leichteren Möglichkeit, mit Hilfe drahtlicher Benachrichtigung dem flüchtigen Verbrecher nachzujagen oder vielleicht sogar voranzueilen. Es wurden durch diese Einrichtungen doch sehr viele Kräfte frei, die bis dahin überhaupt nicht zur Entfaltung gelangen konnten oder infolge der Schwerfälligkeit der Verhältnisse stark gehemmt waren. Man würde aber fehlgehen, meinte man, es handle sich hierbei bloß um das wirtschaftliche Dasein. Die Umgestaltung des Verkehrs wandelte in vieler Hinsicht die Beziehung des deutschen Menschen zur Welt überhaupt. Wenn auch nicht sofort, so tritt doch von nun an neben die Gestalt des reisenden Engländers, der vorher allein das Feld behauptete, auch die des reisenden Deutschen. Wenn ferner Karl von Holtei mit Bezug auf die Zeit um ungefähr 1828 von der bekannten Schauspielerin Sophie Müller im Jahre 1845 sagt: „Man kannte in Berlin kaum deren Namen. Damals war die Reiselust noch nicht so allgemein, die Wege zu ihrer Befriedigung waren noch nicht so geebnet als heutzutage,“ so gesteht der gewiß den neuen Beförderungsmitteln nicht eben freundlich gesinnte Schriftsteller, daß neben der erhöhten Bequemlichkeit und der damit gesteigerten Freude an Ortsveränderungen die Gelegenheit zum gegenseitigen Sichkennenlernen eine für das nationale Leben nicht unwichtige Erleichterung erfuhr. Das hatte sicherlich gerade für das staatlich und stammhaft so stark in sich gespaltene Deutschtum, in dessen Mitte die politischen und landschaftlichen Verschiedenheiten noch dazu mit einer gewissen Zärtlichkeit gehegt und gepflegt worden waren, tiefgreifendere Bedeutung als etwa für Franzosen oder Engländer oder irgendein anderes europäisches Volkstum. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, jetzt erst hätte das deutsche Volk sich selbst kennengelernt. Ohne Zweifel machte sich mindestens das eine geltend: das nationale Fühlen und Denken stieg aus den Bezirken romantischer Entzückung auf den Boden der Tatsachen herab, Idee und Wirklichkeit konnten den Weg zueinander finden. Man war in die Lage versetzt, sich mit eigenen Augen über die Leistungen des eigenen Volkes ein Urteil zu bilden, über künstlerische wie über Schöpfungen des Gewerbefleißes und der Erfindungsgabe. Und nicht zuletzt stand die Möglichkeit, das, was das Ausland geschaffen hatte, mit dem eigenen nationalen Können zu vergleichen.

So bekamen jetzt erst die verschiedenen Gewerbeausstellungen ihren Wirkungskreis und oft erst die Voraussetzungen für ihren Erfolg. Der Dampfbetrieb im Dienste des Verkehrs hatte die Fenster und Tore zur Welt aufgestoßen und viele verträumte Deutsche erst zu sich selbst geführt und ihnen ihr Verlangen nach der Unendlichkeit klar vor die Seele gestellt. Dieses Streben schloß mit wissenschaftlicher Gründlichkeit in dem Essener Buchhändler Gott-

schalk Diedrich Bädeker (1801—1841) ein Bündnis, dessen Vollstrecker dann sein Sohn Karl in Koblenz werden sollte. Mit einer von Professor Klein 1828 herausgegebenen „Rheinreise" begann die Reihe seiner Reisewerke. Wenn vorerst John Murray mit seinen „Handbooks for Travellers" als Vorbild diente, so hatte Bädekers 1839 erschienener „Führer durch Belgien und Holland", 1842 sein Handbuch für Reisende in Deutschland, 1844 jenes für die Schweiz, 1855 jenes für Paris usw. das englische Vorbild nicht nur sehr bald erreicht, sondern übertroffen. Der Name „Bädeker" verlor seinen persönlichen Klang, er wurde zu einem Begriff. Die roten Bände begleiteten nicht nur Deutsche, sie leiteten auch Angehörige aller anderen Nationen auf ihren Fahrten durch die Welt und wurden so zum Sinnbild siegreicher Sachlichkeit, die kulturelle Interessen mit praktischer Lebenskenntnis reibungslos miteinander vereinte.

Auch auf solchen Nebengeleisen des nationalen Daseins zeigte sich in der Zeit staatlicher Machtlosigkeit klarer als anderswo, wie die lebendigen Kräfte deutschen Volkstums allenthalben zum Lichte strebten und sich allen Hemmnissen zum Trotz auch zum Lichte durchrangen. Die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, die Telegraphenlinien, die gewiß bloß nüchternen sachlichen Erwägungen ihre Gründung und ihren Ausbau verdankten, wenn auch Männer wie Friedrich List von Anfang an weiter blickten, sie wurden letztlich, wie schon erwähnt wurde, zu Werkzeugen vertiefter Nationalisierung des deutschen Volkes.

FRAU UND FAMILIE.

Die Unausgeglichenheit der Zeit von 1830 bis 1870, der Kampf, der in ihr zwischen Überlieferung und dem Streben nach neuer Lebensgestaltung ausgekämpft wird, offenbart sich vielleicht an keiner Stelle so deutlich und unverhüllt, wie dort, wo es gilt, die Stellung der Frau in der Gesellschaft zu umreißen. Hatte die Romantik, namentlich in ihren Anfängen, die Neigung gezeigt, sich über die überkommenen Bindungen hinwegzusetzen, wo sie die persönliche Freiheit und Schöpferfreude des einzelnen hemmte, so war sie doch weit davon entfernt, daraus allgemeine Folgerungen zu ziehen, die der Gemeinschaft hätten verderblich werden können. Der Mensch des Biedermeiers ordnete sich vollends demütig in die Ordnungen ein, die Staat und Gesellschaft als Erbe der Vergangenheit übernommen hatten. Wie dies neuerdings an Adalbert Stifter gezeigt werden konnte, steht hier die Familie an erster Stelle. Der Staat und die Gesellschaft bauen sich auf den durch Blut und Heimat gegebenen Voraussetzungen auf. Mag sein, daß die dem Muttertum so günstige Stimmung die gemütsbestimmte Quelle war, aus der der große Baseler Rechtsgelehrte Johann Jakob Bachofen (1815—1887) zur Erkenntnis des Mutterrechtes gelangt war, jener bei Naturvölkern sich findenden Einrichtung, wonach die Kinder Name, Besitz, Stammeszugehörigkeit und Vorrechte von der Mutterseite her erben, so gehört es zur idyllischen Veranlagung jener Zeit, daß sie in der Familie den festen Punkt sah, auf den sie sich stützte. In diesem Sinne baute der Berner Patrizier Karl Ludwig von Haller († 1854) den ganzen Staat auf und löste das Verhältnis von Untertanen zur Obrigkeit in jenes der Kinder zu den Eltern auf. Die Gewissensfrage, die der junge revolutionär gesinnte Heinrich Laube stellte: „Willst du Patriachaler oder Republikaner sein?" deckte den Trennungsstrich auf, der im Vormärz viele Deutsche weltanschaulich voneinander schied. Das alles spiegelt sich in dem Verhältnis jener Generation zum weiblichen Geschlecht wider.

Die ehrfürchtige Anerkennung der überlieferten Zustände als etwas dauernd Gültiges mußte in der Ehe das Ruhende und Sichere erblicken, das allein den Wirrnissen der Zeit

Trotz zu bieten imstande sei. Innerhalb der Ehe ward der Vorrang des Mannes wenigstens nach außen hin als etwas angesehen, das in der sittlichen Weltordnung selbst begründet sei. Als natürliche Folge ergibt sich aus solcher Einstellung die Macht gesellschaftlicher Konvention, die sich wie eine unübersteigbare Schranke allen versuchten Änderungen entgegenstemmt. Zugleich tritt ein Zug von Entsagung durch die Seele dieser Generation. Es ist kein Zufall, daß die bekannte Wienerin Karoline Pichler (1769—1843), deren Salon im Vormärz das Stelldichein aller in ihrer Vaterstadt lebenden oder dort einige Zeit verweilenden Berühmtheiten bildete, daß diese Frau sich der Stoa zugetan fühlte und beim Erscheinen von Ernsts von Feuchtersleben „Zur Diätetik der Seele" (1838) ein freudiges Wiedersehen mit ihrem geliebten Seneca feierte. Irgendwo und irgendwie sucht jede feiner abgestimmte Individualität dem Zwange gesellschaftlicher Regeln zu entgehen. Entweder verlegt sie den Kampfplatz in das eigene Ich, zieht sich gleichsam von sich selbst zurück und sucht im Selbstvergessen Trost, oder sie sagt der Gesellschaft und ihren Geboten den Krieg an und macht die äußere Welt zur Arena ihrer frohgemuten Streitlust. Beide dieser Formen, sich mit der einengenden Kraft der Umgebung auseinanderzusetzen, begegnen uns zu Beginn unseres Zeitraumes. Bei der Rolle nun, die der Frau im Haus, in der Familie zukommt, wird man verstehen, daß im Mittelpunkte jener Auseinandersetzungen die Frage nach den Beziehungen zum Weibe, zur Liebe, zur Ehe die Gemüter bewegte.

Darf man die Dichtung als untrügliches Spiegelbild der zeitgenössischen Gefühlswelt ansehen, dann wird man wohl behaupten können, daß den Generationen, von denen hier die Rede ist, das hell auflodernde Feuer verzehrender Leidenschaft im allgemeinen fremd blieb. Man wende nicht ein, daß Richard Wagner damals schon seine Isolde den Liebestod sterben ließ. Nicht das Werk des einzelnen besitzt da Beweiskraft, sondern erst die Anerkennung, die ihm von der Öffentlichkeit zuteil wird. Die große Öffentlichkeit bekannte sich aber erst später zu dem Schöpfer des Nibelungenringes. Die aus dem Leben und ihren Verwickelungen schleichende Sappho Grillparzers und Medeas Schlußwort:

> Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
> Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum! —

diese alles eher als heldische Haltung sie entspricht dem Fühlen der Zeit viel mehr als der dem Schicksal trotzende Sinn eines Hagen, einer Brünhilde. Das geht am deutlichsten aus der Tatsache hervor, daß sich auch die Gegenrichtung, daß sich auch die umstürzlerische Abkehr von aller Konvention nicht auf der Ebene heroischen Wollens bewegt, daß in ihr nichts von innerer Glut zu merken ist. Nein, die Jungdeutschen, die sich mit so lauten Gebärden wider die überlieferten Anschauungen aufbäumten und gerade Frauentum, Ehe und Liebe zum Gegenstande ihrer Betrachtung wählten, sie kamen an die Dinge von außen heran, zergliederten sie mit ihrem stets wachen Intellekt und konnten deshalb auch immer nur im Kreise Intellektueller auf Widerhall rechnen. Allerdings war die konventionsgebundene Welt, die sie umgab, mit ihrer erzwungenen politischen Tatenlosigkeit auch nicht danach angetan, dem heranreifenden Geschlechte zu geben, wonach Jugend nun einmal verlangt: Bewegung, Richtung nach einem großen Ziele. Andererseits gebrach es den von Börne und Heine auf französische Vorbilder gewiesenen Jungdeutschen an der notwendigen Ursprünglichkeit gesunder Jugend. Sie erschöpften ihre besten Kräfte in nutzloser Verneinung. Karl Gutzkow mag Recht haben, wenn er spottend auf jene Zeit blickt und behauptet: „Es herrschten die Almanache mit ihren goldrändigen Entsagungsnovellen, die Stunden der Andacht mit ihrem in Zucker kandierten,



127. Prosper Enfantin (1796—1864).

nachsichtigen Christentume, die Tränenfisteln der schriftstellernden Damenwelt, der Pedantismus der Schulen, die sterile Arroganz der Katheder, die Prüderie der Strickstrumpftugenden und die Geistreichigkeit der Teetische." Was freilich er selbst und seine Weggenossen an die Stelle des bisher Bestehenden setzten, war nicht danach, die Gegenwart unmittelbar weiter zu führen.

Soweit es sich nun um die Lösung der Frauenfrage handelt, ging man wie auf dem Gebiete der praktischen Politik so auch hier französischen Anregungen nach. Der eigenartigen religiös-sozialistischen Lehre Saint-Simons gab nach dessen Tod sein Schüler Barthélemy Prosper Enfantin (Abb. 127) eine echt gallische Wendung, indem er die Verherrlichung, die sein Meister der Industrie und Arbeit zuteil werden ließ und die von jenem ausgesprochene Gleichwertigkeit von Geist und Materie auf das Verhältnis der Geschlechter zueinander ausdehnte. Das sinnliche Begehren wurde vom Makel der Sündhaftigkeit befreit und aller Bindungen entledigt, die es durch Sitte und Gewohnheit wie Gesetz von der Natur trennten. Aus diesen Banden sollte es befreit werden. „Emanzipation des Fleisches" war eines der Schlagwörter, das die Jungdeutschen dem Wortschatze des saintsimonistischen Schwärmers entlehnten. „Emanzipation des Fleisches" hieß zugleich Emanzipation des Weibes, hieß Auflösung der alten Formen der Ehe. Heinrich Heine, der die französische Ausgabe seines Buches „De l'Allemagne" Prosper Enfantin gewidmet hatte, war jedenfalls einer der Herolde dieser neuen Lehre in Deutschland. In Frankreich selbst machte man dem Apostel der Weibergemeinschaft den Prozeß und schickte ihn ins Zuchthaus. Auf deutschem Boden aber wirkte seine Lehre auch weiterhin noch nach und wurde verstärkt durch die Verbreitung, die hier den Romanen der George Sand zuteil wurde. Die berühmte französische Schriftstellerin, die eine Zeitlang auch den Gedanken Saint Simons anhing, ging mit dieser Richtung soweit, als es ihr um die Verherrlichung der Liebe zu tun war. Und noch etwas verband sie in der Vorstellung der Zeit mit den neuen Bestrebungen. Das war ihr Kampf wider die Konvenienzehe, die von den meisten zunächst als Kampf wider die Ehe an sich aufgefaßt worden war. Die bis dahin unerhörte Offenheit, mit der sich diese Frau über solche Fragen ausließ, und die Offenheit, mit der sie ihre Überzeugungen durch ihr Leben verwirklichte, machten begreiflicherweise tiefen Eindruck auf alle kritisch eingestellten Zeitgenossen. Ebenso wird man verstehen, daß man bei der Ungewohntheit ihres Auftretens die Absichten, die sie vertrat, leicht falschen Deutungen aussetzte. In Deutschland freilich war mit dem hohen Schwunge, mit dem die Romantiker an Abgründen vorüber dem freien Bunde der Geschlechter zustrebten, die Fähigkeit verlorengegangen, die Dinge mit nötiger Feinheit und nötigem Zartsinn zu behandeln. Heinrich Heine, der in seiner sehr eingängigen Versmelodie vielfach der Zote und den niedrigsten Lüsten Flügel lieh, mischte in den Schmelztigel der Dissonanzen seiner Zeit den geistreich vorgetragenen Zweifel an echtem Empfinden. Zwischen den Rassen und Volkstümern stehend, überschattet von der Tragik seelischer Heimatlosigkeit, schwankte er selbst zwischen widerstrebenden Stimmungen hin und her, sang heute von der Mutter Gottes in Kevlaar und morgen von Liebesfesten, die er in den Armen von Pariser Grisetten feierte. Der Einbruch fremder Anschauungen gerade in

bezug auf die Frau und die Liebe ist durch das Auftreten der aus ihrem bisherigen nationalen Dasein in die abendländische Welt verschlagenen Juden nicht zu verkennen. Wie schreibt doch Ferdinand Lassalle zu Anfang der vierziger Jahre an eine junge verheiratete Frau? „Schütze nicht Prüderie vor, nicht Sittsamkeit, nicht Pflicht der Ehe; Du verlachst sie, diese Borniertheit des Bürgers, die er Tugend nennt, diese Ammenmärchen der Großmutter . . .!" Unverhüllt wagt sich jetzt die Brunst in lockenden Bildern auf den Marktplatz.

Unter dem Einflusse solcher Umweltseindrücke, durch eigene Erlebnisse gesteigert, will Gutzkow einen weiblichen Werther des neunzehnten Jahrhunderts schreiben. Als Frucht dieses Strebens kommt 1835 „Wally, die Zweiflerin" zustande, ein Werk, dem unverdiente Beachtung geschenkt wurde, als seinetwegen das Junge Deutschland vom Deutschen Bunde verfolgt wurde. Dem Romane gebricht es allenthalben an Ursprünglichkeit des Empfindens, überall bleibt er im Gedanklichen stecken, leidet an der Unnatur, in der diese Welt versank, die im Banne unlösbarer Zwiespalte sich bewegte. Soll es Zufall sein, daß rings um den Schöpfer der unglücklichen „Wally" die Frauen, die bei dem Entstehen seines Werkes zu Pate gestanden haben, aus jener Zwitterwelt stammen, die sich damals zwischen den Nationen und Rassen auftat, die sich zum Teil beim Bestreben, diese Klüfte zu überbrücken, selbst aufrieben. Da war einmal Varnhagens von Ense Frau, die geistreiche Rahel Levin-Marcus, dann Charlotte Stieglitz, die sich 1834 erdolchte, um durch ihren Opfertod den als Dichter nur mäßig begabten Gatten, Heinrich Stieglitz, über sich selbst emporzuheben und zu schöpferischer Kraft hinanzutreiben. Dazu kam schließlich der Verleger des Buches Löwenfeld. So hatte denn der Dichter auch eine jüdische Frauengestalt neben Wally gestellt, Delphine, von der er sagt: „Sie würde jeden lieben, der sie liebt."

Das alles war noch lange nicht zu Ende gedacht. In der unmittelbar darauffolgenden Erzählung „Seraphine" weicht der Dichter einige Schritte von seiner Freiheitsstellung zurück, wenn er behauptet: „Worum handelt es sich? Um Mann, um Weib, um zwei Naturprodukte, die wohl verschieden sein müssen, weil sie sonst nicht bestimmt wären, sich einander zu ergänzen. Es fragt sich nur: Wo ist die Einheit?" Die Erziehung der Frauen muß nicht davon ausgehen, es den Männern gleich zu tun, sondern davon, ihnen etwas zu geben, was sie nicht besitzen, der eine muß in dem Fache des anderen Laie sein und nichts dafür besitzen als Empfänglichkeit." Damit sprach er so ziemlich das Gleiche aus, das der herrschenden Meinung jener Zeit entsprach und der in Deutschland auch die Vertreter des Fortschritts im allgemeinen huldigten.

In diesem Sinne spricht sich auch der bekannte liberale Staatsrechtslehrer Karl Welcker in dem von ihm und Rotteck herausgegebenen Staats-Lexicon im Jahre 1838 aus, wo er der Familie ein Hohes Lied singt. Zugleich bekennt er aber: „Die Zulassung der Frauen zu den landständischen Versammlungen hat sich nun in Baden, in den beiden Kammern der Stände seit achtzehn Jahren als völlig unschädlich und als heilsam bewährt. Nie habe ich auch nur den geringsten Nachteil davon anführen hören. Wohl aber hat diese Teilnahme der Frauen auf würdigen, anständigen Ton und vor allem auf eine lebendige und würdige öffentliche Meinung — diese Seele aller freien Verfassungen — sichtlich wohltätig eingewirkt. Die Frauen — gerade weil sie nicht an den leidenschaftlichen Kämpfen unmittelbaren entscheidenden Anteil nehmen, sich auch um keine Orden und Ämter bewerben, und da also ihre freie Meinungsäußerung nicht durch Leidenschaft und niedrige Motive der Furcht und der Interessen bestochen ist, wie die so vieler Männer — die Frauen mit ihrem feinen unmittelbaren Sinne und Takte für das Würdige, mit ihrem schnellen Blicke insbesondere für männliche Würdigkeit und Unwürdigkeit haben zu allen Zeiten, so weit sie Anteil nehmen an der öffentlichen Meinung, dem Würdigen und Rechten ihre Beistimmung gegeben." Allerdings bekennt sich an diesem Orte der liberal gesinnte Rechtslehrer nicht für unbeschränkte Beteiligung der Frauen an den Staatsgeschäften; sie sollen an den „entscheidenden Abstimmungen und den dazu führenden Streitverhandlungen keinen unmittelbaren Anteil nehmen und keine öffentlichen Ämter ver-

walten dürfen.“ Die Begründung hierfür kennzeichnet vielleicht am klarsten die Auffassung, die Welker vertritt: „Nur dieses wird im allgemeinen zur Erhaltung ehelicher und Familienverhältnisse und der wahren Weiblichkeit und weiblichen Lebensbestimmung ausgeschlossen.“



128. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern“ vom Jahre 1847.

Zwischen Welcker und die Jungdeutschen schiebt sich eben nicht bloß ein volles Menschenalter, es führen da nicht nur zwei verschiedene Generationen miteinander Zwiesprache, die gesellschaftlichen Voraussetzungen, von denen sie ausgehen, sind andere. Die Quellen, aus denen die noch ziemlich unklare Auffassung eines Gutzkow oder des jungen Laube gespeist wird, ist in den sozialistischen Theorien der Nachfolger nach Henri Saint Simon zu suchen. Und auch die George Sand, deren Großmutter übrigens eine natürliche Tochter des Marschalls Moritz von Sachsen war, die, wie es scheint, den Zug zu einer nachgerade mystischen Verinnerlichung des Begriffes Liebe dem Einschlag deutschen Blutes verdankt, der durch ihre Adern rollte, auch sie fühlte sich (mehr gefühlsmäßig als durch Lehrmeinungen bestimmt) als Sozialistin. Die deutschen Schriftsteller aber sprachen in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts aus reinem Widerspruchsgeist, aus persönlicher Unzufriedenheit mit den herrschenden Verhältnissen die Sprache der französischen Weltverbesserer. In ihrem Vaterlande fehlte es noch an den durch die Tatsachen gegebenen Vorbedingungen. Was aber den Liberalismus betraf, so verleugnete er niemals seine Herkunft aus der Schichte des besitzenden Mittelstandes. Wenn später das Wort „Bourgeois“ im Munde der Arbeiter zum Sammelbegriff selbstzufriedener Unbelehrbarkeit und kleinlichen Eigennutzes werden konnte, so war es der liberale Kleinbürger, den sie vor Augen hatten. Seine geistige Unbeweglichkeit zog sich, wo es ihm an Gründen gebrach, gern auf naturrechtliche Beweisführungen zurück. Wie hochmütig tut nicht eine ähnliche Enzyklopädie aus dem Jahre 1846 die Frage der Emanzipation der Frauen ab. „Das Weib ist seiner natürlichen Bestimmung nach auf die Familie hingewiesen und an deren Haupt, den Mann, geknüpft. Verschlossen bleiben ihm also die Sphären der staatlichen Tätigkeit sowie die Kunst und Wissenschaft.“ Im übrigen bezieht man sich auch

auf die „öffentliche Meinung", ohne freilich zu sagen oder zu erkennen, daß man selbst an dem Zustandekommen dieser öffentlichen Meinung beteiligt ist. So heißt es an derselben Stelle: „Gegen eine direkte und unmittelbare Beteiligung der Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die öffentliche Meinung stets entschieden erklärt und es verhallten einzelne Stimmen, welche sich zugunsten jener Umkehr der natürlichen Verhältnisse etwa erhoben, entweder ungehört, oder sie gaben höchstens Satirikern und Lustspieldichtern willkommene Sujets in die Hand."

Für vieles aber, was die Grundlage dieser Auffassungen darstellte, fehlte es schon damals, aber noch mehr in der Folge an sachlicher Berechtigung. Der Hinweis auf die naturgegebene Bestimmung des Weibes im Rahmen der Familie verlor viel an Gewicht, da sich weder Staat noch Gesellschaft viel um die Voraussetzungen kümmerten, unter denen es den Frauen namentlich der ärmeren Stände möglich war, dieser Bestimmung Folge zu leisten. Die wenigsten nahmen sich die Mühe, die Bedingungen kennenzulernen, ja kennenlernen zu wollen, die das Leben der ungezählten Frauen auch bereits in jenen Jahren bestimmte, der Frauen, die vielfach bis in die Nächte hinein die Nadel führten oder an den Nähmaschinen saßen, die oft mehr als zwölf Stunden im Tage in Fabriken beschäftigt wurden, die unter den gesundheitlich ungünstigsten Verhältnissen und nicht selten auch unter Umständen zu arbeiten hatten, die ihr sittliches Dasein gefährdeten. Von all dem nahm die weitere Öffentlichkeit wenig Kenntnis. Den Betroffenen selbst mangelte es an Bildung und Fähigkeit, das, was sie bedrückte, in alle Welt hinauszurufen und das Gewissen der Gesellschaft wachzurütteln. Das satte Bürgertum aber wollte sich den Appetit am Leben durch solche Betrachtungen nicht rauben lassen.

Die Träumereien von „Emanzipation des Fleisches", wie sie durch die Schriften der jungen Revolutionäre geisterten, bewegten sich gleichsam im luftleeren Raume. Es fehlte ihnen an der Wirklichkeitsgrundlage. Aber auch der bürgerliche Liberalismus, der sich gegenüber den Tatsachen des Lebens die Augen verband, sprach eine Sprache, die nicht mehr in die Zeit paßte. Es war darum nur zu verständlich, wenn eben dieser Liberalismus von der nachfolgenden Generation, die bei ihm in der mechanistischen Daseinsdeutung zur Schule gegangen war, mit gleichen Mitteln bekämpft wurde. Begreiflich, wenn schon in den sechziger Jahren eine Bewegung erstand, die in diesem Sinne ohne viel Rücksicht auf naturgegebene Verschiedenheiten für gleiche Leistungen gleiche Rechte forderte.

Schon um 1857 wurde festgestellt, daß neun Zehntel der erwachsenen weiblichen Bevölkerung in Industrie, in der landwirtschaftlichen, gewerblichen Produktion und im Handel mitbeschäftigt sind, daß außerdem die Frauen manche Geschäfte für eigene Rechnung, wie das Weißzeug- und Kleidernähen, Putzmachen und Waschen betreiben. Überdies standen ihnen die Berufe der Lehrerinnen, Gouvernanten, Hebammen, Köchinnen oder sonstiger Dienstboten offen. Dazu kam es, daß in den verschiedensten Gewerben die Witwe nach dem Tode ihres Gatten das Geschäft ihres Mannes weiterführen konnte. Zu Frankfurt a. M. war der beste Edelsteinschleifer ein Mädchen aus Ungarn.

Wohl eröffnete sich weiblichen Arbeitskräften jetzt im Telegraphendienst ebenfalls ein neuer Beruf, der ihnen in einzelnen deutschen Staaten, wie in Sachsen und Baden, zugänglich gemacht wurde, doch wehrten sich Handwerker wie einzelne Gruppen von Industriearbeitern gegen den Zuzug vom anderen Geschlecht. Das war vor allem in jenen Ländern der Fall, in denen noch das Zunftwesen im Flor stand.

Die Entwickelung schlug den gleichen Weg ein wie die Industrie überhaupt. Sie kam vom Westen her. Die ganze Frauenbewegung ist ja angelsächsischen Ursprungs. In Nordamerika war sie nicht allein



129. Poliersaal einer Porzellanfabrik zu Waldenburg mit weiblichen Arbeitskräften. Aus der „Leipziger Illustrierten Zeitung" 1857.

durch die Verwendung weiblicher Arbeitskraft bedingt worden, sondern auch durch den Mangel an Frauen, an dem ursprünglich die Kolonien litten. Dieser Mangel verursachte von selbst, daß man dort eher geneigt war, weiblichen Mitbürgern größere Rechte als in der Alten Welt einzuräumen. Ihre Leistungen an der Seite der eingewanderten Männer wurden dementsprechend höher eingeschätzt. Dazu kam der dort herrschende Mangel an Dienstleuten. So konnten gute Dienstboten im Jahre 1853 zu New York 25 bis 30 Dollar in der Woche verdienen und erhielten Wohnung und Kost. Dort und in England beschäftigte man aber auch weibliche Angestellte in Armenhäusern, Irrenanstalten, Gefängnissen, Waisen- und Besserungshäusern, Taubstummenanstalten, Altersheimen usw. Dort gab es überdies in Großwäschereien, wie sie in Deutschland noch nicht oder nur in geringem Maße bestanden, Arbeitsgelegenheiten. Und diese Beschäftigungen lagen noch mehr in der Linie der Häuslichkeit. Schlimmer ging es jenen, die in den Fabriken Dienste leisten mußten. Geradezu erschreckend klingen die Schilderungen von den Mädchen und Frauen, die von halb sechs Uhr früh bis halb acht Uhr abends mit einer einstündigen Mittagspause, in der sie mit einander plaudern und etwas weniges genießen, Zündhölzchen und die dafür bestimmten Schächtelchen anfertigten. Auf dem Kontinent waren es die Fabriken von A. M. Pollack mit mehr als 2000 Arbeitern in Wien, Prag und Budweis und von Bernhard Fürth zu Schüttenhofen und Goldkron, ferner die von Deig in Andreasberg am Harz mit 1300 Arbeitern. Da das Publikum zu Anfang die Hölzchen mit dem von Professor Anton Schrötter in Wien entdeckten giftfreien amorphen Phosphor verschmähte, meint 1867 ein Schriftsteller: „Es wäre durchaus nicht lächerlich, wenn die Frauen aller Orten Antiphosphorvereine bildeten; denn die Tendenz derselben ginge darauf aus, die Gesundheit und das Leben von Hunderten armer weiblicher Wesen, unserer Mitmenschen, zu erhalten, — und um sonst manch Unglück zu verhüten. Möchten doch die Frauenzeitungen diese Sache bevorworten und dafür agitieren!"

Nur wenn man diese Dinge ins Auge faßt und sie wertet, dann gewinnt man erst den richtigen Hintergrund für den Ernst jener Bewegung, die gewiß vielfach übers Ziel schoß. In einer Welt aber, in der die Gesellschaft in lauter Einzelindividuen zerfiel, in der das Ganze von Nation und Staat in die zweite Reihe rückte, da war es nur selbstverständlich, daß jene unter den Frauen, die zum Bewußtsein der Stellung gelangt waren, die sie und ihre Mitschwestern im tätigen Leben bereits einnahmen, nun ihre Rechnung stellten. Wo jeder dem Ganzen als Vertragspartner gegenübersteht, darf man sich da wundern, wenn er im gegebenen Augenblick seine Forderungen anmeldet?

Allerdings haben die Frauen jener Zeit nicht bloß in Fabriken und in der Gütererzeugung überhaupt Arbeit geleistet, die der von Männern meist nicht nachstand. Auch auf dem Ge-

biete des Geistigen finden wir sie zum Teil in hervorragendem Maße tätig. Den Bann der Konvention zu brechen und das Weib in das Rampenlicht zu führen, bildete das Werk der Romantiker. Durch das Tor, das diese aufrissen, gingen freilich vorerst die von der Konvention am wenigsten berührten Töchter der vor allem durch den Siebenjährigen Krieg reich gewordenen Berliner Juden, die, durch Moses Mendelssohn angeregt, abendländische Bildung in sich aufgenommen hatten. Ihnen fiel — ob es ihnen bewußt war oder nicht, sei nicht weiter untersucht — eine ähnliche Rolle für ihr Volk zu spielen zu, wie sie uns im Alten Testament von der schönen und klugen Esther erzählt wird. Dorothea Schlegel, die Tochter Mendelssohns, Henriette Herz und die Rahel Levin gewannen durch ihre geistige Aufnahmefähigkeit, noch mehr durch die Gabe der Einfühlung in die fremde Umgebung nicht geringen Einfluß auf führende Geister wie Wilhelm von Humboldt. Man umschwärmte den alten Goethe, man sicherte sich allenthalben Eingang und Stimme und öffnete dadurch dem eigenen Volke den Weg zu Positionen im Geistigen wie im Staatlichen oder erleichterte mindestens den Zutritt zu ihnen. Man wird hierbei nicht übersehen dürfen, daß damals das Fremdartige im Wesen der Juden noch viel stärker als späterhin empfunden wurde und daß dies auch in den Bereichen des Sinnenlebens besondere Anziehungskraft ausübte.

Wirkliche Leistungen hatte die mit ihrer westfälischen Heimat tiefverwurzelte Annette von Droste-Hülshoff (Abb. 130) aufzuweisen, die fern aller falschen Geistreichigkeit aus dem inneren Reichtum heraus in die Bilder deutschen Kleinlebens den Odem einer großen Kunst hauchte. Der seelischen Zerrissenheit ihrer Zeit sah sie voll Wehmut ins Antlitz.

Nun sind die Zeiten,
Die überwerten da,
Wo offen alle Weiten
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windbräuten gleich versetzen
Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unseres Spottes Gerten
Zerhaun wir, was nicht Stahl,
Und wie Morganas Gärten
Zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelassen,
Das wird uns arm und klein;
Was Fremdes wir erfassen,
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End' zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unsre Hände —
Sie bleiben kalt und leer,
Nichts achtend, liebend wen'ge,
Wird Herz und Wange bleich
Und bettelhafte Kön'ge,
Stehn wir im Steppenreich.

Weniger selbständig als die Droste-Hülshoff betätigte sich die Gräfin Ida Hahn-Hahn als Dichterin und Schriftstellerin. In der Kritik der Ehe geht sie ähnliche Wege wie die George Sand, konnte jene aber nicht an Tiefe der Empfindung erreichen. Ihre Romane wurden einst sehr viel gelesen. Durch ihren Übertritt in die katholische Kirche verdarb sie es sich jedoch mit der liberalen Meinung, die der vordem gefeierten Verfasserin nun alle ihre literarischen Sünden mitleidlos vor Augen führte. Die Beschäftigung mit religiösen und sozialen Fragen beherrschte auch das Denken der Bettina von Arnim, die freilich sonst in die Nähe der geistreichen Romantikerfrauen vom Schlage der Dorothea Schlegel rückt. Den Charakter der folgenden Generation jüdischer Frauen weist Fanny Lewald auf. Das Bedürfnis nach Anpassung an die Umwelt ist gewichen. Ohne Maske und Rücksicht schmeckt in ihren zahl-



130. Annette von Droste-Hülshoff. Bildnis von H. Sprick (Ausschnitt).



131. Wilhelmine Schröder - Devrient. Stich nach einem Relief von Rietschel.

reichen Romanen und Erzählungen überall Kulturbetrachtung und Beurteilung in herzloser Kühle vor.

Über die literarischen Leistungen, die bei einzelnen Schriftstellerinnen wie bei der Charlotte Birchpfeiffer, Luise Mühlbach, Eugenie John (Marlitt) zu uferloser Vielschreiberei gediehen, darf man die künstlerischen Werte nicht vergessen, die auf der Bühne etwa von Wilhelmine Schröder-Devrient (Abb. 131) der Nation geschenkt worden waren. Nennt man daneben die berühmte Pianistin und Tondichterin Klara Schumann oder Liszts Tochter Cosima, Gattin Richard Wagners, so mögen diese Namen die Rolle andeuten, die das weibliche Element im Kulturleben unseres Volkes an weithin sichtbarer Stelle gespielt hatte. Ungleich gewaltiger und tiefer greift dieser Einfluß dort, wo er sich scheu vor der Öffentlichkeit verbirgt. Die Mutter, die Freundin, die Gattin, die im Sohn, im Freund, im Gatten zur Wirklichkeit formte oder zu formen half, was sie an Gedanken- und Gemütesreichtümern in ihrem Inneren trug, das läßt sich nur aus den Erinnerungen und Geständnissen unserer Großen im Reiche geistigen Schaffens erahnen, nicht mit den Mitteln geschichtlicher Forschung feststellen. Was uns zugänglich bleibt, haftet oft bloß an der Außenseite und deckt gerade das Feinste und Beste nicht oder nur sehr unvollkommen auf. Die deutsche Frau zog sich auf die Familie zurück.

Ein Blick in die Briefe der Tochter Wilhelms von Humboldt, der nachmaligen Gräfin Gabriele Bülow (Abb. 132) wird jeden überzeugen, wieviel frauliche Wärme, wieviel mütterliche Sorge und Entsagung im Hause jenes preußischen Diplomaten von der Frau dieses Hauses ausging. Die klischeeartige Vorstellung von „norddeutscher Gefühlskälte" entbehrt in bezug auf Gabriele von Bülow jedenfalls jeder Gültigkeit.

Als Fünfunddreißigjährige schreibt sie (1837) nach sechzehnjähriger Ehe ihrem in London weilenden Gatten: „Wie elend, wie arm würde ich mich ohne jenes Glück fühlen; worin findet es seine unerläßliche Bedingung und Bedeutung? Worin anders als in Deiner treuen Seele, in dem Widerhall, ach nein, in der mich stets bezaubernden Hingabe Deines schönen Selbst, in der natürlichen und liebenden Auffassung meines Selbst, in dem Verstehen meiner Gefühle, in Deiner freundlichen und dankenden Erkennung meines guten Willens. Was Du mir bist, was Du mir gegeben, wie könnte ich das nicht immer fühlen! Was ich



132. Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelms von Humboldt. Bildniszeichnung.

Dir gebe, habe ich zuvor von Dir empfangen." Vier Jahre vorher schreibt sie als Frau des preußischen Gesandten am englischen Königshofe: ,,Ich erfreue mich selbst sehr dieser Ferienzeit der Kinder, und es wandelt mich täglich mehr die Lust an, keine Gouvernante bei ihnen zu haben; so wenig als auch Miß M. eine Gêne zu nennen ist, — es ist doch immer ein Zwischending mit einer solchen Person, das nicht sein sollte . . . Gabriele und Adelchen sind jetzt ganz besonders lustig, die beiden Kleinen, die sogenannte second edition, sind aber auch nicht schwermütig, und wenn sie alle so glücklich und heiter mich umgeben, und mein süßes, holdes Baby mit ihrem hellen Stimmchen die spielenden Schwestern anjauchzt, geht mir oft das Herz in Freude und Dank gegen Gott über und auch in dem sehnsüchtigen Wunsche, daß Ihr Geliebten (gemeint ist ihre Schwester und deren Gatte) an dem freundlichen Anblick teilnehmen könntet."

Die Frau, die gesellschaftlich auf höchstem Range Anspruch machen durfte und deren Briefe zugleich Zeugnisse feinster Geistesbildung darstellen, bleibt in erster Linie und überall Frau, bleibt Mutter. Das gleiche Bild bietet sich uns dar, wenn wir einen Blick in die Briefmappe einer Frankfurter Patrizierfrau werfen. Der Ton ist allerdings gedämpfter, aber nicht minder herzlich, wenn die Bankiersfrau ihrem in Manchester weilenden Sohne (1837) die häuslichen Vorgänge beim Einlangen eines Briefes von ihm schildert: ,,Sieh, an einem Tag, wo Deine Handschrift auf großem Format von einem jungen Comptoirist schlag elf Uhr heraufgebracht wird, da scheint die Sonne in und außer dem Haus viel freundlicher, und der Vater schneidet das Siegel nicht auf, bis er mich in der Küche oder im blauen Zimmer gefunden hat; da setzen wir uns auf das geblümte Canapee, ziehen die Saaltüre zu, um ungestört lesen zu können; doch schlüpft noch Julius herein, der etwas gemerkt hat; denn er ist des Vaters Schatten Sonntags morgens im Garten, und der Kleine ist nicht zurückzuhalten und sitzt still wie ein Däumerling. Nun wird laut gelesen; und verstand auch Eduard kein Wort von der Schilderung der ersten Eisenbahn, so hält er doch aus bis zum Schluß und holt nicht eher den Kreisel oder den Bogen zum Lärmmachen hervor, bis der Vater den Brief zulegt." Und an dem Geburtstag ihres ältesten Sohnes schreibt sie ihm nach Manchester: ,,Noch ist Dein Bild bekränzt und zum erstenmal scheint die Sonne an Deinem Festtag in unseren schönen Garten. Der Tag begann mit einer befriedigenden stillen Unterhaltung, die ich beim Erwachen mit Deinem Bild hielt; dann tranken wir Dir zu Ehren Chokolade; Du schliefst wohl noch um diese frühe Stunde; dann versorgte ich meine weitläufige, stets hungrige Ökonomie mit Ölkuchen-Schwarzmehl, Gerste und Hafer, feingeschnittenem Brot für die Hühnchen, die ich auf den hoffentlich bald über Lübeck und Hamburg zurückkommenden Vater mäste, sodann wurde ein ansehnlicher Apfelkuchen Deines Tages wegen gebacken und als ich endlich müde zu Tische kam, fand ich eine schöne Überraschung unten im Sälchen: Karl und der Doktor traten ein, und Luise hatte unter dem Spiegel ein Altärchen von Blumen errichtet, worin Dein Bild versteckt stand und ein Schüsselchen Reineclauden, — ,,vivat, lieber Gottlieb" stand sauber heimlich von ihr geschrieben unten dran." Einen weiteren Einblick in das Familienleben gewährt uns die Beschreibung von der Heimkehr des Vaters von einer mehrmonatigen Geschäftsreise: ,,Dein guter Vater ist endlich da! ich glaube nicht, daß er sich seinen Empfang freudiger, schöner, herzlicher und beglückender gedacht, als er es war. Die Freude der Kinder von unserm großen Karl bis zu dem kleinen Schulbub, der ihm schon früh morgens vorliest im Bett, durchdrang des Vaters Herz, der so lange solch treue Liebe nicht mehr mit Augen sah, durch und durch; und heute, wo wir zusammen frühstückten . . . war alles noch eben so entzückt, wie vorgestern Abend, wo der Postillion in das Horn blies und uns das Nahen der so wichtigen





Karikatur auf die modesüchtige Frau. Aus den „Fliegenden Blättern" vom Jahre 1867.

Tafel VI



133. Das alte Burgtheater in Wien (Gebäude in der Mitte des Bildes).
Kupferstich von C. Postl.

Postkutsche verhieß. Julius rannte herunter, Luise rief: „ach der Vater kommt!" und Tränen rollten ihr herunter, Edi lag zu Bett und sobald nur die sämtlichen Hausdiener ihrem guten Herrn das Tor aufgerissen und jeder seine Hand erwischt hatte, zog alles Johann und Peter nach ins Schlafzimmer, wo Edi jubelnd in seinem Bett den Vater empfing und ich mit Luise mitten im Guirlandieren, und Tante Andreae hatte mir noch eben geholfen; und Großmutter Bansa war gerade weggefahren, und als Tante Lilli eintrat, steckten wir die große für den lieben Vater bestimmte Illumination an, die noch gestern und heute dauerte . . . Der Vater ist dick, blühend und frischen Gesichts, und ich soll gestern im Sonntagshäubchen ganz verklärt ausgesehen haben. Wie süß und fest schlafe ich jetzt wieder, wo er uns schützt!"

Ein Hauch von jenem Atem, der uns aus Gustav Freytags „Soll und Haben" entgegenschlägt, weht uns auch aus diesen Briefen der Frankfurter Kaufmannsfrau entgegen. Übrigens war Cleophas Bansa höherem Bildungsstreben nicht fremd. Das konnte in einem Kreise, der dem Hause Willemer nahestand, kaum anders sein, hatte doch Clefchen bei Gelegenheit, da Goethe mit Marianne Willemer auf der Gerbermühle zusammengeweilt hatte, vom Dichter ein Taschenbuch mit persönlicher Widmung bekommen, das „Die natürliche Tochter" enthielt. So rät sie denn auch ihrem Sohne: „Suche Dir ja immer Dein Lesestündchen; es bildet mehr den Geschmack als Konversationen, und es ist unumgänglich nötig für Dich, etwas im Kurs der neuen Literatur zu bleiben! Zu meiner Lesepassion muß ich mir wahrlich auch die Zeit stehlen!" Der Kreis, dem diese Frau angehörte, ist eben durch Traditionen und persönliche Verbindungen geadelt, die von Klopstocks „Fanny" zu Goethes „Suleika" reichen.

Was den Frankfurter Patrizierfrauen die menschlichen Beziehungen zu den Großen im Reiche deutscher Kunst und deutschen Schrifttums geboten hatten, schenkte den Wienerinnen das Burgtheater (Abb. 133). Sein Einfluß beschränkte sich nicht allein auf die herrschenden Stände. Auch das Kleinbürgertum vereinte sich an dieser Stätte höheren Kunstgenusses zu andächtiger Verehrung mächtiger schauspielerischer Leistungen. Die Kenntnis namentlich der Gedichte Schillers fand hier allenthalben unter dem weiblichen Geschlechte weiteste Verbreitung. Über individuelle Besonderheit hinaus hat es sicher etwas Typisches an sich, wenn die elfjährige Gräfin Marie Dubsky, die spätere Freifrau Ebner-Eschenbach, die noch kurz vorher infolge der französischen Erziehung sich ihres Deutschtums gar nicht bewußt war, von ihrer Stief-

mutter Schillers sämtliche Werke in einem Bande als Geburtstagsgeschenk erhielt. ,,Ich werde es meinen Eltern auch immer danken,“ schrieb die Ebner-Eschenbach vierundsechzig Jahre später, daß sie im Laufe des folgenden Winters meine Schwester und mich an jedem ihrer Logentage ins Burgtheater mitnahmen. Wir sahen alle klassischen Stücke, die auf der damals ersten deutschen Bühne zur Aufführung kamen. Wir sahen ,,Das Leben ein Traum“ und fühlten uns in den Himmel getragen von dem Schwung seiner Verse, wir sahen ,,Wallenstein“ . . ., ,,Maria Stuart“, ,,Hamlet“, wir sahen den Prinzen in ,,Emilia Galotti“ von Fichtner so hinreißend und liebenswürdig dargestellt, daß wir herzlich wünschten, der alte Edoardo möge doch ihm seinen Segen geben zur Vermählung mit Emilia . . . Unser altes Burgtheater! Es war für mich und wird es gewiß für viele gewesen sein ein Quell edler Freude, ein Bildungsmittel ohnegleichen. Ihm verdanke ich die Grundlage zu meiner ästhetischen Erziehung . . .“

Das Wiener Biedermeier war vor allem ästhetisch gerichtet. Aber dieses Interesse, von dem auch die Frauen erfaßt wurden, hinderte sie nicht, in der Familie das wichtigste Feld ihres Tuns zu suchen. Karoline Pichler, die zu Wien eine besondere Stellung einnahm, wird im Nachwort zum letzten (1844 erschienenen) Band ihrer ,,Denkwürdigkeiten“ in folgender Weise charakterisiert: ,,Freilich konnte sie, deren Bildung einer ganz anderen Richtung angehörte und die schon Mühe hatte, mit der sogenannten romantischen Schule sich zu verständigen, noch weniger in die moderne Denk- und Schreibweise sich finden und mit der, auch in der geistigen Welt wie mit Dampfkraft vorschreitender Entwicklung, den Emanzipationstheorien, sozialen Umgestaltungen und den alles wieder in Frage stellenden Spekulationen der jüngsten Philosophie und Dialektik sich befreunden . . . Sie war im vollsten Sinne des Wortes ein deutsches Weib; einfach-natürlich, tiefgemütlich, klar und wahr und stets eingedenk, daß, wie die Bestimmung des Mannes in der Bildung und Entwicklung der gesellschaftlich-staatlichen Verhältnisse, die Lebensaufgabe des Weibes in der Erhaltung und Veredlung der Familienbande und der häuslich-geselligen Zustände besteht.“



134. Karikatur auf einen politischen Damenklub des Revolutionsjahrs 1848.



135. Barmherzige Schwestern in einem Lazarett zu Schleswig während des Dänischen Krieges 1864. Aus der Leipziger Illustrierten Zeitung 1864.

Die Frau als Hüterin der Familie, die nichts sein will als Geliebte, als Gattin, als Mutter, sie bildet keinen zeitgebundenen Typus. Ihr Bild reicht durch alle Jahrhunderte deutscher Vergangenheit. Wenn die um Gutzkow und Heine sich gruppierende Richtung der Jungdeutschen das Weib aus seiner Familienverbundenheit herauszureißen suchten, so geschah dies entweder in Form geistreicher, aber völlig wirklichkeitsferner Konstruktion oder in Anlehnung an fremde Vorbilder. Wie bereits erwähnt wurde, machte sich da der Einfluß bestimmter französischer Strömungen geltend, die freilich auch in Frankreich nur auf etliche Intellektuelle sich beschränkten. Zum Teil in Zusammenhang mit diesen, zum Teil aus eigenem Antriebe hatten Vertreterinnen des Judentums Anteil an dieser Loslösung der Frau aus dem Banne der Traditionen. Die unglückliche Art, wie die Regierungen vielfach alle Bestrebungen des Bürgertums um Anteil an der Leitung der öffentlichen Geschäfte bekämpften, dessen Vorkämpfer in den Kerker sandten, trieb eben geistig beweglichere Frauen aus den festumschirmten Grenzen ihrer Häuslichkeit in den Strudel der Politik. In Gießen sollen sie sogar ihre Männer erst aufgerüttelt haben. Fanden sie sich in Mannheim, Heidelberg und Nürnberg zu geheimen weiblichen Gesellschaften zusammen, so taten es ihnen die Frankfurterinnen womöglich noch zuvor. Dort stand die Frau des Arztes Bunsen dem Verein zur Unterstützung flüchtiger Deutscher vor. Die Tochter des Gastwirtes zum Rebstock daselbst, Anna Stolze, machte ob ihres Eifers mit dem Gefängnisse Bekanntschaft. Man nannte sie „Polenkönigin“. Ja sogar die während der Messezeit herumwandernden Harfenmädchen hielten mit ihrer politischen Gesinnung nicht zurück, als sie den auf der Konstablerwache gefangengehaltenen Anhängern der Bewegungspartei ein Ständchen darbrachten.

Nie war es freilich den Frauen verwehrt, sich auf dem Gebiete der Barmherzigkeit in aller Öffentlichkeit zu betätigen. In Kriegszeiten erwartete, ja forderte man ihre Mitarbeit. Das Zupfen von Scharpie, die man als Verbandzeug benützte, gehörte zu ihren selbstverständlichen Pflichten. Besonders die Befreiungskriege riefen viele Frauen auf den Plan. Aber auch die katholischen Frauenorden spielten in Dingen der Wohltätigkeit keine geringe Rolle. Im Jahre 1836 hatte der Pfarrer Theodor Fliedner durch die Gründung des Diakonissenhauses zu Kaiserswerth am Rhein dazu verholfen, daß in der protestantischen Welt der Gedanke, Kranken- und Armenhilfe auf religiöser Grundlage

zu organisieren und geschulten weiblichen Händen anzuvertrauen, seine Auferstehung feiern konnte.

Auch in der Anteilnahme an den revolutionären Bewegungen ruhte gewiß mehr oder weniger verhaltene Mütterlichkeit, die sich um das Schicksal unschuldig Leidender sorgte, die Wunden zu heilen und Schmerzen zu lindern strebte. Aus solcher Quelle stieg ja auch das Mitleid mit den Enterbten des bürgerlichen Daseins empor. Bezeichnend hierfür bleibt allein schon die Tatsache, daß die Frau, von deren Wirken sich die deutsche Frauenbewegung herleitet, daß die schon hier genannte Luise Otto zugleich das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, den deutschen Roman durch die Darstellung proletarischer Umwelt bereichert zu haben.

Frauen, die durch glückliche äußere Umstände oder infolge ihrer ungewöhnlichen Begabung zu höherer, den Durchschnitt überragender Bildung gelangt waren, fühlten sich überdies gedemütigt, von den den Männern zugänglichen Quellen geistiger Schulung ausgeschlossen zu sein. Hatte der Liberalismus sonst allenthalben das Selbstbestimmungsrecht des Einzelwesens auf seine Fahne geschrieben, so war nicht einzusehen, warum das weibliche Geschlecht im freien Spiele der Kräfte von der Teilnahme am Wettbewerbe mit den Männern ausgeschlossen sein sollte. Luise Otto-Peters und die ihr gleichgestimmten Schwestern Schmidt, ferner die Rabbinersgattin Henriette Goldschmidt fanden sich zusammen und erhielten durch ein aus Amerika heimkehrendes Ehepaar aus der Heimat aller Frauenbewegung weitere Anregungen und Antriebe. Von ihnen ging die Gründung des Frauenbildungsvereines zu Leipzig im Februar 1865 aus. Bald, noch im Oktober jenes Jahres, wurde daraus der Allgemeine deutsche Frauenverein, der es sich zur Aufgabe machte, alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse hinwegzuräumen. Im Gegensatze zu dem im gleichen Jahre zu Berlin ins Leben gerufenen „Lette-Verein", der in der Person des bekannten preußischen Sozialpolitikers, Wilhelm Adolf Lette, seinen Urheber und Vorsteher hatte, handelte es sich bei der Leipziger Schöpfung nicht bloß um Ziele und Aufgaben der Fürsorge, sondern um die Selbstbefreiung der Frauen. Deshalb schlossen Luise Otto-Peters und ihre Getreuen Männer von der Mitgliedschaft aus, ein Beschluß, der selbst bei verschiedenen ihrer Anhängerinnen Befremden, ja Ablehnung erfuhr. Man fühlte darin nicht mit Unrecht einen revolutionären Zug. Bisher hatte es nur Vereine von Frauen gegeben, die besonders seit den napoleonischen Kriegen der Krankenpflege und anderen humanitären Zwecken gewidmet waren. Diese standen zumeist unter dem Schutze hochgestellter Damen. Dieser Übung huldigte auch noch der Lette-Verein, der in der aus England stammenden Kronprinzessin Victoria seine Schirmherrin besaß. In Leipzig hatte man andere Wege eingeschlagen, wenn man auch mit der Eröffnung von Fortbildungsschulen, von Stellenvermittlung, von Unterstützungsunternehmungen usw. gleiche Leistungen hervorbrachte. Der Geist, dem das entsproß, war ein anderer. Der Gedanke humanitären Wirkens war da und dort in fraulich-mütterlicher Weise vorhanden, bei dem Kreis um Luise Otto quoll er aber aus vorwiegend individualistischen Absichten, die auf die äußere und innere Befreiung der weiblichen Persönlichkeit ausgingen.

Dieses Streben nach Verselbständigung, das sich reibungslos mit den Gedankengängen des Liberalismus vereinen ließ, hatte sich von Anbeginn an, wie wir sahen, vielfach am Mitleid mit den sozial Vernachlässigten entzündet. Der Betätigungsdrang derer, die ihre Kräfte brach darniederliegen fühlten, setzte hier am ersten ein. Man empfand sich überdies nach mancher Richtung hin mit den Proletariern in dem Bewußtsein der Rechtslosigkeit auf gleicher Linie. Es war darum nur zu begreiflich, wenn sich ein so geschickter Agitator wie Ferdinand August

Bebel diese Beziehung und diese Zusammenhänge nicht entgehen ließ und späterhin durch sein vielgelesenes Buch, „Die Frau und der Sozialismus" (1879), die seelische und gesellschaftliche Unbefriedigtheit vieler Frauen für die Zwecke der marxistischen Partei auszunutzen versuchte.



136. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" 1863.

Hat man darauf aufmerksam gemacht, daß zu jener Zeit die verschiedenen technischen Neuerungen die Hauswirtschaft bereits von verschiedenen Arbeiten entlasteten, die vordem die Frauen viel stärker als nun an die Familie und an das Haus fesselten, so hatte dies damals nur in bestimmten Grenzen Gültigkeit. Vorteile für die Lebenshaltung kamen damit den Proletarierfrauen kaum zugute, denn die durch die Industrie geschaffene Loslösung von hauswirtschaftlicher Betätigung bildete ja die Voraussetzung für den Einsatz weiblicher Arbeit in dem Fabriksbetrieb. Die Frauen aber des Mittelstandes blieben zum großen Teil noch zu sehr eingesponnen in Vorstellungen, die, in der Überlieferung verhaftet, den Ausblick hemmten. Die wenigen nun, die sich der Konvenienz entledigten, fühlten sich in die gleiche Lage gedrängt, in der sich damals die Arbeiter befanden.

Wie diese erkannten, daß sie erst nach Aneignung von Bildungswerten den Weg zur Freiheit beschreiten könnten, so erblickten auch die Frauen darin das sicherste Mittel, das Ziel der Gleichberechtigung zu erreichen. Kein Zufall, daß es vielfach Lehrerinnen waren, die an die Spitze der Bewegung traten. Man erkannte ganz richtig, wie die Schule am ersten das Tor zur Ausweitung der weiblichen Persönlichkeit öffnen könne. Andererseits lagen, wie dies im Anfang einer solchen neuen Bewegung die Regel bildet, die verschiedenen Beziehungen noch ungeschieden miteinander verquickt, Politisches, Soziales und Pädagogisches.

Der Gedanke der Selbstbefreiung durch höhere Bildung brach sich aber erst allmählich Bahn. Das beweist zur Genüge, daß der erste Versuch, den Karl und seine Frau Johanna Fröbel mit der Gründung einer Hochschule für Mädchen in Hamburg im Jahre 1849 unternahmen, eine Episode blieb. Dabei war sie in erster Linie als geschlossene Anstalt gedacht und trug verschiedenen Vorurteilen so viel als möglich Rechnung. Der Anschluß an einen Kindergarten sollte die Mädchen auf ihren künftigen Beruf als Mütter vorbereiten.

Hedwig Dohm, die gegen die Behauptung eines Münchener Anatomen zu Felde zog, der 1872 unter Hinweis auf den Bau des weiblichen Schädels und des geringeren Gehirnumfanges den Frauen die Fähigkeit des Studiums der Heilkunde absprach, hatte zur gleichen Zeit für ihr Geschlecht das politische Stimmrecht gefordert. Über den Eindruck, den ein solches Verlangen auslöste, bemerkte ein damaliger Kritiker: „Seit den Tagen, wo ein volkstümlich drastisches Räuberstück über Deutschlands Bühnen ging, das eine Hedwig zur Heldin hatte, dürfte keine Trägerin dieses Namens mit solchem Eclat in die Öffentlichkeit getreten sein wie unsere Berliner Pamphletistin."

In der Zeit, von der hier die Rede ist, wurden all die Beweisgründe für und gegen die Gleichstellung der Frau mit dem Manne erdacht und erwogen. Die Fronten waren ja nicht nach Geschlechtern stets streng getrennt. Es gab nicht wenige Frauen, die mit einer Heldin

in Gutzkows „Der Zauberer von Rom“ (1858) eines Sinnes waren, wenn diese gelegentlich behauptete: „Die Frauen wollen gar nicht mehr Sklavinnen sein, was die Ohrringe bedeutet haben mögen? Aber ich denke mir das gerade schön, seinem Manne — zu dienen. Warum ihm denn ganz gleich sein zu wollen.“ In der Tat weiß die Geschichte der Lebensschicksale jener ersten Vorkämpferinnen genug von den Hindernissen zu berichten, die ihnen aus den Reihen ihrer Geschlechtsgenossinnen erwuchsen. Auf der anderen Seite standen aber auch nicht wenige Männer zu ihnen und ihrer Sache. Als aber der Münchener Anatom die Untauglichkeit des Weibes zur Ausübung des ärztlichen Berufes auch aus der Tatsache der möglichen Schwangerschaft abzuleiten suchte und als Hindernis anführte, daß die Frau alle vier Wochen den ihrem Geschlechte schuldigen Tribut zu leisten habe, da fiel es Hedwig Dohm nicht leicht, diese Einwände zu entkräften. Wie immer blieb die Wirklichkeit stärker als alle publizistischen Plänkeleien. Der Hinweis auf die Arbeiterinnen in den Fabriken, die zu Tausenden in den Werkstätten oft unter den ungünstigsten Umständen ihr Leben verbrachten, um deren körperliches Wohlergehen kein Mensch sich scherte, machte den gesellschaftlich engen Gesichtskreis offenbar, der die Gegner beherrschte. Nicht um das Ganze des Volkes kümmerte man sich, sondern nur um die dünne Schicht, der man selbst angehörte. Zum Teil war freilich auch die Sorge um die eigene Existenz bewußt oder unbewußt mit im Spiele. Gedankenträgheit und Furcht vor dem Unbekannten traten fördernd hinzu.

Der bekannte Rechtsgelehrte Franz von Holtzendorff, der in der Folge Vorsitzender des Lette-Vereins wurde, stellte im Jahre 1867 in einem Vortrage fest, daß die Einwände gegen die politische Gleichberechtigung der Frauen, wie sie namentlich von angelsächsischen „Frauenrechtlerinnen“ verlangt wurde, als ob dadurch die Familie leiden könne, daß die Frauen leichter Mißhandlungen durch den Pöbel ausgesetzt seien, sich eher von Liebe und Haß als von verständigen Erwägungen leiten lassen würden, daß diese Einwände solange hinfällig seien, solange man die Wahlberechtigung nicht von der Erfüllung öffentlicher Pflichten (Wehrdienst) abhängig mache, vielmehr an dem abstrakten Gleichheitsbegriff festhalte. Dagegen meinte Holtzendorff, daß in Deutschland erst eine „Umformung der heutigen Denkweise“ eintreten müßte, ehe die Frauen zu öffentlicher politischer Wirksamkeit zugelassen würden. Damit dürfte er ausgesprochen haben, was damals so ziemlich allgemein über diese Angelegenheit gedacht und geurteilt worden war.

Überblickt man das, was über die Stellung der Frau in der Gesellschaft gesagt wurde, so ergibt sich für den von uns behandelten Zeitraum gegenüber der Vergangenheit insofern etwas grundsätzlich Neues, als die Anschauungen darüber, wie sie bisher unangefochten vorherrschten, in den Kreis von zum Teil erregten Erörterungen gestellt wurden. Unter dem Ansturm liberalistischer Gedankenströme wurde zur „Frage“, wonach vordem überhaupt nicht erst gefragt worden war. Allenthalben tauchten „problematische Naturen“ auf im gesellschaftlichen Dasein der einzelnen wie der Gesamtheit. Ohne Zweifel bildete die Frauenfrage in weitem Umfange, wenn auch nicht zur Gänze einen Teil des noch wichtigeren und allgemeineren Problems, nämlich der sogenannten „sozialen Frage“. Dies hing, wie gezeigt wurde, wieder damit zusammen, daß es nicht ohne Folgen bleiben konnte, wenn die damals das gesamte Leben in ihren Bann ziehende Industrie grundsätzlich keinen Unterschied zwischen der Arbeit des Mannes und Arbeit der Frau anerkannte. Von gewissen Verrichtungen abgesehen, unterschieden sich die Geschlechter als Arbeitnehmer höchstens in bezug auf die Entlohnung. Da aber die weibliche Leistung wohlfeiler zu stehen kam, zog der gewinnhungrige Kapitalismus, wo es halbwegs anging und möglich war, die Arbeitskraft des Weibes der des Mannes vor. Das

mußte sich früher oder später auch auf dem Gebiete des Rechtes, des Staates, ja der Gesellschaft im ganzen auswirken. Der Liberalismus nahm von all dem zunächst keine Kenntnis. Hätte er folgerichtig den Gedanken des freien Kräftespiels zu Ende gedacht, so hätte er sich von Anbeginn auf die Seite derer stellen müssen, die auch im wirtschaftlichen und politischen Wettbewerb der Geschlechter miteinander die gleiche Freiheit für beide Teile forderten. Inzwischen hatte er aber mit kapitalistischen Interessen Einungen eingegangen, hatte im Staatsleben Erfolge eingeheimst, fand vor allem in der von Vorurteilen gesättigten bürgerlichen Mittelschicht seine Anhänger. Das engte sein Blickfeld noch weiter ein. So versagte er sowohl, wo es galt, die Proletarier in die Gesamtheit der Nation einzugliedern, wie auch dort, wo er der Frau den ihr zukommenden Platz in der Gesellschaft hätte sichern müssen. Das hing freilich nicht minder mit seiner grundsätzlichen Einstellung zusammen, die Staat und Gesellschaft in ein loses Zueinander einzelner aufspaltete. Mit philosophischer Ruhe sah man dem Auf und Ab, dem Hin und Her der um Brot und Einfluß ringenden Individuen zu und beruhigte sich in dem Gedanken, daß sich schließlich alles zum besten wenden müsse.

Daß eine solche Auffassung den Obrigkeiten, besonders den Beamten, die willkommene Möglichkeit bot, die Hände in den Schoß zu legen und zuzusehen, wie die Dinge sich von selbst regelten, ohne daß man sich in so schwierige dornenvolle Angelegenheiten zu mengen brauchte, konnten wir schon an verschiedenen Beispielen beobachten. Auch in der Frauensache bot sich das überraschende Bild dar, daß unter dem Zepter einer Auffassung, die an unbeschränkten und unaufhaltsamen Fortschritt glaubte, praktisch nichts geschah, um ihn zu fördern. Damit ließ man dem Sozialismus Marxens freie Bahn. August Bebel zog die Folgerungen, wenn er das Zukunftsbild von der Frau entwarf; sie „ist in der neuen Gesellschaft vollkommen unabhängig, keinem Schein von Herrschaft und Ausbeutung mehr unterworfen, sie steht dem Manne gegenüber als Freie, Gleiche.“ In solchem Zusammenhange heißt es: „Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist ebenso jedes einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebs. Es hat niemand darüber Rechenschaft abzugeben, ein Unberufener hat sich da nicht einzumischen. Einsicht, Bildung, Unabhängigkeit werden die rechte Wahl erleichtern und leiten.“ („Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, 1883.) Aus solchen Worten spricht der Liberalismus, der vor seinen eigenen Aufstellungen nicht zurückschreckt, sondern bis zum Ende vorwärtsschreitet.

Frauen, wie die uns schon bekannte Luise Otto-Peters, die am Anfange der deutschen Frauenbewegung stand, leiteten ihr Recht auf Mitarbeit an den öffentlichen Dingen anders her. Mit bitterer Ironie weist Otto-Peters in ihrem Buche „Der Genius des Hauses“ (1869) darauf hin, daß der Satz: „Das Fundament des Staates ist die Familie“, wohl fast allgemein als richtig anerkannt werde, daß sich hingegen die Regierungen so wenig damit beschäftigten, den Zustand zu untersuchen, in dem sich gegenwärtig die Familie befindet. Nun sei die Familie die einzige Einrichtung, in der nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen, ja diese vorzugsweise, ihre Eigentümlichkeiten entwickeln und die Kräfte betätigen können, die in ihnen ruhen. „Sollte man denn nun nicht der Erkenntnis der unendlichen Wichtigkeit gegenüber, welche die Frauen, wenn auch nur durch ihren Einfluß in der Familie ausüben, durch die Betrachtung, daß die Familie das Fundament des Staates sei, darauf bedacht sein, nicht allein den Männern, sondern auch den Frauen die Erziehung und Bildung zu geben, welche sie befähigt, den Platz ganz und würdig auszufüllen, auf den sie die Natur wie das Herkommen gestellt hat.“ — Die Frauen selbst forderten nicht Geschlechterfreiheit und Geschlechtergleichheit, ihr Verlangen ging vorerst nach Bildungsgleichheit und dann nach Gleichheit politischer Pflichten.

Das Verhältnis der Geschlechter zueinander deckt sich zum Teil mit der Frage nach der Stellung der Frau in der Gesellschaft, aber es erschöpft sich darin nicht. Nun ist es nicht leicht, sich darüber ein klares Bild zu verschaffen, da gerade in diesen Belangen konventionsgebundene Schablone und neuerungshungrige Kritik einander bisweilen unversöhnlich gegenüberstehen und die Züge der Wirklichkeit verfälschen. Nicht zu übersehen ist ferner, daß sich jetzt eine schon ziemlich weit fortgeschrittene Journalistik dieser Gebiete bemächtigte. Bei näherem Zusehen wird man da und dort auch schon den Einfluß des aus anderen Quellen schöpfenden Geistes jüdischer Beobachter im zeitgenössischen Schrifttum erkennen. Die Rahel und Fanny Lewald schlagen Saiten an, die in der Kleinliteratur des Tages weiterklingen. Es ist bekannt, daß, wie Fr. Koch ausführt, schon im Zeitalter des Idealismus Emanzipationsbestrebungen der Frau zu finden sind, daß es sich aber da nur um die „Emanzipation des Herzens" handelte. Auch damals erörterte man die Frage der Gleichberechtigung im Staatlichen wie im Beruflichen, doch das blieb in einer dünnen Oberschicht geistig Bevorrechteter Gegenstand des Für und Wider. Jetzt dringt dies alles ungleich tiefer in den Körper der Gesellschaft. Dafür sorgen vor allem zwei Umstände. Einmal trägt daran die soziale Umschichtung Schuld, die im Industrialproletariat einen neuen Stand mit Anschauungen erstehen ließ, die absichtlich und unabsichtlich von dem hergebrachten Frauenideal abwichen. Dann kommt auch noch die schon erwähnte Ausdehnung und Verbreitung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens in Betracht, die namentlich seit dem Jahre Achtundvierzig einen bis dahin ungewohnten Umfang angenommen hatte. Dadurch wird der auch in anderen Beziehungen deutlich werdende Einschnitt, den dieses Jahr bedeutet, für die Auffassung von Frauentum und Sittlichkeit bemerkbar.

Vorerst feiert die biedermeiersche Anhänglichkeit an der Tradition, an Einfachheit und Ruhe ihre Feste. Die Scheu vor aller großen, versengenden Leidenschaft, die etwa den Werken Adalbert Stifters so intimen Reiz verleiht, muß sich in erster Linie im Verhältnis der Geschlechter zueinander geltend machen. Die umstürzlerische Unrast derer vom Jungen Deutschland wird als Störung dieser Idylle empfunden. Man weicht auch da einen Schritt hinter Romantik und Idealismus zurück. In ihrer etwas hausbackenen Art ruft Karoline Pichler ihre Zeitgenossen und Zeitgenossinnen auf und fragt sie, ob diese Zerrissenheit, diese allgemeinen und ewigen Klagelieder, diese Unzufriedenheit mit sich und der Welt, diese innerlichen Zerwürfnisse ein kräftiges Erheben des Männergeschlechtes andeuten. „Ob nicht gerade diese Sehnsucht nach Bequemlichkeit, nach ungestörtem und recht raffiniertem Genuß körperlicher Erquickung, guten Essens, Trinkens und anderen Komforts auf ein eigentliches Erschlaffen der Kraft deute? Ob nicht das unselige Geschwätz von der Emanzipation der Frauen, dieser schrecklichsten Abirrung vom Pfade der Natur, recht eigentlich dahin weise, daß die Frauen an der Seite solcher verweichlichter Männer, die nur zu klagen, aber nichts zu bessern wissen, sich nicht an ihrem Platz (nämlich dem untergeordneten) finden, und daher den erschlafften Händen ihrer kommoden Ehehälften den Kommandostab entwinden möchten, und dies auch für leicht halten müssen? . . . Und ich möchte alle meine älteren und jüngeren Schwestern fragen können, ob sie sich in dem natürlichen Verhältnis von Abhängigkeit und Unterordnung (nicht Erniedrigung und sklavischem Gehorsam) gegen ihre Männer nicht glücklich fühlen und an keine Emanzipation denken würden, wenn die Männer es verstünden, recht eigentlich Männer zu sein?"

Hier geht die biedermeierliche Frau gleichsam zum Gegenangriff vor. Sie wird zur Verteidigung des Weibes, des unemanzipierten Weibes, indem sie die Schuld an der ihr verpönt

erscheinenden neuen Bewegung auf die Männer abwälzt. Ihre einigermaßen handfeste, aufs nächste gerichtete Betrachtungsweise findet eine Ursache dafür, daß die Frauen jetzt so häufig sich selbst überlassen bleiben, im — Tabakrauchen. ,,Dies Tabakrauchen und die rasende Liebe dafür, welche sich unter dem Szepter der Mode jetzt bis beinahe in das kindliche Alter des männlichen Geschlechts erstreckt, ist es denn auch, was die stets mehr zunehmende Trennung der beiden Geschlechter im geselligen wie im häuslichen Leben begünstigt, ja notwendig macht. Mit der Pfeife im Munde kann man doch nicht in Gesellschaft anständiger Frauen erscheinen, von der Pfeife will man sich aber nicht trennen, so trennt man sich von den Frauen, überläßt diese sich selbst und in ihren Haremssozietäten aller Nichtigkeit, Frivolität und Klatschhaftigkeit, die in solcher Einseitigkeit unvermeidlich sind, und ergibt sich mit gleichgesinnten Freunden aller Ungeniertheit, Roheit, mitunter Grobheit, welche ebenso unabtrennbar von burschikosem Leben sind.“

Insofern steckt in solcher Feststellung ein Körnchen Wahrheit, als so manche derer, die im Sinne des Jungen Deutschlands Emanzipation der Frauen predigten — wie dies bei Karl Gutzkow sicher der Fall ist — des Umgangs mit gebildeten Frauen entbehrten und den französischen Vorbildern blind nachjagten. Sie untersuchten freilich nicht, inwiefern die Forderungen einer George Sand nach Umgestaltung der Ehe an bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse vor allem Frankreichs gebunden erscheinen und nur von da aus verstanden und gewürdigt werden können. Aber irrten die ersten Herolde dieser Bewegung auch weitab vom Wege, gerade aus den Äußerungen derer, die für das Alte eintraten, tut sich der Blick zu Gestaltungen auf, die man erst nur erahnen konnte, die aber doch eine ganz andere Zukunft in losen Umrissen abzeichneten. Wird es vielleicht überhaupt unmöglich sein, die Frage des Verhältnisses zwischen Mann und Weib für eine bestimmte Zeit in einem einheitlichen Bilde einzufangen und wiederzugeben, so bleibt dies in einer Epoche der allgemeinen sozialen Umwertung erst recht schwierig. Neben die auch auf anderen Gebieten beobachtete Uneinheitlichkeit des seelischen Charakters jener Generationen tritt die allenthalben und zu allen Zeiten sich geltend machende Trennung nach geistiger und Gemütsbildung, nach gesellschaftlicher Umwelt, vor allem der Unterschied zwischen Stadt und Land. Gewiß gesellen sich noch in Deutschland landschaftliche Verschiedenheiten hinzu. Im Norden denkt man über geschlechtliche Dinge anders als im Süden. Zieht man diese Einschränkungen in Rechnung, dann will es fast als Vermessenheit erscheinen, etwas allgemeines von diesen Dingen hier auszusagen. Vielleicht kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man vorerst die Extreme in Betracht zieht. Diese fallen am unverhülltesten in unser Blickfeld und lassen uns den Weg am leichtesten zu den Mitteltönen des Bildes finden.

Die Gesellschaft forderte in Äußerungen auch über Dinge, die uns heute völlig unverfänglich erscheinen, eine Zurückhaltung, die man geneigt wäre für Prüderie zu halten. Das Wörtchen ,,Mit Verlaub“ setzte man allenthalben vor Mitteilungen, die nach jetzigen Begriffen aller Anstößigkeit entbehren. Die in den letzten Jahrzehnten einsetzende Gemeinsamkeit der Erziehung und der Sportausübung glich eben manche Verschiedenheit aus, die sich damals unangefochten behaupten konnte und als selbstverständlich erschien.

So erzählt Karl von Holtei in seinen Erinnerungen an das Cholerajahr 1830 in Berlin fünfzehn Jahre später: ,,War es doch wirklich, als ob auch die zartesten, verschämtesten Jungfrauen ihre zierliche Schüchternheit abgestreift und sich, von Besorgnis getrieben, der unverhülltesten Natur in die Arme geworfen hätten. Gegenstände, welche sonst in Damengesellschaft nur anzudeuten ein Verbrechen gegen Schicklichkeit und Anstand gewesen wäre, wurden jetzt

mit unverstellter Aufrichtigkeit detailliert und waren den prüdesten Frauen geläufig. Man durfte ohne Gefahr von flanellenen Leibbinden, von Pflastern auf der Magengegend, von Klystierspritzen und Stuhlgängen reden und sicher sein, daß ähnliche Gespräche, waren sie nur einigermaßen instruktiv und gaben sie nur entfernt Aussicht auf Hilfe oder Schutz, unbezweifelten Widerklang fanden." — Als freilich derselbe Holtei im Jahre 1846 eine seiner berühmten Vorlesereisen unternahm, auf der er besonders Shakepearesche Dramen zum besten gab, da trug es ihm den Dank des Professors am Bernburger Gymnasium ein, als er ihm von Weglassungen und Veränderungen am Othello Mitteilung machte. Dieser bekannte, daß er mit „einiger Besorgnis der Damen wegen" in seine Vorlesung ging.

Mit der Übertreibung des Satirikers überliefern uns die „Fliegenden Blätter" aus dem Jahre 1860 folgende Szene: Leutenant: „Gnädige Frau, von wem ist das allerliebste Bild?" Frau von G. (zu ihrem vierzehnjährigen Töchterchen): „Ella geh' einen Augenblick hinaus!" (Ella entfernt sich.) „Herr Leutenant, das Bild ist von Hosemann". — Ella, du kannst wieder hereinkommen. — Es wäre in der Tat nicht schwer, aus der deutschen Umgangssprache jener Zeit — und diese Zeit reicht über 1870 an unsere Tage heran — einmal die Verhüllungen herauszuheben, in denen sich die Ausdrucksweise derer gefiel, die sich der guten Gesellschaft zurechneten. Selbst in Wien, das man sich in dieser Beziehung als etwas freier vorzustellen gewöhnte, konnte es 1871 vorkommen, daß ein Gemeinderat sein Fernbleiben von der Sitzung des Gemeinderates damit entschuldigte, daß es seiner Ansicht und seinem Schicklichkeitsgefühle widerstreite, „daß die Angelegenheit der Prostitution in öffentlicher Sitzung verhandelt wird".

Nichtsdestoweniger durfte (1854) Hackländer in seinem „Europäischen Sklavenleben" einem Proletarierkind in den Mund legen: „Die Tugend ist eine schöne Sache für vornehme und reiche Mädchen . . ., aber bei uns armen Geschöpfen, da glaubt jeder, in dessen Klauen wir gerade fallen, wir seien für ein mageres Brod sein mit Leib und Seele, als hätte er uns auf dem Sklavenmarkte gekauft." Da wird von einer „Kleinkinderbewahranstalt" erzählt, wo Kinder meist diskreter Geburt Aufnahme finden und dort auch beseitigt werden. War man durch die Lektüre der Franzosen, namentlich Sues, auf solche Schilderungen auch vorbereitet und wird man sie als Anpassungen an gewisse Modeströmungen nicht nach jeder Hinsicht als Dokument betrachten dürfen, so gewähren sie doch einen Einblick in das, was man für möglich hielt und womit man sich gerne in der Phantasie beschäftigte. Immerhin scheint Hackländer ein Gefühl für die aufkommende Problematik der sozialen Gegensätze auf dem Felde des Geschlechtlichen besessen zu haben. Es sind da allerdings nicht vielleicht nur Zeitideen, die den Ausschlag geben. Für die nicht wegzuleugnenden Auswüchse, die keiner Epoche völlig fremd sind, ist nicht zuletzt das Emporblühen von Großstädten verantwortlich. Wie bereits angedeutet wurde, scheint die sittliche Entrüstung, in die verschiedene Tagesschriftsteller ihre Darstellung der Zustände in einzelnen Städten kleideten, ein einträgliches Gewerbe gewesen zu sein. „Bekenntnisse", „Erlebnisse" eines Freudenmädchens, „Mysterien" des Bordells und ähnliche schriftstellerische Leistungen bieten sich, meist novellistisch ausgeschmückt, bisweilen unter der Maske von soziologischen Untersuchungen oder Moralpredigten den Lesern an. Wenn man den zeitgenössischen Berichten trauen darf, waren Hamburg, Berlin und Wien die Hauptsitze der Prostitution. Da nicht zu allen Zeiten und an jedem der Orte gleiche verwaltungstechnische Einrichtungen bestanden, sind die Angaben der Zahlen nicht zuverlässig. Und da es außerdem neben den amtlich eingeschriebenen Mädchen immer und überall auch solche gab, die es verstanden, den Fängen obrigkeitlicher Aufsicht zu entschlüpfen, viele sich auch bloß nebenher und zeitweise diesem Gewerbe widmeten, so ist der Phantasie der

Berichterstatter ein ziemlich weiter Spielraum gegeben. Wie alle Statistik, so sind ihre Ergebnisse auch in bezug auf diesen Gegenstand stark von den begrifflichen Voraussetzungen abhängig, von denen sie ausgeht. Wer die Mätresse eines adeligen Herrn in diese Rechnung einbezieht, wird zu anderen Ziffern gelangen als ein anderer, dem nur die Listen der Polizei zur Grundlage dienen.

Die Schilderungen der allgemeinen und besonderen Lebensbedingungen, unter denen diese armen, bemitleidenswerten Opfer unvollkommener Menschennatur und unvollkommener gesellschaftlicher Verhältnisse ihr Dasein fristen, fallen nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Es soll in diesem Zusammenhang nur das hervorgehoben werden, was für unseren Zeitraum charakteristisch ist und das, worin sich die Strömungen jener Gegenwart widerspiegeln. Da wird also in einer allerdings nicht in jeder Hinsicht ernst zu nehmenden Broschüre über die Prostitution in Berlin aus dem Jahre 1846 festgestellt: ,,Während unsere Vorfahren das Wort ‚Bordell' und ‚liederliche Dirne' kaum in den Mund zu nehmen wagten, während sie die Existenz dieser Institute in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen oder völlig zu ignorieren suchten, sind wir gerade bemüht, die Verhältnisse derselben nach den Prinzipien der Wissenschaft und der Humanität auf das sorgfältigste zu durchdringen und an das Tageslicht zu ziehen. Fast täglich widmen die Spalten der öffentlichen Blätter dem Thema der Prostitution einen bald größeren, bald geringeren Raum und selbst unsere geistreichsten und geachtetsten Männer tragen kein Bedenken ein Wort mitzureden in dem gegenwärtig so wichtigen Streite über die Aufhebung der Bordelle.“ Die Anlässe hierzu gab die Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms IV., der 1846 für Berlin die Haltung von Bordellen verbot.

Zu den bisherigen Gelegenheiten, durch die meist arme, vom Lande in die Stadt kommende Mädchen verführt und dem Elende und der Schande preisgegeben wurden, gesellt sich jetzt noch die Schar der Proletarierinnen, die auf dem Großstadtpflaster aufgewachsen waren. Üble Wohnungsverhältnisse und noch mehr die schlechten Beispiele, die ihnen ihre Umgebung vor Augen führt, erleichtern arbeitslosen oder sonst von Not bedrückten Arbeiterinnen, es den an ihnen in falschem Flitter vorüberrauschenden Vorbildern gleichzutun. ,,Namentlich sind es“, heißt es in der genannten Berliner Broschüre, ,,unsere ungünstigen Arbeitsverhältnisse, welche wir hier anzuklagen haben. Wenn wir erwägen, daß selbst fleißige Arbeiterinnen in vielen Erwerbszweigen nicht mehr als täglich drei und vier Silbergroschen zu verdienen imstande sind, daß z. B. viele Fabriken für das Nähen eines ganzen Mantels kaum 10 Silbergroschen bezahlen, und wenn wir die Kostspieligkeit unserer Lebensbedürfnisse vergleichen, so können wir uns nicht wundern, wenn die Prostitution täglich mehr um sich greift.“ Daß in diesem Zustrom aus den Fabriken eine Besonderheit unseres Zeitraumes zu finden ist und daß sich unabhängig von ihrer Herkunft die große Menge der Straßendirnen schicksalhaft dem Industrieproletariat zugerechnet hatte, beweist vielleicht die nicht ganz unbedeutende Rolle, die sie in den Kämpfen des Jahres 1848 zu Wien an der Seite der Revolutionäre spielten. Vielfach taten sie sich bei militärischen Handlungen sogar hervor, bewaffneten sich mit Pistolen, Säbeln, Musketen und Piken und trieben es bei Aufläufen am allerärgsten. Sie bildeten auch einen grausigen Chor bei der Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour. Das hinderte freilich nicht, daß sich vor und nach dem Jahre Achtundvierzig einzelne Dirnen, besonders solche höheren Stiles in den Dienst der Polizei stellten. Als Ausspäherinnen bildeten sie ja von jeher ein wertvolles Hilfsmittel. Wenn sich andererseits viele der Straßendirnen gerade des niedersten Ranges leidenschaftlich den Freiheitskämpfern an die Seite stellten, so darf der Einfluß ihrer Zuhälter nicht außer acht gelassen werden, die ebenfalls dem Proletariat

zuzurechnen sind und die jenen Kreisen angehören, die jede Lockerung der öffentlichen Ordnung und namentlich jede Aufruhrhandlung als erwünschte Gelegenheit betrachten, sich zur Geltung zu bringen. In solchen Vorstellungen lebt nun auch die Mehrzahl der Prostituierten, denen ansonsten Hoffnungslosigkeit zum Schicksal wird.

Daß die Schlagwörter von „persönlicher Freiheit" und „Freiheit" überhaupt von den unglücklichen Geschöpfen der Straße freudig aufgegriffen wurden, daß sie hierfür Opfer brachten, das läßt sich, abgesehen von anderen Dingen, sehr wohl begreifen, wenn man bedenkt, daß ihnen bis zum Jahre Achtundvierzig für Vergehen der verschiedensten Art die Leibeszüchtigung mit Karbatsche oder Rute drohte, daß in den Arbeitshäusern, in die sie gesteckt wurden, ebenfalls die Körperstrafe als Disziplinarmittel angewandt wurde. Vielleicht nicht wenig mochte sie überdies die ungleichmäßige Art der Strafanwendung erbost haben, sah man doch bei gleicher Schuld von jeder Buße ab, wenn sich ein den besseren Ständen angehöriger Mann des Mädchens annahm. Auch sonst herrschte vielfach Willkür untergeordneter Stellen vor, die in den Gehirnen dieser primitiv veranlagten Menschenkinder die Rutenstreiche und das Wollespinnen nicht als Mittel der Entsühnung, sondern bloß als Unglück erscheinen lassen konnte.

Die Unbarmherzigkeit, mit der der Kapitalismus die Arbeitskraft derer, die sich bei ihm verdangen, zu seinen Gunsten ausnützte, sie trieb von nun an ungleich mehr Frauen auf die Straße als ehedem. Die zunehmende Zahl von Menschen, die jetzt in die Städte zogen, um dort ihr Brot zu finden, kam solchen Entschlüssen entgegen. Die Entfremdung von den natürlichen Bedingungen des Lebens im Vereine mit den Schwierigkeiten, hier einen eigenen Hausstand zu gründen, wurde für viele zum Antrieb, sich mit dem Ersatz für Liebe zufrieden zu geben. Das Bild, das sich uns da darbietet, ist so unerfreulich wie nur immer möglich.

Fragt man darnach, wie sich die öffentlichen Gewalten zu den Erscheinungen dieser Nachtseiten gesellschaftlichen Lebens stellten, so vermissen wir auch da eine einheitliche Linie. Der vormärzliche Staat war geneigt, durch allerlei gesetzliche Verordnungen Sittlichkeit zu erzwingen, ohne aber je kraftvoll durchzugreifen. Er mußte sich mit Kompromißlösungen zufrieden geben, nicht allein, weil sich einer entscheidenden Lösung grundsätzliche Schwierigkeiten entgegenstellten, sondern auch weil man auf die Interessen und Bedürfnisse der höheren Stände Rücksicht nehmen zu müssen glaubte. Das Beamtentum aber, soweit es im Sinne des liberalen Gedankens seine Amtsgeschäfte ausführte, betrachtete von vornherein jeden Eingriff in die persönliche Willenssphäre der Bürger für unzulässig. Vermutlich hätte man auf dem Gebiete des Dirnenwesens ebenfalls die Dinge laufen lassen, wie sie liefen, wenn nicht die Gottesgeißel der Geschlechtskrankheiten, vor allem die Lues, zum Einschreiten gezwungen hätte. In dieser Beziehung wirkte sich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wie die Rücksicht auf das Militärwesen überhaupt ganz besonders drängend aus. Ärzte sind es auch, die stets aufs neue das Gewissen der Gesellschaft wachrufen und auf die Schäden der Prostitution, die sich selbst überlassen bleibt, aufmerksam machen.

In einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift („Vierteljahrsschrift für gerichtliche und öffentliche Medizin") entwirft 1853 ein Arzt, der sich als Gegner eines vom Staate konzessionierten Bordellwesens kundgibt, ein nachgerade erschütterndes Bild von den soziologischen Voraussetzungen und den Verhältnissen, die den Zustrom zur Prostitution bedingen. Da wird auf die Dienstmädchen hingewiesen, die zuerst ihren Liebhaber hatten, dann schwanger, dann verlassen werden, in Not geraten und zur Dirne herabsinken, auf die Absteigquartiere, „die unter den verschiedensten Firmen nach den lasziven Tänzen, nach den Maskenbällen in der Oper, wo Provokation in allem liegt, Kostüme, Bewegung, Stimme usw.", frequentiert werden

und der Polizei hier einzudringen, Recht und Gelegenheit wohl abzuschneiden wissen. Hingewiesen wird ferner auf die Absteigquartiere ,,niederer und höherer Sorte in Weinboutiquen, Branntweinschenken, in den Privatzimmern gewisser Gasthäuser, die alle sehr wohl sich hüten werden, dumm genug zu sein, der Polizei für ihren Angriff genug Blößen zu geben", hingewiesen auch auf die ,,Nähterinnen, Putzmacherinnen, Schneidermamsells usw., die zur Verbreitung der Syphilis so unendlich viel beitragen und es lieben, ihren Galans (anfangs in ein Absteigquartier, dann aber) in ihre Wohnungen zu folgen. Als Verbreiterinnen der Syphilis führt der genannte Arzt Aufwartefrauen, Wirtschafterinnen und Wäscherinnen an, die sich in den Tagesblättern ,,am liebsten bei vereinzelten Herren" anzubieten pflegen, außerdem Abenteuerinnen, Spekulantinnen, die berüchtigten Damen, femmes à parties, die sich wie Salondamen zu benehmen wissen, Equipagen halten, Soireen geben und die Syphilis verbreiten wie jede andere Prostituierte."

Vielleicht sah der Arzt, der wie so manche Ärzte die Welt nur aus dem Gesichtskreise des Krankenbettes und des Spitals betrachtete, in bezug auf die sittlichen Umstände zu schwarz. Offenbar bildeten Berliner Eindrücke für ihn den Anlaß zu seinen Ausführungen. Sie sind aber dadurch wertvoll, daß sie, für Fachleute bestimmt, ohne jeden journalistischen Beigeschmack nur sachlichen Erwägungen ihre Entstehung verdanken. Natürlich ist manches auch nur zu verstehen in Hinsicht auf den damaligen Stand ärztlicher Kenntnis von dem Wesen der Lues und den Mitteln, sie an dem Kranken sicher festzustellen. Aus jenen Darlegungen kann man aber ersehen, daß bereits damals auch schon die Kleinen Anzeigen in den Zeitungen der Anknüpfung von Verbindungen dienten, die nicht immer lautere Zwecke verfolgten. Wohl wird dort auch der Kupplerinnen und Seelenverkäuferinnen gedacht, doch fehlt jeder Hinweis auf den organisierten Mädchenhandel, der sicher schon früh eine nicht geringe Rolle spielte. Im Jahre 1867 sah sich die österreichische Polizei veranlaßt, die Dienstvermittlungsanstalten zu überwachen, um den Mädchenhandel nach Ägypten zu verhindern, ebenso wurden die Behörden angewiesen, mit der Ausstellung von Reisepässen für minderjährige Mädchen nach der Türkei und Rumänien vorsichtig zu sein und sie erst auszufolgen, wenn die in Betracht kommenden Konsulate günstige Auskünfte geben. Als ein paar Jahre hernach eine weitverzweigte und mit allen Hilfsmitteln arbeitende Bande erwischt worden war, die ihre ,,Ware" nach Montevideo und Buenos Aires verkauft hatte, da stellte es sich heraus, daß es durchwegs Juden waren, die sich diesem offenbar einträglichen Geschäft gewidmet hatten.

Der erfolgreichen Bekämpfung des Dirnentums trat auf verschiedenen Wegen der liberale Freiheitsgedanke entgegen. In Vorlesungen, die an der Universität Leipzig im Wintersemester 1869—1870 über die Prostituion und die Prophylaxis der Syphilis gehalten wurden, erklärte der Vortragende (Julius Kühn): ,,Haben wir oben gesagt, die Freiheit der Menschen darf in keiner Weise, solange sie andere Interessen nicht beleidigt, beeinträchtigt werden, darf also auch das öffentliche Mädchen keine andere Beschränkung erfahren, als die durch den Selbstschutz des Publikums gerechtfertigte. Was aber für das einzelne Mädchen gilt, muß auch für die Gemeinschaft derselben, für das Bordell Geltung haben. Man hat kein Recht, die Freiheit eines Bordells zu beschränken, sobald es eben die Rechte Dritter nicht beleidigt. Wohlverstanden, die ganze Prostitution ist eine Beleidigung des Menschengeschlechts und ihre Folgen noch mehr; das ganze weibliche Geschlecht ist entwürdigt durch dieselbe und das männliche Geschlecht genießt nur das schlimme Vorrecht, weniger streng beurteilt zu werden . . . Dennoch muß man dem Bordell und seinen Bewohnern eine Freiheit zugestehen, welche keinem Laster versagt werden darf, nämlich die, nur das eigene Gewissen als Richter über seine Schuld anzuerkennen. Wir dürfen also jenen Satz nicht deshalb bestreiten, weil sich jemand durch das Bordellwesen beeinträchtigt sehen könnte. Die Gegenwart eines Bordells muß an irgendeinem Orte respektiert werden, ebenso wie man die Kloaken nicht aus der Stadt entfernen kann, trotzdem es gewiß entweihend ist, die faulenden Reste menschlicher Bedürfnisse neben Kirchen und Heiligtümern an die Sichtbarkeit emporzuschaffen . . . Es kann eine Besitzung in der Nähe solcher Häuser im Werte sinken, es kann den Geistlichen sehr unangenehm berühren, seine Augen nach frommen Gebeten unwillkür-

lich auf die Höhlen des Lasters werfen zu müssen, es kann einen Lehrer sehr wohl verstimmen, seine Schuljugend an Bordellen vorüberführen zu müssen, aber soll man darum einen Wohnungswechsel der Prostitution ins Werk setzen, der an einem anderen Platz wieder andere Verhältnisse beleidigen und so von sehr zweifelhaftem Nutzen sein würde?"

Der Verfasser dieser Vorlesungen, der über die Sendung des Arztes hohe Worte findet und ohne Zweifel von ehrlicher Menschenliebe durchdrungen ist, teilt mit so vielen seiner Zeitgenossen die Furcht vor Übergriffen des Staates. „Indem wir die Grenzen, welche die menschliche Gesellschaft dem einzelnen Individuum bei einer die Menschheit berührenden Frage ziehen darf, zu bestimmen suchten, zeigten wir Ihnen die Stellung des Naturrechtes zur Individualität, welche niemals durch ein Gesetz verletzt werden darf, solange diese Individualität nur eigene Interessen verletzt, sei es auch, daß wir diese Verletzung nicht gut heißen . . . Jeder ist der eigene Hüter seiner Wohlfahrt, körperlicher wie geistiger. Die Menschheit gewinnt nur dadurch, wenn sie leicht lernt, jeden leben zu lassen, wie es ihm gefällt, als jemand anzutreiben zu leben, wie es gerade den übrigen anstehen mag." Mit diesem Ausklang tönt uns also auch an einer Stelle der Geist der liberalen Zeitströmung entgegen, wo man vielleicht rein ärztliche Ratschläge erwartet hätte.

Wie sehr sich unter dem Zepter individualistischer Lebens- und Weltauffassung auch das Erwerbsleben von ihr leiten ließ und sich allenthalben einzunisten strebte, dafür gibt das Wien zu Beginn der Sechziger Jahre ein Beispiel. Die rasche Zunahme der Einwohnerzahl, die wachsende Industrialisierung trugen zu dem Ansteigen der Prostitution und ihrer notwendigen Begleiterscheinung, der Geschlechtskrankheiten, bei. Die Stadtbehörden beruhigten sich bei dem Gedanken, daß nach dem Wortlaute des Gesetzes Prostitution verboten und es Sache der Polizei ist, Übertretungen gegen die Gesetzesbestimmungen zu verfolgen. Als sich aber die Spitäler in beängstigender Weise mit Geschlechtskranken füllten, da kam ein betriebsamer Mann auf den Gedanken, die Überwachung der Dirnen zum Gegenstande eines privatwirtschaftlichen Unternehmens zu machen. Er schlug im Jahre 1861 der Gemeinde vor, ihm die Erlaubnis zur Schaffung eines Kontrollbüros zu geben, in dem er mit einem entsprechenden Kanzleipersonale walten würde. Die Mädchen hätten für die Kontrolle und für die ärztliche Untersuchung eine bestimmte Monatsgebühr zu entrichten, sie bekämen zu ihrem Ausweise eine Legitimationskarte und genössen dafür öffentlichen Schutz. In den bedeutenden Hotels sollten Albume mit den Anschriften und Lichtbildern der besseren Klasse der Freudenmädchen aufliegen. — Soweit war die kapitalistische Denkweise bereits gekommen.

Man wird sich aber hüten müssen, den Zeittendenzen und Theorien allzu großen Einfluß auf das Leben und die Lebenshaltung der Nation zuzuschreiben. Das konnte in bezug auf bestimmte behördliche Maßnahmen der Fall sein und griff wohl auch da und dort in das persönliche Dasein ein. Aber ein Vorteil lag immerhin darin, daß gerade die Lehre des Liberalismus die öffentlichen Gewalten in ihrem Tun zurückdrängte, so blieb sie für einen großen Teil des Volkes ohne jede Folgewirkung. Allenfalls läßt sich ein gewisser Bodensatz an individuellem Freiheitswillen und an Abneigung gegen die ebenfalls unbeliebte Vielregiererei der Beamten feststellen. Jedenfalls blieb das deutsche Volk im ganzen gesund erhalten und bewahrte sich die alte Reinheit der Ehe und Familie. Ohne diesen Rückhalt hätte es kaum in den nächsten Generationen zu solchem Aufschwunge gelangen können. Das lärmende Getue einzelner Literaten darf uns nicht über die Wirklichkeit deutschen Lebens hinwegtäuschen. Wie überall sind es natürlich die höheren Stände, bei denen die Ehemoral den Versuchungen des gesellschaftlichen Lebens nicht immer standzuhalten vermag. Man weiß es aus der Biographie Metternichs, daß er es mit der ehelichen Treue nicht immer genau genommen hatte und ebensowenig die Frauen, denen er sich widmete. Und Metternich war in dieser Hinsicht keine Einzelerscheinung. Man kann auch nicht behaupten, daß von den deutschen Höfen im Vormärz immer ein gutes Beispiel ausgegangen wäre. Nebenfrauen wie die Gräfin Reichenbach, die

Lola Montez und andere bezeichnen die sittliche Unbekümmertheit, mit der einzelne Selbstherrscher von der Allgewalt im Staate für sich Gebrauch machten. Die Einführung konstitutioneller Regierungsformen scheint diese Übel einigermaßen eingedämmt zu haben, jedenfalls scheute man sich von nun an, die Dinge so unverhüllt vor aller Welt zu offenbaren. Es braucht kaum erst gesagt zu werden, daß der Adel und alles, was sich zur herrschenden Schicht rechnete, vielfach dem Vorbilde der Fürsten nachahmte, so daß das Mätressenwesen weit genug verbreitet war. Das reichgewordene Bürgertum der Finanz- und Industriewelt stand diesen Mustern nicht nach. Wenn sich in bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen der Verkehr zwischen den Geschlechtern jenseits der Ehe bewegte, so dürfte wohl das Urteil einsichtiger Zeitgenossen nicht fehlgehen, wenn sie die Schuld daran unter anderem auch den Schwierigkeiten aufbürdeten, die man frühen Heiraten entgegensetzte. Wir haben davon bereits in anderem Zusammenhange (S. 42f.) gesprochen, dort, wo von den Gründen für die Auswanderung bäuerlicher Bevölkerungskreise die Rede war. Aber die behördlichen Einschränkungen trafen nicht allein den Landmann. In Württemberg konnte nach der Gesetzgebung des Jahres 1833 zum Beispiel eine Bürgerstochter aus Reutlingen einen Eßlinger Bürger nicht heiraten, wenn sie als schlechter Haushälter zu betrachten war. In Hessen-Darmstadt mußte bis 1837 die ortsfremde Braut ein Vermögen von 125 fl. aufweisen, das badische Gesetz von 1862 verlangte den Nachweis von 150 fl. von solchen fremden Frauenspersonen, die einen Gemeindebürger heiraten, der es erst in den letzten drei Jahren durch Aufnahme geworden war. In Württemberg mußte ein Brautpaar, bei dem die Braut um zwölf Jahre älter war als der Bräutigam, beim Ehegericht um Erlaubnis einkommen und die Dispens mit 30 fl. bezahlen. Zu diesen allgemeinen Hindernissen gesellen sich noch die besonderen für einzelne Berufe, für Militärpflichtige und Staatsdiener. In Österreich durften landständische, städtische und Stiftungsbeamte, die in der Residenzstadt ein Gehalt unter 400 Gulden, in den Provinzstädten unter 300 Gulden hatten, nicht ohne Erlaubnis ihrer vorgesetzten Behörde eine Ehe eingehen. In Württemberg war es noch in dem Gesetz von 1852 vorgeschrieben, vor der Eheschließung eines Handwerkers zu prüfen, ob durch den Erwerbszweig „ein zum Unterhalt einer Familie zureichender Ertrag erzielt werden kann“.

Wenn die Vertreter des liberalen Gedankens gegen diese Gesetzgebung, die sich aus der Zeit des absolutistisch-patriarchalischen Staates herübergerettet hatte, Sturm liefen, so war dies kein geringes Verdienst, das sie sich erwarben. Auf dem flachen Lande, wo im Verkehr der Geschlechter ungleich natürlichere Verhältnisse herrschen, zeitigte die Verhinderung von Ehen wohl wirtschaftliche Wirkungen, aber sicher nicht jene sittlichen Mißstände, die in den Städten zutage traten. Allgemein hört man denn auch Klagen über die Ausbreitung des Konkubinats. Freilich wuchs in den ländlichen Bezirken die Zahl der unehelichen Geburten in unheimlicher Weise. Man kann behaupten, daß in den fünfziger Jahren in jenen Ländern, die der Eheschließung gesetzliche Hindernisse in den Weg legten, durchschnittlich jedes fünfte Kind außerehelichem Verkehre entstammt hatte. Bezeichnend bleibt, daß in Württemberg in den am dichtesten bevölkerten Ämtern und größeren Städten nach der Zählung von 1861 uneheliche Geburten nur 9 bis 12 v. H. ausmachten, während sie in den abgelegeneren Bezirken auf 20 bis 30 v. H. stiegen. Diese Tatsache beweist zur Genüge, daß die Städter zu diesen Erscheinungen in einem anderen Verhältnisse stehen als die Landleute. Im allgemeinen ist das Los der unehelich Geborenen in der Stadt meist ungleich härter als in bäuerlicher Umgebung, andererseits weiß man in bürgerlichen Kreisen das Zusammenleben vor unerwünschten Folgen eher zu sichern als dort, ohne daß dadurch das Verhalten an sittlichem Gehalt gewonnen hätte.

In Württemberg, wo das Konkubinat polizeilich verfolgt werden konnte, kam es vor, daß man einem aus dem Kriege heimkehrenden Schustermeister, weil er vermögenslos war, 1855 die Heiratserlaubnis verweigerte. Nun war er mit dem Mädchen eines anderen Ortes verlobt und hatte mit ihr im Laufe von zehn Jahren sechs Kinder erzeugt. Immer wieder fanden im Hause des Meisters oder seiner Braut durch Landjäger Haussuchungen statt, traf man dann beide zusammen im Bett, dann erhielt der eine oder andere Teil oder beide Teile Arreststrafen wegen Unzucht und Geldbußen. Ähnliches kam in Hessen und Bayern vor.

Diese Zustände, die dann durch die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes aus der Welt geschafft wurden, berührten Erscheinungen, deren Auswirkungen nicht an den sittlichen Kern der Nation drangen. Dieser erhielt sich gesund, die Nation lebenskräftig. Die obrigkeitlichen Eingriffe in das freie Bestimmungsrecht der einzelnen entsprangen ja auch nicht einer hohen moralischen Auffassung, sie waren vielmehr teils vom Eigennutze der Gemeinden diktiert, die fürchteten, für den Unterhalt ehelichen oder außerehelichen Nachwuchses ihrer Angehörigen aufkommen zu müssen, teils gewissen sozialen Vorstellungen von der Lebenshaltung und gesellschaftlichen Verpflichtungen verschiedener Stände und Berufe.

Solche Vorurteile wurden erst allmählich unterhöhlt. Die Gegnerschaft gegen den alten Obrigkeitsstaat verband sich mit staatlichen Nützlichkeitserwägungen. Die Erschwerung der Eheschließungen und das damit verknüpfte Anwachsen außerhalb der Ehe gezeugter Kinder kam namentlich in den Städten der Gesundheit und Erziehung der jungen Generation nicht zustatten. Freilich blieb hier die Not nicht bei den Unehelichen stehen. Die immer gewaltiger werdende Zahl des Industrieproletariats hatte die steigende Verelendung der Jugend zur Folge. Die Statistik der Säuglingssterblichkeit wies Ziffern auf, die im ganzen beängstigend genug wirkten, die aber unbestreitbar dartaten, wie sehr die ärmeren Klassen im Nachteil gegenüber den vermögenderen blieben. Darüber hinaus gingen auch noch von Kindern im Alter von zwei bis sechs Jahren in Arbeiterbezirken doppelt so viele zugrunde als in den besseren Vierteln.

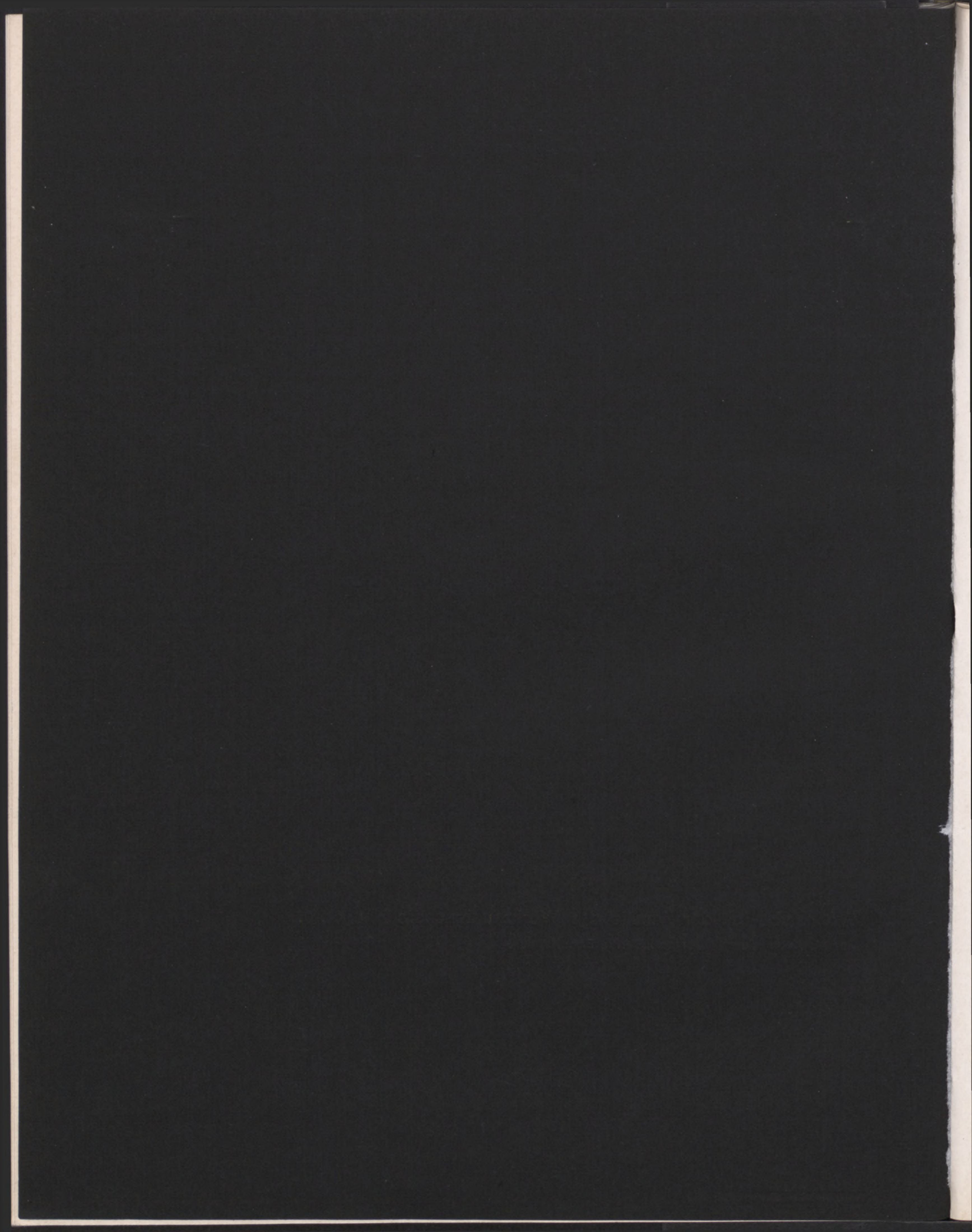
Das Erlebnis des Jahres Achtundvierzig brachte als Anschauungsunterricht den Besitzenden und Regierenden die Gefahren vor Augen, die in der Vernachlässigung jener Tatsachen dem Staate und der Gesellschaft drohten. Dem Beispiele der ersten (1844) auf dem Kontinent zu Paris gegründeten Anstalt, die sich die Pflege von Säuglingen zur Aufgabe gemacht hatte, war 1849 Wien gefolgt. Man nannte nach der französischen Bezeichnung „crêche" solche Anstalten „Krippen". Sie wurden in der Großstadt zur Notwendigkeit, seit es in proletarischen Kreisen immer häufiger geschah, daß Mann und Frau außer Haus ihrem Berufe nachzugehen gezwungen waren. Es mußte auf diese Weise der heranwachsenden Generation ein Ersatz für das geschaffen werden, was sie infolge der sozialen Umstände durch den Mangel an Schutz durch die Familie bitter entbehrten. Einer der Begründer dieser Einrichtungen in Wien hatte so Unrecht nicht, wenn er es beklagte, daß die Geschichte der Humanitätsanstalten die nicht ganz verständliche Entwicklung aufweise, mit Schöpfungen angefangen zu haben, die den Erwachsenen zugute kamen. Allmählich sei man dann zu solchen zugunsten schon älterer Kinder übergegangen. An jene für die Kleinsten und Pflegebedürftigsten hätte man erst zu allerletzt gedacht. Die Gründe hierfür liegen aber, wie es scheint, doch vor allem darin, daß vordem die jüngste Jugend in der Regel doch daheim aufwuchs. Die Frauen, die in der Landwirtschaft tätig waren, die im Gewerbe ihres Vaters oder Gatten oder Bruders mithalfen, waren ebenso in der Lage, ihre Kinder zu warten, wie die Nähterinnen, Weberinnen oder Spitzenklöpplerinnen, die ihren Erwerb in der Heimarbeit fanden. Gewiß war die Pflege, die sie auf solche Art ihren Kleinen angedeihen lassen konnten, nicht immer die beste, aber die Familie blieb doch als Ganzes erhalten. Ihre Zerstörung geschah erst in dem Augenblicke, da die wirtschaftliche Not die Frauen zwang, täglich zehn, ja zwölf Stunden in Fabriken zuzu-



Wohnstube mit der Familie des Werkzeugmachers Hauschild.

Gemälde von Eduard Gaertner. Berlin, Ermelerhaus.

Tafel VII.



bringen. Die Gefahren, die von dieser Seite her der Nation erwuchsen, waren ungleich drohender als die Theorien einzelner Literaten und ,,emanzipierter" Frauen, sie gewannen allerdings an Ausdehnung, wenn eine geschickte Agitation die Proletarierinnen aus ihrem bisherigen Hindösen aufweckte, sie mit sich fortriß und aus ihrem Schicksal Folgerungen zog, die sich gegen den Bestand der Familie überhaupt in ihrer jetzigen Form richtete.

Vorbedingungen zu abwegigen Auffassungen waren hier durch die ungünstigen Verhältnisse geschaffen, unter denen viele dieser in der Industrie beschäftigten Frauen arbeiten mußten. Die Länge der Arbeitszeit gab ihnen nicht die Möglichkeit, sich in ausreichendem Maße der Familie zu widmen. Hierzu kamen nicht selten auch noch körperliche und bisweilen auch sittliche Schädigungen, denen sie ausgesetzt waren. Opfer dieser traurigen Umstände wurden aber nicht allein die in den Großwerkstätten tätigen Mütter, sondern, wie wir wissen, auch sehr viele Kinder, Kinder oft noch im zartesten Alter. So wuchs da eine gesellschaftliche Schicht heran, in der die Keimzelle alles gesellschaftlichen Aufbaues, die Familie, angefressen, wenn nicht zersetzt worden war.

Neben solchen Veränderungen vollzog sich mancher Wandel auch in anderen Schichten und auf anderen Gebieten des familiären Zusammenseins. Parallel mit dem Wandel vom Obrigkeitsstaat zu freieren Bildungen, mit dem Wandel vom ,,Untertanen" zum Bürger lockerte sich auch das Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern. Symbolisch hiefür wurde der Wechsel in der Anredeform vom ,,Sie" zum ,,Du", die im Verkehr der Kinder zu ihren Eltern stattfand. Dies nahm allerdings nicht allenthalben gleichmäßig Besitz von dem Sprachgebrauch. In manchen Kreisen war bereits in den dreißiger Jahren das vertrauliche Du in Übung. Auf diesem Fuße verkehrten die Kinder Wilhelms von Humboldt mit Vater und Mutter. Die Marie von Ebner-Eschenbach tat es auch, doch noch in einem Sinne, der von richtiger Vertraulichkeit, wie es scheint, noch weit entfernt blieb. Sie selber schreibt in dem Buche ,,Meine Kinderjahre" (1906) als Sechsundsiebzigjährige: ,,Ein Zornesausbruch unseres im Grund der Seele so guten Vaters schloß jeden Gedanken an Widerstand aus. Ob sich ein solcher Ausbruch mit dem, was ihn veranlaßt hatte, in einem halbwegs erklärlichen Verhältnis befand, die Frage stellten wir uns nicht. Wir meinten, daß man an der Handlungsweise seines Vaters Kritik nicht üben kann. In späteren Jahren verwandelte das ,,kann" sich in ein ,,darf". — Einem jungen Menschen von heute muß es schwer fallen, unsere Empfindungsweise zu begreifen. Es gibt kaum etwas, das sich in einer Zeit, die ich zu überdenken vermag, so verändert hätte, wie die Art des Verkehrs zwischen Eltern und Kindern. Wenn unsere Großmutter von ihrer Mutter sprach, sagte sie: ,,Unsere Allergnädigste" und neigte leise das Haupt. Unsere Mutter sagte ,,Sie" zu ihrem Vater. Er war ihr geistiger Führer, ihr alleiniger Lehrer, . . . Aus jeder Zeile ihrer auch noch vorhandenen Briefe an ihn spricht unbegrenzte Ehrfurcht. Wir standen mit unserem Vater auf dem Duzfuße; er war aber ungefähr von der Sorte, auf dem sich das russische Bäuerlein mit dem Väterchen in Petersburg befindet. Von einer Seite ein unbeschränktes Machtgefühl, von der anderen Unterwürfigkeit. Heute ist das anders. Die Jugend steht obenan; sie wertet und entwertet. Das Alter sieht bewundernd oder grollend zu. Ich staune nur, wie rasch es abdiziiert hat. Komisch fast die Eilfertigkeit, mit der es sich in die Ecke drückt, um dem vorbeibrausenden Zug der Jugend nur ja nicht im Wege zu sein. Dankbarkeit erhellt die Gesichter der Eltern, wenn ihre Söhne oder Töchter auf der Jagd nach Brot, nach Glück, nach Ruhm einen Augenblick Halt machen, um den Alten einen Lappen ihrer kostbaren Zeit zu schenken. Und auch gute moderne Kinder haben dabei doch das Gefühl eines Zugeständnisses, das sie den unmodernen Eltern machen. Es ist so, und je tiefer ins Greisenalter ich hineingerate, um so mehr Achtung bekomme ich vor dem, was ist. Mein Vater hätte sich zu ihr nie bequemt; was in seinen Tagen für das einzig Rechte und Gehörige galt, sollte in allen Tagen dafür gelten. Er hatte von Kind auf Subordination geleistet, hatte sie von seinem Jünglingsalter an pflichtgemäß zu fordern gehabt. Gehorsam! Wie ferner Donner rollte das r am Schluß der zweiten Silbe, wenn er dieses Wort befehlend aussprach."

Erinnert man sich, daß die Ebner-Eschenbach aus dem gräflichen Hause Dubky stammte, dann könnte man vielleicht glauben, ihre Betrachtungen trügen vor allem das Gepräge der hochadeligen Umwelt, die sie in ihrer Kindheit umgab. Schlägt man aber zum Beispiel den ,,Briefsteller für Damen" von Amalia Schoppe aus dem C. F. Amelangschen Verlag, Leipzig, nach, so wird man bemerken, daß auch in bürgerlichen Kreisen gleiche Verhältnisse herrschten. Die Verfasserin, in dieser dritten Auflage ihres Buches betont, daß



137. Familienbild mit Hausgarten. Im Hintergrund der Starnberger See. Gemälde von Lorenzo Quaglio. Düsseldorf, Städt. Kunstsammlungen.

sie der ,,Richtung, die die Ideen seit 1837, wo die zweite Auflage erschien, in unserem Vaterlande genommen" Rechnung getragen habe, widmet den Familienbriefen einen ziemlichen Umfang. Gleich zu Anfang schärft sie ihren Leserinnen ein: ,,Wenn solche Briefe an die Eltern oder auch nur an ältere Verwandte gerichtet sind, müssen Hochachtung, Ehrfurcht, Offenheit und Herzlichkeit die Hauptzüge derselben sein; in solchen an Verwandte von gleichem Alter und Stande darf man aber das Herz und Gefühl frei walten lassen. Die Eltern werden schon zur Aufrechterhaltung ihrer Würde und wie es ihrem Alter zusteht, immer mit einem gewissen Ernste an ihre Kinder schreiben."

In den Musterbriefen, die die Schoppe, übrigens eine äußerst fruchtbare Jugendschriftstellerin, ihren Leserinnen zur Verfügung stellt, werden die Eltern als ,,teuerste", als ,,geliebte, hochverehrte" in der Anrede bezeichnet. Nirgends aber erscheint das ,,Du", auch nicht der Tante oder dem Onkel gegenüber. Auch sonst liest man in diesen Briefen manche Ermahnung. Die Mutter ist um die sittliche Haltung ihrer Tochter, die zum ersten Male das elterliche Haus verließ, sehr besorgt. Eine andere Mutter sendet der Tochter, die gegen den Willen der Eltern geheiratet hatte und jetzt, da ihr Gatte gestorben ist, um Zurücknahme des Fluches bittet, den Brief unerbrochen zurück. Sie folgt damit einem heiligen Eide, den sie bei der mit Gewalt durchgesetzten Verbindung gelobte. ,,Daß der Tod Dich von einem Gatten befreit hat, der, wie vorauszusetzen war, Dich unglücklich machte, habe ich aus den Zeitungen ersehen; mir diesen Todesfall auch noch schriftlich anzuzeigen, war daher völlig überflüssig." Auch die Antwort einer ,,verzeihenden und zärtlichen Mutter" ist vorgesehen. Im allgemeinen herrscht überall die Tendenz vor, Zurückhaltung zu üben. So werden den Leserinnen mahnend in Erinnerung gebracht, daß Liebesbriefe nicht zart, nicht keusch, nicht rein genug gehalten werden können! ,,Die Sprache der Leidenschaft geziemt sich nicht für ein Mädchen und kann nur, wenn sie von einem solchen geführt wird, stets einen unangenehmen, abstoßenden

Eindruck auf den gesitteten, zartfühlenden Mann machen." Die im Durchschnitt ungekünstelt verfaßten Stücke ermangeln nach unseren Begriffen der Aufgelöstheit, sie stelzen etwas steif einher. Und in der Tat gibt es genug Beispiele von wirklichen Briefen, die völlig unbefangen das Menschliche im Verkehr zwischen Kindern und Eltern zum Ausdruck bringen.

Man muß sich freilich hüten, in der ehrerbietigen Form solcher brieflicher Kundgebungen die Auswirkung von Unterdrückung und Verknechtung zu vermuten. Wenn Marie von Ebner-Eschenbach so eindrucksvoll von dem Worte ,,Gehorsam" mit dem rollenden ,,r" im Munde ihres Vaters zu erzählen weiß, so war dies der militärischen Befehlstechnik entnommen. Aber darüber hinaus fühlte das Geschlecht, das seine Überlieferungen aus dem Vormärz herübergenommen hatte, in Ergebenheitsäußerungen keineswegs etwas Erniedrigendes. Gesellschaftliche Traditionen pflegen oft ein sehr zähes Dasein aufzuweisen und staatliche oder andere Veränderungen zu überdauern. Das Starre in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern hatte sich schon gelockert, als noch immer in den Formen des Verkehrs die Überreste einer vergangenen Zeit weiterlebten.

Wer daran zweifeln wollte, daß die Grundlagen der deutschen Familie ihres gemütlich-traulichen Charakters verlustig gegangen wäre, der braucht bloß einen Blick auf das Schaffen des Malers und Zeichners Ludwig Richter zu werfen. Die echte Seeleneinfalt, mit echtem Künstlertum gepaart, entwirft Bilder voll köstlichen Humors von den einfachen Verhältnissen, in denen die einfachen Menschen jener Zeit lebten, vom Sonntagnachmittag, da der Vater sein Pfeifchen schmaucht, die Mutter das Jüngste auf dem Schoß hält, die größeren Kinder spielen oder dem Vater über die Achsel in die Zeitung gucken, indes der Großvater im Polsterstuhl wohlgefällig dieses fröhliche Beisammensein betrachtet. Vor der Haustüre zieht man am Glockenstrang. Es kommt Besuch. Draußen aber im Garten werden für die Kinder Trauben abgeschnitten. Alle in diesem Daheim, die Großeltern, Eltern, Kinder und selbst der Hund fügen sich harmonisch in das Ganze. Wer wissen will, wie das wirkliche Volk gelebt, wessen es sich gefreut, wie es gearbeitet und wie es seine unschuldigen Feste gefeiert hatte, dem offenbart das alles der in seiner Art geniale Stift eines Künstlers, wie es Ludwig Richter war. Überschaut man nun das Verzeichnis seiner Werke, so wird einem noch etwas deutlich. Da treffen wir 1842 die Bilder zu Musaeus ,,Volksmärchen", zu Ludwig Bechsteins ,,Deutsches Märchenbuch", das Bilderbuch ,,Es war einmal" (1862) zu Georg Scherers ,,Illustriertes deutsches Kinderbuch", zu Campes ,,Robinson" usw. Die Künstlerschaft eines begnadeten Zeichners neigt sich da zu dem Kinde herab. Vielleicht könnte es allerdings scheinen, als ob es sich hier um eine rein persönliche Angelegenheit dieses Mannes handele, aber schon der Hinweis auf die Fülle von Werken, denen Richter seine Mitarbeit zur Verfügung stellte, beweist, daß damals ein Schrifttum emporwuchs, das sich der jüngsten und älteren Jugend zuwandte. Der Beginn der vierziger Jahre bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Jugendschriften. Der trockene lehrhafte Stil, in dem mit klischeeartiger Eintönigkeit der Sieg des Guten über das Böse, der Armut über den Reichtum dargestellt werden, wird von einer lebensnaheren Wirklichkeitsschilderung abgelöst. Immer ist es ja die heranreifende Generation, die am ersten von dem Wandel der Zeit erfaßt wird und vielfach noch unbewußt dem Neuen huldigt. Findet dann ein Schriftsteller den Ton, der solchem Stilwechsel huldigt, so reißt sein Erfolg die anderen mit sich fort. In unserem Falle hat es sich jedoch gefügt, daß in den meisten Fällen das Schriftstellerische hinter der bildhaften Wiedergabe zurückblieb. Neben Ludwig Richter tritt ein aus ganz anderen geistigen und sozialen Bereichen kommender Mann des Pinsels und Zeichenstiftes, Theodor Hosemann. Schon 1828, wie es scheint, fing er mit dem ,,Bilder-ABC" an, sich an die Kinder zu wenden, beteiligte sich 1832 am ,,Berliner Kinder-Wochenblatt" und beglückte in der Folge das kleine Volk in einer kaum übersehbaren Zahl



138. Bilderbuchillustration von H. Hosemann.



139. Aus dem „Struwelpeter“ von H. Hoffmann.



140. Bilderbuchillustration von Graf F. Pocci.

von Jugendschriften, Bilderbüchern mit köstlicher Veranschaulichung des gedruckten Wortes. Musaeus Märchenhelden, Freiherr von Münchhausen, Andersens Phantasieschöpfungen und tausend andere, den Kindern liebgewordene Gestalten, wußte er der Jugend bildhaft nahe zu bringen, freilich in ganz anderer Art als Richter. Hosemann war Großstädter, Berliner, Gesellschaftskritiker, dem auch die Nachtseiten des Daseins nicht fremd blieben, der lange Zeit bei schlecht zahlenden Verlegern in Fron gestanden hatte, um des lieben Brotes in Fron stehen mußte. Diese zur Satire und Karikatur neigende Gesinnung spielt auch in die Illustrationen hinein, die er für die im Zeitraume von 1830 bis 1876 an die zweihundert im Verlage Winckelmann erschienenen Bändchen lieferte. Bald gesellt sich zu diesen zwei Künstlern eine Reihe anderer von so gutem Namen wie Julius Schnorr von Carolsfeld und vor allem Robert Reinick mit seinem ausgezeichneten Jugendkalender (1847—54) und nicht zuletzt Graf Franz Pocci (1805—1876), der mit seinen Dichtungen und Zeichnungen den Kindern sich zuwandte und das Kasperltheater neu belebte und ihm künstlerische Inhalte schenkte. In das Jahr 1845 fällt auch die Geburtsstunde von Heinrich Hoffmanns unsterblichen „Struwelpeter“.

Soll es Zufall sein, daß um das Jahr 1840 die Jugend aus dem Banne steifleinener Lektüre erlöst und in das Reich geläuterter Kunstdarstellung geführt wurde? Gewiß stand selbst da im Hintergrunde kapitalistische Spekulation. Aber auch das gibt einen Fingerzeig. Der Erwerbstrieb der Unternehmer besitzt oft ein feines Gefühl für das der Zeit Gemäße. Mögen sich die Kinder noch ein Menschenalter lang in den Formen ehrerbietigen Gehorsams gegenüber den Generationen ihrer Eltern und Voreltern bewegt haben, in Formen, die uns heute zumindestens fremd und kalt erscheinen, die Herrschaft unbedingter Autorität, die Zeit, da die Wahrung des elterlichen Prestiges an sich die Existenz der Familie allein zu sichern schien, diese Zeit war im Abtreten. Noch fand sie freilich nicht gleich den Weg zur organischen Einfügung in das Ganze. Dazu fehlte es an der geistigen Führung, an der theoretischen Grundlegung, aber das gesunde Fühlen und die eingeborene Natürlichkeit fand die richtige Spur, um die Familie vor Zersetzung zu bewahren.

Da das Verständnis für das Organische zu jener Zeit nicht recht gedeihen konnte, war man genötigt,

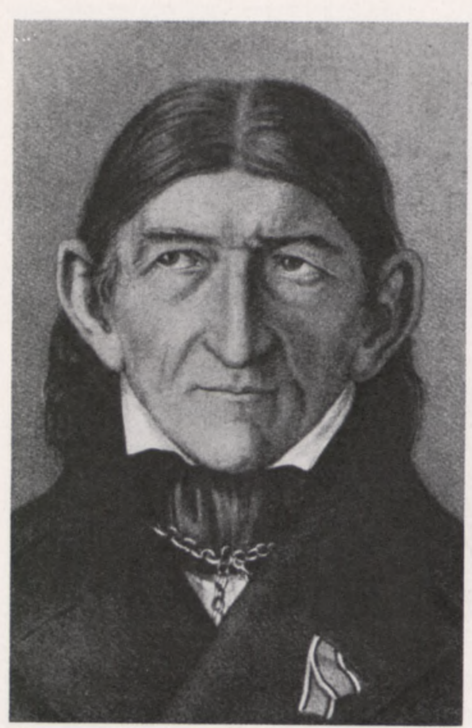


141. Kinderheim Friedrich Fröbels in Blankenburg, Thüringen.

Anleihen bei der damals in höchstem Ansehen stehenden Naturwissenschaften zu machen. War nun das Interesse für das Kind geweckt, so war es begreiflich, wenn man ihm gewissermaßen zu eigenem Recht, nicht bloß als einer Art Anhängsel zur Welt der Erwachsenen seinen Platz in der Gesellschaft erhalten wollte. Bezeichnend für die Stimmung, die in jenen Tagen herrschte, bleibt wohl die Tatsache, daß aus ihr das Werk eines Friedrich Fröbel (1782—1852) erwuchs. Seine Kindheit, der die sorgliche Führung durch die leibliche Mutter versagt war, mochte ihm als Erzieher späterhin vor Augen stehen, da sein ganzes Sinnen dahin abzielte, die jugendlichen Geschöpfe in dem Maße ihrer jeweiligen Aufnahmefähigkeit heranzubilden. Die Stütze hierzu bot ihm der naturwissenschaftliche Entwickelungsbegriff. Er schildert, wie seine innerliche Zerrissenheit aus der Beobachtung über die Verschiedenheit der Geschlechter im menschlichen Dasein und der dadurch hervorgerufenen Konflikte aus seiner jugendlichen Seele wich, als er von einem älteren Bruder am Beispiele der Haselnußstaude aufgeklärt wurde, daß es auch in der äußeren Natur die gleiche Gesondertheit der Geschlechter gebe wie unter den Menschen. Als er hernach aus den Freiheitskriegen heimgekehrt war und sich mineralogischen Studien zuwandte, da war es, wie er gesteht, die Kristallwelt, die ihm „laut und unzweideutig in klarer und fester Gestaltung das Leben und die Lebgesetze des Menschen" kundtat, da wurde es ihm zur Bestimmung, sich der Erziehung der Menschen zu widmen, es trieb ihn, „die im Geiste und durch den Geist erschauten, in der Natur wie im klaren Spiegel wieder erkannten Gesetze der Wesenentwicklung für die und in der Menschenerziehung anzuwenden: den Menschen in und durch, für und zur Durchlebung seines Wesens, seines



142. Außenansicht des Kinderheims von Friedrich Fröbel.



143. Friedrich Fröbel. Ausschnitt aus einem Bildnis von H. Strauch.

Menschheitwesens, und so das Wesen an sich nach dem Gesetz der Entwicklung zu erziehen.“ Mit anderen Worten, er wollte dem herankommenden Geschlechte den geistigen Raum sichern, der ihm nach seiner jeweiligen Entwicklungsstufe zukam. Nicht wie bisher sollten die Erwachsenen gewaltsam in die Welt des Kindes einbrechen und ihm ihren Erziehungswillen aufzwingen, vielmehr dachte er, die emporsprießende Menschenpflanze aus ihrer Vorstellungswelt heraus, aus dem Spiele zum Erkennen und zur Arbeit, dem Wachstum seines Wesens entsprechend, unauffällig zu geleiten und vorwärtszuschieben. Daher auch der von ihm geprägte Name: „Kindergarten“, den er seiner Schöpfung gab. Er machte sich dadurch gewissermaßen zum Wortführer und Anwalt einer Art Revolution gegen die Vorherrschaft der Eltern- und Lehrergeneration, die bis dahin, wenn man will, absolutistisch regierten, indes sie jetzt zu Dienern herabsanken. Während nach Fröbel die Jugend in jeder Stufe, die sie eben erreichte, das dieser Stufe Gemäße in höchster Vollendung hervorbringen konnte, verloren die Erwachsenen den Anspruch auf Allgemeingültigkeit ihrer Vorzüge. Dabei ließ er den nationalen Gesichtspunkt nicht außer Acht. „Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung ist das Grund- und Quellbedürfnis des deutschen Volkes“, hatte er bereits im Jahre 1821 niedergeschrieben, nur sollte diese Volkserziehung in der Übereinstimmung mit dem des Entwicklungsgangs des menschlichen Geistes, mit den höchsten Entwicklungsgesetzen der Natur zur Anschauung gebracht werden. Das Aufrührerische seiner Auffassung hat man wohl bald herausgefühlt. Noch im Jahre 1878 heißt es in einem kurzen Lebensabriß Fröbels: „Während viele ihn als pädagogischen Genius und Wohltäter der Menschheit verherrlichen, hat der preußische Minister von Raumer (dem nicht wenige beipflichteten) seine Pädagogik als ein sozialistisches System gebrandmarkt, das auf Ausbildung der Jugend zum Atheismus berechnet sei und daher in Preußen nicht geduldet werden dürfe.“ In Wahrheit hatte Fröbel an mehr als einer Stelle die Bedeutung der Religion für die Erziehung hervorgehoben, hatte auf der Erkenntnis, daß das deutsche Volk ein religiöses, ein häusliches, ein geschichtliches Volk ist, seine Grundsätze aufgebaut, aber Karl Otto von Raumer, der von 1850—1858 das Kultusministerium in Preußen verwaltete, war für seinen engherzigen, auf Orthodoxie und Absolutismus gegründeten Standpunkt bekannt und darob auch heftig angefeindet worden. Mit dem Spürsinn des Gegners hatte er offenbar hier so etwas wie „Emanzipation des Kindes“ gefunden.

Man könnte mit einer gewissen Übertreibung behaupten, es sei in der Zeit, von der hier die Rede war, das Kind in mancher Beziehung als Sondererscheinung erst entdeckt worden. Jedenfalls sind um 1850 zuerst auf deutschen Boden in Österreich und Preußen in den Krankenanstalten eigene Abteilungen für Kinder bestellt worden. Ein Wiener Kinderarzt (J. E. Löbisch) schrieb ein damals vielgelesenes Buch über „Die Seele des Kindes“ (2. Aufl. 1854), in

dem er den Müttern das körperliche und geistig-seelische Wachstum der ihnen anvertrauten Jugend verständlich zu machen suchte. Auch sonst erschienen verschiedene Anleitungen zur Pflege und vernünftigen Wartung des menschlichen Nachwuchses.

Das Verdienst an der Erhaltung des deutschen Familienwesens gebührt in allererster Linie der Mutter. Ob es sich um die klassischen Darstellungen des Muttertums Ludwig Richters handelt oder um die Rückblicke, die der sozialdemokratische Revolutionär August Bebel auf seine Jugend wirft, immer wieder klingt aus diesen Bekenntnissen das Loblied auf die Frau, die nicht selten unter großen Opfern und mit viel Entsagung den kleinen Lebenskreis, in dessen Mittelpunkte sie stand, zusammenfaßte und zusammenhielt. ,,Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus'', berichtet Eduard Mörike von seiner Mutter, von der er den feinen Sinn, die sichere Witterung für das Große im Kleinen, die reiche goldene Phantasie, den nie versiegenden Humor geerbt zu haben scheint. Und Ludwig Anzengruber bekannte beim Tode seiner 1875 verstorbenen Mutter: ,,Ich habe nicht nur das Weib, das mich geboren, die Mutter, die für mich Unmündigen gesorgt, ich habe meine beste Freundin verloren, ein Stück meines Herzens, meiner Seele.'' Mutterliebe, ebenso Liebe zur Mutter wie jene, die sie spendet, bildet denn auch ein immer wiederkehrendes Motiv in der bildenden wie dichterischen Darstellung der Zeit. Man wird sich darum nicht von jenen Äußerungen der Kritik, die an dem Leben der Zeitgenossen häufig genug geübt worden war, zu voreiligen Verallgemeinerungen verführen lassen. In dem Kreise der höheren Stände gab es wie zu allen Zeiten auch damals Frauen, die völlig im Gesellschaftsleben aufgingen, die ihre Kinder der Amme, dem Kindermädchen, der Gouvernante, dem Hauslehrer überließen.

Nicht modern, aber gut. 13



„Spricht Ihre Frau französisch?“ — „Nein, aber sie kocht gut!“ — „Spielt sie Clavier?“ — „Auch nicht, aber sie wäscht und bügelt!“ — „Geht sie in Concerte?“ — „Nein, sie hat keine Zeit, da sie die Wäsche ausbessert!“ — „Besucht sie das Theater?“ — „Aeußerst selten, ihr Abend gehört den Kindern!“ — „Aber um Gotteswillen, wie konnten Sie eine solche Person heirathen?“ — „Weil ich jährlich keine tausend Gulden zum Hinauswerfen habe!“ — „Und sind Sie glücklich?“ — „Das muß wohl sein — denn diese



Frage ist mir noch nicht in den Sinn gekommen.“

144. Karikatur aus den ,,Fliegenden Blättern'' vom Jahre 1867.

Wenn in einer satirischen Gegenüberstellung aus dem Jahre 1867 unter dem Titel: ,,Nicht modern, aber gut'' die zwei Typen von Frauen gekennzeichnet werden, der moderne und der nichtmoderne, so fällt die Entscheidung natürlich zu ungunsten der Modedame aus: ,,Spricht Ihre Frau französisch? — Nein, aber sie kocht gut! — Spielt sie Klavier? — Auch nicht, aber sie wäscht und bügelt! — Geht sie in Konzerte? — Nein, sie hat keine Zeit, da sie die Wäsche ausbessert! — Besucht sie die Theater? — Äußerst selten, ihr Abend gehört den Kindern! — Aber um Gotteswillen, wie konnten Sie eine solche Person heiraten? — Weil ich jährlich keine tausend Gulden zum Hinauswerfen habe! — Und sind Sie glücklich? — Das muß wohl sein — denn diese Frage ist mir noch nicht in den Sinn gekommen.''

Ein Arzt namens Georg Friedrich fand es für notwendig, 1851 ein eigenes Büchlein herauszugeben, das sich „Die Gefahren für Kinder durch Kindermädchen" nennt und zu Reutlingen erschien, indem er die Mehrzahl der Mütter anklagt, sich entweder ganz verkehrt oder höchst gleichgültig in der Erziehung ihrer Kinder zu benehmen. „Zur Zeit, als noch die vornehmsten Mütter des Landes für die höchste Ehre und Zierde es erachteten, den Faden zu spinnen, Mann und Weib durch der eigenen Hände Arbeit zu kleiden, als sie noch Zeit fanden und es ihre höchste Lust war, des Wortes Gottes zu pflegen im Hause, sittsam zu sein und keusch, gab es noch keine Kindermädchen, wie sie die neuste Zeit uns vorführt. Gehilfinnen wohl hatten sie, das zu tun, was ihnen die Zeit infolge der Pflege ihrer Kinder abging . . ." In solcher und ähnlicher Weise blickt Friedrich auf die Vergangenheit wie auf ein verlorenes Paradies. Wenn die Frau der neueren Zeit und namentlich die Frau der höheren Ständen nicht Muße findet, sich ihren Mutterpflichten so wie einst zu widmen, wenn es „fast zur Mode geworden ist, das eigene Kind nicht mehr zu säugen, sondern ihm sogleich nach der Geburt eine Ammenmilch zu verschaffen", so führt er diese Unnatürlichkeit in der Genußsucht begründet, im ungezügelten Phantasieleben, in Exzessen im Trinken und Essen, in den geschlechtlichen Ausschweifungen. „Faßt man freilich die Mütter ins Auge, wie sie in Wirklichkeit sind, wie sie selbst ihre Kinder pflegen und erziehen, so möchte die Wahl einer Kindermagd nicht erschwert, vielmehr möchte eine solche oft recht sehr erwünscht sein." Was der Arzt allerdings über die Unarten der Mägde zu berichten weiß, wie sie die Kinder durch Kitzeln beruhigen, wie sie ihnen das Essen vorkauen oder Mohn vorsetzen, um sie schlafen zu machen, und noch vieles andere, hindert ihn nicht, den Müttern die Leviten zu lesen, die oft voll Eitelkeit und Selbstliebe, voll Dünkel über ihre hohe Bildungsstufe, dabei geizig, ihren Dienstboten, ja selbst ihren Kindern vorenthalten, was sie selbst an Kosten an einem Abend verschwenden.

Die aus der Praxis des Arztes gewonnenen Erfahrungen sind kaum ernstlich anzuzweifeln, sie betreffen aber, wie er selbst angibt, in erster Linie die sogenannten „höheren" Stände, also eine verhältnismäßig dünne Schicht. Es liegt überdies in der Natur der Dinge, daß der Arzt seltener die Normalfälle kennenlernt, daß er viel häufiger zu Rate gezogen wird, wo die Verhältnisse schwierig und verfahren sind. Andererseits gewinnt er Einblicke, die anderen versagt bleiben.

In gewissem Sinne gehören die Dienstboten auch zur Familie. Die Frau als Leiterin der häuslichen Verhältnisse trägt auch zum guten Teile für deren Auswahl und Haltung die Verantwortung. Nicht nur die Amme und die Kindermägde stehen am unmittelbarsten unter ihrem Zepter. Neben den Dienstmädchen spielen damals die männlichen Diener eine ungleich größere Rolle als dies nach 1870 die Regel bildete. Wer etwas auf sich zu halten pflegte, mußte sich einen Bedienten halten, der, womöglich betreßt, die Farben seines Hauses trug. In den Gesellschaftsstücken und Romanen tritt denn auch der Bediente als Vertrauter, als „Schicksal", aber auch als Schätzer der Zigarren und des Likörs seines Herren mit Vorliebe auf. Was das Verhältnis zwischen Herren und Dienenden betrifft, so macht man da die gleiche Beobachtung wie auf anderen Gebieten. Zwei Strömungen verschiedener geistiger Herkunft treffen sich in unserem Zeitraum, lösen sich ab, gehen zum Teil nebeneinander; auf der einen Seite die aus dem patriarchalischen Herkommen stammende, auf der anderen Seite die bloß sachliche Richtung, die sich von Gefühlsregungen nur wenig beeinflussen läßt. In den Kreisen, die eine Art elterlichen Schutzes über ihre Diener ausüben, stehen sie zwar unter mehr oder minder strenger Aufsicht in bezug auf ihre sittliche Lebensführung, die Herrschaft sorgt aber nicht selten über das Dienstverhältnis hinaus für ihre Schutzbefohlenen. Ja es bilden sich nicht selten Beziehungen heraus, die sich auf beiden Seiten von Generation zu Generation vererben. Die soziale und wirtschaftliche Umschichtung durch das Ausgreifen der Großindustrie war auch für die Umgestaltung des Dienstbotenwesens von nicht geringem Einfluß. Das Lockbild der persönlichen Freiheit trieb viele in die Fabriken, die sonst im Haushalt ihr Brot gesucht hätten.

Es fehlte in jener Zeit nicht an Mahnungen sowohl für die Diener wie für die Hausfrauen. Der königliche Zentral-Schulbücher Verlag zu München gab 1830 ein eigenes Büchlein heraus: „Der Sitten-Spiegel". „Ein Lesebuch für dienende Mädchen". Darin wird den Mädchen vorgestellt, wie es von jeher einen Unterschied der Stände gegeben habe, daß die Mädchen vorzüglich zum häuslichen Leben bestimmt seien, daß der Dienst für viele erst eine Schule sei, worin sie das lernen müssen, was sie in den Dienst schon hätten mitbringen sollen, und daß sie die Güte eines Dienstes nicht nur an der Höhe des Lohnes, an den Geschenken und Trinkgeldern messen mögen. Stand und Beruf eines Dienstboten erforderten in mancher Hinsicht weit mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten, als die meisten denken und glauben. An lehrreichen anekdotisch gehaltenen Beispielen wird den Dienerinnen gottgefälliges Betragen, Zufriedenheit, Heiterkeit, Ordnung und Reinlichkeit gepredigt. Was ihnen ferner in bezug auf die Wahl ihres Umganges, auf ihre Pflichten gegen ihre Herrschaft (Ehrfurcht, Zutrauen, Liebe, Aufrichtigkeit, williger Gehorsam, Bescheidenheit, Verschwiegenheit, Ehrlichkeit usw.) geraten wird, entbehrt natürlich jeder Originalität, die man an dieser Stelle nicht erwarten wird. Interessant daran ist vor allem die Herzenseinfalt, die die Art dieser Ratschläge zur Voraussetzung hat. Zwischen Untergebenen und Herren stellt sich noch keine andere Vorstellung als die von den allgemein menschlichen Beziehungen und jener von der Standesordnung, die als etwas Gegebenes, Unabänderliches hinzunehmen ist. Das wurde im Laufe des folgenden Menschenalters allmählich anders.



145. Wiener Stubenmädchen. Aus „Wien und die Wiener".

Auf beiden Teilen, bei Dienern wie Herrschaften scheint sich ein Wandel vollzogen zu haben, die sozialen Gegensätze spielten jetzt auch hier herein. Sobald man das alte Herkommen verabschiedete und im Sinne einer mehr oder weniger individualistischen Auffassung das Verhältnis als ein vor allem rechtlich-geschäftliches zu betrachten anfing, lösten sich die ausgleichenden Gemütsklammern auf oder schwächten sich ab. So dachte man jetzt schon an die Gründung einer Genossenschaft weiblicher Dienstboten, die ihren Mitgliedern gewisse Verhaltungsmaßregeln auferlegen, dafür sie aber durch ihren Vorstand erforderlichenfalls der Herrschaft gegenüber vertreten solle. Dienstmädchen, die sich grobe Übertretungen der Pflichten zuschulden kommen lassen würden, wären nach Feststellung des Sachverhaltes (bei Aussicht auf Besserung vielleicht nur vorübergehend und erst in Rückfällen auf immer) aus der Genossenschaft auszuschließen, wogegen Dienstherrschaften, die ihre Leute übel behandeln, kein Mädchen mehr von der Genossenschaft bekämen, ja sogar nach Umständen zur Verantwortung gezogen würden. Eine solche Dienstbotengenossenschaft sollte einerseits einen Rechtsschutzverein bilden, um die oft verwaist und schutzlos dastehenden Mädchen in Verfolgung ihrer gerechten Ansprüche genossenschaftlich zu unterstützen, andererseits jene oft entsittlichenden Mädchenvermittelungsanstalten und Privatherbergen überflüssig machen. An diesem Punkte war man am Ende der sechziger Jahre bereits angelangt.

Daneben gab es freilich in verschiedenen Gegenden der deutschen Lande noch öffentliche „Gesindemärkte". Den Stadtmenschen der sechziger Jahre drängte sich bereits die Analogie zu Sklavenmärkten auf. Einen solchen Brauch gab es von Weihnacht zu Weihnacht im Luxem-

burgischen. „Es ist für Fremde ein merkwürdiges Schauspiel, von 9 Uhr morgends an die Stadt von Stellesuchenden erfüllt zu sehen, welche von den entferntesten Örtlichkeiten herkommen. Man findet auf dem Markte Subjekte von 30 bis 300 Franken, welche letzteren zur Aristokratie der Dienstboten gehören. Auf etwa 200 bis 300 menschliche Artikel kommen ungefähr tausend Käufer. Die ersteren stammen nicht nur aus Luxemburg, sondern zum Teil aus Belgien, Frankreich usw. Der jüngste Dienstbotenmarkt ist glänzend ausgefallen; man konnte da Mädchen in Krinolinen sehen, die sich um die Stelle einer Kuhmagd bewarben. 2500 Kaufverträge kamen zustande und die Gekauften wurden von ihren Käufern dem Gebrauch gemäß nach der nächsten Schenke geführt, um den Einstandstrunk zu erhalten." — An dieser Darstellung ist weniger der Tatsacheninhalt merkwürdig als der Ton, in dem sie gehalten ist. Das Verständnis für einen alten ländlichen Brauch ist bereits geschwunden, man sieht alles nur mehr durch die Brille liberaler Verstandeshaftigkeit, legt Gewicht auf formale Freiheitsgrundsätze, ohne sich um die Wirklichkeitsfolgen viel zu kümmern.

Deutlich tritt damit in unseren Gesichtskreis die Erkenntnis, daß die fortschreitende Industrialisierung in ihren gesellschaftlichen Auswirkungen an dem privaten Leben der Familie nicht spurlos vorübergegangen war. Wie man es allenthalben, an dem unscheinbarsten Hausgerät und an tausend anderen Dingen des alltäglichen Daseins zu fühlen bekam, so auch nun im Verhältnis zu den Dienstboten. Die Schuld lag sicher auch bei der seelischen Einstellung der Herrschaften zu ihren Dienern. Der nackte do-ut-des-Standpunkt, der davon ausgeht, daß man eine gewisse Summe Geldes auslegt und dafür so und soviel Arbeit empfängt, wurde allerdings dort vielfach zuschanden, wo es sich darum handelte, wie etwa bei der Verwendung der Kindermädchen, von dem Arbeitnehmer Liebe zu den ihnen anvertrauten Kindern zu verlangen. Gewiß suchten alle vernünftigen Herrschaften zumindestens Kompromisse zu schließen, es lebte auch die alte vertrauliche Art der Beziehungen in vielen Fällen weiter und ist nie ganz ausgestorben. Trotzdem mußte auf die neu auftretende Erscheinung der Entfremdung zwischen Hauspersonal und Familie aufmerksam gemacht werden, ist sie doch ein wichtiges Beispiel dafür, daß die sozialen Gegensätze am Ende unserer Periode vor dem privaten Hauswesen nicht Halt machten.

Weder die Stellung der Frau in der Gesellschaft, noch das Verhältnis der Geschlechter zueinander, noch auch die Familie in ihren verschiedenen Beziehungen läßt sich in jener Zeit als etwas Einheitliches erkennen. Die Kräfte der Beharrung, die gerade auf diesen Gebieten stärker als irgendwo anders zu beobachten sind, werden durch Veränderungen im wirtschaftlichen Leben allenthalben untergraben. So steht neben der biedermeierlichen Idylle hausbackener Einfachheit auch schon ausgeklügeltes Raffinement, dehnen sich neben bürgerlicher Schlichtheit und neben einem gottergebenen Sichbescheiden alle Abgründe sozialer Gegensätze und Mißverständnisse aus, die das Leben der Nation in den folgenden Jahrzehnten zerrissen.

DER ALLTAG.

Will man die Formen des Alltags, wie sie sich in den Jahren 1830 bis 1870 unseren Augen darbieten, unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenfassen, so steht dem auch da der Einschnitt hemmend im Wege, den die Märzereignisse 1848 einleiteten. Mag freilich das politisch-soziale Sturmjahr der biedermeierlichen Geruhsamkeit fast auf der ganzen Linie den Garaus gemacht haben, völlig verdecken konnte es die Lebensgestaltung der früheren Zeit nicht. Der Alltag hinkt eben immer etwas nach. Das Verhältnis der einzelnen Menschen

und Gesellschaftsschichten zueinander, das Verhältnis von Untergebenen zu Vorgesetzten, ja selbst zwischen den Gliedern einer Familie paßt sich eher dem Neuen an als manche andere gesellschaftliche Überlieferungen oder die Formen des Hausrates.

Die äußere Umwelt, in der unsere Urgroßväter ihre Jugend verlebten, spielte sich im Rahmen des Biedermeiers ab. Die Häuser waren noch von jeder Geräumigkeit, die die Vorherrschaft des ländlichen Stils verriet. Selbst in Städten wie Berlin wuchs das Grün der Hausgärten mitten hinein in die belebtesten Straßen und Plätze. Beinahe jede zehnte Wohnung wurde dort trotz nicht besonders günstiger Umstände im Jahre 1843 vom Hauseigentümer selbst bewohnt. Mit anderen Worten: der Hausbesitz ist nicht eben selten. In kleineren Städten sicher noch häufiger. Hört man allerdings die Klagen über Obdachlosigkeit vieler Familien, die Klagen auch über die Härte und Habsucht der Hausherrn, so zeigt sich uns die Kehrseite des Bildes. Das Verhältnis von Mietern zu den Eigentümern der Häuser vergiftet auch in Wien das friedliche Nebeneinander der gesellschaftlichen Schichten. Die Klagen finden in Broschüren, auf dem Theater und sonst in der Öffentlichkeit lauten Widerhall, denn hier greift die soziale Frage nicht allein in das Dasein der Fabrikarbeiter und Gesellen oder kleinen Handwerker, denen noch ein eigenes Sprachrohr mangelt, nein hier wird der Beamte, der Offizier, der Prediger ebenfalls betroffen. Um die Kellnerin oder den Fleischerburschen, die irgendwo eine Schlafstelle um teures Geld mieten, kümmern sich noch wenige, aber dem Leutenant, der im Hause sein Pferd eingestellt hat und dem wegen der Unvorsichtigkeit seines Dieners beim Herabholen des Heues vom Dachboden gekündigt wird, erstehen in der Öffentlichkeit Helfer und Bundesgenossen. Friedrich Saß in seiner Schrift „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung" (1846) meint — gewiß mit einiger Übertreibung, aber bezeichnend für die Stimmung jener Tage —: „Die hartherzige Isolierung des einzelnen auf seine Privatinteressen, der soziale Krieg, der Krieg aller gegen alle bricht hier immer stärker hervor und äußert sich in brutalsten Widerwärtigkeiten. Jedes Haus ist im Belagerungszustand, der Hauseigentümer kämpft gegen die Vermieter, der Vermieter wieder gegen den Bewohner einer möblierten Stube und den Inlieger einer elenden Schlafstelle." Das Gesetz des hemmungslosen Eigennutzes brachte, wie gesagt, auch anderwärts solche innere Spannungen innerhalb der Gesellschaft an den Tag. Der Einbruch der Technik und damit der Industrialisierung in das bürgerliche Leben hob eben auch auf dem Gebiete der Wohnungsfrage die Friedlichkeit des biedermeierlichen Daseins aus den Angeln. Die Großstädte wurden immer größer, die Nachfrage nach Obdach in den Orten der Fabrikschlöte wuchs mit der Zahl der Beschäftigten von Tag zu Tag. Daß einzelne Unternehmer, wie wir gesehen haben (S. 65f.), durch eigene Siedelungen für ihre Arbeiter dem Übel an den Leib zu rücken suchten, ändert nichts an der Tatsache, daß die liberale Gesellschaft und der liberale Staat untätig der Gestaltung der Dinge zusahen. Solange man in völlig einseitiger Weise darauf ausging, einzig und allein dem individuellen Erwerbstrieb Schutz und Bewegungsfreiheit zu sichern, konnte von einer allgemeinen Regelung nicht die Rede sein. Wie in so vielen anderen Fragen geschah es auch auf dem Felde des Wohnungswesens: die Scheu vor Eingriffen in das wirtschaftliche und gesellschaftliche Getriebe des nationalen Lebens bot dem nachdrängenden vierten Stande in der Stunde, da er zu Selbstbewußtsein erwachte, Angriffspunkte für seine Agitation.

Die fortschreitende Industrialisierung auf allen Gebieten führte notwendigerweise zur Steigerung der schon bestehenden Wohnungsnot. Damit trat der Gegensatz zwischen Mietern und Hausbesitzern aus den Grenzen rein örtlicher Geplänkel in das Gebiet der großen Gesamtangelegenheit, die mit der „sozialen Frage" aufs innigste zusammenhing. Es handelte

sich hierbei, wie es scheint, nicht nur um das Anwachsen des Proletariats, vielleicht noch mehr darum, daß sich der Geist individuellen Gewinnstrebens immer ungehemmter ausdehnte und auch das Wohnungswesen in zunehmendem Maße industrialisierte, mit anderen Worten der Spekulation auslieferte. Wien und Berlin, die beiden Großstädte jener Zeit, litten am ersten und heftigsten unter dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte.

Einer Broschüre über „Die Wohnungsnoth in Wien" von Bernhard Friedmann (Wien 1857) entnimmt man, daß der durchschnittliche Mietzins einer Partei in den Jahren 1830 bis 1850 um 12,4 v. H., dagegen von 1850 bis 1856 um 46,3 v. H. gestiegen sind. Nur die Jahre 1849 und 1850 zeigen infolge der revolutionären Vorgänge und ihrer Nachwehen einen Rückgang des Zinserträgnisses. Hatte im Durchschnitt der Mietzins, auf den Kopf der Wiener Bevölkerung gerechnet, im Jahre 1830 29 fl 50 kr. betragen, so betrug er 1850 31 fl. 36 kr. und stieg im Jahre 1856 auf 38 fl. 48 kr. Die Folge dieser ständigen Steigerungen bestand in einem fortwährenden Wechsel. „Der Georgitermin liegt glücklich hinter uns! Wohl demjenigen, der da weiß, wo er zu Michaeli sein Haupt niederlegen werde. Und noch wohler demjenigen, der zu Michaeli eine neue Wohnung beziehen kann mit dem sicheren Gefühle, daß er nach kurzer Winterkampagne nicht abermals aus seiner Behausung hinausgesteigert oder kurzweg hinausgekündigt wird!" Es wird dort behauptet, daß dem Wiener das Gefühl der Seßhaftigkeit in den letzten Jahren gänzlich abhanden gekommen sei. Natürlich drücke dieses Steigen der Mietpreise ganz besonders auf jene, die auf ein festes Einkommen angewiesen sind, und verursache durch die vielen Wohnungsänderungen sehr hohe unproduktive Ausgaben. Die Ursache der Wohnungsnot lag in dem Mißverhältnis zwischen der Zahl der Neubauten und dem Zuwachs der Bevölkerung. „Der Häuserbau ist eben ein Geschäft wie jedes andere, die Wohnungen sind eine Ware, welche genau denselben Gesetzen der Preisregulierung unterliegt, wie irgendein landwirtschaftliches oder industrielles Produkt." Die 9000 Hausbesitzer waren also in der Lage, je nach dem steigenden Wohnungsbedürfnis die Preise zu bestimmen, zumal es Mode geworden sei, „seinen Nachbarn und besten Freund aus seiner Wohnung hinauszusteigern, d. h. dem Hausherrn einen höheren Preis für seine Ware zu bieten, als er von der bisherigen Kundschaft erhalten hat". Interessant ist es, daß in diesem Zusammenhange der Verfasser jener Schrift als einer der Ursachen der Wohnungsnot und Mietzinssteigerung in der Zuwanderung von Ostjuden erblickt. „Unstreitig erhält die Hauptstadt Österreichs in den letzten Jahren einen ungemein starken Zuzug der jüdischen Bevölkerung aus allen, besonders aber aus den östlichen Provinzen des Reiches. Die Ereignisse, welche die politische Geschichte unseres Jahrzehnts bilden, haben nicht wenig dazu beigetragen, gerade dem industriösen Volke der Juden recht ansehnliche Gewinne zuzuführen. Sowohl der billige Ankauf von Grundstücken und Häusern zu einer Zeit, wo dieselben im Drange der öffentlichen Kalamitäten zu den geringsten Preisen angeboten waren, als auch die Übernahme ärarischer Lieferungen und die Spekulation in Früchten und Produkten jeder Art während der letzten Kriegsjahre, die Teilnahme an den Börsegewinnsten während der längstverflossenen Jubelperiode des Aktienmarktes, endlich die den Israeliten angeborene Regsamkeit und Ausdauer, wodurch dieselben befähigt werden, an dem ökonomischen Aufschwunge, der sich heutzutage in allen kontinentalen Staaten bemerkbar macht, einen besonderen Anteil zu nehmen — dies alles hat die Wohlhabenheit und den Luxus in dieser bisher so wenig bevorzugten Klasse der österreichischen Bevölkerung so bedeutend gefördert, daß nun zahlreiche Familien derselben nach Wien übersiedeln, in der Erwartung, daß sie hier eine höhere Verwertung ihrer verfügbaren Gelder erzielen können oder daß sie mindestens in der eleganten Gesellschaft der Hauptstadt jene ostensible Anerkennung ihres Reichtums finden werden, die ihnen zum Lebensgenusse unentbehrlich erscheint. Es ist nun eine nicht zu leugnende Tatsache, daß gerade die Mehrzahl dieser neuen Ansiedler die elegantesten Stadtteile und die besten Wohnungen darin okkupiert und daß dieselben auch in der glücklichen Lage sind, jeden geforderten Preis dafür zu bezahlen. Sowohl die ersten und zweiten Stockwerke als auch die Magazine und Verkaufsladen der inneren Stadt und der nächstgelegenen Vorstädte befinden sich derzeit in den Händen der Parvenus unserer industriellen Zeit und dies hat die natürliche Wirkung, daß auch die älteren Firmen christlicher und jüdischer Abstammung sich mit ihren Verkaufsmagazinen in die oberen Stockwerke flüchten, während der höhere Beamte, der minder begüterte Adel und Mittelstand immer mehr aus dem Weichbilde der inneren Stadt hinausgedrängt wird."

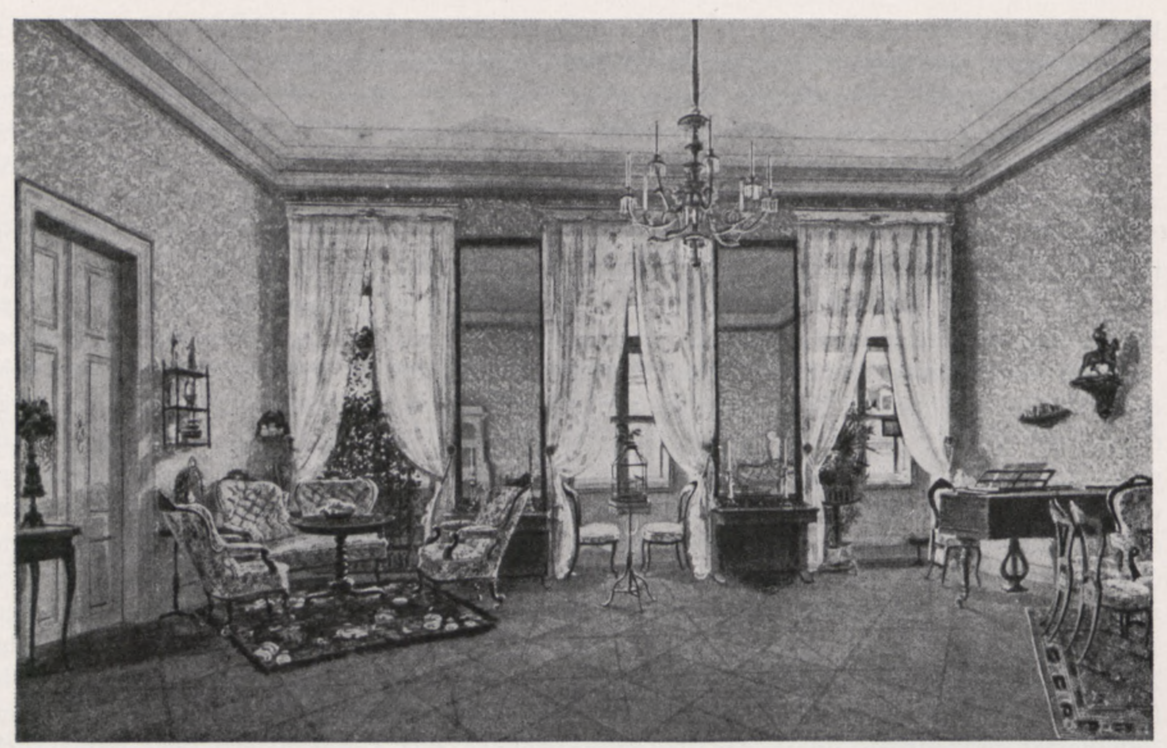
Die Sorgen der Wohnungsnot beschatteten zur gleichen Zeit auch, wie wir ebenfalls bereits betont haben, Berlin. Hier stieg der durchschnittliche Preis für eine Wohnung von 85,06 Thaler im Jahre 1830 auf 171,19 im Jahre 1872. Man stellte hier fest, daß die zu geringe Bautätig-

keit auf die „Baustellen-Jobberei" zurückzuführen sei, indem die Besitzer von unbebauten Grundstücken mit ihrem Gut Wucher treiben. Bemerkenswert bleibt es, daß Dr. Engel, Direktor des königl. preußischen Statistischen Bureaus, in einer Schrift über die moderne Wohnungsnot (1873) dem Laisser-faire, laisser-aller-Standpunkt in dieser Frage zu Leibe rückt und auch die Meinung bekämpft, als wären Wohnungen Waren wie andere Waren. Es widerspreche einer ethischen Auffassung, die Wohnung, die die Grundlage des Familienlebens bildet, mit einer Handelsware in gleiche Linie zu stellen. In Berlin meldete sich aber schon im Jahre 1871 zu dieser Frage die Sozialdemokratie zu Worte und schleuderte Anklagen gegen die Grundbesitzer, die durch die Bodenrente das arbeitende Volk ausbeuteten und nicht der Bedürfnisse des Volkes, sondern schwindelhafter Spekulation halber den Wohnungsbau betriebe.

Die Konzentration der industriellen Betriebe in den größeren Städten brachte es mit sich, daß von Jahr zu Jahr die Zahl derer, die hier Arbeit suchten, im Wachsen begriffen war. Dadurch stieg aber die Nachfrage nach billigen Wohnungen. Schon in den fünfziger Jahren kam es in Wien dazu, daß in einzelnen, vom Mittelpunkt der Stadt entfernter liegenden Bezirken, die Zahl der Untermieter jene der Hauptmieter überwog. Andererseits konnte man beobachten, daß die reichen Fabrikanten, Händler, unter denen die Juden keine geringe Rolle spielten, durch die Übermacht ihrer wirtschaftlichen Mittel in der Lage waren, die alten Mieter hinauszudrängen und durch höhere Angebote zur Verteuerung der Preise beizutragen. Arbeiter, Beamte und sonstiger Mittelstand bildeten demnach am ersten die Opfer dieser Umstände. Die Zeitgenossen klagen einstimmig, daß infolge des beständigen Wohnungswechsels ein förmliches Nomadentum in den Großstädten eingerissen sei, das den Bestand eines geruhigen Familienlebens bedrohe, durch das Beisammenwohnen mit Untermietern (was namentlich bei den unteren Schichten der Fall war) die Sittlichkeit und Gesundheit gefährdet werde. Damals scheint auch das Wort „Mietskaserne" aufgekommen zu sein.

Eine weitere Folge der Wohnungsnot machte sich in mangelnder Solidität jener Gewerbe kund, die sich mit den Erzeugnissen beschäftigten, die zur Ausstattung von Häusern und Wohnungen dienen. Man klagte darüber, daß nun in den großen Städten Handlungen aufgemacht würden, die elegante Möbel und blendende Möbelstoffe feilböten, die aber mit wenigen Ausnahmen auf Zuverläßlichkeit und Preiswürdigkeit keinen Anspruch zu erheben vermöchten. Die Kunden legten auf die echte Güte der Waren gar kein Gewicht, konnten es gar nicht tun, denn selbst die besten Stücke hielten den oftmaligen Wanderungen von Wohnung zu Wohnung nicht stand. „Die Klagen über die stetig wachsende Unsolidität der Industrie finden, zum Teil wenigstens, hierin ihre Erklärung, die Unsolidität selbst aber eine mit jedem Tage reichlicher fließende Quelle ihrer Nahrung."

Auch in diesen Beobachtungen kehrt die gleiche Erfahrung wieder. Die Nation befand sich seit Ende der dreißiger Jahre in steter Bewegung, Schon bloß äußerlich ward diese durch die Einführung der neuen Verkehrsmittel gefördert, wenn nicht geradezu verursacht. Das Verharren auf einem Orte, in seiner Heimat, von der sich weiter und öfter zu entfernen, meist den Inhalt eines großen gewaltigen Erlebnisses bedeutete, machte einer immer stärkeren Beweglichkeit Platz. Mit dem Anwachsen der gewerblichen Betriebe zu ausgedehnten Unternehmungen, die auf die Arbeit von Tausenden von Menschen angewiesen waren, begann der große Zug aller jener Bauernsöhne und Bauerntöchter in die Stadt, denen es nicht gegönnt war, ihre Kraft in der Landwirtschaft selbst zu betätigen, oder die von dem Blendbild der „Freiheit" angezogen wurden, die ihnen in der Industrie angeblich winkte. Und nun schloß sich dem die Unruhe innerhalb der Stadt an. Die bäuerlichen Familien wurden durch die Ab-



146. Salon aus einem Hause in der Herrengasse in Wien. Um 1840—1850. Nach einem Aquarell von Ranzmeyer.

wanderung einzelner ihrer Mitglieder in ihrem festen Gefüge zerrissen, die städtischen durch den ständigen Wohnungswechsel aus ihrem stillen Dasein aufgestört. In allen diesen Erscheinungen machen sich mehr oder minder deutlich Auswirkungen der Anschauung geltend, die den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kräften freies Spiel gewährte. Man kann sich vorstellen, daß diese Auflockerung des Gefühles für Seßhaftigkeit und Bodenständigkeit den Einbruch der neuen proletarischen Anschauungen in die bürgerlichen Kreise wesentlich erleichtert und gefördert hatte. Wie die Industriearbeiter sahen sich viele kleine Beamte und Gewerbetreibende einer unheimlich und unfaßbar wirkenden Gewalt gegenüber, die über wichtige Fragen ihres wirtschaftlichen, aber auch ihres gemütlichen Daseins entschieden.

In den Kreisen, die sich einige Behaglichkeit gönnen konnten, waren großräumige Wohnungen die Regel. Ohne diese wäre die Übung, die in den zwanziger und dreißiger Jahren und wohl auch noch später keine Seltenheit bildete, nämlich daheim Theater- und Musikaufführungen zu veranlassen, nicht recht möglich gewesen. Freilich entbehrten diese Wohnungen vielfach jener Vorteile, die man hernach und heute als selbstverständlich betrachtete und betrachtet, sie ließen sich schwer heizen, litten unter Feuchtigkeit und waren nach heutigen Begriffen nicht immer bequem.

Bezeichnend ist es, daß der junge Lasalle, der in Berlin als Student auf einem Zimmer wohnte, seinem Vater am 12. Juni 1844 berichtet, er müsse für die ,,Commodité, (es befindet sich nämlich kein Abtritt, sondern nur ein Nachtstuhl)'' fünf Silbergroschen zahlen. Sonst gab es meist außerhalb der Wohnungen solche Gelegenheiten, die oft mehreren Parteien gemeinsam waren. Das wurde besonders in Cholerajahren gefährlich. Zu einer Zeit, da man von den Wegen, auf denen diese Seuche übertragen wurde, keine Ahnung hatte, bemerkte Karoline Pichler, daß in dem Hause, in dem sie mit ihrer Familie zu Baden bei Wien Sommer

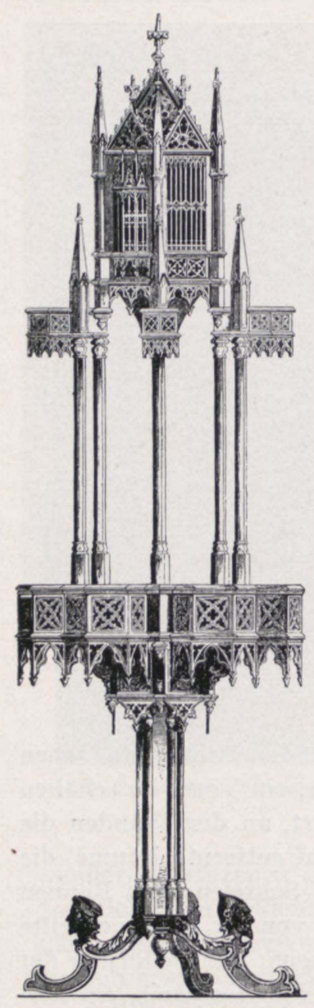
und Herbst zubrachte, sechs Personen, die kurz nacheinander bei ihnen starben, auf einem Flügel des Hauses wohnten und sich nach der Bauart des Hauses desselben „heimlichen Gemaches“ in den beiden Stockwerken bedienten. „Wir selbst und die Bewohner des rechten Flügels hatten einen anderen solchen Ort und auf dieser Seite erkrankte niemand.“ Ihr war dieser Umstand von Anfang an aufgefallen und sie schärfte ihren Leuten ein, sich niemals wegen dieses Bedürfnisses auf den linken Flügel zu begeben. In der Tat blieben sie alle gesund.



147. Toilettenzimmer. Zeichnung von Danhauser. 1834.

Der Hausrat war unter Biedermeiers Zepter im allgemeinen einfach, aber gediegen. Die Zimmer und Kammern waren mit Möbeln versehen, die aus den Werkstätten zünftiger Tischler und Schreiner stammten, gute Handarbeit, die zum großen Teil ihre Zeit überdauerte und noch in voller Rüstigkeit die Jahre erleben konnte, da man wieder ihre Formen zu schätzen begann. „Die kleinen Arbeitstische der Frauen am Fenster, die Nähkörbchen mit den kleinen Zwirnrollen, mit den kleinen englischen Nadelpapieren, den buntlackierten Sternchen zum Aufwickeln der Seide, die Fingerhüte, die Scheren, das aufgeschlagene Nähkissen des Tischchens, neben an das Piano mit den Noten, Hyazinthen in Treibgläsern am Fenster, ein Vogel im schönen Messingbauer, ein Teppich im Zimmer, der jedes Auftreten abmildert, an den Wänden die Kupferstiche, die Beseitigung alles nur voübergehend Notwendigen auf entfernte Räume, die Begegnungen der Familie unter sich voll Maß und Ehrerbietung, kein Schreien, kein Rennen und Laufen, die Besuche mit Sammlung empfangen, abends der runde, von der Lampe erhellte Tisch, das siedende Teewasser, die Ordnung des Gebens und Nehmens, das Bedürfnis der geistigen Mitteilung . . . im Zusammenklang all dieser Akkorde liegt eine Harmonie, ein sittliches Etwas, das jeden Menschen ergreift, bildet und veredelt“ — unter diesem Bilde sah der 1811 geborene Karl Gutzkow als Zweiundvierziger seine Knabenjahre.

In den fünfziger Jahren vollzog sich, wie es scheint, in steigendem Maße der Einzug industrialisierten Lebens. Das Handwerk wich immer mehr der Fabrik, die nach persönlichem Geschmack und nach persönlichen Bedürfnissen bereitete Waren wurden vom Massenartikel abgelöst, vom Massenartikel, der ganz anderen Gesetzen sein Entstehen verdankt, der vor allem wohlfeil sein mußte, trotzdem aber Eindruck machen sollte. Dauerhaftes zu liefern, lag gar nicht in der Absicht des Kapitalismus, der die großen Werkhäuser betrieb. Im Gegenteil. Man hatte vom raschen Wechsel der Mode nur seinen Vorteil und beschleunigte womöglich diesen Wechsel. Gleichzeitig beginnt ein wahrer Wettlauf nach fremden Kunstformen. Italienische Renaissance, Rokoko (Abb. 146), „Altdeutsch“ (Abb. 148) und Empire wirbeln durcheinander. Der Mangel an innerer Wahrheit ward durch Verwendung unechter Stoffe nur noch weiter versinnbildlicht. Gipsornamente sollten Holzschnitzerei vortäuschen, billiger Zinkguß verdrängte die Bronce. Wie wir bemerken konnten, lag dem auch die Tatsache zugrunde, daß die Überzahl der Familien in Mietwohnungen hauste und die ständige Steigerung der Mietzinspreise sehr häufig einen Wechsel der Wohnungen veranlaßte. In Anbetracht



148. Blumentisch in gotischem Stil. (Aus der Leipziger Illustrierten Zeitung, 1851.)

des Verderbes, dem dadurch der Hausrat oft zum Opfer fiel, wollte man sich Kostbares gar nicht erst anschaffen.
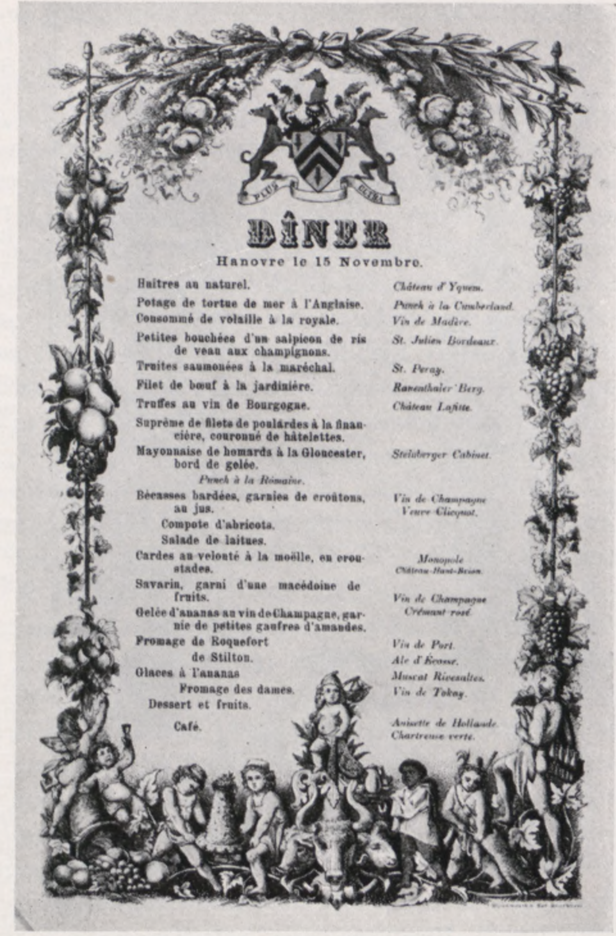
Was sonst den Haushalt betraf, so war das Bürgertum in den dreißiger und vierziger Jahren noch viel zu arm, um Luxus zu treiben. Man sah damals im allgemeinen mehr auf Solidität, schränkte sich sonst aber in jeder Hinsicht ein und leistete sich höchst unschuldige und wohlfeile Vergnügungen.

Die Einfachheit der Lebensführung konnte schwerlich überboten werden. Man lese etwa den Bericht, den der zwanzigjährige Emanuel Geibel, der sich 1835 zu Bonn als Student niedergelassen hatte, seiner Mutter zukommen läßt: „Gewöhnlich stehe ich des Morgens um 7 Uhr auf, nachdem ich mich mit aller Muße angezogen, esse ich zwei Weißbrötchen, die etwa so groß wie unsere Semmeln sein mögen, und trinke ein paar Gläser frischen, leider etwas weich schmeckendes Wasser dazu, welches mir das Mädchen immer gegen acht Uhr heraufbringt. Dann gehe ich nach den verschiedenen Tagen um acht oder um neun Uhr ins Kolleg, nach dessen Beendigung ich sogleich auf meine Stube zurückkehre, um dort bis gegen eins zu arbeiten. Um ein Uhr bringt mein Stiefelputzer (denn einen solchen muß sich hier jeder Student halten, da die Hausmädchen sich nicht mit Schuhputzen und Kleiderausklopfen abgeben), mein Mittagessen mir aufs Zimmer, und zwei Berliner mit Namen Sotzmann kommen ebenfalls, um mit mir zu essen. Wir haben auf diese Weise den Tisch etwas wohlfeiler, da zwei Portionen für unsern Hunger gewöhnlich hinreichen. Die Kost ist übrigens nicht von der Art, um uns zu übermäßigem Genusse zu verleiten. Ziemlich dünne Fleischsuppe, Fleisch, das fast nur aus Fasern und Sehnen besteht, gehacktes Gras mit Essig und Zucker, und Kartoffeln, die für diese Jahreszeit (Mai) noch recht gut sind, bilden die gewöhnlichen Gerichte. Wenn wir hingegen einmal Mehlspeise oder Geräuchertes bekommen, haben wir keine Ursache zu klagen, da beides hier zu Lande vortrefflich bereitet wird. Nach Tisch lese oder schreibe ich gewöhnlich bis vier Uhr. Dann muß ich wieder ins Kolleg, das bis sechs, an drei Tagen bis sieben Uhr dauert. Ist das Wetter schön, so mache ich des Abends bald allein, bald in Gesellschaft einen weiteren Spaziergang nach Kesnich, Dottendorf oder Godesberg, regnet es aber, wie es häufig in der letzten Zeit der Fall war, so muß ich in die Einsamkeit meines Stübchens mich zurückziehen, wo es mir jedoch nie an Beschäftigung fehlt. Gegen halb neun Uhr stecke ich meine Lampe an (es ist eine alte von Bleek, die er mir freundlich geliehen, natürlich ohne von mir dazu aufgefordert worden zu sein) und speise mit ein paar mächtigen Butterbroten und einem Glase Bier zu Nacht." In einem späteren Brief ergänzt er seine Mitteilungen: „Was mein Abendbrot betrifft, so muß ich immer einen ganzen Krug Bier nehmen, der für mehrere Tage ausreicht. Auch führe ich eine Butterdose, die mir, wenn sie ausgeleert, meine Wirtin füllt, sowie ein Landbrot auf meiner Stube." Im November berichtet er: „Mein Zimmer heizt sich ziemlich gut; übrigens wird in Bonn weder mit Torf, noch mit Holz, noch mit Steinkohlen geheizt, sondern mit — Dreck; und dazu muß man den Kram schmählich teuer bezahlen."

Natürlich fehlte es auch damals nicht an Luxus in bezug auf die Küche. Die Anweisungen, die in den Kochbüchern gegeben werden, rechnen vielfach mit Ausmaßen, die uns heute einigermaßen überraschen. Doch die Teuerung, über die allenthalben geklagt wurde, machte sich auch im Alltag geltend. Wenn eine Enkelin Wilhelms von Humboldt von einem Brief ihrer Schwester bissig behauptete, er sei „wie eine nicht aufgegangene Mehlspeise, viel Stoff und wenig bearbeitet", so beweist dies nur, daß die junge Gräfin Bülow damals (1838) in die Geheimnisse der Zubereitung auch einfacher Speisen wohl eingeweiht war.

Schwelgen die Angaben der Kochvorschreibungen in Mengen von Nahrungsmitteln und

Zutaten, die uns heute unvorstellbar scheinen, so mag der Grund hierfür auch noch in dem Einfluß liegen, den ländliche Verhältnisse auf die Stadt ausübten. Wie das Land vielfach in die städtische Siedelung hineinragte, so auch gewisse Vorstellungen von der Güte der Speisen. Und wie sich vornehme Kreise erst richtig vornehm dünkten, wenn sie französisch sprachen, so stand die Küche der Höfe, des Adels und des reichen Bürgertums unter dem Zepter der Franzosen. Auf jeden Fall mußte die Speisenfolge in der Sprache der Pariser Köche abgefaßt sein (Abb. 149). Bei einer so deutschen Angelegenheit, wie es 1863 der Fürstentag zu Frankfurt war, gab die freie Reichsstadt den Fürsten ein Bankett im Römer, das mit Potage à la chevalière begann, sich mit Croquettes de cailles und Canapée de caviar fortsetzte. Da gab es Truites, sauce aux crevettes, Dindes truffées, Asperges en branches, sauce au beurre usw. Sogar zum Rheinwein wurde die Herkunft vom kredenzten Hochheimer mit ,,domaine de la ville libre de Francfort" angegeben. Niemand nahm, wie es scheint, daran Anstoß. Es gehörte zu den Selbstverständlichkeiten der Zeit, gegen die nur immer einzelne anzukämpfen begannen. Es drückt sich darin die Vorherrschaft der Tradition aus, die hinwiederum in adeligen Kreisen am sichersten bewahrt und am liebevollsten gepflegt worden war.



PLUS ULTRA

DÎNER

Hanovre le 15 Novembre.

Huitres au naturel.	Château d'Yquem.
Potage de tortue de mer à l'Anglaise.	Punch à la Cumberland.
Consommé de volaille à la royale.	Vin de Madère.
Petites bouchées d'un salpicon de ris de veau aux champignons.	St. Julien Bordeaux.
Truites saumonées à la maréchal.	St. Peray.
Filet de bœuf à la jardinière.	Rauenthaler Berg.
Truffes au vin de Bourgogne.	Château Lafitte.
Suprême de filets de poulardes à la financière, couronné de hâtelettes.	
Mayonnaise de homards à la Gloucester, bord de gelée.	Steinberger Cabinet.
Punch à la Romaine.	
Bécasses bardées, garnies de croûtons, au jus.	Vin de Champagne Veuve Clicquot.
Compote d'abricots.	
Salade de laitues.	
Cardes au velouté à la moëlle, en croustades.	Monopole Château-Haut-Brion.
Savarin, garni d'une macédoine de fruits.	
Gelée d'ananas au vin de Champagne, garnie de petites gaufres d'amandes.	Vin de Champagne Crémant rosé.
Fromage de Roquefort	Vin de Port.
de Stilton.	Ale d'Écosse.
Glaces à l'ananas	Muscat Rivesaltes.
Fromage des dames.	Vin de Tokay.
Dessert et fruits.	
Café.	Anisette de Hollande Chartreuse verte.

149. Speisekarte mit ausschließlich französischer Bezeichnung der Speisen.

In einem Handbuch für die Dienerschaft wird über die Speisenfolge einer Mittagstafel in einem vornehmen Hause angeführt: ,,Das Allereinfachste, was man haben kann, ist: 1. Suppe, 2. gekochtes oder gedämpftes Fleisch und 3. Braten und Salat. Will man noch etwas hinzufügen, so gibt man nach der Suppe Pastetchen, Croketten usw. und nach dem Braten noch etwas Süßes wie Crêmes und Gelées. Vergrößert man es aber noch mehr, so macht man zum Diner 1. Suppe (Potage); Auswechselungen (Relevés), als Pasteten Frituren, Crokettchen, Sardellen usw., 3. großes Voressen (Pièces d'entrées), nämlich gekochtes, gedämpftes oder geräuchertes Fleisch, pikante Saucen usw.; 4. kleine Zwischenessen (Entrées), das sind: Gemüse wie Kohle, Endivien usw. mit Coteletts, Saucisschen usw. Manche lassen nun noch vor dem Braten 5. künstliche Fleischspeisen, als Hühner à la Braise, Rebhühnerbrüstchen usw. und viele dann auch noch 6. große Fische und 7. Puddings oder Mehlspeisen folgen und geben nach 8. dem Braten nur Crêmes oder Bäckereien; doch andere lassen nach den Entrées 5. den Braten (Rôti) folgen und geben 6. große Nachessen (Entremets) und 7. kleine dgl., worunter man Rosenkohl, Brocoli mit Butter, Carden, Biscuitchen, Crêmes, Gelées usw. versteht. Zum Ausfüllen der leeren Räume stellen auch noch viele auf kleinen Tellern neue Heringe, Austern, Sardellen, Gurken, frische Butter, geräucherten Lachs, Radieschen, italienischen Salat, Sardellenbemmchen, Pricken, Caviar, Melonen usw. auf, was bei den ersteren Gängen natürlich stehen bleibt und die Tafel füllt und putzt.



150. Von Th. Hosemann gezeichnete Speisekarte.

Wie in einem wohlgeordneten Obrigkeitsstaat alles in schöner Aufeinanderfolge nach Rang und Stufe sich ablöst, so gilt dies hier auch bei der Tafel. Ebenso bei den Getränken. „Beim ersten Gange wird mit Markgräfler, Pfälzer, Mosel- oder Frankenwein oder mit Maçon angefangen, den zweiten Gang oder Braten begleitet entweder feiner Burgunderwein oder es begleiten ihn alte Rheinweine oder Bordeauxweine. Und so geht auf diese Weise es weiter, bis zum Nachtisch Champagner non mousseux wie Ay oder Sillery serviert wird. Den Champagner mousseux gibt es meist bei der Abendtafel und bei Bällen. Sobald die Toaste beim Mittagsmahl ausgebracht werden, kommt der Nachtisch und mit ihm Malaga, Alicante, Lunel oder Tokayer oder Lacrimae Christi. An vielen Orten, besonders in den „Bierlanden" fängt man die Mittagstafel mit Bier an und genießt den Wein erst beim zweiten Gange. An manchen Tafeln wird vor der Suppe Tokayer, Wermut- oder Madeirawein dargeboten.

Liest man die Vorschriften, die da für „Domestiken" niedergeschrieben wurden, dann könnte man glauben, die Menschen jener Zeit hätten in Reichtum und Überfluß dahingelebt. Und doch hört man mindestens seit etwa 1847 vom Genuß des Pferdefleisches sprechen, was bei dem allgemeinen Vorurteil, das gegen dieses Fleisch vorherrscht, nur als Zeichen von Not gewertet werden kann. In den „Fliegenden Blättern" des Jahres 1848 heißt es einmal: „Sie Jungfrau, was ist denn das, werden jetzt in München Pferde gegessen? — Freilich, man bemüht sich, uns den Genuß dieses Fleisches als vorteilhaft einzureden, damit die Engländer ungestört die guten gemästeten Ochsen einführen können."

Auf keinem anderen Gebiet herrscht die Tradition so unumschränkt wie auf dem der Speisenzubereitung. Wer hörte auf den Mahner, der 1834 in seinem Buche, „Die Krankheiten der Reichen", vor dem Genuß sehr nahrhafter delikater Fleischspeisen wie des Weines und der geistigen Getränke überhaupt warnte, weil sie schnell Gicht erzeugten? Es fehlte auch nicht an verschiedenen Anweisungen über vernünftige Ernährung in den Zeitschriften und Zeitungen und ebenso in eigenen Werken, die von Diätetik handeln! Es hat fast den Anschein, als ob in dieser Hinsicht mehr als je hervorgebracht wurde.

Justus von Liebig mit seinen Untersuchungen über die Ernährung des Pflanzen- und Tierkörpers wirkte ebenso bahnbrechend wie die Forschungen des Physiologen Jakob Moleschott (1822—1893). Der erstere griff mit der Anregung, die zur Erzeugung des nach ihm benannten Fleischextraktes führte, ins praktische Leben. Der Überschuß an Vieh, wie er in einzelnen südamerikanischen Staaten zum Teil zur Vernichtung der Fleischbestandteile Anlaß gab, wurde nun nutzbringend verwertet. Im Jahre 1865 lieferte die Fabrik zu Fray-Bentos in Uruguay bereits 50 bis 60000 Pfund Fleischextrakt, eine Menge, die wenige Jahre hernach verzehnfacht wurde. Man wußte auch damals, daß damit kein Ersatz für Fleisch geboten werde, da er nur dessen lösliche Teile enthält, aber man hoffte, daß er dadurch, daß sich mit ihm eine gute

Brühe zubereiten lasse, das sonst üblich gewordene Auslaugen des Fleisches zum Zwecke der Bereitung von Suppe vermieden werden könnte.

Lenkte man mit Liebig die Aufmerksamkeit vor allem auf den Genuß des Fleisches, so drang aus den angelsächsischen Ländern Schritt für Schritt auch schon die Bewegung nach Deutschland, die auf ausschließliche Nahrung aus Pflanzenstoffen ausging. Seit dem Ende der sechziger Jahre haben sich die Vegetarier organisatorisch zusammengefunden und besitzen in der „Vegetarischen Warte" eine eigene Zeitschrift. Ihre Lehre blieb von Anfang bei der Ernährungsfrage nicht stehen. Die Gegnerschaft wider die bisher übliche Kost verband sich mit Gegnerschaft wider die Kultur der Gegenwart und überschritt damit die Bezirke praktischer oder medizinischer Betrachtungsweise. Wenn der bekannte Republikaner und Führer im Putsche Heckers vom Jahre 1848, wenn Gustav von Struve 1869 ein Büchlein an die Öffentlichkeit brachte, das sich „Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung" nannte, so kündigt er damit deutlich an, daß es ihm da um mehr geht, als um bloße Änderungen der Küchenführung. Er schildert, wie er nach dem Austritt aus dem Staatsdienst die Freiheit der Bewegung gewann und wie ihn bei der Lektüre von Rousseaus „Emile" die Stelle aus Plutarch, die von der Grausamkeit des Menschen dem Tiere gegenüber handelt, erschüttert habe. Schon stand sein Mittagessen auf dem Tische, er aber faßte den Entschluß, kein Fleisch mehr zu essen und hielt von jenem 3. Mai 1832 an durch alle Jahre an diesem Entschluß fest. Wie bei vielen seiner Gesinnungsgenossen gesellte sich zur Enthaltsamkeit von der Fleischnahrung auch jene vom Alkohol und auch die vom Tabak. Ihm schien der Wert dieser Änderung alteingesessener Lebensgewohnheiten ein Weg zur Selbstbesinnung, sie sollte zur Linderung des Gegensatzes zwischen Arm und Reich führen. Ähnliche Gedankengänge wurden übrigens schon 1859 von ärztlicher Seite entwickelt. So findet man in der Abhandlung eines Arztes aus Graefenberg (Leopold von der Decken) zwar den Nachweis, daß der Mensch von Natur aus ein Omnivore (Allesesser) sei, aber zugleich die Meinung, es sei namentlich für den Menschen, der sich nicht ständig im Freien bewege, vorteilhafter, der Pflanzenkost den Vorzug zu geben. Dann aber wandert der Blick des Arztes ins Soziale ab und er hofft, daß die Zuwendung zum Vegetariertum der wachsenden Staatskrankheit des Pauperismus steuern könne, indem sich viele statt der Maschinenarbeit dem lohnenden Gartenbau zuwenden würden, andererseits die allgemein verbreitete Familienkrankheit überwunden würde, die darin besteht, daß man mit seinem Einkommen nicht das Auslangen findet.

Wie die Agitation für die Sache der Vegetarier, so kam auch die Bewegung gegen den Alkohol aus den angelsächsischen Ländern nach Deutschland. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen war es, der 1833 offiziell an die Regierung der Vereinigten Staaten eine Anfrage über die dortige alkoholgegnerische Bewegung richtete, der dann auch die Übersetzung eines Werkes über die Geschichte der Temperenzler in einer Auflage von 30000 Exemplaren auf seine Kosten drucken und an sämtliche Geistliche des Landes zur Verbreitung unter dem Volke versenden ließ. Unabhängig davon keimten 1832 in Sachsen ähnliche Bestrebungen auf und schon vor 1830 wurde zu Hamburg der Onkensche Mäßigkeitsverein gegründet, der sich gegen das Branntweintrinken richtete. Einzelne Geistliche wie der hannoveranische Pastor J. H. Böttcher und der katholische Pfarrkaplan Johann Mathias Seling zu Osnabrück leisteten literarisch wie durch persönliche Aufklärungstätigkeit in dieser Hinsicht wertvolle Dienste. Solche Arbeit blieb damals nicht ohne Gefahren, denn nicht nur die Wirte und alle, die an der Erzeugung und am Verkauf alkoholischer Getränke beteiligt waren, schürten zur Gegenwehr gegen die Apostel der Mäßigkeit und der Enthaltsamkeit, die große Masse des



151. Im Hofbräuhaus in München. Aus der Gartenlaube, 1857.

Industrieproletariats sah im gebrannten Wasser das einzige Mittel, sich über die Trostlosigkeit ihrer Lage hinwegzutäuschen und hinwegzuhelfen. Nur so ist es erklärlich, daß die Märzereignisse dem Fortschritt der alkoholfeindlichen Bewegung Eintrag tun konnte. In der Tat wurde im Kreise Minden 1848 ein Geistlicher mit dem Tode bedroht, weil er gegen den Branntwein predigte. Nahm in der Folge der Verbrauch an Branntwein auch ab, so erreichte der des Bieres 90 Liter auf den Kopf. Viel trugen hierzu die studentischen Gebräuche bei, die die Jugend gerade der herrschenden Mittelschichte dem Genusse von Alkohol zuführten. Dichter und Komponisten wetteiferten, die überlieferten Trinksitten mit einem Hauch von Romantik zu umgeben. Die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage, von der gewisse bürgerliche Kreise Nutzen zogen, steigerte noch die Genußfreudigkeit. Da ist es nicht verwunderlich, wenn das Beispiel derer, die Anspruch auf das Führertum im Staate erhoben, auf die proletarisierte Menge weiterwirkte. In der zeitgenössischen Literatur volkstümlichen Gepräges spielte jedenfalls das Leben in öffentlichen Gaststätten eine nicht geringe Rolle. Namentlich die Witzblätter fristen zum guten Teil ihr Dasein von Späßen am Wirtshaustisch und füllen ihre Spalten mit Beschwerden der Gäste über zu kleine Portionen, mit schnippischen Antworten schlagfertiger Kellner und Kellnerinnen. Ebenso findet die Trunksucht in Form der Berauschung oft eine Art von Verherrlichung.

Immerhin bleibt es auffällig, daß in einer Zeit, die vielfach Wissenschaft an die Stelle der Religion setzte, Gelehrte sich in so geringem Maße und mit so geringem Erfolge der Abwehr gegen das Trinkerunwesen widmeten. Sonst wurden doch, wie wir sahen, in der Frage, ob Fleisch-, ob Pflanzenkost schon verschiedene wissenschaftliche Kämpfe ausgekämpft, sonst wurde damals den physiologischen und chemischen Vorgängen der Ernährung große Aufmerksamkeit zugewandt. Die neuen Naturerkenntnisse griffen über den Umkreis der Laboratorien hinaus. Volkstümliche Vorträge und volkstümliche Zeitungsbeiträge trugen (nicht immer mit Erfolg) die Forschungsergebnisse in weitere Kreise. Es fällt jedenfalls auf, daß Männer wie Justus von Liebig es nicht unter ihrer Würde fanden, Anweisungen über die beste Art der Zubereitung von Speisen zu geben. Desgleichen beschäftigte sich der berühmte Chemiker Runge mit der Frage, auf welche Weise Tee am vorteilhaftesten gekocht werden solle, damit er seines Wohlgeschmackes nicht verlustig gehe. Physiologie und Chemie bemächtigten sich in steigen-

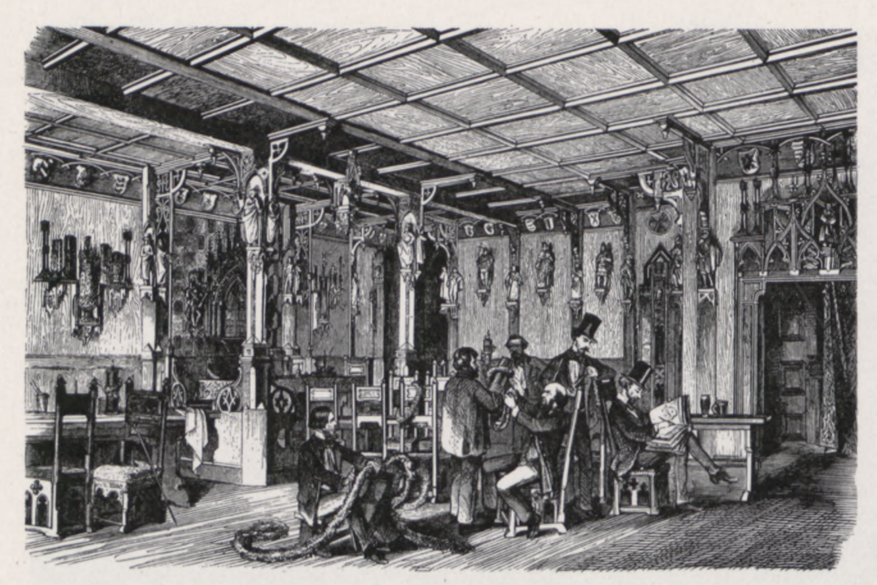
dem Maße des Alltags. Sie unternahmen Einbrüche in das Herrschaftsgebiet der Hausfrauen. Nicht immer mit Erfolg, denn dieser hing letzten Endes von dem Einblick ab, den die Frau in die Naturvorgänge besaß. Alles kam auf ihre Schulung an. Die aber ließ im allgemeinen noch sehr viel zu wünschen übrig. Die Industrie freilich nutzte die neuen Erkenntnisse und Erfahrungen mit Erfolg aus. Schon 1809 war man dazu gelangt, Fleisch luftdicht in Blechbüchsen einzulegen und es auf diese Weise aufzubewahren. Auf der Industrieausstellung zu London öffnete man solche Büchsen, die 1813, also 3 Jahre alt waren, und konnte sich davon überzeugen, daß ihr Inhalt gut erhalten geblieben war.



152. Gasthof „Wilder Mann" in der Kärntnerstraße in Wien. Lithographie.

Für die Fragen der Ernährung ist natürlich nicht nur die Küche verantwortlich, die in der Familie geführt wird. Die öffentlichen Gaststätten und alle jene, die öffentlich Speisen feilhalten, kommen da ebenfalls in Betracht.

In Baedekers Reiseführer liest man über die Gasthöfe in Deutschland: „Die Gasthöfe ersten Ranges sind durch ganz Deutschland in den größeren Städten, in Bädern und viel besuchten Gegenden rücksichtlich der Verpflegung und Bedienung wie der Preise ziemlich gleich. In zweifelhaften Fällen wähle man stets den ersten Gasthof. Der Verfasser hat (ohne daß man ihn gekannt hätte) in größeren Gasthöfen nicht häufig mehr bezahlt als in kleineren. Er hat aber auch, namentlich in großen Städten, eben so häufig in kleineren Gasthöfen dieselbe Sauberkeit und Bequemlichkeit, größere Aufmerksamkeit und mindestens eben so gute Verpflegung bei viel mäßigeren Preisen gefunden. Darum hat er sich bemüht, bescheidenere Reisende auf diese kleineren Häuser der alten Art, so weit seine Erfahrung reicht, aufmerksam zu machen, obgleich er sehr wohl weiß, wie schwierig es ist, einen Gasthof unbedingt zu loben oder zu tadeln. Die Behandlung der Gäste ist von gar zu vielen Zufälligkeiten abhängig, und nicht den kleinsten Teil dazu haben die Kellner und sonstigen Dienstleute, mit deren Wechsel oft ein ganz anderes System eintritt. Aber auch das eigene Auftreten des Gastes selbst hat einen wesentlichen Einfluß auf die Behandlung. Wer mit schweren Koffern reist, mit viel Lärm und Ansprüchen ankommt, Zimmer und Betten tadelt, Speisen und Getränke nicht nach seinem Geschmacke findet und am Ende mit einer „Tasse Tee" sich begnügt, wer hundert Bedürfnisse hat und zur Befriedigung derselben jedesmal die Schelle in Bewegung setzt, darf sich gar nicht beklagen, wenn er für das Zimmer den doppelten und dreifachen Preis bezahlen muß." Dort findet sich aber auch die Klage über die Gasthofbesitzer die Berechnung des Trinkgeldes dem Ermessen des Reisen überlassen und die Berechnung der Beleuchtung, „jener leidigen bougies" einstellen. Es sei nicht minder unangenehm für ein vielleicht nur fünf Minuten brennendes Licht 20 kr. und mehr ebenso wie für das Reinigen der Schuhe oder Stiefel auszugeben.



153. Künstlerkneipe im Kaffee Schaffroth zu München. Aus der „Leipziger Illustrierten Zeitung", 1853.

Wie man aus Novellen und Romanen immer wieder erfährt, war es in den meisten Gasthöfen üblich, daß die Gäste, wenn sie nicht besonders vornehm waren oder sonstige Gründe hatten, an gemeinsamer Tafel ihre Hauptmahlzeiten einnahmen. Deshalb findet es zum Beispiel Baedeker für nötig, bei Wien eigens anzumerken, daß dort nur Familien ihren Kaffee im Hotel nehmen, einzelne gehen ins Kaffeehaus, wo sie um ein Drittel billiger auskommen. Mittags- und Abendessen suche man dort, wo einem Küche und Preise behagen, denn es werde in Wien nur nach der Karte gespeist.

Neben den Gastwirtschaften verschiedenen Ranges, neben Wein- und Bierhäusern, die sich allenthalben in Deutschland fanden und die sich im großen und ganzen ziemlich reichen Zuspruchs erfreuten, da besonders in den kleineren Orten die Geselligkeit ziemlich stark gepflegt wurde, bildeten namentlich in Wien, München und Frankfurt die Kaffeehäuser Sammelpunkte eigener Art, denen in Berlin in den Konditoreien Ähnliches an die Seite gestellt wurde. In diesen Lokalen suchte man nicht bloß Süßigkeiten und Schokolade, sondern auch inländische und fremde Zeitungen. Hier fanden sich Künstler zusammen, hier ward auch Politik getrieben. Glasbrenner (Ad. Brennglas) schildert (1847), wie am Abend aus solchen Berliner Konditoreien die berühmten politischen Korrespondenten treten. „Ihr Gesicht ist heiter, sie haben just soviel Neues zusammenkonditort, um einen Artikel mit diplomatisch



154. Der Herr Hofrat als Zeitungsleser im Wiener Kaffeehaus. Lithographie.

versteckten Angriffen zimmern zu können. Auch schmerzbewegte, tiefsinnige Gesichter zeigen sich, es gab wieder neue Nichtswürdigkeiten gegen die Menschheit und ihre Welt zu lesen und zu hören. Man vereint sich, um sich in einem verschwiegenen Zimmer auszusprechen." Allerdings zu so hohem politischen Rang wie in Frankfurt die verschiedenen Gasthöfe und Wirtschaften zur Zeit der deutschen Nationalversammlung gelangten diese Unternehmungen nicht. Wenn sich dort die einzelnen Parteien nach dem Kaffee Milani oder dem Casino nannten, so hatte dies seinen Grund darin, daß die Paulskirche als Versammlungsort keine Nebenräume für Ausschuß- und Parteisitzungen besaß. Sonst scheint in dem Augenblicke, da die Beschäftigung mit den staatlichen Angelegenheiten freigegeben worden war, die Politisierung dieser Gaststätten an Bedeutung eingebüßt zu haben.



155. Die Konditorei von Josty in Berlin, 1845. Lithographie.

Wie überall in großen Städten gab es selbstverständlich in Wien, Berlin, Hamburg usw. auch Unternehmungen, die in erster Linie der Unterhaltung dienen sollten, wo das Verabreichen von Speisen und Getränken nicht den Hauptzweck ausmachte. Die Regierungen des Vormärz, die ihre Untertanen von den öffentlichen Angelegenheiten gerne ablenken mochten, verzichteten da und dort auf die Strenge ihrer sittlichen Grundsätze und duldeten Einrichtungen, die nicht ganz einwandfrei waren. So gab es in Wien in den vierziger Jahren Tanzsäle sehr unterschiedlicher Güte, von den eleganten Sträußelsälen und dem Sperl, wo Lanner den Taktstock führte, bis hinab zu dunklen Spelunken. Viel bewundert wurde das 1840 eröffnete Tanzlokal „Elysium", das sich unter der Erde ausdehnte, sechs Musikkapellen beherbergte und als besonderen Anziehungspunkt ein „Serail" aufwies mit hübschen Türkinnen.



156. Der 1. Mai in Tivoli 1833. Lithographie.



157. Das neue Krollsche Etablissement. Aus der Leipziger Illustrierten Zeitung vom Jahre 1852.

Hier bediente man sich bereits der Beleuchtung durch Gas. Grotten, exotische Landschaften sollten das Publikum in Stimmung bringen. Man liebte überhaupt derlei Staffage für solche Unterhaltungen. So inszenierte ein findiger Gastwirt zu Berlin im Jahre 1849 den „Chinesischen Himmel", ein anderer eine „Neapolitanische Fischerhalle" usw. Wie man sich in Familienkreisen gerne mit Zusammenstellung sogenannter „lebender Bilder" belustigte, so kündigten die Wirte in den Zeitungen unter verschiedensten Namen ihre oft kostbar ausgestatteten Vergnügungsstätten an. Berühmt war im Vormärz seit ungefähr 1830 Krügers Colosseum zu Berlin, das dann von dem Krollschen Etablissement abgelöst wurde. „Wie eine kleine Stadt, wenigstens wie eine großartige Burg mit Türmen und Mauern überragt es den Exerzierplatz. Die ganze Einrichtung ist majestätisch. Die Pracht des großen Saales mit den Logen, die ihn umgeben, und seinen beiden Seitensälen übertrifft beinahe alle Beschreibung. Die großen Säle im Glanze der tausend Gasflammen, durchrauscht von den starken, fröhlichen Tonwellen eines großen Orchesters und durchwogt von einer bunten, mannigfaltigen Menge, gewähren allerdings einen überraschenden Eindruck und man ist wohl imstande, hier in diesem Geschwirre und Gewirre die kleinen Sorgen des Lebens und die Prinzipienfragen der Gegenwart zu vergessen, auf Abenteuer auszugehen und vielleicht an irgendeinem verführerischen Auge hängen zu bleiben." Auch da gab es italienische Sommernächte, chinesische Nächte, Sommernachtsträume, Verlosungen, Bohnenfeste, phantastisch arrangierte Maskenbälle und Konzerte, die der aus Wien herbeigerufene Strauß dirigierte. Man kennt die Beschreibung, die Laube 1833 vom Tanzsaal „Sperl" in Wien gibt: „Der ganze Garten Sperls draußen in der Leopoldstadt brennt in tausend Lampen, alle Säle sind geöffnet, Strauß dirigiert die Tanzmusik, Leuchtkugeln fliegen, alle Sträucher werden lebendig, was ein wienerisches Herz hat, steuert des Abends hinaus über die Ferdinandsbrücke, beim Lampel vorüber, links um die Ecke. Es versammelt sich dort allerdings keine Hautevolée, es ist eine sehr gemischte Gesellschaft, aber die Ingredienzien sind nicht zu verachten und das Gebräu ist klassisch-wienerisch. Unter erleuchteten Bäumen und offenen Arka-



158. „Eine Nacht in Venedig". Sommerfest im Prater. Um 1840. Lithographie von J. Wolf.

den, welche an den Seiten herumlaufen, sitzt Männlein bei Weiblein an zahllosen Tischen und ißt und trinkt und schwätzt und lacht und horcht. In der Mitte des Gartens nämlich ist das Orchester, von welchem jene verführerischen Sirenentöne kommen, die neuen Walzer, der Ärger unserer gelehrten Musiker, die neuen Walzer, welche gleich den Tarantelstich das junge Blut in Aufruhr bringen. In der Mitte des Gartens, auf jenem Orchester steht der moderne Held Österreichs, Napoléon autrichien — der Musikdirektor Johannes Strauß."



159. Ein Ball. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern", 1866.

Wie es in einem vornehmen Hausball zugehen mochte, erzählt ein Briefsteller für Damen aus dem Jahre 1851. Es handelt sich bei ihm um die Verlobungsfeier der Tochter eines sehr reichen Kaufmannes. Schon ein Monat vor Ankündigung dieses künftigen Ereignisses „hatte wohl kaum ein junges Mädchen von guter Familie einen lebhafteren Wunsch, als eine Einladungskarte zu diesem Balle zu erhalten". Es klopfte darum das Herz der Briefschreiberin stärker, als sie, am Fenster sitzend, den reichbetreßten Diener des Kaufmannes die Gasse heraufkommen sah. Zu ihrer Freude ging er nicht an ihrem Hause vorbei. Als dann der ersehnte Tag kam, fuhr man in der Kutsche zu dem glänzend erleuchteten Hause, wo eine schöne Treppendecke bis zur Gasse hinauslag. Trotz der Weihnachtszeit war die Diele und das Treppengeländer



160. Die Tanzstunde. Aus „Über Land und Meer", 1868.

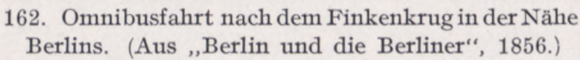
reich mit Girlanden natürlicher Blumen geschmückt, die an die tausend Gulden gekostet haben sollen. Jeder eintretenden Dame reichte die kleine Nichte des Gastgebers einen reizenden Blumenstrauß. Der Glanz der Toiletten der anwesenden Damen und Herren läßt sich kaum beschreiben. ,,Bald nach meiner Ankunft und nachdem man sich etwas restauriert hatte, begann der Ball, zu dem das reichbesetzte Orchester durch einen Marsch einlud. Das Tanzen dauerte bis eine Stunde nach Mitternacht und wurden zwischen jeder Pause die köstlichsten Erfrischungen herumgereicht. Um ein Uhr wurde zur Tafel gerufen, die in einem zweiten großen Saale in Hufeisenform serviert war. Der Koch des Herrn G. und seine Gehilfen hatten sich selbst übertroffen . . . Gegen das Ende der Tafel kam aber das Beste und hatte Herr G. seinen Gästen noch eine höchst angenehme Überraschung aufgespart. Zwei Glücksurnen wurden auf den Tisch gestellt und griff jeder Herr für seine Dame aus der einen, jede Dame für ihren Herrn aus der anderen ein Los und damit die Anweisung auf ein artiges Geschenk. Mir fiel ein allerliebstes Nähkästchen, meinem Tischnachbar eine sehr schön gestickte Brieftasche zu, und so erhielt jeder und jede ein Andenken an diese Festlichkeit.''

Der Glanz und die Freude an gesellschaftlichen Vergnügungen konnten sich noch so ungestört entfalten, weil trotz der bereits einsetzenden Industrialisierung die tiefen Unterschiede zwischen den einzelnen Schichten nicht so schwer empfunden wurden. Das Proletariat trat da noch nicht recht in Erscheinung, das verschwand in den Branntweinschenken und in den Löchern, die es um teures Geld gemietet hatte. An den Volksunterhaltungen nahmen Handwerker, Krämer und ihre Gehilfen, Dienstmädchen und Bediente, kleine Beamte, Hausmeister und ihre Frauen und Kinder teil. Diese alle fühlten sich keineswegs außerhalb der Gesellschaft. Für so manche unter ihnen oder doch für deren Nachwuchs gab es Möglichkeiten des Aufstieges in höhere Kreise. So weit sie in ihrem materiellen Dasein nicht bedroht wurden, lebten sie ein Leben einfacher Genüsse. Man lese etwa bei Glasbrenner (Brennglas) die Schil-



161. Sonntagsausflug nach der Pfaueninsel in der Nähe Berlins. Lithographie.




162. Omnibusfahrt nach dem Finkenkrug in der Nähe Berlins. (Aus „Berlin und die Berliner", 1856.)


163. „Bodelbrater." (Aus „Wien und die Wiener".)

derungen von den Ausflügen der Berliner und vergleiche sie mit gleichzeitigen Darstellungen von Ausflügen und Landpartien der Wiener, wie sie uns Adalbert Stifter in „Wien und die Wiener" (1844) schenkte, so wird man die Einfachheit der fast kindlichen Vergnügungen da und dort wiederfinden.

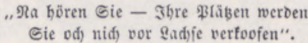
Berlin und Wien gleichen sich auch darin, daß die Stände auf der Straße mit Lebensmitteln beziehungsweise Speisen eine ziemlich große Verbreitung gefunden zu haben scheinen. „Die Höker und Hökerinnen rufen ihre Waren aus, die Männer mit heiserem Baß brüllend, die Weiber mit gellend spitzer Stimme. Je nach der Jahreszeit hört man: Beeren, Beeren, Beeren! (Birnen), Kirsch, Kiiersch, Kirsch! Eepel, Eepel, Eepel! (Äpfel); kooft Flaum! (Pflaumen), Radi, Radi, Radi! (Radieschen), Rüberett, Rüberett! (Rettige), Spandauer Zimmtprätzeln, Spandur! Flootmelik! (Schafmilch), Neun-Oogen! Fisch, Fisch! Karebsa Krebs!" Man bot aber auch als „Soziesken" kleine Würste feil mit dem Ausfruf: „Warm sind se noch!", im Sommer „Saure Jurken". In Wien gab es dafür die Knödelköchin, die „Bradelbrater", wo Würste im Kessel dampften, wo man aber auch gekochtes Selchfleisch oder gesülzte Schweinsfüße erhalten konnte.

Einfach wie die Menschen, einfach wie ihre Genüsse waren auch noch die Siedelungen, in denen sie hausten. Und selbst solche, die sich Städte nannten, ja auf dem Wege waren, „Großstädte" zu werden, auch sie entbehrten noch vieler Einrichtungen, die wir heute als selbstverständlich zu betrachten gewohnt sind. Stadt und Land flossen meist ineinander.

Vom Berlin der dreißiger Jahre gibt uns Sebastian Hensel in seinem Lebensbild eine an-

schauliche Schilderung. „Trottoir lag nur sehr sporadisch, selbst in den Hauptstraßen, das Pflaster bestand durchweg aus unbehauenen runden Granitfindlingen. Kanalisation kannte noch keine Stadt Europas, Wasserleitung existierte nicht. Daher litt Berlin im Sommer unter unerträglichem Staub und die Rasenplätze verdorrten schon anfangs der heißen Jahreszeit. Nur in einem Garten, dem der Wasserfreunde, wurde der Rasen nachts mit feuchten Tüchern bedeckt; dieser erhielt sich daher halbwegs grün, wenn alles andere längst wie Tabak aussah, und dorthin wallfahrte Berlin und erfreute sich an dem schönen Anblick ... Der Wilhelmsplatz eine Sandwüste, der Belle-Allianceplatz ein Sumpf, der Dönhoffplatz ungepflastert und öde, mit Wochenmarktsüberbleibseln überstreut. Der Königsplatz ein unpassierbarer sandiger Exerzierplatz. Nur der Leipziger Platz bot ungefähr den jetzigen Anblick, aber kleine, unansehnliche Häuser. Straßenreinigung in dem Sinne, wie wir sie heute verstehen, gab es überhaupt nicht. Dazu fehlten die unerläßlichen Vorbedingungen: gutes Pflaster, Wasser und sehr viel Geld ... Ich weiß nicht, was unangenehmer zu ertragen war, der Staub im Sommer, der Schmutz im Winter oder der Geruch der Rinnsteine oder „Rennen", wie der Berliner sagte, die, ohne genügendes Gefälle angelegt, allen Unrat aufnehmen mußten ... Noch schlechter wurde freilich der Zustand der Berliner Straßen, als 1841 die Wasserleitung eingeführt wurde, ohne Kanalisation und die Rinnsteine alle Abwässer der Häuser aufzunehmen hatten, ohne zu wissen, wo sie damit bleiben sollten."




„Na hören Sie — Ihre Plätzen werden Sie och nich vor Lachse verkoofen".


„Sand! — weißer Sand".

164. Berliner Volkstypen. (Aus „Berlin und die Berliner", 1856.)

Der Sprengwagen war offenbar 1865 noch so neu, daß man damals in den „Fliegenden Blättern" neben einem solchen Wagen eine alte Frau zeichnete, die alle Zeichen der Aufregung verrät. „He! Hören Se Kutscher", ruft sie dem Manne zu, „Se verliere da all Ihr Wasser!"

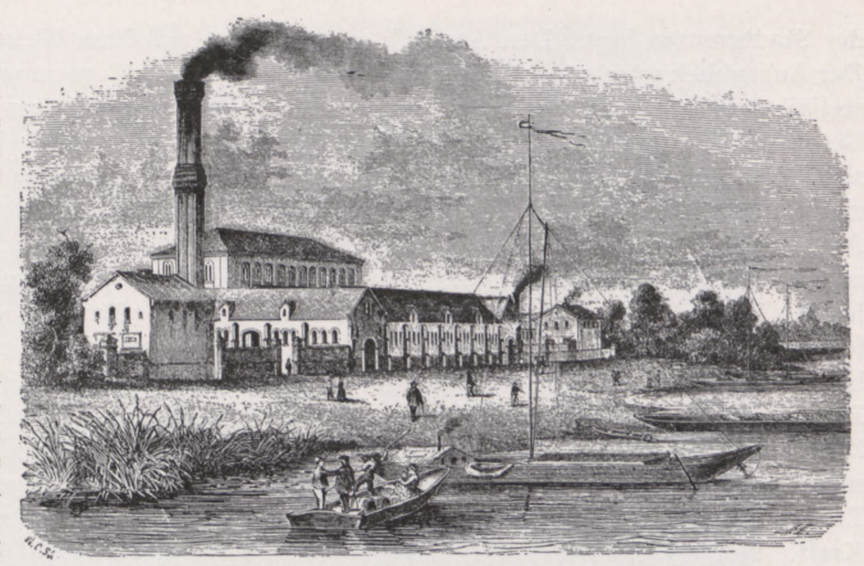
In der Tat brauchte Berlin, wo 1869 die ersten praktischen Versuche mit einer Entwässerungsanlage gemacht wurden, bis 1873, da man ernstlich mit dem Bau einer brauchbaren Kanalisation begann. Die erste Stadt freilich, die in Deutschland ein System von Entwässerungen einführte und gleichzeitig eine Wasserleitung erhielt, war Hamburg. Die Stadt wurde 1842 durch Brand zerstört und errichtete sieben Jahre später mit englischem Leihkapital und mit Hilfe englischer Ingenieure ein zentrales Wasserwerk. Im Jahre 1854 folgte Frankfurt a.M.

Mißverstandene Einrichtung.



Alte Frau: „He! hören Se, Kutscher, Se verliere da all Ihr Wasser!"

165. Spottbild auf die neue Wasserleitung. (Aus den „Fliegenden Blättern", 1865.)



166. Das erste Berliner Wasserwerk vor dem Stralauer Tor. Aus der Gartenlaube, 1858.

mit dem Bau seiner Kanäle und Dresden in der Zeit von 1860 bis 1874. Dazwischen liegt die Wasserwerkanlage von Essen, das mit einem Kostenaufwand von 350000 Mark im Jahre 1863 angelegt worden war. München und fast alle anderen größeren Städte wetteiferten in der Sorge um die Wasserversorgung und Kanalisation. Wie in Hamburg war es zu Anfang allenthalben England, das als Vorbild diente und bis in die erste Hälfte der siebziger Jahre vielfach auch die Ingenieure lieferte, denen man Ausarbeitung und Anlage anvertraute. Von ärztlicher Seite trat auf der Versammlung der Naturforscher und Ärzte zu Frankfurt a. M. G. Varrentrapp 1868 für die Abschwemmung der Exkremente durch Kanalisation und für die Verwendung von Wasserklosetts ein. Im Jahre 1870 gab der Ingenieur B. Salbach, der das Wasserwerk von Halle an der Saale erbaut hatte, in dem Buche „Die Wasserleitung in ihrem Bau und ihrer Verwendung in Wohngebäuden zu Wasch-, Bade- und Closeteinrichtungen, zum Feuerlöschwesen, zur Gartenbewässerung und zu Springbrunnen" eine Anweisung, die zeigt, daß um diese Zeit der Anschluß privater Wohnungen an das Röhrenetz städtischer Wasserwerke begann. Sonst gab es außer öffentlichen Bädern auch noch Unternehmer, die in Fässern heißes Wasser samt hölzernen Badewannen in die Häuser brachten.

Für all die Neuerungen bildete das oft plötzliche Anwachsen der Städte den Anlaß. Die Bevölkerungszunahme hatte wieder in der Ausbildung der industriellen Großbetriebe ihren Grund. Daneben trieb immer wieder die Cholera zu hygienischen Maßnahmen an. Die Forschungen, die 1855 Max von Pettenkofer auf diesem Gebiete begann und Beziehungen zwischen der Verbreitung dieser Seuche mit dem Boden und dem Grundwasser herzustellen suchte, beschleunigten die Bemühungen der Stadtverwaltungen um eine gesundheitlich gesicherte Wasserversorgung.

Was die größeren deutschen Städte betrifft, so bedeutet unser Zeitraum für die meisten von ihnen die große Wende, da sie sich über die ihnen bisher aufgezwungene Beengtheit hinaus dehnten und erweiterten. Schon die napoleonischen Kriege haben die geringe Wehrfähigkeit der aus älterer Zeit stammenden Befestigungen dargetan. Meist konnte sich der Vormärz nicht entschließen, auf die liebgewordenen, oft nur geschichtlichen Wert beanspruchenden Überreste einer vergangenen Zeit zu verzichten. Der durch das Anwachsen industrieller Unternehmungen bewirkte Zustrom von Arbeitern und die siegreiche Gewalt von Nützlichkeitserwägungen brachten es mit sich, daß man allmählich daranging, Wälle und Basteien zu beseitigen und auch den Forderungen zunehmender ärztlicher Erkenntnis nachzugeben, Luft und Licht in die städtischen Großsiedelungen einzulassen. Kennzeichnend hierfür bleibt das Handschreiben Kaiser Franz Josefs vom Jahre 1857, durch das die Beseitigung der Festungsüberreste der Stadt Wien als kaiserlicher Wille kundgetan worden war.

Auch an anderen Orten fielen Beschränkungen, wurden Bedürfnisse nach Ausweitung

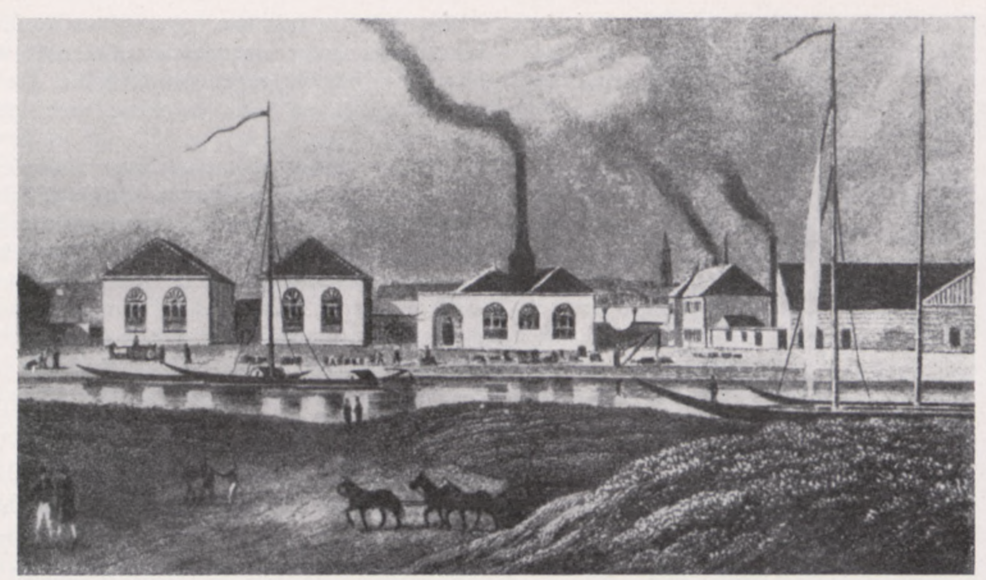
der Stadtgrenzen laut. Den Architekten erwuchsen auf diese Weise Aufgaben großen Stils. Der Augenblick wäre günstig gewesen, der Baukunst neue Wege zu weisen. Leider traten dem seelische und äußere Hindernisse entgegen. Aus schon erwähnten Gründen blieb man im Geschichtlichen stecken. Der bekannte Wiener Kunstgelehrte Rudolf von Eitelberger, der sich 1858 gelegentlich der Neugestaltung Wiens über Städteanlagen und Städtebauten in einem Vortrage ausließ, bekannte ganz offen: „Die Zeit der Schöpfung neuer Stile in der Architektur scheint nicht unsere zu sein. Je mehr Versuche auftauchen, einen neuen Baustil zu erfinden, desto deutlicher wird es, daß der Beruf zu so positiven Schöpfungen nicht vorhanden ist. Je mehr es sich aber darum handelt, gegebene Baustile, die Grundelemente schon fertiger Baustile geistreich, sinnvoll mit neuen technischen Fortschritten in Verbindung zu bringen, desto glücklicher werden die Leistungen. Wo es sich also um Synkretismus von Bauformen, um eine Reproduktion, eine Restauration des Geschmacks handelt, da ist unsere Zeit in ihrem Elemente und bewegt sich mit Takt, Geschmack und Geschick." Man besaß somit bereits das Wissen um die Aufgabe der Zeit, die darin bestand, die Forderungen der Technik mit den Bauformen zusammenzustimmen, aber man entbehrte der schöpferischen Kraft.

Noch gab es in Deutschland wohl große Städte, aber keine Großstadt. Dazu fehlten die staatlichen Voraussetzungen, dazu fehlte auch das nationale Selbstbewußtsein und damit auch der Wagemut zu großen Entwürfen. Die kleinbürgerliche Ängstlichkeit getraute sich nicht, an sich selbst zu glauben. Die Zeitungen und Zeitschriften sind voll von Nachrichten aus Paris und London oder New York, von den dortigen Einrichtungen und technischen Fortschritten, die man wie Wunderwerke aus einer anderen Welt bestaunt. Man wußte sich nicht genug zu tun, etwa von den Feuerwehren an diesen Orten zu erzählen, von der Londoner Feuerbrigade, von dem Pariser Pompierskorps, und doch gab es im Jahre 1852 zu Berlin bereits 600 Mann Feuerwehrleute, die unter einheitlicher Leitung standen. Im Jahre 1865 aber fand zu Leipzig eine Ausstellung von Feuerwehrgeräten statt, auf der eine Hamburger Firma die von ihr gebaute Dampfspritze vorführen konnte und auf der aus Leipzig selbst nicht weniger als einundzwanzig Fabriken ihre Erzeugnisse vorwiesen.



167. Feuerwehr der Stadt Bern bei einer Übung. Aus „Über Land und Meer", 1868.

Auch in bezug auf andere soziale Vorkehrungen fehlte es auf deutschem Boden nicht an Anregungen und Ansätzen. So trat in Hamburg im



168. Die 1825 erbaute „Gaserleuchtungsanstalt" in der heutigen Gitschiner Straße. Lithographie.

Jahre 1851 ein Komitee zusammen, das die Errichtung einer öffentlichen Wasch- und Badeanstalt plante. Allerdings griff man da englische Vorbilder auf. Minderbemittelte sollten dort nicht nur ihre Körper reinigen können, die sollten überdies Gelegenheit finden, dort ihre Wäsche und Kleider in kürzester Zeit waschen, in einem eigenen Raum auch trocknen, mangeln und plätten können.

Aus Amerika kam die Nachricht, daß dort eine neue Maschine erfunden worden sei, mit der man die Straßen einer Stadt auf mechanischem Wege zu reinigen imstande sei. Man wird schwerlich vorher eine Zeit ausfindig machen, die im gleichen Maße wie diese den Erfindern Ansporn und Gelegenheit gab, ihre Entwürfe zu verwirklichen.

Vielleicht läßt sich der Einbruch der Technik in das Leben des Alltags nirgends für unsere Zeit so leicht veranschaulichen als in der Frage der Beleuchtung. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hatte in vornehmen Kreisen das Wachslicht eine unbestrittene Vorherrschaft ausgeübt. Von Kronleuchtern strahlte der Glanz von den zahlreichen Kerzen auf die versammelte Gesellschaft herab, während in den Kammern der Minderbemittelten das Talglicht oder die Öllampe ihren Platz einnahm.

Nur so versteht man, daß in einem Handbuch über die verschiedenen Künste und Gewerbe aus dem Jahre 1830 bemerkt wird: „Die Lampen, die sonst nur in den Wohnstätten der Armen gebraucht wurden, sind durch zahlreiche Verbesserungen in zierliche Erleuchtungsapparate verwandelt worden, die sich in mannigfaltigen Gestalten verbreitet haben und zum Teil Gegenstand des Luxus geworden sind." Durch die Erfindung von Aimé Argand (1755—1803) wurde die Verbrennung von Öl zu Beleuchtungszwecken ermöglicht, ohne daß die lästige Rußentwicklung gestört hätte. Dieser Argandsche Brenner mit einem Zylinder machte in dem folgenden Menschenalter seinen Siegeszug, bis am Anfang der sechziger Jahre die von Franchot erfundene Moderateurlampe gestattete, zur alten Leuchterform zurückzukehren, da hier der Ölbehälter wieder unter die Flamme zu liegen kam. Diese Verbesserungen wurden durch die Verfeinerung in der Reinigung des Öls noch weiter vervollkommnet. Ein im Jahre 1854 herausgegebener praktischer Ratgeber kennt nur Talg-, Wachslichter und Öl als Beleuchtungsstoff. Von den Talglichtern wird gesagt, sie müßten trocken sein und an trockenen Orten aufbewahrt werden. Gegenüber dem Baumöl, das raucht und üblen Geruch verbreitet, wird Öl von Raps und Feldkohlsamen gerühmt. Um breite Lampendochte zu erzeugen, schmilzt man Wachs und Nierentalg miteinander, gießt Oleum Petri dazu und zieht Streifen festen Baumwollzeugs durch die Masse und läßt sie erkalten. Als noch günstiger wird bezeichnet, Walrat



169. Gaslampe und Laternenanzünder. Lithographie.

und Lavendelöl darein zu mischen. Aus alten baumwollenen Strümpfen könne man Dochte schneiden. Durch alle diese Anweisungen klingt der Kampf gegen das Rauchen der Lampen hindurch, denn Engbrüstigen könne solcher Rauch sehr schädlich werden.

Von den großen umstürzenden Neuerungen, die sich gerade auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens um jene Zeit bereits eingestellt oder vorbereitet hatten, ist da noch nicht die Rede. Und doch hatte in jenen Tagen die Technik längst schon neue Wege eingeschlagen. Es handelte sich dabei zunächst nicht so sehr um Erfindung neuer Lampen als vielmehr um die Ausnützung und Gewinnung neuer Leuchtstoffe.

Aus Steinkohle gewonnenes Gas war als Leuchtmittel zwar schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bekannt, aber zur praktischen Verwendung gelangte es erst dadurch, daß sich 1810 London und 1815 Paris seiner zur Straßenbeleuchtung bedienten. In Deutschland war es Freiberg, das 1811 diese zum Teil eingeführt hatte. Dann folgten Hannover (1825), Berlin (1826), Dresden (1828) und Wien (1833). Auch hierin waren fürs erste Engländer die Lehrmeister, ihr Unternehmen die Imperial Continentals Gas Association. Man kennt aus den Jugendbriefen Ferdinand Lassalles, wie sehr er sich im Jahre 1845 bemühte, das Bankhaus Josef Mendelssohn als finanziellen Teilnehmer an dem Geschäfte seines Schwagers F. Friedland zu gewinnen, um nach Breslau, wo die Gasherstellung durch eine Aktiengesellschaft bereits gesichert sei, nun auch Prag in die Hand zu bekommen. Dort wurde Rudolf Sigismund Blochmann, der die öffentliche Gasanstalt zu Dresden eingerichtet hatte, zum technischen Vertrauensmann bestellt. Lassalle weist hierbei darauf hin, daß in Dresden 4378 Abonnenten bei der Gasanstalt eingeschrieben seien. Im Hintergrunde all dieser Neuerungen macht sich der Gewinnhunger des Kapitalismus bemerkbar. Aus dem Jahre 1862 stammt auch schon das Scherzwort „Je mehr die Gasbeleuchtungsaktien steigen — desto öfter fallen die Bewohner". Um höherer Dividenden willen sparte man eben mit dem Lichte. Immer wieder kehren Klagen über mangelhafte Belieferung mit dem teuer bezahlten Stoffe. Trotzdem setzte sich seine Verwendung durch, leistete doch eine sogenannte Schnittbrennerflamme, die sich tulpenförmig in ungefähr sechs Zentimeter Höhe zu einer Breite von 11 Zentimetern ausdehnte bei einem stündlichen Verbrauch von 6 englischen Kubikfuß soviel wie 16¼ Stearinkerzen an Leuchtkraft.

Bezeichnend für das allgemeine steigende Interesse an dieser Einführung bleibt es, daß der königlich sächsische Kommissionsrat und Direktor der städtischen Gasanstalt Prags C. F. A. Jahn sein Schriftchen „Das Gasbüchlein", das sich „Ein aufrichtiger Ratgeber für die Gaskonsumenten und solche, welche es werden wollen" nannte, binnen eines Vierteljahres (vom Februar bis Mai 1868) in drei Auflagen erscheinen lassen mußte und bei der dritten Ausgabe feststellen konnte, es seien davon allein in der zweiten Auflage 5000 Exemplare abgesetzt worden. Aus diesem „Gasbüchlein" erfährt man, daß damals schon Einrichtungen gebaut wurden, die das Leuchtgas auch für die Zwecke des Kochens, Bratens, Backens, des Erhitzens von Plättstahlen, Bügel- und Brenneisen verwendbar machten. „Da, wo das Heizen des Kochherdes eine halbe Stunde Zeit erfordert, da wo eine nennenswerte Quantität Holz oder Kohlen benötigt werden, genügt bei Anwendung eines Gaskochapparates, abgesehen von der großen Reinlichkeit, Gas im Werte von noch nicht einem Kreuzer = 2 Pfennigen . . ." In der Tat hatte Elsner in Berlin schon im Jahre 1848 eine Vorrichtung

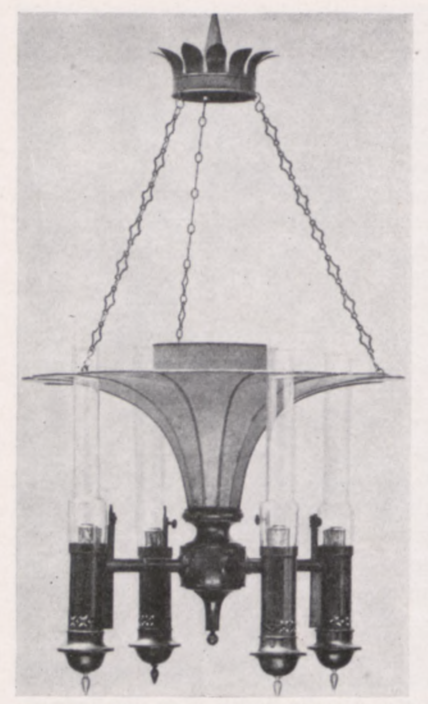
erbaut, die es erlaubte, mit entleuchteter Flamme zu heizen. An die Verwendung zum Kochen ging man aber damals noch nicht, dagegen wurde zum Beispiel die Domkirche zu Berlin und die Katharinenkirche zu Hamburg auf diese Weise geheizt. Diese ersten Versuche fanden jedoch keine Nachfolge. Die Erfindung beziehungsweise kaufmännische Verwertung des Bunsenbrenners gab dann neue Antriebe und im Jahre 1862 ermäßigte die 1855 zu Dessau gegründete Deutsche Kontinentale Gasgesellschaft den Preis für Heizgas um 15 bis 35 v. H. gegenüber dem für Leuchtgas. Im Dienste dieser Tendenz scheint auch unser „Gasbüchlein" entstanden zu sein, das jedenfalls als Werbemittel gedacht war. Nichtsdestoweniger besitzen die beigegebenen Abbildungen ihren Wert. Solche Werbung war auch deshalb geboten, weil begreiflicherweise in weiten Kreisen mancherlei Bedenken gegen den neuen Brennstoff Raum gewannen. Auch der Verfasser des „Gasbüchleins" hat seine liebe Mühe, die Angst vor der Gefährlichkeit des Leuchtgases als übertrieben hinzustellen, gibt aber gleichzeitig alle möglichen Vorsichtsmaßregeln an, die er am Schlusse in einem gereimten ABC zusammenfaßt. Ebenso befaßten sich die Behörden mit diesen Fragen. In der Vierteljahrsschrift für gerichtliche und öffentliche Medizin (1852) wird das Gutachten der kgl. preußischen wissenschaftlichen Deputation für Medizinalwesen über die Zulässigkeit der Anlage von Steinkohlengasbereitungs-Anstalten mitgeteilt, in dem der Meinung, als ob durch solche Anstalten „innerhalb der Stadt bei einer richtigen Anlage und vorsichtigen Führung des Betriebes" für die Gesundheit der benachbarten Bewohner direkt schädliche Substanzen verbreitet würden, entgegengetreten wird. Wohl gab man aber die Belästigung der Anrainer durch Verbreitung des Geruches von Teer und der flüchtigen Öle zu.

Noch im Jahre 1869 lesen wir bei W. Baer, „Chemie der Hauswirtschaft": „Wohl hat die Gasbeleuchtung in fünfzig Jahren große Fortschritte gemacht und sozusagen ihren Zug um die Welt vollendet, aber dennoch ist man sehr weit von der Erfüllung der Hoffnungen, die man im ersten Enthusiasmus hegte, daß sie nämlich alle anderen Beleuchtungsweisen verdrängen werde, entfernt. Nach wie vor haben für die gewöhnliche häusliche Beleuchtung die Kerzen und Lampen die Oberhand. Im allgemeinen hegt man noch mancherlei Vorurteile gegen die Gasbeleuchtung. So sagt man, daß das Licht zu hell sei und den Augen schade, und doch steht die Helle der Gasflamme weit hinter dem Lichte, das die Sonne über die Erde ergießt, zurück. Einigermaßen ist jedoch der Vorwurf gegründet, daß das Gaslicht blende und den Augen schade; dem kann man aber leicht abhelfen, wenn man den weißen Milchglasschirm durch einen grünen oder blauen ersetzt oder mit einem Lampenschleier bedeckt."

Die Augen der Menschen mußten sich erst allmählich an die Stärke des neuen Lichtes gewöhnen. Im übrigen war schon durch die Art der Erzeugung des Steinkohlengases seiner Verwendung gewisse Grenzen gesetzt. Sie war im großen und ganzen auf die Stadt angewiesen und kam fast allein für die städtische Bevölkerung in Betracht. Um die Verbesserung im Beleuchtungswesen allgemein zu machen, mußte vorerst ein anderer Stoff eingeführt werden, einer, den man überallhin leicht befördern kann, der wohlfeil bleibt und ohne Gefahr von jedermann behandelt werden kann. Ein solcher fand sich in dem Petroleum.

Verhältnismäßig spät tritt das Petroleum als Leuchtstoff in Wettbewerb mit Talg und Gas, schwingt sich aber bald an die erste Stelle und beherrscht durch ein Menschenalter den Markt, soweit es sich um die Verwendung für private Beleuchtungszwecke handelt. Wurde auch schon in den vierziger Jahren von einem Deutschen die erste brauchbare Lampe für diesen Brennstoff erfunden, so mußte doch dieser erst in größeren Mengen gewonnen werden. Dies geschieht nun seit dem Jahre 1859 in Pennsylvanien. Hier bemächtigte sich der Großkapitalismus des Handels mit dem kostbaren Erdöl, treibt die Produktion von 264 Tonnen des ersten Jahres im nächsten bereits auf 66000 und steigert die Zahl der Tonnen fünf Jahre hernach auf 329696. Rußland und Rumänien folgen seit 1860 im weiten Abstande dem amerikanischen Beispiele nach. Eine die ganze Erde umspannende Organisation versieht bald das letzte Dorf in Europa, ja alle Länder der Welt mit diesem wohlfeilen Brenn- und Leuchtmaterial, das vor dem Kohlengas den Vorzug besitzt, nicht an eine von einem zentralen Punkte ausgehende Leitung gebunden zu sein.

Ohne die gleichzeitige Erweiterung der Verkehrsmittel, ohne die Verbesserung der Seeschiffahrt und ohne die Eisenbahnen wäre die Ausbreitung des Petroleums nicht denkbar




170. Links: Lampe für Rüböl. Um 1850. Rechts: Petroleumstehlampe, 1865.

gewesen. Ganz besonders wurde Deutschland zum Absatzgebiet dieses Stoffes. Im Jahre 1867 hat man in die Länder des deutschen Zollvereins 1667313 Zentner davon eingeführt, das war mehr als ein Viertel (26,43 %) der gesamten Ausfuhr Nordamerikas. Und eine einzige der vielen Lampenfabriken, die sich in Berlin auftaten, lieferte damals Woche für Woche 14400 Stück Lampen.

Wie vor allem Neuen, empfand man auch vor dem Petroleum vorerst Angst; durch den lästigen Geruch, den es ausströmt, kam auch noch Abscheu hinzu. Der gewaltige Verbrauch von Sauerstoff, den das brennende Öl verzehrt, bot ebenso Anlaß zu Klagen wie die Hitze, die es verursacht. Diese Nachteile wurden freilich durch die Fülle von Licht aufgewogen, die seine Lampen spendeten. Nicht zuletzt dadurch, daß es fast um die Hälfte wohlfeiler war als das bisher gebrauchte Rüböl, bei gleicher Lichtstärke um ein Fünftel billiger zu stehen kam als Gas und nur ein Siebentel von dem kostete, was man für Stearinkerzen hätte auslegen müssen. Durch Verbesserung der Dochte wurde es sogar möglich, die bis dahin unentbehrliche Lichtputzschere zu verabschieden, mit der man die verkohlten Dochtreste zu entfernen hatte, wollte man, daß das Licht nicht in sich zusammensinke.

Schon den Zeitgenossen dieser Neuerungen entging die kulturelle Wirkung nicht, die von der unscheinbaren Erfindung der Petroleumlampe ihren Ausgang nahm. ,,Wo noch vor kurzem die mehr qualmende als leuchtende Kienpfanne oder die Thrankrüsel der Vorzeit die Lichtspender waren, da blinken heute aus den Fenstern aller Häuser die hellen Petroleumflammen und eben das helle Licht hat den Bauer zum Lesen verlockt, wozu er sich bei Tage nicht die Zeit nimmt und das ihm früher durch die nicht genügende Helle des Thrankrüsels verleidet worden.'' So griff eins ins andere. Die Steigerung des Verkehrs und damit der Versendungsmöglichkeiten vereinigte sich in der Einführung des Steinöls zu einer weiteren Fähigkeit, nämlich zu der, die Zeit der Arbeit und der Muße auszudehnen. Man hat in dieser Hinsicht die Ausstrahlungen des Petroleumlichtes noch gar nicht genügend in Betracht gezogen.

Zur selben Zeit wurde überdies auch das alte Beleuchtungsinstrument, das in der Kerze zu Gebote stand, erneuert und verbessert. Die Chemie gab der Industrie die Mittel in die Hand, den Talg gegen die Einwirkungen der Hitze widerstandsfähiger zu machen. De Milly und Motard fanden den Weg, Stearin zu verarbeiten und vervollkommneten ihn im Jahre 1854. Aber schon vorher (1847) gab es in München und Nürnberg Stearinfabriken. Noch vorteilhafter konnte die Form der Kerzen gestaltet werden, als man lernte, das 1830 von Reichen-

bach im Holzteer entdeckte Paraffin zur Herstellung von Kerzen heranzuziehen. Nun bekamen sie ein wahrhaft vornehmes Äußere.

Fehlte es in diesem Zeitraume auch nicht an Versuchen, elektrische Kraft in Licht umzusetzen, und wurden auch einzelne dieser Versuche bereits von Erfolg begleitet, so bildet doch die Anwendung dieser Experimente in der Praxis zunächst noch eine Ausnahme. Erst Schritt für Schritt mit dem Siegeszuge der Dynamomaschine und mit der fortschreitenden Kenntnis seltener Erden beginnen Bogenlampe und Glühlampe Verbreitung zu finden. In größerem Stile erringt sich das elektrische Licht um 1880 herum einen Platz im Leben. Noch schwankt allerdings damals in bezug auf die Beleuchtung öffentlicher Plätze und Straßen der Kampf zwischen Gaslaterne und der Bogenlampe. In Paris hatte man freilich schon im Jahre 1854 für öffentliche Arbeiten sich des elektrischen Lichtes bedient.

Ähnlich wie bei der Beleuchtung macht sich auch bei der Beheizung eine Bruchstelle zwischen Altem und Neuen, zwischen überlieferter Gewohnheit und Einflüssen der Industrie geltend. Der Zeitraum von 1830 bis 1870 bildet auch da keine innere Einheit. Noch immer herrscht in deutschen Landen die Holzfeuerung vor. Faßt man wie in anderer Beziehung ebenfalls Wien und Berlin als Repräsentanten städtischen Lebens in Deutschland ins Auge, so offenbaren sich zu mindestens in den vierziger Jahren ziemlich gleiche Verhältnisse.

Das durch die Mitarbeit Adalbert Stifters ausgezeichnete Buch ,,Wien und die Wiener" aus dem Jahre 1844 bringt einen Beitrag, ,,Die Holzhacker", in dem geschildert wird, wie einen in der Nähe der Brücken, die zur Leopoldstadt führen, Männer, die die schwere Spitzhacke über die Achsel tragen, Weiber mit einer oder zwei Sägen unter dem Arm anreden und fragen, ob man Holz kaufen wolle. Die einen von ihnen verkleinern in Wirklichkeit das Holz, die anderen stehen nur da, um die Käufer zu bereden, sie erhalten nach gelungener Arbeit vom ,,Holzversilberer" zwei Gulden Wiener Währung als Provision für jeden Klafter, den sie an den Mann bringen. Läßt man dann zwei Klafter verkleinern, so arbeiten daran ein Mann und zwei Weiber, von denen die eine sägt, die andere die Scheite legt. Dafür beträgt die Gebühr zwölf Gulden, die der Verfasser als angemessen betrachtet, da diese Tätigkeit acht bis neun Stunden dauert. Da Fuhrlohn samt Verkleinern 22 Gulden bis 50 Gulden ausmachen, sind nur Bemittelte in der Lage, neben dem Mietzins eine solche Summe in einem auszulegen, die Ärmeren müssen den ,,Greißler", den Krämer, aufsuchen und im kleinen ihren Bedarf an Hausbrand decken.

Adolf Brennglas-Glasbrenner in seinem ,,Berliner Volksleben" (1847) zeichnet ebenfalls in einem eigenen Aufsatze, ,,Der Holzhauer", die offenbar damals allgemein interessierende Typen. Sie verlassen in aller Frühe ihre kleine unterirdische Wohnung. Der eine trägt den zusammengeklappten Sägebock und sein Beil über der Schulter, der andere die scharfgemachte Säge. Aus der Seitentasche ihrer Jacke guckt ihnen das bis zum Pfropfen gefüllte Branntweinfläschchen heraus. Vor dem Hause, wo sie eben Arbeit haben, angelangt, treffen sie den Fuhrmann mit dem hochbeladenen Holzwagen. ,,Dann stellen sie ihren Sägebock inmitten der Kloben-Rotunde auf und arbeiten frisch darauf los, unbekümmert um das wechselnde Leben, welches hinter ihrem Rücken die Straße passiert." Am Abend geht es dann nicht ohne Feilschen von seiten des Bürgers, in dessen Diensten sie heute standen, ab, doch empfangen sie schließlich — es waren ihrer drei — den üblichen Lohn von zweieinhalb Talern. Ein Streit entwickelt sich noch um das geforderte Biergeld. — Die Züge der Wiener und Berliner Holzhauer unterscheiden sich kaum. Sie stellen im Norden wie im Süden stehende Figuren dar, die der Einbildungskraft Nahrung geben.

Zu denken gibt es, wenn am Ende des Aufsatzes, der sich mit den Wiener ,,Holzhackern" beschäftigt, zu lesen ist: ,,Steinkohlen, Torf und Lohziegeln haben unter den Holzhackern noch keine Sensation gemacht, weil ihnen sehr gut bekannt ist, wie schwer der Wiener von seinem alten Brauche abgeht, wenn es ihm auch vorteilhafter wäre, was hier durchaus nicht der Fall ist, indem alle diese Holzsurrogate im allgemeinen und vorzüglich im Baue der Häuser und Öfen noch solche Contra haben, daß sie nur die höchste Not überwinden kann." Ja, noch im Jahre 1857 erschien ohne Angabe des Verfassers eine umfangreiche Studie über ,,Die Theuerung des Getreides und Brennholzes im Verkehrsgebiete von Wien," in der festgestellt

wird, daß seit 1845 im Gefolge des Anstieges der Preise für Getreide in gleichem Maße die Kosten für Brennholz gewachsen sind. Langatmige Untersuchungen über Maßnahmen des Staates, durch die einem drohenden Holzmangel zu begegnen seien, beweisen nur, daß man am Ende der fünfziger Jahre in Wien noch nicht an eine Änderung in der Wahl der Brennstoffe dachte.

Bezeichnend dafür, wie spät sich erst die Steinkohle durchzusetzen vermochte, bleibt es, daß eine „Vollständige Brennmaterialkunde", die 1841 zu Weimar herauskam, mehr als zwei Drittel ihres Umfanges dem Holze und seiner Verkohlung widmet, während die Stein- und Braunkohlen nur so nebenher behandelt werden. Aber noch 1869 wird in dem Buche „Chemie der Hauswirtschaft" für notwendig erachtet, die Hausfrauen zu beruhigen und ihnen zu versichern, daß es bei dem mit jedem Jahre mehr hervortretenden Holzmangel Pflicht sei, die Aufmerksamkeit der Feuerung mit Steinkohlen zuzuwenden. Die Besorgnisse würden nur auf Vorurteilen beruhen. In England gehöre der Verbrauch von Holz in der Küche bereits seit Generationen in den Bereich der Mythe. „Sogar fürstliche Gemächer werden dort mit Kohlen geheizt und doch wäre dort der Staub dieser Feuerung wegen der ganz offenen Kamine mehr zu fürchten als bei unseren geschlossenen Öfen, selbst wenn sie vom Zimmer aus geheizt werden. Allerdings nimmt man dort den Staub als notwendiges Übel mit in den Kauf, da man anderes nicht kennt und ein anderes Brennmaterial rein unmöglich ist. So werden denn auch unsere Frauen die Sache mit anderen Augen ansehen, sobald sie eben nur einen Versuch gemacht haben." Ist der Verbrauch an Steinkohlen im deutschen Zollverein in der Zeit von 1853 bis 1865, auf Kopf und Jahr gerechnet, um 232 v. H. gestiegen, so ersieht man aus diesen Zahlen nicht, in wieweit daran die Industrie und in wieweit die privaten Haushalte beteiligt sind. Ohne Zweifel gingen die gewerblichen Großbetriebe voran. Im übrigen hing die Verbreitung der Steinkohle nicht allein vom guten Willen und vom Verständnis der Frauen ab. Das meiste lag daran, daß die Förderung der Kohle entsprechend gesteigert und andererseits die Bereitstellung für den privaten Absatz organisiert wurde. Damit ist schon gesagt, daß zur Verallgemeinerung des Kohlenbrandes die Ausbreitung der neuen Verkehrsmittel gehörte. Das Holz wurde vielfach geflößt, zur Versendung von Steinkohle aber eigneten sich die Eisenbahnen ganz besonders gut. Vor Ausbau des Schienennetzes kam demnach vor allem die örtliche Nähe von Kohlengruben in Betracht. Wenn die Frankfurter Patrizierfrau Cleophas Bansa am 6. Januar 1837 ihrem Sohne schreibt: „Am ersten Feiertag, müde von den Strapazen und Stadtgängen in der Festwoche, saß ich zurückgezogen in des Vaters blauer reinlicher Stube hinter dem neuen erwärmenden Steinkohlenofen ...", so sieht man, daß damals in Frankfurt diese Art der Heizung schon Eingang gefunden hatte, während man sich an anderen Stellen Deutschlands noch ein Menschenalter später sträubte, dem schwarzen, stauberzeugenden und rußenden Brennstoff Eingang zu gewähren. Inzwischen wuchs jedoch von Jahr zu Jahr die Ausbeute der Bergwerke. Im Jahre 1853 schätzte man die Gesamtproduktion des deutschen Zollvereins auf 155 Millionen Zentner, 1865 betrug sie dagegen 435 874 109 Zentner, hatte sich also innerhalb von zwölf Jahren fast verdreifacht. Die Hauptabnehmer waren zunächst freilich die erzverarbeitenden Unternehmungen, die jetzt erst in die Lage kamen, es den englischen Konkurrenten gleichzutun. Das Hindernis für die Verbreitung in den Haushalten lag, wie schon Zeitgenossen erkannten, in der Notwendigkeit, die Öfen und Herde dem neuen Stoffe anzupassen. Nicht zuletzt allerdings auch in der Schwerfälligkeit der Hausfrauen. Jedenfalls gab sich die damalige Technik alle mögliche Mühe, den Forderungen der Zeit gerecht zu werden. Aus England und Nordamerika kamen Nachrichten von verschiedenen Konstruktionen, die Anthrazitfeuerung voraussetzen. Besonders für öffentliche Gebäude, vor allem für Krankenhäuser

ersann man auch schon Vorrichtungen für zentrale Heizanlagen, die entweder durch erwärmte Luft oder durch Dampf oder durch Warmwasser ihren Zweck zu erreichen suchten.

Als auf der Industrieausstellung zu München 1854 der Berliner Ingenieur Elsner Herde vorwies, die mit Gasflammen geheizt wurden, auf denen man zu gleicher Zeit braten, backen und schmoren konnte und ebenso kochen und Wasser erwärmen, da erregte dies mehr Staunen als vorerst Nachahmung. Immerhin liest man in einem 1869 erschienenen Buche die Überschrift: „Das Kochen mit Gas. — Die Küche der Zukunft." Es war auch hier alles noch in Schwebe, aber auf die Dauer ließen sich Industrie und der mit ihr Hand in Hand gehende Kapitalismus nicht abwehren. Sie nahmen auch auf dem Gebiete der Beheizung vom Alltag Besitz.

In allen Fugen, in alle Gebäude, Wohnungen, an alle Wände überallhin schlich sich die Industrie, die Technik. Sie erschien ja nach außen im Glorienscheine des Fortschrittes oder, wie man damals zu sagen pflegte, im Glanze der „Errungenschaften" eines Jahrhunderts, das die Natur besiegt zu haben sich rühmte. Hindernisse wurden zur Seite geräumt. Man las in Zeitungen und Zeitschriften und eigenen Werken mit Stolz von all den Erfindungen, die zugleich wesentliche Verbesserungen des täglichen Daseins zu sein schienen. Niemals wurde das Wort „Wissen ist Macht" so oft und mit solcher Inbrunst in die Welt geschrieen wie damals. In der Tat gebärdete sich die Technik so, als ob sie in ihren Händen einen Zauberstab schwinge, der den Bettler zu einem König, die Hütte zu einem Palast zu machen imstande sei. Was sich vordem nur Reichtum leisten konnte, wurde nun zum Gemeingute aller. Die Rohre der Gasleitung machten wenig Unterschied zwischen den Ständen und was sie abgaben, war so wohlfeil, daß die ungewohnte Helle auch in die Kammer derer drang, die noch vor wenigen Jahren bei rußenden Öllampen für fremde Leute schrieben, nähten oder sonst ihr Gewerbe ausübten. Vorerst ist es freilich das Bürgertum das all diesen „Fortschritt" genießt. Das in den napoleonischen Kriegen verarmte Bürgertum hatte sich im Biedermeier immerhin eine Umwelt geschaffen, die zu ansehnlichen kulturellen Werten gelangte. Die hohe, die monumentale Kunst zu pflegen, blieb ihm natürlich in seiner Armut versagt. Es mußte sich auch da vielfach mit Ersatzmitteln begnügen. Trotzdem fanden die Maler auch in bescheidenen Häusern und Familien Abnehmer. Wer es halbwegs konnte, ließ seine Kinder abbilden oder saß selbst einem Porträtisten, um seinen Nachkommen die Erinnerung an ihn auf diese Weise zu überlassen. Anstatt freilich sonstiger Gemälde trat fürderhin an erste Stelle die Lithographie. Von dem Deutschen, Aloys Senefelder, 1796 erfunden, kehrt sie erst auf dem Umweg über Frankreich nach Deutschland als Ausdrucksmittel der Kunst zurück. Gewiß schmeckt zu Anfang bei ihr auch das Technische vor, aber unter den Händen eines Horace Vernet oder Henri Daumier erreicht sie Höhe, künstlerische Würde und politischen wie gesellschaftlichen Einfluß. In Wien ist es dann Joseph Kriehuber, der der Gesellschaft des Vormärz in seinen Steindrucken ein unnachahmliches Denkmal setzt. In München vollbringt Franz von Hanfstängl etwas Ähnliches. Bekanntlich verschmähen es aber in ihrer Jugend auch Männer wie Adolf Menzel oder Moritz Schwind nicht, um des lieben Erwerbes willen zur Lithographie herabzusteigen. In Berlin entwirft Theodor Hosemann nicht nur Darstellungen aus dem Volksleben, die manchen Blick in die soziale Tiefe tun lassen, von seiner Hand rühren auch Bilderbücher, Gratulationskarten, Balleinladungen. Auch hier spielte das Unternehmertum eine nicht geringe Rolle. Der Kunsthändler, der vor Königgrätz den Maler beauftragt, die bevorstehende Schlacht zweimal zu lithographieren, einmal als Sieg der Österreicher, das andere Mal als Sieg der Preußen, und dem zögernden Künstler erwidert: „Zwanzigtausend Abdrücke vom ersten Bild



„Kunsthändler: „Lithographiren Sie mir schleunigst zwei Mal die letzte Schlacht, ein Mal den Sieg der Oestreicher, das andere Mal den der Preußen."

Maler: „Ja, ich bitte Sie, wir haben ja noch gar keine näheren Berichte darüber."

Kunsthändler: „Das kann uns gleich sein — 20,000 Abdrücke vom ersten Bild schicken wir nach Wien, dieselbe Auflage vom zweiten nach Berlin, bis die richtige Nachricht ankommt, haben wir mindestens 30,000 Exemplare verkauft und das Geschäft ist gemacht."

171. Spottbild auf die Massenerzeugnisse der Lithographie. Aus den „Fliegenden Blättern", 1866.

schicken wir nach Wien, dieselbe Auflage vom zweiten nach Berlin; bis die richtige Nachricht ankommt, haben wir mindestens 30000 Exemplare verkauft und das Geschäft ist gemacht," stellt selbstverständlich eine satirische Übertreibung dar, in der wie in allen solchen Übertreibungen ein Stückchen Wahrheit verborgen liegt. In den aber durch kapitalistischem Gewinnstreben und Modegeschmack und politische Rücksichten gezogenen Grenzen vermochten sich immerhin große Individualitäten durchzusetzen und auszuleben. Die Wände der bürgerlichen Wohnung, an denen im einfachen Rähmchen ein Kriehuber hing, schmückte wirkliche Kunst. Das wurde anders, als die Chemie zur Kenntnis der lichtempfindlichen Substanzen vordrang und dazu kam, die Veränderungen, die das Licht auf ihnen verursachte, sichtbar zu machen und dauernd festzuhalten und zu vervielfältigen. Die spiegelnden, leicht verwischbaren Bilder, die der französische Maler Louis Daguerre in Anknüpfung an das von Nicéphore Nièpce erfundene Verfahren seit 1838 lieferte, fanden nur beschränkte Verbreitung. Die französische Regierung hatte die Erfindung von Daguerre und dem Erben nach Nièpce gegen Leibrenten gekauft und sie als „ein Geschenk für die ganze Welt" der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Die Zusammenarbeit des Wiener Physikers Joseph Petzval mit dem Optiker Voigtländer (1840) ermöglichte aber erst raschere Aufnahmen, indem sie ein Porträtobjektiv bauten, das eine bis dahin unerhörte Lichtstärke aufwies. Die Verbindung von Physik mit Chemie brachte der Photographie dann weitere Fortschritte. „Wenn man vor einem Menschenalter", heißt es in einem 1861 erschienenen „Buch der Erfindungen", „einem gewöhnlichen aufgeklärten Manne gesagt hätte, es sei vielleicht möglich, einen Spiegel so einzurichten, daß er das Bild dessen, der sich darvorstellt, für immer festhalte, so würde dieser einen solchen Gedanken wahrscheinlich für eine Lächerlichkeit erklärt haben: hätte die Unterhaltung ein paar Jahrhunderte früher stattgefunden, so wäre es nicht weniger unwahrscheinlich gewesen, daß der weise Mann ein Kreuz geschlagen und höchstens zugegeben hätte, nur mit Hilfe des bösen Feindes könne so etwas möglich sein." Wie wir aber aus dem gleichen Buche erfahren, war man damals auch bereits zu weiteren Anwendungen der Lichtbildnerei über das Malerische hinaus gelangt. „Dahin gehört z. B. das Kopieren wertvoller Kupfer- und Stahlstiche, Manuskripte usw., ferner das Festhalten der durch das Sonnenmikroskop erzeugten vergrößerten Abbildungen höchst kleiner Naturgegenstände (Mikrotypie), wie überhaupt die Wiedergabe von Merkwürdigkeiten im Gebiete der Naturwissenschaft und Medizin. In letzterer Hinsicht besonders bemerkenswert und für das Studium wichtig erscheint die Photographierung Geisteskranker. Ja selbst die Kriminalpolizei weiß die Kunst für sich auszubeuten. Gefährliche Subjekte

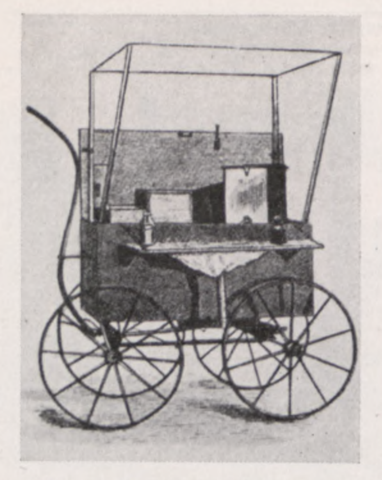
mußten es sich gefallen lassen, ohne ihr Wissen photographisch aufgenommen zu werden; entsprangen sie in der Folge, so schickte man einen illustrierten Steckbrief in die Welt, d. h. man fügte ihr Porträt bei."



172. Spottbild auf die schnelle Verbreitung des Photographen-Handwerks. Aus den „Fliegenden Blättern", 1860.

Das Hosianna, das die Zeitgenossen diesem neuen Sieg des menschlichen Verstandes und der menschlichen Erfindungsgabe sangen, bleibt nur zu begreiflich. Wieder war die praktische Verwertung wissenschaftlicher Forschung mit Siebenmeilenstiefeln nach vorwärts gelangt. Wieder war der soziale Kreis derer mächtig erweitert worden, die am Genusse dieser Vorteile teilnehmen konnten. Im Vergleiche zu den Kosten, die ein Gemälde, selbst eine Lithographie verursachte, waren jene für ein Lichtbild verschwindend gering. Der Mann aus dem Volke war nun in der Lage, sein Bild zu verewigen und sich mit den Bildnissen seiner Lieben zu umgeben oder wie das gebräuchlich wurde, in eigens hierfür angelegten Alben aufzubewahren. Das Vorrecht der Reichen war hier wieder einmal wie so oft in jenen Tagen durch die Technik zugunsten der ärmeren Volksschichten durchbrochen. Industriell veranlagte Künstler wie der Münchener Lithograph Hanfstängl wechselten denn auch zur Lichtbildnerei hinüber. Die Verbreitung, die diese nahm, war in der Tat geradezu unheimlich. Eine Satire darauf aus dem Jahre 1860 zeigt uns das Bild einer Straße, wie sie sich 1850 zeigte und zehn Jahre später, da in jedem Hause ein oder auch mehrere „Ateliers", „Salons" von Photographen zu finden sind. Vorher gab es dort ein einziges Haus, in dem photographische Bilder ausgestellt waren.

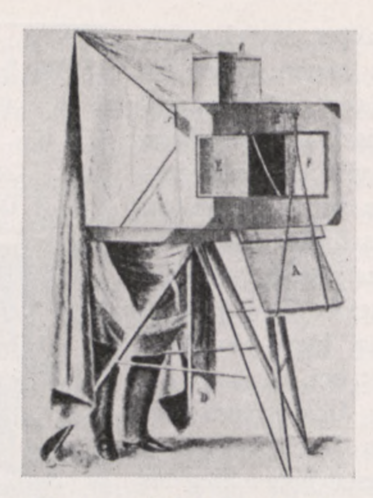
Wer die frühesten Erzeugnisse der Lichtbildnerei betrachtet, erkennt, daß es wie Daguerre vielfach Maler oder sonst bildende Künstler waren, die sich dem Neuen widmeten und die auch bestrebt waren, künstlerische Werte in das mechanisch-chemische Verfahren hineinzutragen. Mit der Ausbreitung hingegen und der massenhaft angewandten Verwertung trat in steigendem Maße das rein Handwerkliche in den Vordergrund. Man gab dem Verlangen des Durchschnittsabnehmers nach. Dazu kam, daß die Mehrzahl der Kunden, die zum Photographen kamen, in ungewohnter Kleidung erschien, feiertäglich angetan, sich überdies, durch lange Belichtungszeiten bedingt, einer Haltung befleißen mußte, die alle Zeichen unnatürlicher Starrheit und falscher Feierlichkeit an sich trug. So weit es sich also um das Porträt handelt, machte die Lichtbildnerei der Kunst schweren Eintrag. Obwohl ihre zunächst auf vorwiegend mechanischem Wege hergestellte Wiedergabe eine rein sachliche Abbildung der Menschen hätte müssen



173. Fahrbare Dunkelkammer.



Ausrüstung eines Photographen um 1860.



Photograph bei der Arbeit.

erwarten lassen, trat das Gegenteil ein: die Verfälschung der Wirklichkeit, die Umstilisierung in eine vorgetäuschte Art sich zu geben. Man posierte vor der Kamera und verewigte damit den Kitsch, die Lüge, als etwas erscheinen zu wollen, das man nicht ist und nie sein konnte. So ging das Porträt den gleichen Weg, den die Baukunst und vieles andere ging. Die Technik verwohlfeilte die Dinge durch die Herstellung des Surrogats.

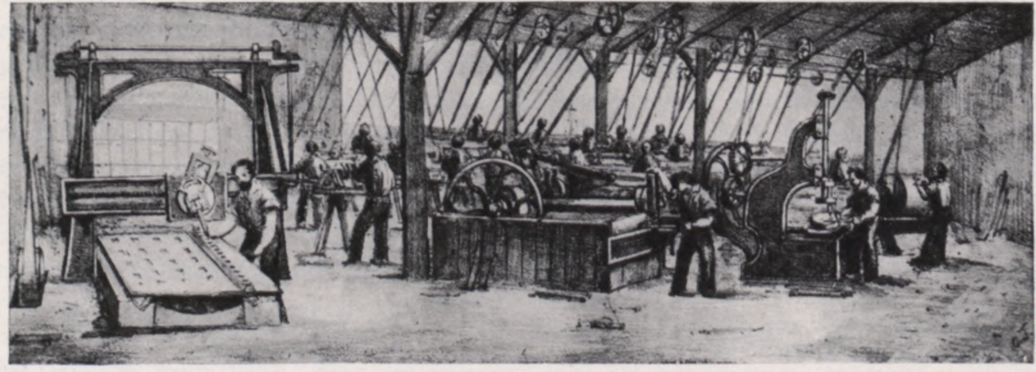
Bald drang die Lichtbildnerei auch in private Kreise. Hofmann von Fallersleben erzählt uns aus den Tagen seines Aufenthaltes im Jahre 1856 in Kochel: „Gegen Ende des Monats (Juli) kam Dr. Adolf Wüllner und brachte einen photographischen Apparat mit. Es entwickelte sich bald eine vielseitige Geselligkeit, alle Künste wurden losgelassen: es wurde gezeichnet, gemalt, photographiert, gestickt, gedichtet, deklamiert, gesungen, gejodelt, Klavier, Zitter, Schach und dann Blindekuh mit Kochlöffel oder mit Stimmen gespielt, Reif und Federball geschlagen, geturnt, getanzt, es wurden Blumenkränze und Laubgewinde gewunden." Die Daguerrotypie dürfte wohl in der Regel von Berufsphotographen ausgeübt worden sein. Die „Fliegenden Blätter" bringen 1848 die lustige Geschichte vom „daguerrotypisierten Handwerksburschen", der bettelnd in den Garten eines Kommerzienrates kommt, wo die ganze Gesellschaft ruhig dasitzt, um aufgenommen zu werden. Der Photograph stürzt wütend auf den Burschen, denn noch nie sei ihm ein Bild so gut gelungen, nichts verbrannt, alles im schönsten Effekt, das Ordensband im Knopfloch der Exzellenz sei zu sehen, der Siegelring am Zeigefinger, das goldene Stirnband der Kommerzienrätin und die Locken des Fräulein Angelika. Es sei zum Verzweifeln: so eine schöne Beleuchtung käme nicht wieder, selbst der kleine Hund habe diesmal ruhig ausgehalten! Man vermag sich vorzustellen, wie steif und gezwungen die Haltung einer solchen Gruppe gewesen sein wird. Daran änderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nichts oder nur wenig.

Anders lagen die Dinge, wo man jenseits der Porträtphotographie der Kamera Aufgaben stellte, die mit der zeitgenössischen Kunst nicht in Wettbewerb traten, wo es sich um wissenschaftliche Fragen handelte. Nicht zu übersehen ist ferner die Bedeutung der Lichtbildkunst für das Verhältnis der Menschen zur Natur und Naturauffassung. Die wachsende Freude an den Schönheiten der Landschaft lehrte die Jünger photographischer Technik touristische

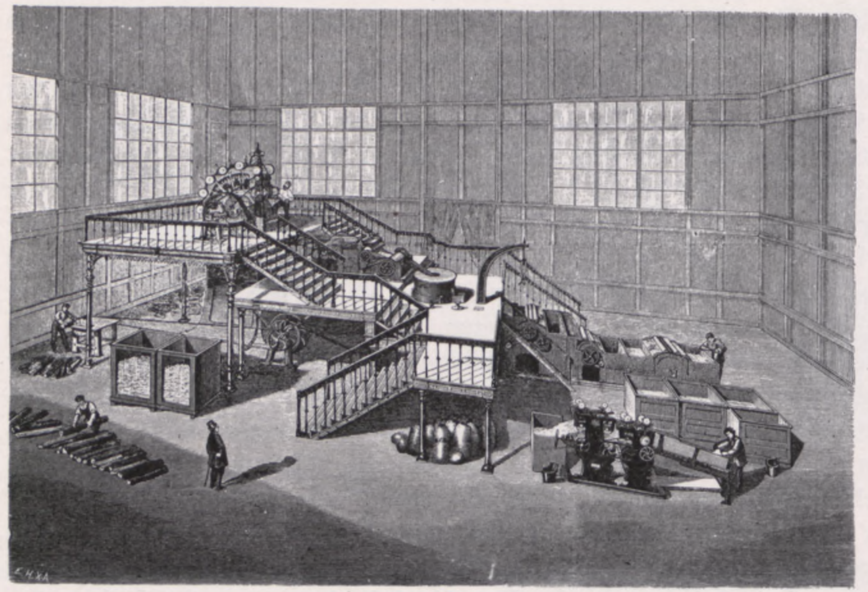
Schwierigkeiten überwinden. War 1861 der Franzose Bisson mit einer förmlichen Expedition ausgezogen, um den Montblanc im Lichtbilde festzuhalten, so folgte im Juli 1863 der Österreichische Alpenverein mit der Aufstellung einer aus 22 Köpfen bestehenden Gruppe, der die Aufgabe zufiel, den Großglockner auf die Platte zu bannen. Mit 84 Aufnahmen kam man zu Tal. Das bedeutete damals eine nicht geringe Leistung, mußte doch das Negativmaterial erst an Ort und Stelle lichtempfindlich gemacht und hierzu auch eine Dunkelkammer errichtet werden, in der die selbst gegossenen Plattenschichten entwickelt wurden. Mit der steigenden Lichtstärke der Linsen und der Vervollkommnung des Aufnahmematerials verbreitete sich die Kunst der Landschaftsphotographie und damit die Kenntnis von der Eigenart und der Schönheit fremder Gegenden. Die neuen Verkehrsmittel hatten im Vereine mit der leichteren Möglichkeit, diese Gegenden abzubilden und die so gewonnenen Bilder der Allgemeinheit zugänglich zu machen, den Sinn für die ästhetische Wertung von Natureindrücken gesteigert. Darüber hinaus erweiterte sich fürderhin die Möglichkeit, dokumentarische Wiedergaben von Natur- und sonstigen Sachtatsachen der Öffentlichkeit zuzuführen. Das wissenschaftliche Bebilderungswesen hatte durch die neue Technik reichen Gewinn.

Blättert man freilich in den illustrierten Zeitschriften jener Tage, so findet man von dem erwarteten Fortschritt noch nicht sehr viel. Erst der Wiener Lithograph und Buchdrucker Karl Angerer, der 1870 die photochemigraphische Kunstanstalt Angerer und Göschl gründete, führte die Technik der Bildwiedergabe auf jene Höhe, die sie seitdem erreichte.

Der Alltag wurde auf diese Weise ein ganz eigenartiger Lehrmeister. In die letzte Hütte fast trug er Dinge, deren Besitz vor dem Vorrecht des Reichtums oder doch der Wohlhabenheit bildete. Ja er überflügelte in manchem selbst die Traumwünsche vergangener Geschlechter. Mit Windeseile versetzten seine Einrichtungen Menschen und schwerste Lasten von Ort zu Ort, über Länder und Erdteile dahin wurden sie ohne Anwendung tierischer oder menschlicher Kraft getragen. Das Linnen, auf dem man schlief, die Stoffe, aus denen man Kleider bereitete, das alles machte sich von dem Fleiß der Mägde und Frauen an der Spindel und von dem Handwebstuhl unabhängig. Was bis dahin in Monaten und Jahren fertiggebracht wurde, das entlud sich jetzt dem Rädergetriebe der Maschinen in Stunden und Tagen. Die nadelführende Hand der Näherin und Stickerin ward auch bald ausgeschaltet. Selbst Tag und Nacht hatten sich gegen früher in ihrem Verhältnis zu den Zeitgenossen gewandelt. Die Tage konnten beliebig verlängert werden. Man hatte die Mittel an der Hand, in der kleinsten Werkstätte eine Helle zu verbreiten, wie sie vorher bloß unter Aufwand kostspieliger Leuchtstoffe, und da viel un-



174. Werkstatt einer Fabrik für Druckerpressen. Um 1860. Aus dem „Album des célébrités industrielles, 1865.



175. Maschine zur Herstellung von Zeitungspapier aus dem Jahre 1868. Ausgeführt von der Fabrik Gebr. Decker u. Co. in Cannstatt.

vollkommener, möglich war. Mit dem, was Chemie und Physik dem erfindungsreichen Verstande der Menschen darboten, war es nun nicht schwer, Häuser und Wohnungen auszuzieren, als stünden einem Marmor und Bronze zur Verfügung. Die alten Drogen, aus denen Farben gewonnen wurden, büßten ihre Bedeutung ein, denn auf dem Horizonte unseres Zeitalters scheint ja schon die Kenntnis auf, aus Teer viel wohlfeiler und zum Teil viel haltbarere Farbstoffe zu erzeugen, als man dies jemals in der Vergangenheit vermochte. So verlor auch der Gallapfel an Bedeutung und mußte bei Bereitung der Tinte den Teerfarben weichen, wie man allmählich vom Gänsekiel Abschied nahm und zum Stahl überging. Es war eine kleine Sensation, wenn in den dreißiger Jahren bei einer Frankfurter Kaufmannsfrau von ihrem Sohne aus Manchester eine Sendung dieses neuen Schreibwerkzeuges einlangte. Schon bald hernach tauchen die ersten Versuche einer Maschine auf, mit der man Schriftzeichen aufs Papier setzen kann. Ende der fünfziger Jahre erfährt man, daß auch schon eine „Feder mit selbsttätigem Tintenfaß“ konstruiert worden sei — das Urbild unserer Füllfeder.

In all diesen Dingen erblicke man aber nicht bloß technische Verbesserungen und Verfeinerungen. Gewiß handelte es sich bei ihnen auch um dies. Viel einschneidender blieb es, daß die Herstellung jener neuen Schöpfungen entweder vom Handwerksmeister alten Stils nicht ausgeführt werden konnte, oder aber, daß sie dem Kleinerzeuger entrissen wurde. Von nun an wird es eben immer wieder zur Regel, daß die Produktion in die Großwerkstätten abwanderte, wo man die Mittel besaß, den meist sehr verwickelten und nur unter Aufwendung gewaltiger Kosten möglichen Erzeugungsvorgang zu leiten. Das wurde aber dadurch ganz besonders bedeutsam, daß die hinter diesen Herstellern stehenden Geldmächte mit einer für die damaligen Menschen nicht immer leicht zu durchschauenden Werbetechnik die Neuerungen anpriesen. In Zeitschriften und Zeitungen las man immer wieder, welcher Segen damit über die Welt komme. Wohl wird zum Beispiele im Jahre 1863 im Gewande einer satirischen Versereihe das Wort von der „Amerikanisierung“ der Zeit laut. Der Dichter ahnt darin, daß das Streben nach Nützlichkeit und nur nach Nützlichkeit zum Materialismus führen müsse:

Die Poesie ists, die das Sein
Zum Menschenleben macht, —
Sie ist's in deren Zauberschein
Die Welt verklärt uns lacht.

Die Welt ohn' diese Zauberin
Ist bloß Menagerie,
Das Leben nur ein Fraßbemühn,
Wir selbst nichts mehr als Vieh!

Aber die große Zahl der Zeitgenossen nahm die Darbietungen der Industrie und der Technik freudig entgegen. In der Tat wurde vieles im Leben des einzelnen durch sie verschönt und erleichtert. Daß mit ihnen freilich auch etwas Eingang fand, das weniger erfreulich war, etwas, das vorher nirgends und nie so kraß in Erscheinung trat, das merkten nur wenige. Dieses Neue treffen wir fürderhin in dem, was die Künstlersprache seit einiger Zeit mit dem Namen „Kitsch“ bezeichnet. Die billigen Ersatzmittel, die von der Industrie auf den Markt geworfen wurden, Stuck, der Marmor vorzutäuschen suchte, Zinkguß, der sich wie Bronze gebärdete, Dreifarbendruck (1865 von Ranconnet in Wien angewandt), der an die Stelle von Gemälden trat, sie verdarben der urteilslosen Menge den Sinn für das Echte und Wahre, wie das bis zu diesem Zeitpunkt noch nie zu beobachten war. Im Vergleiche zum Biedermeier bedeutete die Zeit der Industrialisierung des Alltags auf dem Gebiete des Geschmacks eine schwere Einbuße und einen nicht zu leugnenden Rückgang.



176. Werkstube einer Brotfabrik in Cainsdorf bei Zwickau.

Überwältigt und überrumpelt von dem, was in Laboratorien erdacht, in Fabriken massenweise hergestellt wurde, überschüttet von Waren, die durch ihre Wohlfeilheit zu nie geahnten Bedürfnissen verführten, mußte das Geschlecht, das in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts groß geworden war, das Wort von den „Wundern der Technik“ wörtlich nehmen und wirklich glauben, Menschengeist und Menschenkraft reichten ins Grenzenlose. Die vom Liberalismus genährten Zweifel an allem Metaphysischen schienen hier ihre Bestätigung zu finden. Je weniger man das Überirdische gelten ließ, um so hemmungsloser gab man sich dem Stolze über die irdischen „Wunder“ hin, die da aller Orten in Form von Erfindungen und Entdeckungen in das Leben jedes einzelnen eingriffen. Daß viele dieser „Errungenschaften“ vorerst mit der Knechtschaft und Entwürdigung Tausender von Gliedern des eigenen Volkes erkauft worden war, trat erst später voll zutage. Einstweilen brachte die Freude an den Fortschritten begreiflicherweise eine gewisse Überheblichkeit und Selbstzufriedenheit hervor, die sich daran gewöhnte, den Schein für Echtheit zu halten und durch die Fülle der Neuerungen um das Schönste kam, um die Fähigkeit, sich zu verwundern. Je reicher Technik und Industrie das Dasein der Menschen mit ihren Gaben bedachten, um so ärmer wurde diese Generation an seelischen Werten.

Wie auf allen anderen Gebieten, zerfällt auch auf dem der Kleidermode unser Zeitalter in zwei, wenn man will, sogar in drei Abschnitte. Am kennzeichnendsten bleibt natürlich das, was die Frau trägt. Bis etwa 1840 herrscht die Biedermeiertracht vor. Die aus dem aufgekämmten Haar gedrehten Löckchen lugen neckisch aus den Spitzenhüten hervor, um

Alles was möglich ist.



Gnädige Frau, ich bin allerdings gern galant gegen Damen, allein Sie sehen selbst — mehr zu thun ist unmöglich —

177. Karikatur auf die Krinoline aus den „Fliegenden Blättern", 1866.

den bloßen Hals schlingt sich eine Pelzboa, werden Fichus, Pelerinen und mehr oder weniger kostbare Schals geworfen, sie ersetzen den Mantel, der sich über die unmäßig aufgeblähten Kleiderärmel gar nicht hätte ziehen lassen. Allmählich weiten sich in der Folge die Röcke. Max von Boehn schildert die nun kommende Mode der Frauen wie folgt: „Über einen Unterrock von Flanell zog man einen mit Roßhaar gepolsterten (der von „crin" den Namen Krinoline erhielt), diesem folgte ein solcher von Perkal mit einem Gerüst von Stricken, dann ein Rad von Roßhaar in dicken Falten, über welches ein gestärkter Jupon von Mousseline zu liegen kam, dann erst das Kleid. Die Dessous einer Eleganten setzten sich um 1856 wie folgt zusammen: lange Beinkleider mit Spitzenbesatz, ein Anstandsrock von Flanell, ein Unterrock 3½ Ellen weit, ein Rock bis ans Knie wattiert, von da an mit Fischbeinstäben durchzogen, die handbreit voneinander entfernt waren, ein leinener Rock, steif gestärkt mit drei steif gestärkten Volants, zwei Röcke von Mull, zuletzt das Kleid. Wenn diese Röcke auch alle von leichtem Stoff waren, einen glatten Bund hatten, mehrere meist sogar an einem Bund saßen, so war die Last und Unbequemlichkeit, eine derartige Menge von Stoff beständig um sich zu haben, doch nicht gering und man begreift, daß der Einfall statt des Pferdehaarpolsters Einlagen von Stahlfedern zu verwenden, wie eine Erlösung begrüßt wurde und dem Erfinder in vier Wochen 250000 Fr. eintrug."

Dieses unförmige Kleidungsstück wulstete sich immer unheimlicher um den Leib der Frauen, bis es im Jahre 1859 den Höhepunkt seiner Verbreitung und das Höchstmaß seines Umfangs erreichte. Die Königin von England lehnte sich gegen die Krinoline auf, 1864 folgt Kaiserin Elisabeth von Österreich. In einer Schrift über Modenarrheiten (aus dem Jahre 1868) heißt es, daß die Krinoline im Jahre des Heils 1867 nach kaum vierzehnjährigem Erdenwallen an allgemeiner Entkräftung gestorben sei. Immerhin dichtete noch 1867 ein Witzbold ein Rätsel:

Ich stieg herab von Frankreichs Throne
Und zog erobernd durch das Feld,
Bezwang die kühnste Amazone,
Verleibte ein (!) die ganze Welt.
Von allen Schönen dieser Erde
Hab ich das Schönste annektiert,
Wie ich auch sonst beurteilt werde,
Ich hab doch niedlich arrondiert.
Den möcht ich sehn, der mich vetrieb
Und stürzte meine Dynastie!
Denn ich gewann der Schönsten Liebe,
Und die verläßt mich, denk ich, nie.

Es gab kaum eine Mode, die in gleichem Maße wie die der Krinoline den Spott der Zeitgenossen herausgefordert hatte. Für den Geschichtsschreiber kommt natürlich eine Kritik

nicht in Frage. Er muß die Dinge nehmen, wie sie sich geben.

Wer in den verschiedenen Formen der Kleidung nicht bloß das Spiel von „Launen" sieht, wird sich trotzdem hüten müssen, in sie allzuviel hineingeheimnissen zu wollen. Immerhin gibt vielleicht gerade die Krinoline in ihrer Formausschreitung mehr als eine andere Mode Anlaß, gewisse kulturgeschichtliche Folgerungen zu ziehen. Schließlich handelt es sich doch um bestimmte soziale Voraussetzungen, die eine solche Kleidgestaltung erst ermöglichen. Nicht zuletzt, wie wir bemerken werden, auch um wirtschaftliche Voraussetzungen. Betrachtet man einmal das Urteil der Zeitgenossen, das sich vor allem in der Karikatur auslebte, so herrscht darin der Situationswitz vor. Das heißt, man ergötzt sich etwa an den Schwierigkeiten, mit denen die Trägerin des Reifrockes immer wieder zu kämpfen hat, wenn sie den Wagen zu besteigen unternimmt oder wenn sie sich damit auf Bergeshöhen wagt. Sonst wird noch gezeigt, wie der Junggeselle in Anbetracht der Kosten, die ein solches Ungetüm verursacht, vor der Ehe Reißaus nimmt. Bedeutet die ganze Krinoline an sich eine Übertreibung, so genügt die kleinste Steigerung ihrer Formen, sie noch weiter lächerlich zu machen. Davon zehren denn auch die Zeichner der damaligen Witzblätter.



178. Die Hinderlichkeit der Krinoline. Farbige Lithographie.

Uns hingegen fällt viel mehr die Auffassung von den Aufgaben der Frau auf, von ihrer Stellung in der Gesellschaft, die in der Tatsache einer solchen Kleidung zum Ausdruck kommt. Ist man geneigt, im Schrifttum dieser Zeit die Wendung zur Wirklichkeit, also realistische Richtungsgebung zu erkennen, so paßt dieses unwirkliche Etwas von Stoff, Roßhaar und Stahlgestänge nur schwer zu solchem „Stilwillen" oder wie man diese mystischen Kräfte gerne nennt. Mit eigenwilliger Gebärde spottet diese Mode allem, was in jenen Tagen auf dem Felde der Politik und Literatur modern war. Man wettert in der Publizistik mit großen Worten gegen Feudalismus und Absolutismus und holt zur gleichen Stunde aus dem alten Spanien und vom Ancien Régime die Vorlagen für die Tracht der Frau. Wer möchte da eine innere Einheit zu finden vermögen? Es sei denn, daß man in der Konstruktion aus Stahl und Fischbein den Einfluß der Technik zu entdecken glaubt. Findige Mechaniker haben ja in der Tat Vorrichtungen gebaut, die den Trägerinnen gestatteten, ihre Krinoline nach Belieben zu verkleinern oder zu vergrößern.

Ein zeitgenössischer Beobachter erzählt: „Die Krinoline überfiel das schöne Geschlecht ohne Ansehn der Person; von der Fürstin abwärts bis zur Dienstmagd wagte sich ihr kein weibliches Wesen zu entziehen; sogar die ehrwürdige Bürgersfrau der kleinen Stadt mußte sich dem Neuling anbequemen. Die Bühne und der erste Rang wurden so gut wie die Galerie von der Krinoline eingenommen. Die Köchin prangte am



179. Mädchen auf dem Schulweg. Gemälde von G. A. Hennig. 1851. Leipzig, Privatbesitz.

Feuerherd wie am Wasserzuber in ihrem Ballon und unter dem Kleiderumfang des Kindermädchens wurden die auf der Erde spielenden Kinder gänzlich begraben. Sogar unter das biedere Landvolk wagte sich die Krinoline; die Bauerndirne besucht ihre Schwester in der Stadt, wo diese bei vornehmen Leuten dient und sich längst aus bescheidener dünner Raupengestalt zu einem sich blähenden Schmetterling entpuppt hat. Die Einfalt vom Lande darf natürlich hinter ihrer fortgeschrittenen Schwester nicht zurückbleiben, sondern muß ebenfalls die Mode mitmachen; sie bildet sich ein, durch dieselbe gewonnen zu haben und hat doch in facto viel verloren. Bei der verhängnisvollen Metamorphose konnte sie frei und munter umherlaufen und springen, nach derselben steckt sie wie in einem Fasse und schwankt einher wie ein Kind, das erst gehen lernt, ängstlich um sich schauend, daß sie nirgends in der engen Dorfgasse anstoße, was ein wahres Kunststück ist. Wenn es früher zum Tanzboden ging und der Walzer aufgespielt ward, schlug der Wollrock den Takt dazu und alles blieb in Ordnung; jetzt bricht die Dirne bei einem kühnen Sprunge irgend etwas an ihrem „Kickelkorb", der Tanz muß unterbrochen werden, der Scherz hört auf und für den Spott sorgen andere hinreichend" (R. Schultze).

Das war der natürliche Weg. Die Mode nimmt immer den Ausgang von der gesellschaftlich höchsten Stelle und wandert dann abwärts. Daß sie freilich in diesem Falle so tief hinabdrang, dafür kann man die Ursachen nur in den besonderen wirtschaftlichen Umständen jener Zeit suchen. Ebenso dafür, daß sie so viele Jahre das Zepter über die Frauen schwang und ihr Reich in der Tat über die gesamte Kulturwelt ausdehnte. Mit den Augen der Vernunft gesehen, konnte man sich bestenfalls diese Tracht bei Damen vorstellen, die in weiträumigen Salons, von Dienern und Zofen umgeben, ihren Platz einnahmen, die in breiten Kaleschen fuhren, in vornehmen Logen Gesellschaft empfingen. Nur Prinzessinnen und Hofdamen konnten sich darin halbwegs sicher bewegen, es gehörte viel gegenseitiges Entgegenkommen dazu, um darin Verkehr zu pflegen. Vor allem gehörte Zeit, sehr viel Zeit dazu, in diesem Gehäuse eingewickelt und umgeben von einer solchen Menge Stoff, auch nur einen kurzen Spaziergang zu unternehmen.

Vielleicht könnte ein tiefsinniger Betrachter in der Krinoline den Ausdruck egoistischer Rücksichtslosigkeit erblicken, denn keine Tracht forderte von der Umgebung gleiche Duldsamkeit. In der Kirche, im Wagen, im Theater, im Ballsaal, überall zwang sie die anderen zum Ausweichen. Sollte dies nicht Anmaßung sein? Und war in der sonst allen Privilegien so abholden Zeit, in den Männern die Galanterie so mächtig? Erfährt man andererseits, daß eben damals bereits vom Dienstbotenberuf angefangen bis zur Glasbläserei und Metallgewinnung wie Metallverarbeitung keine Arbeit mehr den Frauen verschlossen blieb (besonders in



180. Berliner Karikatur auf die Krinoline.

Amerika und England, aber auch auf deutschem Boden), so verliert die Vorstellung, als ob man nur Prinzessinnen hätte züchten wollen, als ob man dem Weibe bloß ein Puppendasein hätte gönnen wollen, sehr an Boden. Die Gründe für die ungeheure Verbreitung und noch mehr die Gründe für die ungewöhnlich lange Dauer dieser allgemein als unpraktisch anerkannten Kleidermode müssen also ganz wo anders liegen. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir die kapitalistisch geleitete Industrie dafür verantwortlich machen.

Eine 1863 in Boston erschienene Monographie über Frauenberufe klärt uns darüber auf: „Die Krinolinenfabrikation hat einen ungemeinen Aufschwung genommen und viele Unternehmer reich gemacht. Als eine Art der Dankbarkeit mag es darum gelten, wenn ein Londoner Krinolinenfabrikant für das beste Gedicht auf die Krinoline einen Preis von 100 Guineen aussetzte und — auch erteilt hat. In der Stadt New York, in den Staaten Massachusetts, Connecticut und Rhode Island in Amerika zählt man zusammengenommen 20000 mit der Krinolinenfabrikation beschäftigte Personen. Würde sich die Mode plötzlich ändern, so wäre dadurch eine Menge Arbeiterinnen ganz ohne Verdienst; denn schwerlich träte etwas an die Stelle der Reifröcke, was wiederum so vielen Frauenspersonen gleich lohnende Beschäftigung gewähren würde.“ Als die wichtigsten Herstellungsorte werden New York, London und Paris bezeichnet. Maschinen- und Handarbeit sind hierbei in gegenseitiger Ergänzung an der Verfertigung beteiligt. Daneben gab es eine besondere Art, bei der auf dem Webstuhle das Ganze mechanisch fertig wurde. „Das großartigste derartiger Institute, in welchem Reifröcke fabriziert werden, ist das des Herrn Thomson in London, welches auch Filialgeschäfte zu Annaberg in Sachsen, in New York, Paris, Brüssel, zu Weipert in Böhmen usw. besitzt und das den ganzen Kontinent mit diesem Artikel versorgt. Dieses Geschäft hat in London allein mehr als 1000 Arbeiterinnen beschäftigt, welche, unterstützt von Nähmaschinen und jedem anderen Zeit und Arbeit sparenden Apparate der Neuzeit, täglich 3—4000 Röcke fertig machen. Eine ungefähre Berechnung des verbrauchten Materials gibt ungeheure Summen, indem sich die Zahl der an jedem Tage verarbeiteten Haken, Ösen und Schnüre allein auf 250000 Stück beläuft, die in einer einzigen Woche verarbeiteten Stahlreifen aber 300000 Ellen betragen, was also in einem Jahre ungefähr so viel, als hinreichend wäre, die Erde damit dreimal umziehen zu können. Das sächsische Filialgeschäft allein hat innerhalb der letzten 12 Jahre 9597600 Stück Krinolinen fabriziert und in den Handel gebracht. Da zu einer solchen durchschnittlich 90 Ellen Reifen erforderlich waren, so sind zur Fabrikation der namhaft gemachten Anzahl 863784000 Ellen Reifen verbraucht worden, ein Quantum, mit welchem der Erdball 13½ mal umspannt werden könnte. Den Reingewinn an einer Krinoline nur zu 2½ Sgr. gerechnet, so hat der Fabrikant während dieser 12jährigen Tätigkeit das anständige Vermögen von 799800 Talern erworben.“

Diese Angaben bestätigen die fast an allen Dingen des Alltags gemachten Erfahrungen, daß sich hinter ihrer Erscheinung allenthalben die großen Geld- und Industriemächte wirksam erheben. Darin liegt aber das Entscheidende, das jene Zeit von vorhergehenden Epochen scheidet. Gewiß hatten früher Finanzinteressen ihre Hand auch im Spiele, aber in so weltumspannender Weite und in einer so ins einzelne gehenden Weise wurde dies erst durch die



181. Empfang beim Kronprinzen Friedrich, dem späteren Kaiser Friedrich III. Zeichnung von Adolf Menzel vom 29. Juni 1874.

Ehe möglich, die Großindustrie und Großkapital miteinander eingegangen waren. Wenn Werner Sombart in seiner Untersuchung über „Wirtschaft und Mode" neben der Fülle von Gebrauchsgegenständen, neben der absoluten Gültigkeit der Mode das „rasende Tempo der Moderaserei" als kennzeichnendstes Merkmal der vom Kapitalismus gelenkten Produktion von Bekleidungsartikeln feststellt, so scheint dieses Streben nach raschem Wechsel erst einer jüngeren Entwicklungsstufe anzugehören. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war man noch nicht so weit. Die Krinoline scheint so ziemlich der erste Versuch kapitalistischer Ausbeutung eines Modegeschmacks geworden zu sein. Noch waren die Verkehrsmittel nicht in der Weise ausgebildet, um blitzartig die ganze Erde mit immer Neuem heimzusuchen, noch mangelte vermutlich dazu auch die hierzu nötige Organisation. So schöpfte man, so lange es immer ging, den ersten Erfolg aus und pumpte in das letzte Dorf, in die tiefsten Schichten der Gesellschaft das „Bedürfnis" nach einem Kleidungsstück, das auf dem Parkett allenfalls Sinn und Stil hatte, das im Hinterhaus, in der Mägdekammer nur als Karikatur seiner selbst wirken konnte. Jedenfalls hatte die kapitalistische Industrie einen vollen Sieg errungen, einen Sieg über Vernunft und praktischen Verstand. Dieses Stoffungeheuer, das sich um den Leib der Frauen wölbte, barg ja auch mannigfache



182. Das Kaufhaus Gerson in Berlin (eröffnet 1848). Photographie aus dem Jahre 1870.

Blätter aus einer Modezeitschrift

vom Jahre 1858

Tafel VIII

Pariser
Damenkleider-Magazin.

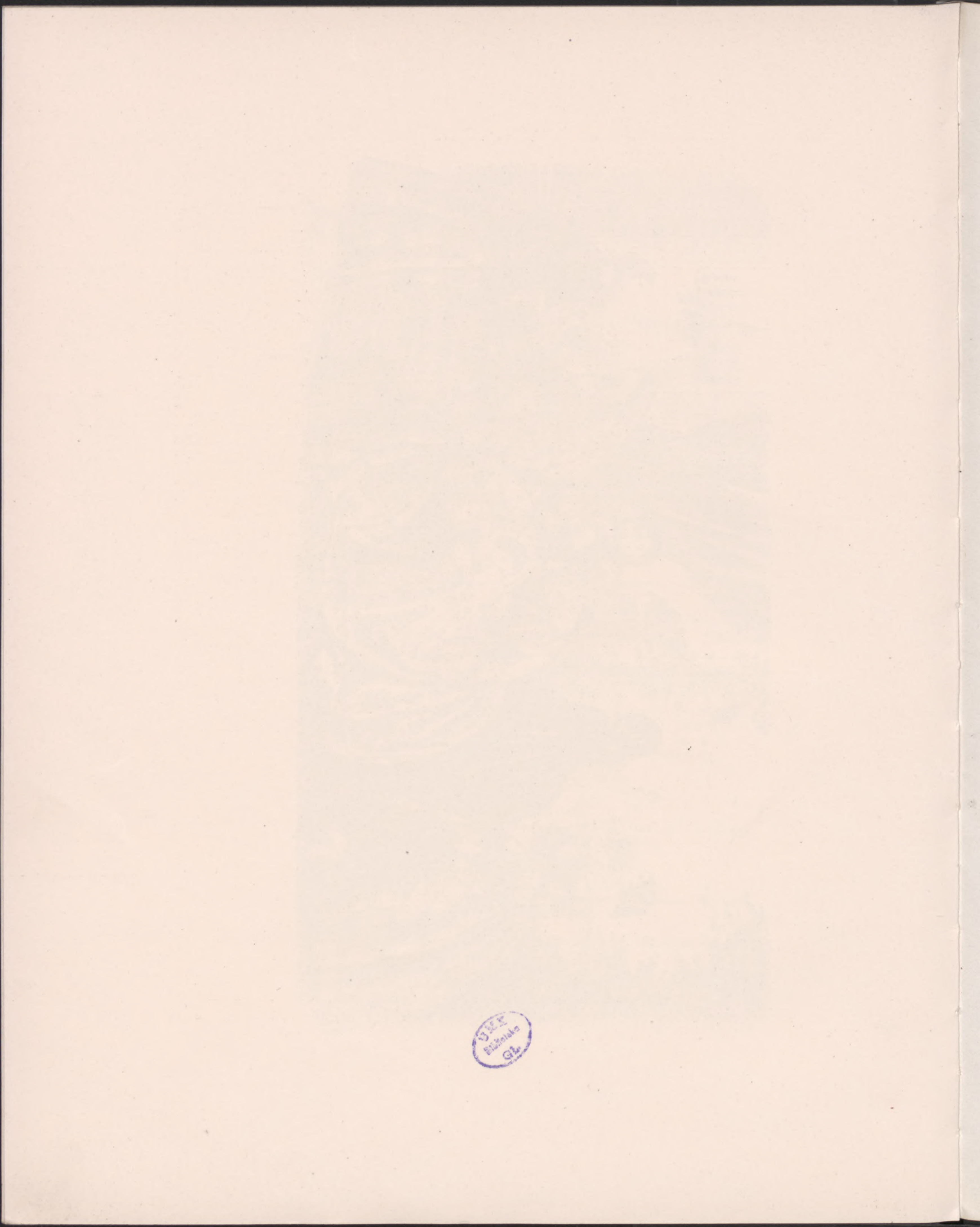


Das Pariser Damenkleider-Magazin erscheint jährlich zwölfmal. Jedes Quartal enthält Ein colorirtes Moden-Bild mit je zwei Figuren, drei Bogen Patronen-Muster in natürlicher Größe nebst Abbildungen der neusten weiblichen Arbeiten, drei Bogen Text, bestehend in Beschreibungen der Muster und Arbeiten nebst Erzählungen u. s. w., und Eine Extra-Beilage mit größeren Dessins. Der Preis fur Ein Vierteljahr beträgt 27 Kr. oder 8 Sgr. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Nro. 5. Eilfter Jahrgang. Mai-Lieferung. 1858.

Uebersicht der in der Lieferung Nro. 5. enthaltenen Patronen.







183. Bildnis eines Berliner Kattunfabrikanten mit seiner Familie. Im Hintergrund der Hof seines Hauses in der Köpenicker Straße zu Berlin. Gemälde von A. Horfgarten. Berlin, Privatbesitz.

Gefahren für ihre Trägerinnen in sich. In der Kathedrale zu Santiago verbrannten am Empfängnistage 1863 zweitausend Frauen, als eine in Brand geratene Draperie beim Herabfallen das leicht brennbare Zeug dieser Reifröcke erfaßte. So fand 1851 die Herzogin de Maillé den Tod, als sie dem Kaminfeuer zu nahe kam. Aufsehen erregte 1867 der Tod der Erzherzogin Mathilde, der Tochter des Erzherzogs Albrecht, deren Krinoline Feuer fing, als sie die brennende Zigarette in den Falten des Kleides verbergen wollte. Alle Augenblicke brachte die Unfallschronik der Zeitungen Nachrichten von ähnlichen Unfällen, an denen die Unform der aufgebauschten Stoffülle Schuld trug, mit der die unerbittliche Mode ihre Hörigen umgab. Wurden aber ernste Anwürfe wider diese Auswüchse laut, so spannte der Kapitalismus die Interessen der Arbeiter vor seinen Wagen und wies darauf hin, daß eine Änderung der Mode diese Arbeiter brotlos machen müßte. Noch stand man so naiv den Dingen gegenüber, daß das Preisausschreiben des Londoner Fabrikanten für ein Gedicht zur Verherrlichung der Krinoline als ein Zeichen der Dankbarkeit gewertet wurde, die er für den ihn bereichernden Gegenstand seiner Produktion hege, statt zu erkennen, wie hier wohlberechnende Reklame am Werke war. Es blieb doch vorteilhaft, durch besondere Reizmittel die Popularität des Reifrockes zu beleben und zu verstärken. Sicherlich spielten dabei die verschiedenen Modeblätter eine nicht geringe Rolle. Ihre Abhängigkeit von der Industrie und von den hinter der Industrie stehenden Geldmächten wird vermutlich nie ganz geklärt werden. Daß aber ein solcher Zusammenhang bestand, wird man in Anbetracht ähnlicher Erscheinungen von mehr oder minder entwickelten Lohnpublizistik, wie sie um jene Zeit groß geworden war, kaum bezweifeln können. Die Wege der Einflußnahme sind dabei oft so hintergründig, daß mancher hervorragend beteiligter Mitarbeiter gar nicht zu wissen brauchte, in wessen Interessen er schrieb.

Die Beobachtungen, die man an der Herstellungsart und Verbreitung der Krinoline anzustellen in der Lage ist, stellen dieses Kleidungsstück gewissermaßen in gleiche Linie mit

dem Petroleum. An beiden läßt sich der vermutlich erste große Einbruch amerikanischen Kapitalismus in die Alte Welt nachweisen. Es kamen dabei wohl neben der Verwendung amerikanischen Geldes vor allem die ganz neuen Methoden des Vertriebes in Betracht, die mit einem weltweiten Absatz rechneten und diesen Absatz zum Teil künstlich durch Propaganda und Zentralisation der Hervorbringung erzwangen. Den Zeitgenossen aber dieser Entwicklung, wenn sie auch von der Tatsache der Massenproduktion wußten, ahnten doch nichts von den Zusammenhängen zwischen dieser und der Mode. Kritiker wie der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer und die vielen anderen von geringerem Gewicht hatten nur die äußere Form im Auge und allenfalls die Auswirkungen dieser Form im engsten Umkreis des Lebens.

Unbeweglicher als die Kleidung der Frauen hielt sich die Herrenmode. Doch auch da bildet das Jahr 1848 einen wichtigen Einschnitt. Aus den zahlreichen Biedermeierbildern kennen wir den bunten Frack, den etwa Franz Schubert trug. Die Männer wetteiferten an Farbenfreude mit den Damen. An den Samt- oder Kaschmirwesten glitzerten Knöpfe, die unter Umständen echte Steine trugen. Der Hals stak in unendlich hohen gestärkten Hemdkragen mit nach vorn gekehrten Spitzen, ,,Vatermördern". Darunter schlang sich die oft mit kostbaren Nadeln zusammengehaltene Krawatte. Auf dem Kopfe saß der Zylinderhut. Rokoko und Revolution hatten da eine Einung eingegangen. Das Spielerische dieser vielfarbigen Tracht paßte in eine Welt, in der die Männer von jeder Anteilnahme an den Geschäften des Staates ferngehalten wurden. Aus dem Gesetze des Gegensatzes ist es darum begreiflich, wenn die Märzereignisse des Jahres Achtundvierzig durch einen Einbruch der Politik in die männliche Mode gekennzeichnet erscheint. Entsprechend der Uneinigkeit, in der die Deutschen den Bewegungen jener Tage gegenüberstanden, blieben sich vorerst zum Beispiel auch die konservativen und revolutionären Kopfbedeckungen feindlich gegenüber. Jedenfalls wird die Kleidung des Mannes ernster, eintöniger und unscheinbarer. Wenn nicht Schwarz, so siegt doch dunkle Farbengebung. Seit ungefähr 1860 bürgert sich die Übung ein, das Kleid aus einem Stoff zu verfertigen. Dem Frack entstehen im langen schwarzen Schlußrock und im Jackett (Cutaway) Konkurrenten, denen sich 1867 der zweireihige Sakkoanzug beigesellt. So formt sich der Typus, der bis zum heutigen Tage seine Herrschaft bewahren konnte, eine Herrschaft, die nur neuerdings von den Erfordernissen des Sports bestritten und wankend gemacht wird.



184. Karikatur auf die Mode der großen Hüte aus den ,,Fliegenden Blättern" vom Jahre 1848.

Wie schon angedeutet wurde, bemächtigte

sich eigentümlicherweise die Freiheitsbewegung von Achtundvierzig gerade der Hutform, um ihre Gesinnung zum Ausdrucke zu bringen, obwohl doch der Zylinder ein Kind der französischen Revolution ist. Aus Italien drang der weiche, breitkrämpige Carbonarihut, Kalabreser, ein, der in Deutschland an die Form des Turnerhutes anknüpfte.

Noch im Jahre 1853 beschäftigte sich die Wiener Polizei mit der ,,unliebsamen Wahrnehmung'', daß auffallende verbotene Hüte, ,,besonders mit einer von der Farbe des Hutes abweichenden, bei grauen Hüten meistens schwarzer Einfassung, dann mit auffälligen ebenfalls ungleichfärbigen Bändern mehr auftauchen, als es geduldet werden darf''. Im Mai 1849 freilich machte man noch Jagd auf Ausländer mit einstmaligem Legionsrock, die sich durch langes Kopfhaar, durch flache sogenannte preußische Kappen mit kurzem Schirme, durch Ziegenhainerstöcke, Meißner Pfeifenköpfe, ausgeschlagenen Hemdkragen und dergleichen bemerkbar machten.

Der Männermode zuzugesellen ist auch die Barttracht. In einer Gesellschaft, in der die allgemeine Anteilnahme an dem Staate verpönt und nur einigen wenigen vorbehalten bleibt, nimmt alles gleich politische Gepräge an. Das ist zum Beispiel mit dem Bart der Fall. Sieht man die Bilder aus der Biedermeierzeit an, etwa Krügers ,,Huldigung vor Friedrich Wilhelm IV.'' (1840), da quellen aus den Vatermördern fast durchwegs Männerantlitze hervor, an denen höchstens ein Backenbart zu sehen ist. Nur ausnahmsweise, daß auch die Lippen einmal von Haaren beschattet sind. In Preußen war noch 1846 den Referendaren und Postbeamten das Tragen eines Schnurrbartes verboten. Man wundert sich überhaupt, welches Gewicht die damalige Öffentlichkeit dieser Seite männlichen Auftretens und männlicher Erscheinung beilegte.

So widmet Meyers Konversationslexikon aus dem Jahre 1844 dem Stichworte ,,Bart'' einen unverhältnismäßig langen Artikel, der nicht nur geschichtliche Feststellungen bringt, sondern sich auch mit den zeitgenössischen Verhältnissen beschäftigt. Es heißt dort: ,,Schnurr- und Backenbart haben bei den jungen Elegants unserer Tage wieder ihre Grenzen bis zu einem Grade erweitert, daß nur noch wenig bis zum vollkommenen Barte der alten Patriarchen übrig bleibt. Zuerst kamen (zu Anfang der Französischen Revolution) die Backenbärte wieder auf, die Schnurrbärte blieben bis 1830 dem Militär überlassen; seit der Julirevolution wurde indes auch unter anderen jungen Leuten vom Zivilstande, besonders Jägern, Künstlern, Literaten usw. der Schnurrbart wieder häufig, am meisten in Österreich und Bayern. Bei den Armeen, namentlich bei der russischen und preußischen Armee ist der Henri quatre, bei der österreichischen der Schnurrbart untersagt und letzterer nur den Husaren und Grenadieren vorgeschrieben; in der ungarischen Armee war bis 1840 der Schnurrbart verbannt, seitdem ist er gesetzlich eingeführt. Der Henri quatre ist jetzt auch in Frankreich, wo er während der Kaiserzeit sehr üblich war, seltener. Dagegen ist in und außer Frankreich die Mode aufgekommen, Bärte à la jeune France adjustiert zu tragen, d. i. solche, die das vordere Kinn freilassen, das hintere aber in Verlängerung des Backenbartes im Halbkreis umgeben.'' Man sieht, das Aufleben dieser Tracht beginnt bereits vor den Märzereignissen, man sieht aber auch, daß man da und dort in ihr Sinnbilder bestimmter Gesinnungen erkannte. Welches Gewicht man der Barttracht beilegte, geht aus der Erzählung des übrigens politisch ganz uninteressierten Karls von Holtei hervor aus dem Jahre 1832: ,,Ich begann damals damit, meinen

Der Henri quatre.



„Ja, Herr Fettmaier, wie kommen denn Sie zu einem Henri quatre?“ — „Sehn's, es ist mir nichts anders übrig geblieben — ich hab'n mir wachsen lassen, daß mein Gesicht länger ausschaut — denn es war nimmer zum Aushalten; alle Hund hab'n mich für'n Mond ang'schaut und z'heulen ang'fangen — jetzt thut's es.“

185. Der ,,Henri quatre''. Karikatur aus den ,,Fliegenden Blättern'', 1863.

Barbier zu verabschieden. Damals dachte noch kein Mensch daran — insoferne er nicht ein polnischer Jude war — seinen Bart wachsen zu lassen. Ich tat es, und nach 8 Tagen war ich unfähig, vor Menschen zu erscheinen. Die nahen Bekannten, welche bis zu mir drangen, entsetzten sich anfangs vor meinem Anblick. Späterhin, als der Bart sich zu runden begann und meinem langen bleichen Gesicht als Folie diente, — denn er war ziemlich dunkel und es ist grausam genug von der eigensinnigen Mode, daß sie jetzt erst (1845) die Tracht gestattet, wo das Hamletsche Silbergrau bei mir vorherrscht! — fand er Beifall. Chamisso rief: Wie beneide ich Sie um Ihre männliche Zierde!" Trotzdem berichtet Holtei noch aus dem Jahre 1847, daß er auf dem Wege vom Landungsplatze bis Altona, als er sich durch die Scharen der Spaziergänger Bahn brechen mußte, von dem dort lustwandelnden Publikum des Hamburger Berges wegen seines Bartes, „damals noch eine seltene Ware", nicht nur mit höhnischem Gelächter, sondern auch mit schmählichsten Schimpfwörtern begrüßt wurde. Ähnlich erging es nach dem Jahre 1848 den Flüchtlingen, die mit ihrem revolutionären Haarschmucke in England Schutz suchten. Friedrich Hebbel, der Bekannten 1847 sein Bild sendet, das sein bebärtetes Gesicht zeigt, findet es notwendig, sich dessen ausführlich zu rechtfertigen. Ein Jahr später freilich feiert das behaarte Männerantlitz seine größten Triumphe. Die revolutionäre Überzeugung lebt sich unter dem weithinschattenden Schlapphut in Form möglichst ungepflegter Haarsträhne auf dem Kopfe und im Gesichte aus. Noch 1857 findet es die vielgelesene Zeitschrift „Gartenlaube" am Platze, einer Laienpredigt gegen die damaligen Auswüchse auf dem Gebiete der Barttracht Raum zu geben. Mit dem Hinweise auf Goethe, Napoleon, Kant und Lessing wird dem ausrasierten Männergesichte das Wort geredet. Wem aber das Haar an Kinn und an der Wange Freude mache, möge nehmen was und wie viel die Natur ihm gibt, er sollte sich aber nicht verunstalten, wie dies jetzt vielfach geschehe. In beigegebenen Bildern wird der kleidsame und der häßliche Bart zur Anschauung gebracht. Allen Einwänden zum Trotz setzte sich damals für ein Menschenalter der sogenannte Vollbart durch, ohne den wir uns das Antlitz eines deutschen Professors der liberalen Ära gar nicht recht vorzustellen vermögen. Zugleich hörte aber auch die Bedeutung des Bartes als Politicum auf. Er glitt wieder in die Zone weltanschaulicher Neutralität zurück.

Die Vielgeschäftigkeit des vormärzlichen Staates griff in ihrem Übereifer in die entferntesten Lebensbeziehungen, stets von dem guten Willen geleitet, die Menschen zu ihrem Besten hinzulenken. Dieser Erziehungswille bemächtigte sich der verschiedensten Gebiete des Alltags. Teils moralische, teils wirtschaftliche, teils medizinische Bedenken richteten die Aufmerksamkeit der Behörden auf das Tabakrauchen. Den Verboten, an öffentlichen Orten sich dem Genusse des Rauchens hinzugeben, mag vielfach die Angst vor Feuersgefahr zugrunde gelegen haben. Daneben fand man es unschicklich, seinen Mitmenschen die Atemluft auf solche Weise zu verschlechtern. In Österreich waren diese Untersagungen nur auf wenige öffentliche Orte beschränkt und dort durch eigene Tafeln angezeigt. „Der Anstand und die Schicklichkeit", heißt es in einem österreichischen Tabakbüchlein aus dem Jahre 1845, „fordern die Schmaucher in großen Städten auf, daselbst in den Gassen und auf den Plätzen nicht zu rauchen; in den Vorstädten hingegen wird es meistens gestattet. Ebenso ist das Tabakrauchen in öffentlichen Gärten, auf einigen zum allgemeinen Vergnügen bestimmten Spaziergängen, Alleen usw. untersagt." Bekannt und wegen des komischen Beigeschmacks oft erzählt, bleibt der Kampf, den die Berliner im Vormärz mit der Obrigkeit um das Recht führten, auf öffentlichen Plätzen und im Tiergarten zu rauchen. Zwar brachte die 1831 hereinbrechende Cholera, wider die man das Tabakrauchen als Schutzmittel anempfohlen hatte, einige Erleichterungen. Nach dem Verlöschen der Seuche freilich begann das alte Spiel. Ähnlich wie in Österreich wurde seit 1832 außerhalb der Residenz Berlin und Potsdam an Orten, die nicht feuergefährlich waren, und wo die Ortsbehörden nicht besondere Verbote erlassen hatten, das Rauchen in der Öffentlichkeit freigegeben. Das Einschreiten der Obrigkeiten war jedoch nicht von Erfolg begleitet. Erfährt man, daß im Jahre 1845 in Berlin 3712 Amtshandlungen gegen rauchende Straßenpassanten eingeleitet worden waren, so muß man sich über diese Vergeudung von Kraft wundern, die König, Minister und Polizei an eine doch untergeordnete Angelegenheit



186. Herrengesellschaft im Freien bei Bowle und Zigarren. Gemälde von Jakob Becker. 1848. Frankfurt, Staedelsches Kunstinstitut.

wandten. Zu den „Menschenrechten", die man im Jahre 1848 erstritt, gehörte auch die Freiheit des öffentlichen Rauchens. Und wie nun Politik einmal das gesamte Denken erfüllte, so wurde denn auch der Pfeifenkopf da und dort zum Träger der politischen Überzeugung, indem man die Bilder der volkstümlichen Politiker daselbst anbrachte. Dem allgemeinen Gebrauch der Pfeife schlug damals aber schon die Sterbestunde. Sie gehört zur ruhigen Behaglichkeit des Biedermeiers. „Gott grüß euch, Alter! — schmeckt das Pfeifchen? . . ." Gottlieb Pfeffels Verse atmen denselben Geist, den Johann Gabriel Seidl in seinem „Rauchlied" wiedergibt:

Fern sei, wer mit dürrem Herzen
Eitel nennet unser Scherzen,
Es ist Ernst, bedeutsam auch;

Denn die Pfeif, am Munde klebend,
Mahnt den Baß zur Liebe gebend:
Mensch, was bist du? — Nichts als Rauch!

In immer neuen Reimen dankte der Mensch biedermeierlicher Idylle der Pfeife für all die Illusionen, die ihm aus ihr hervorquollen:

Wenn, o Freund, aus treuer Pfeife
Dich ein blau Gewölk umfaht,
Da gedeihet still zur Reife
Der Gedanken ernste Saat.

Träume werden zu Gedichten,
Die Empfindung wird Gestalt:
Und so mag das Lied berichten,
Was sich zart in Nebeln malt.

(Ernst von Feuchtersleben.)

Natürlich unterschied sich Reich und Arm in Form und Material der Pfeifen. Ein ganzes Gewerbe, nämlich das der Meerschaumschnitzer, lebte von dem Luxus, den sich Wohlhabende leisten konnten, die kunstvoll geformte Pfeifenköpfe aus diesem Stoff ihr eigen zu nennen. Silberne Beschläge, Röhren aus persischem Weichselholze, Mundstücke aus Bernstein gehörten zu einem Schmuckstück dieser Art. Man legte wohl auch Sammlungen von solchen Schmauchwerkzeugen an. Hackländer in seinem Zeitroman „Europäisches Sklavenleben" (1854) schildert eine vornehme Herrengesellschaft, in die gerade ein neuer Ankömmling eintritt. Alles raucht Zigarren. Der Hausherr winkt dem Eintretenden freundlich mit der Hand, lädt ihn ein, einen Stuhl herbeizurollen und sagt: „Wo das kleine Rauchmaterial ist, wissen Sie; wenn Sie aber eine lange Pfeife wollen, so klopfen Sie nach gutem türkischen Gebrauch dreimal in die Hände." Demselben Roman entnimmt man zugleich auch, wie stark damals das Tabakschnupfen in Gebrauch war. Da sitzen die Kirchhofsdiener auf der Treppe in ihren fadenscheinigen schwarzen Fräcken und einer von ihnen läßt die zinnerne Schnupftabakdose herumgehen, die mit den Emblemen seines Handwerks, einem Totenkopf und zwei Knochen geziert ist. Der Lakai des Grafen hält fast stets verstohlen eine goldene Dose bereit. Ebensowenig vergißt die alte Kupplerin nicht, dieses wichtige Geräte einzustecken, wenn sie fortgeht. Man sieht, es handelt sich da meist um untergeordnete Persönlichkeiten, die sich den Genuß der Reizung ihrer Nasenschleimhäute nicht entgehen lassen. Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß diese Form des Tabakgebrauchs allgemein sozial herabgesunken sei. In Kreisen des katholischen Klerus und bei vielen, die in betonter Weise an altem Herkommen festhielten, hatten die Sorten wie „Extrafein Sevilla", von dem das Pfund 10 Gulden kostete, oder Rapé, „Sanspareil" bis hinab zum „Ordinär Gebeizten" immer noch ihre Abnehmer. Doch schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts befanden sich Pfeife und Schnupftabakdose bereits auf dem Rückzuge vor der siegreich vordringenden Zigarre. Nach dem Krimkriege erwuchs jedoch auch ihr eine gefährliche Konkurrentin in der Zigarette, die sich in Deutschland freilich erst ziemlich spät durchzusetzen vermochte. Die von der österreichischen Tabakregie 1865 auf den Markt gebrachte „Doppelzigarette" mit je einem Mundstück an jedem der beiden Enden fand aber bald allgemeinen Anklang.

Die Gegnerschaft, die der vormärzliche Staat dem Tabakrauchen, mindestens soweit es auf öffentlichen Plätzen geschah, wurde, wie gesagt, durch den Umsturz des Jahres Achtundvierzig beseitigt. Sie schmolz übrigens um so leichter zusammen, als die Erträgnisse aus dem Monopol, beziehungsweise aus den Steuern und Zöllen für den Staatshaushalt immer wichtiger wurden. Bremen soll im Jahre 1851 bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 70000 Seelen nicht weniger als 1708 Zigarrenfabriken ausgewiesen haben, die 4106 männliche und 1264 weibliche Arbeitskräfte beschäftigten. Es wurden Tabake im Werte von etwa einer Million Taler in Gold verarbeitet. Man verfertigte dort 327 Millionen Stück Zigarren, die einen Wert von 2376742 Talern darstellten. In jenen Jahren betrug die Einfuhr in die Zollvereinsstaaten an Zigarren durchschnittlich 22000 Zentner, was einer Zolleinnahme von 440000 Talern gleichkam. Dabei machten die Tabakgegner die erschreckende Erfahrung, daß der Verbrauch an Tabak sich ständig im Steigen befand. Was man wider diesen einwandte, betraf teils gesellschaftliche, moralische und wirtschaftliche Wirkungen. Wie schon früher Karoline Pichler, so behauptete 1854 der bekannte Anatom und Physiologe Friedrich Tiedemann, daß das Rauchen auf das Familienleben einen zerstörenden Einfluß ausübte, weil durch den narkotischen Dampf, der Frau und Kindern nicht zusage, der Hausvater genötigt sei, sich von den Seinen abzusondern. Dadurch würden die Kosten für Beleuchtung





187. Die k. k. Tabakfabrik zu Hainburg. Aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ 1858.

und Beheizung wachsen, oder aber einen Vorwand für den Besuch von Kaffee-, Bier- und Weinschenken abgeben. Die Raucher würden jene Erholungsstätten aufsuchen, die den Namen Museum, Harmonie, Union, Kasino oder Klub führen. An diesen Stellen, wo der erstickende Tabakqualm oft die Lichter verdecke, lesen man Zeitungen und streite, erhitzt durch das narkotische Kraut und den Genuß alkoholischer Getränke, über Vor- und Nachteile der jeweiligen Regierungsverfügungen und Staatseinrichtungen. Da sei es nicht befremdend, wenn daraufhin die Frauen ebenfalls ihre eigenen Wege gingen, Kaffee-, Teezirkeln, Spielpartien, Theater, Konzerte und Bälle besuchten und die Kinder daheim der Aufsicht des Gesindes überließen.

Damit sind die Anklagen nicht erschöpft. Die Zählungen der Behörden des deutschen Zollvereins ergaben im Jahre 1848, daß in den Vereinsstaaten jährlich 65822 preußische Morgen Landes mit Tabak bepflanzt seien, deren Erträgnis mit 386477 Zollzentnern angeschlagen wurde. Die österreichischen Lande sollten auf 44000 Morgen 25 Millionen Pfund Tabak hervorbringen. Das bedeute für die Bewohner vieler Gegenden Deutschlands eine ergiebige Quelle des Erwerbs, wenn nicht des Reichtums, berge aber für die Gesamtheit schwere Nachteile, denn der Tabak verlange sehr guten, fruchtbaren Boden, der dem Anbau von Brot gebenden Getreide und den nahrhaften Hülsenfrüchten entzogen werde. Daneben werde der Getreidebau durch die Erzeugung eines anderen „Luxusartikels“ beeinträchtigt. In steigendem Maße würden jetzt nämlich Runkelrüben angepflanzt, um daraus Zucker zu gewinnen. In den Zollvereinsländern verarbeiteten 190 Fabriken achtzehn Millionen Zentner Rüben, Böhmen besitze 61 und Mähren 30 solcher Fabriken, die Österreichische Monarchie habe im Jahre 1851 über fünf Millionen Zentner Zucker erzeugt. Das alles sei um so bedenklicher, als die Schienenstränge der Eisenbahnen, die meist in Ebenen und an Flußläufen, also ebenfalls auf fruchtbarem Boden geführt würden, in gleicher Weise wertvolles Land dem Ackerbau entziehe. Friedrich Tiedemann wird von dieser Betrachtung auf die durch solche Umstände bedingte Lebensmittelteuerung und von da auf die wachsende Verarmung der unteren Volksklassen, auf Auswanderung, auf die Verbreitung des Branntweingenusses usw. geführt. Die ganze soziale Not ward auf diese Weise der armen Tabakpflanze angelastet. Die auf wissenschaftlichen Forschungen beruhende Beweisführung leitet der Verfasser übrigens auch noch hinüber zu dem Wunsche, die Staatsmänner möchten ihr Augenmerk auf eine Veredlung der Völker richten, wie man sich jetzt um die Veredlung der Rassen von Pferden, Schafen und Rindern bemüht. — Mögen diese Schlußfolgerungen im einzelnen richtig oder falsch sein, sie werfen doch ein Schlaglicht auf die Gedankengänge und auf die hinter diesen Gedanken lebendig gewordenen Sorgen, die

den Alltag jener Jahre bewegte. Die steigende Flut wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Nöte droht alle Dämme zu überschwemmen. Ratlos steht man den Dingen gegenüber. Da bleibt es nur zu verständlich, wenn man allerorten nach Ursachen fahndete. So kam die seltsame Ideenverbindung: Rauchtabak — Rübenzucker — Eisenbahnen — Alkoholismus zustande.

DAS RINGEN UM ÖFFENTLICHKEIT.

Die sozialen Spannungen, innerhalb derer sich die deutsche Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewegte, bestimmte auch das Auf und Ab im Kampfe, in dem sich Rechtsnormen und Rechtsanschauungen, ideale Forderung und Wirklichkeit gegenüberstanden. Wie es den alten Regierungsgewalten gelang, sich über die drohenden Abgründe der Französischen Revolution und über die Freiheitskriege ohne allzu große Machteinbußen herüberzuretten, so konnten sie auch Rechtsgrundsätze aus der Vergangenheit herüberschleppen, denen jene ihre Anerkennung versagten, die sich als Kinder einer neuen Zeit fühlten. So stand es etwa mit den Rechtsvorteilen, die den Mitgliedern nicht nur der regierenden Häuser, sondern auch den „Standesherren", den Nachkommen aus fürstlichen und gräflichen Familien des altes Reiches, wie einigen sonst bevorzugten Familien zukamen. Manche dieser Privilegien fielen erst der Revolution von 1918 zum Opfer. Für den Durchschnittsdeutschen war es im Vormärz eine Selbstverständlichkeit, solche Ungleichheiten, wie es zum Beispiel der Grundsatz der „Unebenbürtigkeit" war, als eine Gegebenheit hinzunehmen. Allmählich verblaßte freilich die Erinnerung an die geschichtliche Herkunft dieser Erscheinungen im gleichen Maße, wie die aufsteigende Generation liberal-demokratischen Gedanken Einlaß gab. Ohne den Dingen in ihren nur aus der Vergangenheit zu verstehenden Wurzeln nachzugehen, betrachtete man die ständischen Rechtsverschiedenheiten als Ausfluß des Absolutismus und strebte danach, die Gleichheit aller vor dem Gesetze mit dem Schutze jedes einzelnen vor der Übermacht des Staates zu verbinden. Die negative Zielsetzung lebte sich damals in dem Schlagworte „Rechtsstaat" aus, wobei dem Staate nur ein ganz schmaler Spurweg zugestanden wurde. Jede selbständig gewählte Abzweigung wurde ihm streitig gemacht. Allenthalben stand der Liberalismus auf Seiten des einzelnen gegen den Staat.

Aus Sorge um den ungeschmälerten Bewegungsraum dieser einzelnen, aus Angst vor dem Staate richtete sich die ganze Kraft politischer Leidenschaft auf die Errichtung von Stützpfeilern und Sicherungen zugunsten möglichst großer Freiheit gegen Eingriffe des Staates. Dem aus Überlieferung und Gewohnheit aufgebauten Recht des Monarchen stellte man die Forderung nach einer schriftlich niedergelegten Ordnung entgegen, in der der Fürst wenigstens auf einen Teil seiner durch Geburt ihm zufallende Gewalt verzichte und sich mit dem regierten Volke in der Ausübung dieser Gewalt teile. Wie man sich hierbei die auch sonst in dieser Hinsicht als Vorbild gewählten Verhältnisse Frankreichs und Englands vor Augen hielt, so brachte man von dort auch das Schlagwort „Constitution" nach Deutschland und übersetzte es ins Deutsche mit „Verfassung", unter welchem Worte man fürderhin so viel wie parlamentarische Regierungsweise verstand.

Das Maß an Rechten, das in der Forderung nach Volksvertretung, freier Presse, Religions- und Bekenntnisfreiheit und unabhängiger Gerichtsbarkeit gipfelte, übertraf jedenfalls jenes an Pflichten, die man der Gemeinschaft zuzugestehen bereit war. Eine eigenartige Rolle spielte dabei die Wehrpflicht, die in Preußen schon 1814 zu einer allgemeinen geworden war, während etwa Österreich erst nach Königgrätz im Jahre 1868 die letzten Reste von Befreiungen

beseitigte. Der Liberalismus fand sich nur allmählich mit dem Zwange zum Waffendienste ab. Der junge Laube schrieb noch 1833 in seinen „Politischen Briefen": „Das Soldatentum ist eine poetische Metapher des Absolutismus" und behauptete: „nur ein guter Sklave ist ein guter Soldat".

Auf Schritt und Tritt begegnet uns eine gewisse Wehleidigkeit, als ob irgendwie und irgendwo das heilige Ich der Menschen von dem Ungeheuer Staat beeinträchtigt werden könnte. Diese Angst war ja nicht ganz unberechtigt. Die Generation, die noch die Zeit vom 18. Jahrhundert herübergelebt hatte, war durch die Schule von Erfahrungen hindurchgegangen, aus denen Verwicklungen zu verstehen sind, die einem Stück wie „Kabale und Liebe" aktuellen Inhalt gaben. Solche Erinnerungen zitterten noch weit nach und verliehen den Strebungen des Zeitalters sittliche Berechtigung. Die Furcht vor der Willkür absolutistischer Herrschaftsübung gab den Zeitgenossen Metternichs die Vorstellung ein, den Staat als Gegner zu betrachten, ließ sie immer wieder auf Mittel sinnen, Hobbes' Leviathan einzuzäunen und möglichst unschädlich zu machen. Man stand dem Staate wie einem Prozeßgegner gegenüber. Das gibt dem Liberalismus bisweilen auch solch ein Gepräge des Formal-Juristischen. In diese Art des Denkens verstrickt, entfernte er sich leicht von der Wirklichkeit und mußte, wie es in Preußen der Fall war, schließlich froh sein, daß ihn sein großer Gegner Bismarck aus der Unfruchtbarkeit dogmatisch eingestellter Justamentpolitik erlöste.

Manches aus der vorhergehenden Zeit starb allerdings von selbst ab. So hatte der Tod des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation im Jahre 1806 den Untergang des Reichslehenwesens nach sich gezogen. In den einzelnen Ländern lebte freilich dieses Rechtsverhältnis nur mehr ein bescheidenes Dasein weiter, aber die Überleitung der Lehens- in Eigengüter, beziehungsweise in Fideikommisse, beschäftigte die Gesetzgebung einzelner Staaten bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Am stärksten durchgegriffen hatte der Liberalismus dort, wo er in den Bahnen des Römischen Rechtes wandelte und den Bauern die volle Verfügungsbefugnis über Kauf und Verkauf und über letztwillige Verfügung in bezug auf ihre Liegenschaften gewährte. Hätte nicht in manchen Gegenden die Macht der Gewohnheit den Sieg über die gesetzlichen Bestimmungen davongetragen, die Zersplitterung bäuerlichen Besitzes hätte noch verheerendere Formen angenommen. Die Schüler Adam Smiths beseitigten auch die Beschränkungen, die bis dahin der freien Ausübung von Gewerben entgegenstanden. Auch da hatte man manches längst Überlebtes mit Lebensfähigem in einen Topf geworfen und aus doktrinärer Besessenheit in einem verschüttet.

Diese großen Wandlungen vollzogen sich im einzelnen bisweilen sehr verschieden. Der Ruf, der aus der Zeit der Befreiungskriege herüberscholl und Vereinheitlichung der Unmasse verschiedener Rechte in den verschiedenen deutschen Staaten forderte, verhallte wirkungslos. Im Gegenteil war es gerade der Ehrgeiz der Regierungen kleinster Territorien möglichst eigene Wege zu gehen und sich durch die Fülle und Inhalt gesetzgebender Tätigkeit gegenseitig zu übertrumpfen. Als die Thüringischen Staaten den löblichen Entschluß faßten, sich dem sächsischen Kriminalgesetzbuch von 1838 anzuschließen und zwölf Jahre hernach Weimar anregte, zusammen mit Coburg-Gotha, Reuß jüngerer Linie, Anhalt-Dessau und Köthen ein eigenes Thüringisches Strafgesetzbuch zu bearbeiten, da wählten die beiden Fürstentümer Schwarzburg, die noch am getreuesten zu Weimar hielten, wenigstens eine vom Weimarer Text abweichende Orthographie und Interpunktion. Mit besonderer Zähigkeit war überdies Altenburg bestrebt, auf seinem Sonderstandpunkt zu beharren. Hatte Sachsen die Körperstrafe nur auf männliche Verbrecher beschränkt, so bestimmte Altenburg, daß auch an Weibern die Züchtigung zu voll-



188. Prügelstrafe. Aus den „Fliegenden Blättern" 1867.

ziehen sei und zwar auf das mit leinenen Beinkleidern bedeckte Gesäß.

Vielleicht zeigt gerade das Verhältnis der verschiedenen deutschen Strafgesetzbücher zur Körperstrafe eindringlicher als alles andere, in welchen Gegensätzen sich damals das Leben (auch auf anderen Gebieten) bewegte. Während führende Männer der Wissenschaft und die vom Liberalismus beherrschte öffentliche Meinung in ihrer Ablehnung einig waren und Stock wie Rute als ungeeignete, die Würde des Menschen verletzende Strafmittel erkannten, konnte sich die Praxis noch lange nicht von ihnen trennen. Und als schließlich in verschiedenen deutschen Staaten die Stockhiebe bereits aus den Kriminalgesetzen verbannt waren, fand die Leibeszüchtigung Unterschlupf in Straf- und Arbeitshäusern als Disziplinarmittel. Noch in den Jahren 1853 und 1854 fanden es die „Blätter für gerichtliche Anthropologie" notwendig, Abhandlungen über die Körperstrafen aufzunehmen, in denen natürlich vor allem der ärztliche Standpunkt zu Worte kam. Die Verfasser stehen wie die gesamte wissenschaftliche Öffentlichkeit grundsätzlich dieser Form der Buße abweisend gegenüber. Wo sie sich aber den gegebenen Verhältnissen anpassen, da verlangen sie, daß in jedem einzelnen Falle der Arzt gefragt werde, sei es doch vorgekommen, daß ein hochgradig epileptischer Dieb beim achten Stockhieb in Paroxysmus verfallen sei. Das weibliche Geschlecht sei mit Rücksicht auf seine leiblichen Verhältnisse hierbei gesundheitlicher wie sittlicher Gefährdung stärker ausgesetzt als der Mann. Indem nun die einzelnen Züchtigungsarten und ihre Anwendung untersucht werden, wird festgestellt, daß das Schlagen mit breiter Degenklinge auf den Rücken, wie es an einigen Orten beim Militär in Übung ist, die Gefahr des Blutsturzes heraufbeschwöre, Stockhiebe hingegen auf den Rücken leicht die Wirbelsäule verletzen könnten. Eine glatte, dünne, nicht allzulange Peitsche sei dem Stocke vorzuziehen. In Preußen kam man dazu, Peitschenhiebe mit einer eigenen Maschine zu erteilen, über welche der Sträfling gelegt und eingespannt wurde. Im übrigen findet es der ärztliche Verfasser am zweckmäßigsten und ungefährlichsten, wenn man sich der Rute bediene. „Wenn also körperlich gezüchtigt werden soll und muß (posito, sed non concesso), so züchtige man mit der Rute auf den Hintern!" Obwohl im Artikel 3 der Grundrechte, die im Jahre 1848 in der Paulskirche beschlossen worden waren, die Strafen der körperlichen Züchtigung für abgeschafft erklärt wurden, erhielten fünf Jahre später Abhandlungen über die Frage ob Stock oder Rute wieder aktuelles Gepräge. Trug zum Beispiel das Württembergische Strafgesetz von 1849 den Grundrechten Rechnung, so kehrte es im Jahre 1853 zur alten Einrichtung der Todes- und Leibesstrafe zurück. Und dies alles, obwohl nicht nur der Liberalismus, sondern die Mehrzahl der Gebildeten überhaupt damals diese Art der Sühne für mindestens nicht mehr zeitgerecht hielten. Man wandte, abgesehen von philosophischen Betrachtungen allgemeinen Inhalts vor allem dagegen ein, daß durch die körperliche Züchtigung der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze verletzt werde, da diese Strafe nicht in jedem Einzelfalle anwendbar sei, daß sie mehr als erlaubt die gesellschaftlichen Unterschiede betone, werde sie ja doch nur an Mitgliedern der niederen sozialen Schichten angewandt. Man warf ihr überdies auch noch vor, daß durch sie das sittliche Gefühl nicht nur der Verbrecher, sondern auch das derer, die die Züchtigung ausführen, abgestumpft werde. Allen diesen Einwänden zum Trotz konnten sich die Behörden nur schwer dieser Einrichtung entschlagen, man gab ihr ob ihrer Wohlfeilheit den Vorzug vor der Kostspieligkeit des Gefängniswesens. Ein weiterer Nützlichkeitsgrund wurde darin gefunden, daß der Gezüchtigte nicht wie bei der Strafhaft längere Zeit den Seinen entzogen würde, die vielleicht auf seinen Arbeitsertrag angewiesen waren. Außerdem gebe es Verbrecher, die den Aufenthalt in Gefängnissen gar nicht als Strafe empfänden, auf sie mache nur der körperliche Schmerz noch einen Eindruck.

Am längsten hielt sich die Körperstrafe bei der Militärgerichtsbarkeit. Dort nahm das Spießrutenoder Gassenlaufen eine besondere Stellung ein. Nicht ohne Grund machte man die Herrschaft des Stockes der österreichischen Armee zum Vorwurf. Man glaubte da freilich mit Rücksicht auf die vielen aus kulturell

noch sehr zurückgebliebenen Völkerschaften stammenden Truppenteile an dieser Form des Strafvollzugs festhalten zu müssen. Liest man allerdings in den ,,Erinnerungen aus meinem Leben'', die den nachmals außerordentlich verdienstvollen österreichischen Politiker Josef Schöffel in die Jahre nach 1848 zurückversetzen, in die Zeit, die er als Offiziersanwärter verlebte, dann erfährt man Beweise schlimmster Brutalität, mit der die Offiziere auch deutsche Soldaten behandelten. Er schildert dort den Spießrutenlauf, dem er fast selbst zum Opfer gefallen wäre: ,,Durch eine von 300 Mann gebildete Reihe, drei Schritt breite Gasse mußte der Delinquent mit entblößtem Rücken im Marschtempo drei bis zehnmal unter Rutenhieben auf- und abmarschieren. Das Fleisch hing in Fetzen vom Rücken. Stürzte der also Gemarterte zusammen, wurde er auf eine Bank gebunden und die dreihundert Mann defilierten an ihm hauend vorüber, bis die Strafe, die bei vielen mit dem Tode, bei den meisten mit lebenslänglichem Siechtum verbunden war, vollzogen war.''



„Sie haben ja eine ganze Pflanzung von Haselstauden!"
„Schauens, die sind meine einzige Freud in meinen alten Tagen. Als ich noch Profoß selig war, habe ich selber Streich genug aufgemessen; aber seit ich pensionirt bin, kann ich blos mehr Stöckeln herziehen, daß ich doch auch was thue fürs Allgemeine. Eine Zeitlang stockte der Verkehr damit, itzt geht er wieder besser."

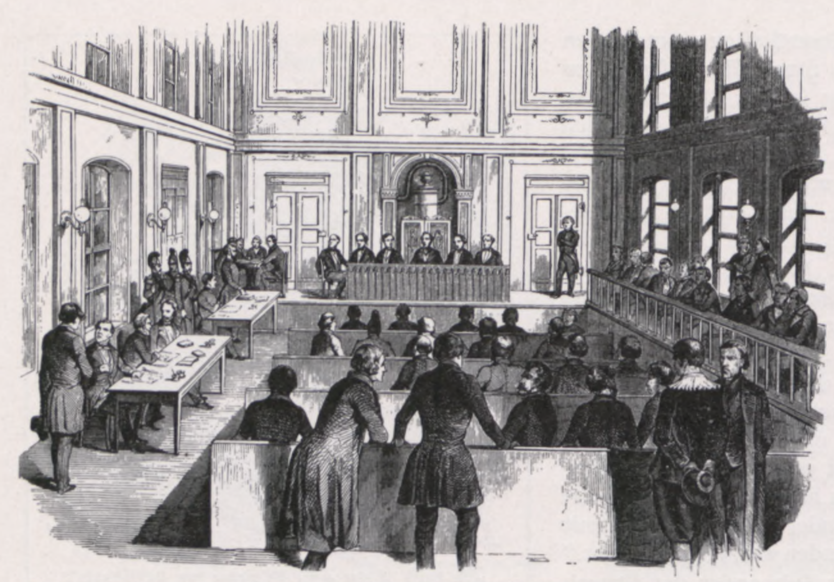
189. Karikatur aus den ,,Fliegenden Blättern'' 1851.

Es gab überdem in unserer Zeit außer der Prügelstrafe noch manche meist als Verschärfung angewandte Strafarten, die aus einer längst vergangenen Zeit herüberragten. Hierher gehört die Kettenstrafe, die in Braunschweig 1840 an die Stelle des ,,großen Karrens'' gesetzt wurde. Die württembergischen Gefängnisse und Arbeitshäuser kannten als Disziplinarmittel neben spanischem Rohr und Zuchtpeitsche die Fesselung, das Anlegen von Ringen unterhalb der Knie und das ,,Kurzschließen''. Im Königreich Hannover wurde als Verschärfung der Todesstrafe noch im Jahre 1840 vorgesehen, daß der Verbrecher auf einer Kuhhaut zur Richtstätte geschleift werde. Der aus dem Jahre 1830 stammende Entwurf zu einem Strafgesetz in Preußen dachte daran, bei verschärfter Todesstrafe den Übeltäter zum Richtplatze schleifen zu lassen. Seine Leiche sollte ebendaselbst eingescharrt und ein Pfahl mit einer Tafel errichtet werden, die seinen Namen, sein Verbrechen und seine Strafe verkündet.

Es gab in der Strafrechtspflege einen wahren Wust von überalteten Überbleibseln, die nicht nur von den liberal Gesinnten als mit dem lebendigen Rechtsempfinden unvereinbar betrachtet wurden. Die Zunahme an allgemeiner Bildung hatte manches entbehrlich werden lassen. Aus dem ärztlichen Schrifttum geht überdies hervor, daß sich die fortschreitende Erkenntnis vom Zusammenhang körperlicher Zustände (Zeit der Reife, Schwangerschaft u. a.) mit der Neigung zu strafbaren Handlungen nicht mehr mit den Formulierungen der Gesetze in Einklang bringen ließ. Es wäre vermutlich ein leichtes gewesen, diese nicht mehr in die Gegenwart passenden Bestimmungen auszumerzen, hätte der Liberalismus mit gleicher Wucht gegen sie angekämpft, wie er für die Einführung der Geschworenengerichte eintrat.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es vor allem die Öffentlichkeit und die Mündlichkeit des Strafverfahrens waren, die dem Schwurgericht Volkstümlichkeit verschafften. Durch sie wurde die oft unheilvolle Geheimnistuerei des Aktenwesens beseitigt und der Lebensnähe Eingang gewährt, wie sie gerade der Laienrichter auch gegenüber dem toten Buchstaben des Gesetzes durchzusetzen in der Lage ist. Geschworene stehen in glücklicher Weise dem Formalismus ferne, der in der Zeit unbedingter Vorherrschaft des römischen Rechtes das Denken der gelehrten Richter gefangenhielt.

,,Wenn z. B. in Preußen, wo ein Mann von seiner Ehefrau förmlich gerichtlich geschieden war, nach zwei Jahren, in denen er sich als völlig geschieden betrachten konnte, eine andere Person heiratete und nun



190. Geschworenengerichtsverhandlung zu Freiburg i. B. gegen Struve und Blind. Aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung" 1849.

wegen zweifacher Ehe gestraft werden sollte, weil sein Scheidungsurteil nicht, wie eine Verordnung vorschrieb, in gewisse Bücher eingetragen wurde, so lehnte sich das gesunde Gefühl gegen eine solche Strafverfolgung auf und die Geschworenen sprachen mit Recht den Angeklagten frei, weil er auf jeden Fall in gutem Glauben gehandelt hatte und sich als ledig betrachten konnte." (Mittermaier.)

Über Süd- und Westdeutschland nahm das Schwurgericht seinen Einzug. In den Rheinlanden war es schon während der französischen Herrschaft heimisch geworden und fand unter den Vertretern des deutschen Rechtes Verteidiger, die auf die germanische Herkunft dieser Einrichtung hinwiesen. Den Ausschlag gab indes wohl die Bewegung des Jahres 1848 und für die liberale Geistesrichtung in erster Linie das französische Vorbild. Andernfalls hätte man sich an das englische Muster gehalten.

Daß der Enthusiasmus der Männer, die gegen Absolutismus und Reaktion Sturm liefen und in den Ideen von 1789 lebten, nicht daran dachte, Sicherungen gegen den Einfluß massenseelischer Wirkungen auf die Rechtsprechung der Jury einzuschalten, wird man begreiflich finden. Gerade die Schwurgerichte waren es, die, von der öffentlichen Meinung unter Druck gesetzt, angeklagten Revolutionären ihr Nichtschuldig zuriefen. Auf der einen Seite der ehrliche Glaube, daß in den Urteilen der Menge sich so etwas wie ein göttlicher Funke entzünde, auf der anderen Seite die kluge Berechnung derer, die wußten, mit welchen Mitteln man das gesunde Denken des einfachen Mannes auf der Geschworenenbank in Verwirrung bringen und zu seinem Nutzen ausbeuten könne, Dogmatik wie Spekulation kämpften Seite an Seite. Das Zeitalter der großen Gerichtsredner brach damit an. Man sprach mit Vorliebe von den „Meistern des Barreaus", womit ja genugsam die Herkunft dieser Vorstellungen aus dem französischen Kulturkreis angedeutet erscheint. Rechtsanwälte, denen es weniger um die Sorge zu tun war, Recht zu finden, als auf die Jury Eindruck zu machen, feierten von nun an ihre Triumphe. Begreiflich darum auch, daß unter den Vorkämpfern für die Einführung der Volksgerichte Juden eine hervorragende Rolle spielten. So in Österreich der nachmalige Justizminister und spätere Generalprokurator Julius Glaser.

Die Vermengung sachlich berechtigter Forderungen mit Zielsetzungen, die bewußt oder unabsichtlich ganz andere Wege gingen, treffen wir ja in der Märzrevolution nicht selten an. Sie bildete darin das richtige Abbild der Vorgänge von 1789. Wie damals waren sich auch jetzt viele ehrliche Begeisterte über die Umbiegung, die das Wollen des einzelnen durch die Umschmelzung in ein Massenwollen erfahren kann, keineswegs im klaren. Viele aber, die dessen wohl bewußt waren, nutzten solche Gelegenheit weidlich für sich und ihre Zwecke aus. Das

waren vor allem jene, die, innerlich von dem Kern nationalen Erlebens entfernt oder ihm völlig fremd, das geschichtlich Gewordene nicht verstehen wollten oder nicht verstehen konnten; auf der einen Seite die liberalen Dogmatiker, denen ein blutleerer Freiheitsbegriff wertvoller schien als die Bewahrung des Guten in den Überlieferungen des eigenen Volkes, daneben aber die anderen, die blutmäßig überhaupt nichts mit ihrer Umgebung empfanden, vor allem also die an die Oberfläche sich drängenden Juden. Es muß dabei aber zugestanden werden, daß es viele der Regierungen den Gegnern außerordentlich leicht gemacht haben, indem sie mit lebensfremden Starrsinn den anderen, nämlich den liberalfeindlichen Dogmatismus vertraten.

Der Kampf der Geister, der dem sogenannten Vormärz in politischer Hinsicht Farbe und Inhalt lieh, ging doch letzten Endes um den Grundsatz der Öffentlichkeit. Wenn in aller Gebildeten Munde das Wort „mündig" die Reife ausdrücken muß, die man für die tätige Mitwirkung an der Gestaltung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse besitzt, wenn der Wiener Lustspieldichter Eduard von Bauernfeld für eines seiner Stücke damals den Titel „Großjährig" gebraucht, um gleiches anzudeuten, so heißt dies alles nichts anderes als das Verlangen, Licht in die Kabinette der Fürsten und in die Amtsstuben und Gerichtssäle zu bringen und hineinblicken zu dürfen. Daß damit naturnotwendig auch die Möglichkeit Einfluß zu nehmen verbunden sei, das galt als selbstverständlich. Öffentlichkeit der Gerichtsbarkeit, Öffentlichkeit der Meinungsäußerung, Öffentlichkeit der Verhandlungen, die für die politische Willensbildung den Ausschlag geben, das waren die Forderungen des Tages. Die konkrete Form fanden diese Wünsche durch das Verlangen nach Einführung von Geschworenengerichten, nach Beseitigung der Zensur und Gewährung parlamentarischer Verfassungsformen.

Zu den Schlagwörtern der Zeit, die von der Französischen Revolution herübergekommen waren, gehörte die Forderung nach Pressefreiheit. Mit nahezu abergläubischer Inbrunst erwartete man von ihrer Verwirklichung die Beseitigung aller politischer und sozialer Übel. Eigentlich bildete sie nur einen Teil eines größeren, nämlich der Meinungsfreiheit, doch die Menschen, die bei den Franzosen in die Lehre gegangen waren, hielten an dem Glaubenssatze des Liberalismus fest, daß öffentliche Meinung aus der Druckerschwärze bestehe, die auf dem Zeitungspapier jeweils zu den Fragen des Tages Stellung bezieht. Jedes Zeitalter hat eben seine Mystik, in die es seine Hoffnungen und Wünsche kleidet und hineingeheimnißt, ohne immer der Geheimnistuerei inne zu werden. Wie auf anderen Gebieten, wo Massen handelnd und urteilend auftreten, übersah man auch da die Tatsache jener Zwischenwirkungen, die von gefühlsbetonten Vorstellungen ausgehen und das verstandesmäßig bestimmte Denken umformen, bisweilen zu bloßen Stimmungen erweichen. Gefördert wurde dies alles durch die Ängstlichkeit des Obrigkeitsstaates, der allenthalben darauf bedacht war, vor seinen Untertanen mit verdeckten Karten zu spielen, der sich etwas zu vergeben meinte, wenn er sich mit dem



191. Nächtliche Wanderungen eines gestorbenen Zensors, derzeit Gespenst. Das geängstigte Gespenst macht verschiedene leider vergebliche Selbstmordversuche. Aus den „Fliegenden Blättern".



192. Der letzte Zensor. Karikatur aus dem Jahre 1848.

regierten Volke in die Verantwortung teilte. Die deutschen Fürsten, die sich im Kampfe gegen Napoleon die publizistische Hilfe eines Görres gefallen ließen, mochten vermutlich gerade aus der Wirksamkeit dieser Hilfe die Gefährlichkeit jenes Mittels erkannt haben und darin bestärkt worden sein, im Augenblicke, da ihre Stellung wieder gestärkt war, der Meinungsfreiheit einen Riegel vorzuschieben.

Immerhin verschloß sich z. B. Preußen nicht der Einfuhr fremder Zeitungen. Im Jahre 1831 fanden 698 Exemplare des ,,Journal des Débats", 396 des ,,Constitutionel" und 365 der ,,Gazette de France" Eingang. Darin wie in anderen Dingen lag ein Mangel an Folgerichtigkeit, der zugleich als ein Mangel an nationaler Würde aufgefaßt werden könnte. Man schonte die liberale Presse des Auslandes, wie man fremde Journalisten freundlicher behandelte als einheimische. Beim Besuch der Königin von England bei Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1845 ward zu den zahlreichen gesellschaftlichen wie künstlerischen Veranstaltungen ein einziger Zeitungsberichterstatter zugelassen und das war der Franzose Jules Janin aus Paris. Nichtsdestoweniger konnte 1842 zu Köln die ,,Rheinische Zeitung" eine, wenn auch bloß kurze Spanne Zeit von Karl Marx geleitet und in die Bahn der junghegelianischen Revolutionsrichtung gelenkt werden. Die nicht selten kleinlich, sehr oft von geistig nicht auf der Höhe stehenden Persönlichkeiten geübte Überwachung der Presse führte dazu, daß sich die Zensur auch bei sonst nicht eben liberal Denkenden um alles Ansehen brachte. Unter ihrer Fuchtel hatten ja nicht nur die Zeitungen, hatten in gleicher Weise ernste Schriftsteller und Dichter zu leiden. Nicht minder das Theater und die Schauspieler. Infolgedessen gehörte es nachgerade zum guten Ton, die neuesten Geschichtchen von den Dummheiten der Zensur weiterzugeben und nichts erhöhte die Volkstümlichkeit eines Nestroy bei dem Wiener Publikum, das alles eher als revolutionär gesinnt war, mehr als die Arreststrafen, die dieser Spötter für seine Extempores absitzen mußte.

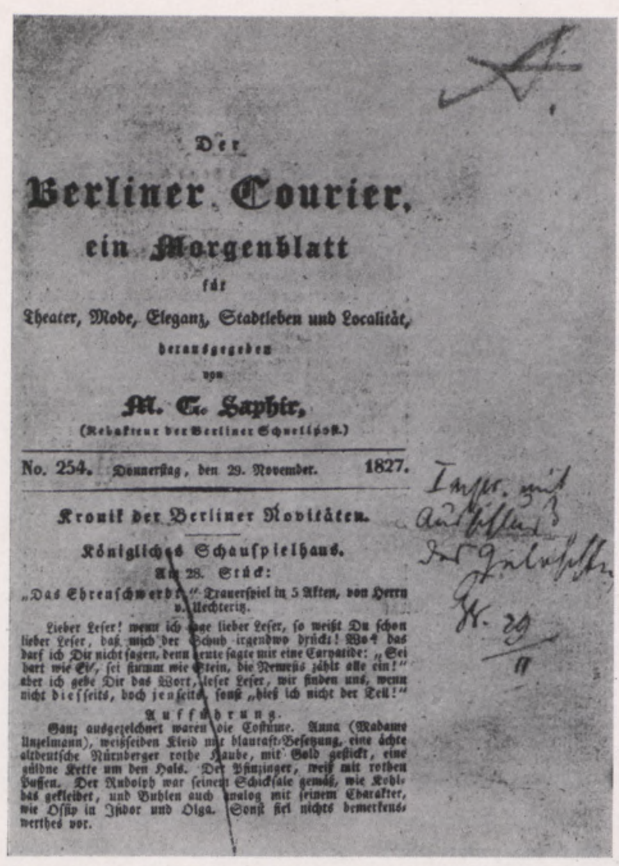
Aus der moralischen Niederlage, die in ganz Deutschland das Zensursystem erlitt, gewann die Presse neue Kräfte. Daß es immerhin auch unter den schwierigen Verhältnissen möglich war, eine Zeitung auf ansehnlicher Höhe zu erhalten, beweisen einzelne Blätter wie die von Cotta herausgegebene ,,Augsburger Allgemeine Zeitung", die sich im Vormärz mit der österreichischen Regierung in ein gutes Verhältnis zu stellen verstand, oder die von Gervinus geleitete ,,Deutsche Zeitung". Hatte man Cotta damals auch die Verbindung mit Metternich arg verübelt, so war gerade dadurch für das gebildete deutsche Publikum die Möglichkeit eines geistigen Zusammenhanges gewahrt worden.

Im allgemeinen scheinen sich die Regierungen nicht ganz klar darüber geworden zu sein,

daß von der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Nachrichtenübertragung die Presse nicht unberührt bleiben konnte. Die steigende Verbreitung des Eisenbahnwesens und die immer weiter sich ausdehnenden wirtschaftlichen Beziehungen schufen Bedürfnisse und Interessen, die sich mit den Gesichtspunkten einer Regierung, die nur die engen Grenzen des eigenen Machtbereiches im Auge behielt, nicht mehr vereinen ließen. Der täglichen Bevormundung durch untergeordnete Organe der Behörden überdrüssig, wurden viele, die von Natur aus zu braven Staatsbürgern bestimmt gewesen wären, in das Lager der Opposition getrieben. Nur so ist das allgemeine Aufflammen der Empörung in den Märztagen ganz besonders dort zu verstehen, wo bisher die Hand der Regierung am schwersten auf den Untertanen lastete.

Wie schon an anderer Stelle (S. 71ff.) betont wurde, bekamen die Auseinandersetzungen zwischen Regierungen und Regierten, zwischen den verschiedenen Parteien dadurch eine besondere Schärfe, daß sich zwischen die Fronten eine Schicht von Menschen einzwängte, die ohne jede geschichtliche Verbundenheit mit dem Bestehenden in zerstörender Kritik ihren eigenen Vorteil ersahen. Es sind dies die Juden, die durch die an keine staatlichen oder nationalen Grenzen geknüpften Verbindungen dem Journalismus eine wertvolle Mitgift mitzubringen schienen. Jedenfalls betrachtete der Liberalismus, der selbst stärker im Verneinen als im Bejahen war, in der zersetzenden Art jüdischer Polemik eine Bundesgenossenschaft, die er freudigst begrüßte und die ihm im Kampfe gegen den Staat gute Dienste leistete. Andererseits verstand es die in der Synagoge geschulte Geistigkeit der meist aus Ungarn, Böhmen und Mähren, dann aber auch aus Polen einströmenden Juden, sich der wichtigsten Punkte zu bemächtigen, von denen aus politischer wie wirtschaftlicher Einfluß zu gewinnen waren. Mit sicherem Blick war die Zeitung als Mittel hierzu erkannt, freilich auch die Parlamentstribüne. Eines ging meist mit dem anderen Hand in Hand. Der Vorstoß des Judentums war schon in den vierziger Jahren deutlich genug geworden. Seinethalben kam es innerhalb eines Teiles der deutschen Freimaurerei 1843 zum Bruche, weil sich die 1817 vom Landgrafen von Hessen gegründete Loge Karl dem Antrage versagte, „die Aufnahme von Juden im Bunde für zulässig zu erklären und dementsprechend das Rituale umzuändern". Im nächsten Jahre bestimmte die Großloge, der Bund verfolge seit seiner Stiftung das Prinzip des rein Menschlichen, wonach „jeder konfessionelle Zwang für einseitig und mit der wahren und natürlichen Bestimmung des Menschen nicht übereinstimmend" erklärt werde. Auf ihren Protest hin wurde die Loge Karl ausgestoßen und gründete unter der Schirmherrschaft des Großherzogs von Hessen mit den Schwesterlogen von Darmstadt und Mainz einen neuen Bund. Das Judentum gewann trotzdem immer mehr an Boden und Einfluß und suchte sich dort, wo es bisher vor verschlossenen Türen stand, Eingang zu verschaffen.

Am weitesten aufgerissen ward aber den Juden das Tor zu politischer Wirksamkeit im Jahre 1848; und da war es wieder die Presse, die ihnen den Weg ebnete. Vielfach durch Anonymität gedeckt, hinter Decknamen lauernd, hatten sich schon viele im Vormärz journalistisch betätigt. Auch dort, wo sie sich nicht mit Politik beschäftigten, wußten die meisten doch die geschäftlichen Seiten in den Vordergrund zu schieben. Ein Musterbeispiel dafür ist der aus Ungarn nach Deutschland kommende Moses Saphir, der in der Taufe den Namen Moritz annahm und der in Berlin wie in München und später in Wien seine von Wortwitzen lebende Schriftstellerei in den Dienst gesellschaftlichen Skandals und seines Säckels zu stellen verstand. Mit geschickter Anpassung an die Verhältnisse des Vormärzes vermied er es sorgfältig, den ätzenden Spott seiner Feder gegen die Erscheinungen des staatlichen Lebens zu richten. Das Ziel seiner oft sehr geschmacklosen Auslassungen bildeten vielmehr Schauspieler und



Der
Berliner Courier,
ein Morgenblatt
für
Theater, Mode, Eleganz, Stadtleben und Localität,
herausgegeben
von
M. G. Saphir,
(Redakteur der Berliner Schnellpost.)

No. 254. Donnerstag, den 29. November. 1827.

Kronik der Berliner Novitäten.

Königliches Schauspielhaus.
Am 28. Stück:
„Das Ehrenschwerdt." Trauerspiel in 5 Akten, von Herrn v. Uechteritz.

Lieber Leser! wenn ich sage lieber Leser, so weißt Du schon lieber Leser, daß mich der Schuh irgendwo drückt! Wo? das darf ich Dir nicht sagen, denn heute sagte mir eine Caryatide: „Sei hart wie Ei, sei stumm wie Stein, die Nemesis zählt alle ein!" aber ich gebe Dir das Wort, lieber Leser, wir finden uns, wenn nicht diesseits, doch jenseits, sonst „hieß ich nicht der Tell!"

Aufführung.
Ganz ausgezeichnet waren die Costüme. Anna (Madame Unzelmann), weißseiden Kleid mit blauatlaß Besetzung, eine ächte altdeutsche Nürnberger rothe Haube, mit Gold gestickt, eine güldne Kette um den Hals. Der Pfinzinger, weiß mit rothen Puffen. Der Rudolph war seinem Schicksale gemäß, wie Kohlbas gekleidet, und Buhlen auch analog mit seinem Charakter, wie Ossip in Isidor und Olga. Sonst fiel nichts bemerkenswerthes vor.

193. Seite aus dem „Berliner Courier" Moritz Saphirs mit Streichvermerk des Zensors gegen eine verunglimpfende Theaterkritik.

Schauspielerinnen, Theaterdirektoren und Virtuosen. Im Hintergrunde seines humorlosen Humors machte sich Geldgier, Eitelkeit und Lüsternheit geltend. Das sonst so strenge Polizeiregiment jener Tage duldete das Treiben eines solchen Skribenten, weil er durch das ständig aufgewirbelte Aufsehen, das er absichtlich erregte und von dem er lebte, die Gedanken der Untertanen von dem politischen Dasein abzulenken geeignet schien.

Neben diesem „konservativen" Juden gab es solche, die im Vormärz wie Ludwig August Frankl durch sein „Habsburglied" ihre patriotische Gesinnung unter Beweis stellen wollten und beim Ausbruch der Revolution mit fliegenden Fahnen in das Lager der Umstürzler eilten. Das Jahr Achtundvierzig brachte die große Masse jüdischer Tagesschriftsteller vor die Öffentlichkeit. Namen wie Cohnfeldt, Kalisch, Aron Bernstein, Bernhard Wolff sind mit der damaligen Publizistik in Berlin ebenso verknüpft wie es die Persönlichkeiten Fischhofs, Goldmarks, Ignaz Kurandas, Hermann Jellineks, A. Cheizes u. a. mit dem wild aufschießenden Zeitungswesens Wiens waren. Bezeichnend bleibt es, daß der nachmalige österreichische Sprechminister Joseph Unger, ein Jude, von sich behauptete, er sei im Jahre 1828 geboren, aber das Licht der Welt habe er erst 1848 erblickt, L. A. Frankl aber erklärte die bisher erschienenen 322 Nummern seiner „Sonntagsblätter" für null und nichtig und begann eine neue Zählung mit dem 15. März.

Immer mehr lenkten die Juden durch dieses Gehaben die Aufmerksamkeit auf sich und ihre Besonderheit. Den Äußerungen aus den vierziger Jahren, die wir an anderer Stelle wiedergegeben haben, lassen sich aus der Zeit, da man die Folgen der Märzrevolution bereits deutlicher überblicken konnte, noch viele andere anreihen. Hermann Wagener, der bekannte konservative Politiker und Mitarbeiter Bismarcks, der 1857 ein Buch über „Das Judentum und der Staat" hatte erscheinen lassen, ahnte bereits etwas von dem Zusammenhang jüdischer Körperlichkeit und jüdischer Geistigkeit, wenn er in dem von ihm herausgegebenen „Staats- und Gesellschaftslexikon" (10. Band, 1862) darlegte:

„Der jüdische Stamm hat in der Tat ein anderes Blut als die christlichen Völker Europas, einen anderen Leib, eine andere Konstitution, andere Affekte und Leidenschaften und mit seiner physischen Leibesbeschaffenheit hängt die Fremdlingsschaft zusammen, zu der er nicht erst seit dem Fall Jerusalems, sondern vom Anfang seiner Existenz an verurteilt war. Sein Leib hat mit einem Wort nicht den Stand und Halt in sich, um auf eigenem Boden, mit eigener Arbeit, mit eigenen Ständen und mit eigenem Regiment sich eine Heimat zu gründen; — er ist für eine eigene heimatliche Organisation zu schwach und muß sich an die Arbeiten und Schöpfungen anderer Völker anlehnen und ist in seiner Haltungslosigkeit und Unständigkeit zugleich so unruhig, ausfahrend, zugreifend und lüstern verlangend wie die Seele, die ohne Lust an

innerer schöpferischer Arbeit und an innerer Einkehr sich durch den Vergleich mit anderen beständig beunruhigt fühlt und nach Herrschaft über dieselben nach ihrer Unterdrückung und Ausbeutung lechzt. Schon Herder hat die Unfähigkeit der Juden zur Heimatlichkeit und ihren Hang, unter anderen Völkern zu wohnen, als den uralten Zug ihres Stammescharakters bezeichnet. Er nennt sie ein Volk, „das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Kultur auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte. Der Tugenden eines Patrioten hat sie ihr Zustand von jeher beraubt. Das Volk, dem einst der Himmel selbst sein Vaterland schenkte, ist Jahrhunderte her, ja fast seit seiner Entstehung eine parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen, ein Geschlecht schlauer Unterhändler beinahe auf der ganzen Erde, das trotz aller Unterdrückung nirgends sich nach eigener Ehre, nirgends nach einem Vaterlande sehnt." Über die Leibesbeschaffenheit, die der Jude in allen Zeiten, Klimaten und Ländern unverändert behalten hat, bemerkt derselbe Forscher, daß er sich unter anderem „durch einen hochaufsteigenden schmalen Scheitel, hochliegende Gehörgänge, große und kurze Lippen, schmales und spitzes Kinn, schwarzes, oft wolliges, dickes Haar, durch die geschwinde Sprache, hurtiges und kurz abgebrochenes Wesen in allen seinen Handlungen und durch eigentümliche Hand- und Fußbewegungen charakterisiert". Der Jude kann nämlich nicht fest und sicher stehen; es fehlt ihm gleichsam der innere, leibliche und seelische Ständer. Sein Fuß ist meistens ein Plattfuß; sein ganzes Untergestell ist in dem unteren Teil wie beim Neger meistens schwach und fehlerhaft ausgebildet und oben unrichtig an den Oberleib angefügt; das frühe und übermäßige Anschwellen der Hüften bei den Frauen hat gleichfalls nur bei den Negerinnen eine Analogie; dem Rücken fehlt die Festigkeit des Grats und er ist schon vorzeitig gekrümmt; der übergroße Wulst des Hinterhauptes, der Sitz der Affekte schiebt den Kopf nach vorwärts und macht demselben eine würdige, aufrechte Haltung unmöglich; das Feuer des Auges ist unruhig und stechend ohne Stetigkeit und durchdringende Kraft; die Nase meistens schmal und in ihrer Wurzel auf eine große, gewöhnlich ins Übermäßige gehende Ausbiegung angelegt, hat statt der Spitze eine zurückgehende und umgebogene Kuppe, eine Eigenschaft, die nur dem Juden angehört, bei keinem seiner stammverwandten Brüder in der arabischen Wüste sich vorfindet und das Bild eines Wesens vollendet, welches bei aller Sucht, in die Welt einzugreifen, ihr nicht sicher und frei entgegentreten kann. Nehmen wir zu jenen Eigentümlichkeiten noch die dicke und fettige Haut und das entzündliche, meist krankhaft affizierte Blut, so sehen wir im Juden einen weißen Neger vor uns, dem aber die physische Arbeitskraft und robuste Natur des Schwarzen fehlt und dem dieser Mangel durch ein Gehirn ersetzt wird, dessen Größe und Tätigkeitstrieb ihn den kaukasischen Völkerstämmen annähert. Die gütige Natur hat dem Juden zu dieser Leibeskonstitution eine außerordentliche Selbstzufriedenheit beigegeben; er ist, wie sein provozierend anfragendes Lächeln beim Einhergehen auf der Straße und beim Eintritt in die Gesellschaft beweist, stolz auf seine natürliche Mitgift und der eitelste Erdensohn ..."

In den dreißiger Jahren war man noch voll Illusionen in bezug auf die Bedeutung der Zeitungen als selbständiger Träger kulturellen und politischen Wollens. Der Jungdeutsche Theodor Mundt schrieb in seinem Buche „Moderne Lebenswirren" (1834): „Daher ist es vor allem charakteristisch, daß die Deutschen erst in der letzten Zeit angefangen haben, viel Zeitungen zu lesen und sogar der ganze stabile Körper ihrer Literatur allgemach in dem leichteren Lebensgenuß der Journalisterei aufzugehen droht. So muß es auch kommen, wenn die deutsche Gründlichkeit, die diesem Volke immer am meisten im Wege gestanden, paralysiert werden soll. Zeitungen sind die Merkursohlen der wandelnden Geschichte, es sind trompetende Doppelgänger der Weltereignisse, Tanzböden des zappelnden Zeitgeistes, politische Wetter-Michels der Völker, wetterprophetische Laubfrösche des Schicksals, Zeitungen sind Börsengerüchte aus dem Reiche Gottes und diese haben immer Einfluß auf den Cours der Nationen. Wohl dem Volke, das gute Papiere hat! Die Alten hatten keine Zeitungen, sie hatten keine Papiere, aber sie hatten dafür Götter. Oder wem leuchtet es nicht ein, daß in dem antiken Leben die olympischen Götter dieselbe Bedeutung gehabt haben als in dem modernen die Zeitungen und die Staatspapiere?" In solchen geistreichelnden Betrachtungen offenbart sich so etwas wie ein neu aufbrechender Zeitungsmythos, der seine Herkunft allerdings nicht immer aus urdeutscher Quelle herzuleiten imstande sein dürfte. Menschen, die in älteren Gedankenläufen noch heimisch waren,



194. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" auf die Zeitungs-Lesewut des Publikums.

wie der Rezitator und Schauspieldichter Karl von Holtei, fanden sich nur schwer mit der Neugier und dem Mangel an Zurückhaltung ab, die den neuen Eindringlingen in die bürgerliche Gesellschaft eignete, „denn es ist so weit gekommen", klagt er in seinen Lebenserinnerungen, „daß man sich sorgfältig hüten muß, in Gegenwart eines Dritten, der Mitarbeiter einer Zeitung sein könnte, zu sprechen. Seitdem es geschah, daß das, was ich gestern harmlos geäußert, morgen gedruckt, obenein völlig entstellt, erblickte, bin ich so behutsam wie möglich geworden, daß ich unter Fremden womöglich ganz schweige." Man stand eben in den Journalisten einer gesellschaftlichen Erscheinung gegenüber, die bisher unbekannte Sitten und Auffassungen in das gewohnte Leben einschmuggelten.

Wenn Bismarck im Jahre 1862 während des Verfassungskampfes in Preußen von der ihm feindlichen Presse behauptete, sie befinde sich leider „zum größten Teil in den Händen der Juden und unzufriedenen, ihren Beruf verfehlt habenden Leuten", so gewann dieses Wort Verbreitung und Zustimmung, weil die Zusammenstellung, Juden und Zeitungsschreiber, nicht nur vielfach der Wirklichkeit entsprach, sondern auch deshalb, weil sie beide in bezug auf die abendländische Überlieferung gegen manche liebgewordene Anschauung verstießen. „Die Presse ist das vervielfältigte Wort. Das Wort ist oft schon eine Flamme gewesen, die Länder und Völker in Brand steckte; ein zweischneidiges Schwert, das durch die Seele drang; es ist oft schon ein Donner gewesen, der Furcht und Schrecken verbreitete, auch war es lindernder Balsam für die Wunden; aber Schacher für die spekulierenden Juden ist es erst durch die Presse geworden. Der Teufel hat das Wort nur vergiftet, die Presse verkauft es!" In solcher Weise läßt sich ein gewisser Joseph Lukas vernehmen, der 1867 eine Schrift unter dem Titel „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung" der Öffentlichkeit übergab. Er fußt in seiner etwas eigenbrötlerischen Einstellung zum Teil auf dem ein Jahr vorher herausgegebenen Werk des Leipziger Geschichtsschreibers Heinrich Wuttke, „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung". Die dort aufgedeckten Mißstände der deutschen Tagesschriftstellerei finden bei Lukas von katholischer Seite her ihre Beleuchtung. Am Ende unseres Zeitabschnittes waren einzelne Kreise bereits so weit, die anfänglichen Illusionen von sich abzutun. Hierfür war das Jahr 1848 ein ausgezeichneter Lehrmeister. Im Verlaufe jenes Jahres las man in den „Fliegenden Blättern" das Gespräch zweier Journalisten, in dem der eine den Kollegen fragt, woher denn dieser immer neuen Stoff für seine Korrespondenzen hernehme. Die Antwort lautet: „Du bist eben zu einseitig, Kollege. Ich mache es so: wenn ich nichts mehr weiß für die gute Sache, so schreib ich einen recht dick reaktionären Artikel gegen dieselbe in ein konservatives Blatt, und am anderen Tag donnere ich dann vom radikalen Standpunkt tüchtig dagegen und widerlege mich selbst. So kanns nie fehlen. Wenn halt nichts in der Außenwelt passiert, was Stoff gibt, so muß man von seinem eigenen Fett zu zehren wissen. Verstehst du mich, Kollege?"

Wie stets in Zeiten großer politischer Wandlungen hatte auch damals die Lektüre der Zeitungen einen bisher unerhörten hohen Grad erreicht. Man spottete in jenen Tagen:

Der Herr der schickt die Köchin aus,
Sie soll ihm Essen holen;
Die Köchin bringt das Essen nicht,
Sie muß die Zeitung lesen.

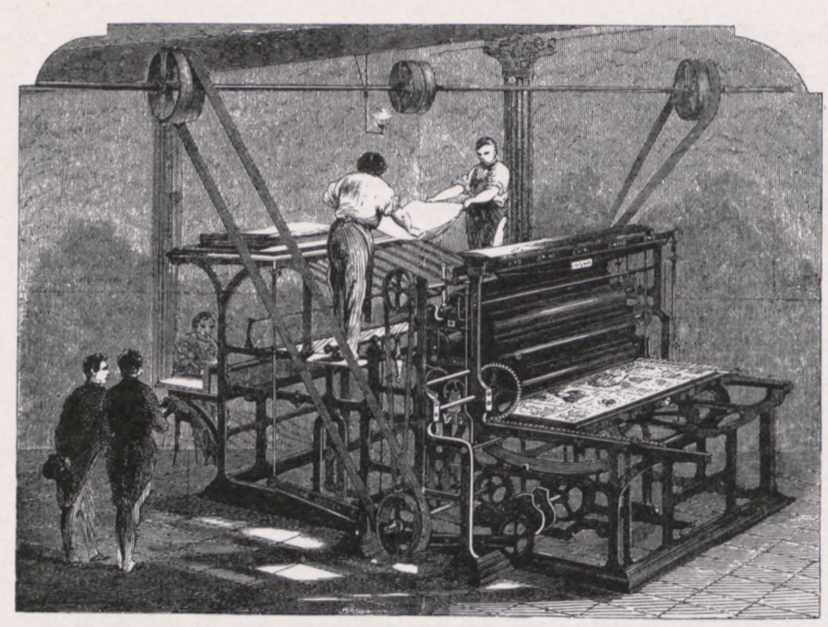
Da schickt der Herr den Burschen fort,
Der soll die Köchin rufen.
Die Köchin bringt das Essen nicht,
Der Bursche ruft die Köchin nicht,
Er liest wie sie die Zeitung.

Zwei verschiedene Wegrichtungen lassen sich auf dem Gebiete des Pressewesens beobachten. Die eine führt in den Jahren nach Achtundvierzig zu immer größerer Ausweitung und Spezialisierung. Der Sieg der Zeitung als politisches Werkzeug zeigt sich vielleicht darin am deutlichsten, daß nun auch die Partei des politischen Katholizismus ihre bisherige ablehnende Haltung aufgibt, den von Frankreich kommenden Beispielen nachfolgt und ebenfalls zur Waffe des Journalismus greift. Und noch etwas taucht auf, das man vorher kaum gekannt hatte: das Witzblatt. Ihm gesellt sich eine neue Form, die Familienzeitschrift, bei, die 1853 in der „Gartenlaube" ihren vollendetsten Ausdruck fand. Sie ward nicht nur zur Vermittlerin zwischen Dichtern und Publikum, sie nahm mit den Rücksichten auf die sittlichen und gesellschaftlichen Urteile und Vorurteile ihres Publikums Einfluß auf die Schriftsteller, wie dies da und dort bei Theodor Storm nachgewiesen werden kann. Daneben wuchs die Zahl der Fachzeitschriften ins Ungemessene. Gab es 1837 deren vierundsechzig theologische und zwanzig pädagogische, so zählte man 1866 ihrer zwei-, beziehungsweise dreihundert. Heinrich Wuttke stellt fest, daß Deutschland jetzt Blätter für Photographie, Gasbeleuchtung, Feuerwehr, Spiritusfabrikanten, Bierbrauer, Tischler, Wagner, Färber usw. aufweist. Das „Magazin für Briefmarkensammler" brachte es auf 1400 Abnehmer. Man schätzte im Jahre 1864 zu München die Zahl der dortselbst gedruckten Zeitschriften auf dreißig bis vierzig Millionen Nummern.

In diesem Aufschwung spiegelt sich auch die zunehmende Industrialisierung wider, die vor der Zeitung nicht Halt machte. „Der stolze Menschengeist ist durch die Presse in die Hörigkeit des Kapitals getreten." Josef Lukas hat mit den Augen des Gegners ganz richtig gesehen, wenn er vom „Pressegeschäft" spricht und bemerkt: „Die Schriftstellerei unserer Zeit gehört in das Ka-



195. Kantate-Abrechnung der Buchhändler. Aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung".



196. Druck der im Verlag J. J. Weber erscheinenden „Leipziger Illustrirten Zeitung“. 1862.

pitel von Industrie und Handel. Es gibt Buchhändler, es gibt einen literarischen Markt. Das Steigen und Fallen der literarischen Produktion ist bedingt durch das Schwanken von Angebot und Nachfrage. Dem literarischen Kleingewerbe stehen literarische Fabriken gegenüber, die Ouvriers bereichern die Aktionäre und die Zeitungsschreiber die Zeitungsunternehmer.“ Einen ersten Höhepunkt dieser Entwicklung bedeutet die Gründung der Wiener Tageszeitung „Presse“ durch August Zang, der seine Laufbahn als Offizier des kaiserlichen Heeres begann, zugleich als Erfinder eines verbesserten Perkussionsgewehres. Da er mit seinen technischen Ideen nicht durchdringt, verläßt er bei der nächsten günstigen Gelegenheit den Dienst bei der Armee, begibt sich nach Paris und beginnt dort mit der Errichtung einer Großbäckerei. Allen Hindernissen zum Trotz finden seine Erzeugnisse an der Seine reißenden Absatz. Hier lernt nun Zang das Pariser Zeitungswesen kennen. Emile de Girardin wird sein Lehrmeister. Der betreibt dort die Zeitung „La Presse“ nach ganz neuen Methoden, nicht anders wie einer, der eben ein Geschäft betreibt. Er paßt sich den Wünschen seiner Abnehmer in jeder Hinsicht an, füttert das Großstadtpublikum mit Sensationen, bietet den Frauen und Schöngeistern im Feuilleton immer neuen Anreiz und senkt den Preis fast um die Hälfte dessen, was für die anderen Zeitungen gezahlt werden muß. Ginge es mit rechten Dingen zu, so müßte er im Jahre 150000 Franken aus eigenem erlegen. In Wirklichkeit wird Girardin immer reicher, „La Presse“ muß sich selbst erhalten, muß durch die Anzeigen und sonstige Zuwendungen nicht nur den Ausfall an Abonnementsertrag wettmachen, sondern muß noch Geldgewinn bringen. Und das tut sie so ausgiebig, daß sich Girardin 1856 zurückziehen und seinen Anteil um 800000 Franken verkaufen kann. Ein solches Beispiel lockt. Die erste Nachricht von den Märzereignissen in Wien lassen Zang in seine Vaterstadt eilen, er nimmt den in Paris weilenden Journalisten Dr. Leopold Landsteiner mit und stellt eine Reihe anderer zumeist jüdischer Mitarbeiter ein. Zang ist ein tüchtiger Geschäftsmann. Als solcher verschreibt er sich nicht bedingungslos der Revolution und weiß sein Schifflein ohne allzu große Gefährdung selbst durch den Klippenweg des Neuabsolutismus hindurchzusteuern. Sein Liberalismus verträgt sich ganz gut mit heimlichen Beziehungen zum Polizeiminister. Daß er nicht bei der Zeitung endet, daß er schließlich als Bankgewaltiger eigene und fremde Reichtümer verwaltet, erscheint fast wie eine Selbstverständlichkeit. Zang ist natürlich keine Einzelerscheinung. Die Industrialisierung langt von nun an auch nach der Presse und zieht wie sonst überall gleiche oder ähnliche Folgen nach sich. Wenn man etwa Görres „Rheinischen

Merkur“ oder Niebuhrs „Preußischen Correspondenten“ und auf der anderen Seite die Wiener Zeitung „Presse“ als Eckpunkte der Entwicklung betrachtet, dann erkennt man, wie aus der individuellen Gestaltung in zunehmendem Maße auch auf deutschem Boden das Persönliche ausgetrieben wird. Am ersten bemerkten dies Kenner der Verhältnisse an dem steigenden Einfluß der Zeitungskorrespondenzen, die ebenfalls aus Paris ihren Ausgang nahmen und den Schriftleitungen die Mühe und die Kosten der Sonderberichterstattung ersparten. Sie erleichterten aber nicht bloß den Regierungen, sondern auch den kapitalistischen Mächten die Möglichkeit, von wenigen Punkten aus auf eine große Anzahl von Zeitungen in ihrem Sinne zu wirken. Die Anonymität in der Nachrichtenvermittelung gewann damit weiter an Boden. „Zur Stunde“, sagt Lukas, „liegt die lithographierte Zeitungsschreiberei vorzugsweise in jüdischen Händen.“ Das gleiche ließ sich von den telegraphischen Agenten vermelden die sehr früh von den Regierungen als wertvolles Werkzeug erkannt und ausgenutzt wurde. Bernhard Wolff hatte 1849 mit der Vermittelung von Börseberichten auf telegraphischem Wege begonnen und sechs Jahre später auch andere zeitgeschichtliche Nachrichten übernommen.

Überblickt man den Werdegang der modernen Zeitung, so ergibt sich ein überraschendes Bild. Sie ward als das wichtigste Mittel begrüßt, der Öffentlichkeit zum Siege zu verhelfen. Um ihre Freiheit stritten viele Geschlechter. Von ihr erwartete man, daß sie Licht in Ministerkabinette und geheime Verließe bringe. Kaum hatte man die Presse aber von den Fesseln der Zensur befreit, schlangen sich um sie die Bande der vom Liberalismus so gehätschelten Industrialisierung. Aus der Gesinnungszeitung von ehedem wurde jetzt vielfach die Geschäftszeitung, doch welcher Art das einzelne Organ auch zufällig war, so wurde die gesamte Presse mit der Vervollkommnung der technischen Verkehrsmittel und der damit verbundenen Zentralisierung von unbekannten anonymen Nachrichtenquellen abhängig, in die man noch weniger hineinleuchten konnte als in die Ämter der Zensoren. Nur ganz große Zeitungen konnten sich fürderhin eigene Berichterstatter halten. Dadurch nun, daß den vom Staate geschützten Telegraphenagenturen in bezug auf die Gewinnung amtlicher Berichte gewisse Vorrechte eingeräumt worden waren, konnte sich kein Blatt dem Einflusse dieser gewaltigen Organisationen völlig entziehen.

Im Jahre 1870 erschien von Hepner eine Schrift, „Die politische Demimonde“, in der die Zeitung als „Geschäft“ enthüllt wird. Im Vergleiche mit anderen Geschäften bringe die Zeitung die Menschen so nicht allein um Geld, sondern durch irreführende Nachrichten auch um den Verstand. Heinrich Wuttke wieder weiß von Fällen zu berichten, wo Theaterkritiker ihr Lob nur jenen Schauspielern schon zuteil werden lassen, von denen sie Geschenke erhalten.

Die hier geschilderte Entwicklung zeichnet sich in unserem Zeitraum erst in ihren äußeren Umrissen, aber die Grundlagen hierzu sind bereits deutlich gewonnen. Die Kräfte sammeln sich schon. Der internationale Kapitalismus schreitet Schritt um Schritt vor und bemächtigt sich einer Stelle nach der anderen, um das, was man Öffentliche Meinung nennt, unter seine Herrschaft zu bekommen. Es sind dunkle Kräfte, die da am Werke sind, die allen Grund haben, sich den Blicken der Welt zu entziehen. War schon früher die Nachricht zur Ware geworden, so wurde jetzt vom gleichen Schicksal das Wort und die Meinung getroffen. Nur wenige ahnten, worum es da ging, nur wenige mochten erkennen, welche Bedeutung der Einbruch namenloser Kräfte auf das Wohl und Wehe der Nation besaß. Den Männern der „Wirklichkeit“ scheint das Bewußtsein davon seltener geworden zu sein als jenen, die am Webstuhl unserer Geistigkeit saßen. Man muß die Dichter der Zeit fragen. Aus ihrem Munde flammt es bisweilen

seherisch auf. Es ist ja gerade der Stoff, aus dem sie schaffen, der jetzt tausendfältig mißbraucht wird.

Die Sprache als Ausdruck der Kultur einer bestimmten Zeit kann für die hier behandelten Jahre nur gestreift werden. Die mit ihr zusammenhängenden Fragen voll ausschöpfen zu wollen, hieße alles, was die Welt damals bewegte, in aller Ausführlichkeit nochmals darlegen, denn es gibt nichts im Leben eines Volkes, das nicht in seinem Wortschatze und in der Bedeutung der gebrauchten Wörter seinen Niederschlag fände. Geistiges wie Stoffliches, das Wissen wie das Fühlen und Wollen eines jeden Geschlechtes geistert durch die Sprache, die dieses Geschlecht spricht. Ohne es ausdrücklich zu wollen und zu wissen, entlehnt die einzelne Generation aus dem, was sie erlebt, was ihr an neuen Eindrücken zufließt, neue Wörter oder neue Bedeutungen für alte, eingesessene Wörter. Das einzelne Wort stellt ja nichts Mechanisches dar, läßt sich nicht mit einer mathematischen Gleichung zwischen Gegenstand und sprachlichem Ausdruck vergleichen, auf ihm ruht überdies ein Gefühlswert, der steigen, fallen oder ganz verlöschen kann, je nachdem, ob die Wünsche und Leidenschaften einer Gesellschaft oder einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe in diesem Worte das Sinnbild erkennt, durch das sie sich verständlich machen und bei dessen Klang zumindestens alle Gleichgesinnten Gleiches und Ähnliches empfinden. So drängt sich zwischen die strenge logische Begrifflichkeit des Wortzeichens das Unberechenbare und Zeitbedingte gefühlsbestimmter Denkbestandteile.

Es wurde bereits an anderer Stelle der verschiedenen Schlagwörter gedacht, die als eine Art von Standarten den jeweils vorherrschenden politischen, geistigen und allgemein kulturellen Richtungen vorangehen. So wurde darauf aufmerksam gemacht, welchen besonderen Klang das Wort „Zukunft“ für die von Hegel abhängigen Bewegungsparteien besaß. Natürlich wurde das Jahr Achtundvierzig in hervorragendem Maße fruchtbar für solche sprachliche Gefühlsentladungen, die mit dem Denken derer, die sich ihrer bedienten, die logische Unklarheit gemein hatten. Politische Schlagwörter wie etwa „Legitimität“ waren nach dem Zusammenbruch der Heiligen Allianz außer Kurs gekommen. Jetzt trat vielfach das Soziale in den Vordergrund. „Die Arbeit muß organisiert werden“, „Organisation der Arbeit“ war von den Tribünen der Volksredner zu hören und es blieb dem zuhorchenden Publikum überlassen, sich darunter etwas Brauchbares vorzustellen. In die gleiche Reihe stellte sich das Wort „Assoziation“, unter dem man wunder was verstand. Fremdwörter taugen zu solchen unbestimmten und unbestimmbaren Vorstellungen ganz besonders gut. Daher auch die Scherzfrage, beziehungsweise Scherzantwort aus dem Jahre 1848: „Sag' mir mal . . ., man spricht jetzt so viel von Nemesis, was ist denn das eigentlich? — Das ist ganz einfach das: Früher hat mer in einemfort gepetitioniert und doch nix gekriegt — jetzt sin se aber gscheidter worn, jetzt Nemme sie 's.“ Im Für und Wider das Neue schieden sich die Geister. Dementsprechend nannte man die demokratisch Gesinnten „Wühler“, während die konservativ Gerichteten sich die Bezeichnung „Heuler“ gefallen lassen mußten. Die ersteren hießen wohl auch „Allarmisten“. Zum Sinnbilde aber der Selbstzufriedenheit und des Stolzes über das, was man dem alten Staate abgezwungen hatte, gehört das Wort „Errungenschaft“, dem so recht das Schicksal eines Schlagwortes zuteil geworden war. Aus den stillen Bezirken der Rechtssprache, in der es für den gemeinschaftlichen Gutserwerb von Ehegatten schon am Ende des 16. Jahrhunderts Eingang gefunden hatte, von Görres herausgerissen, bemächtigt sich seiner die Bewegung, als deren Opfer Metternich gefallen war. Von Wien scheint die Freude über die „Märzerrungenschaften“ diesem Worte Flügel geliehen zu haben, einem Worte, das Hammer Purgstall mit Recht als sprachwidrig und lächerlich bezeichnete, da es an ein Partizip die Endung „schaft“

fügt. Was macht es? Die Märzerrungenschaften hatten im politischen Sprachschatz vorerst einen so festen Stand, daß die Gegner mit ihm rechneten und für sich auszunützen suchten. Nach dem Einmarsch Wrangels in Berlin sprach darum Ludwig von Gerlach im Dezember 1848: „Daß die goldene Zuverlässigkeit der preußischen Armee sich neu bewährt hat, das ist eine der inhaltsschwersten Novembererrungenschaften.“ Demgegenüber redete Gutzkow wehmütig von „Märzverlorenschaften“.

Die politische Zerrissenheit und innere Unausgeglichenheit der Zeit spiegelt sich in der deutschen Sprache wieder. Begreiflich darum, daß sich mangels eines gemeinsamen deutschen Staates die um ihres Volkstums besorgten Deutschen um so leidenschaftlicher an das einzig Gemeinsame klammerten, an die deutsche Sprache.

Nur noch ein einziges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt ihr sie als euer einziges lieben.
Sie ist noch eur, ihr selbst seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.

So rief 1836 Friedrich Rückert in den Vorklängen zu den „Geharnischten Sonetten“ seinem Volke zu. Und nach dem Verfassungsbruche in Hannover (1837), der zur Ausweisung von sieben Göttinger Professoren führte, da feiert Anastasius Grün Jakob Grimm, den einen dieser „Göttinger Sieben“, als Bannerträger des deutschen Wortes: „Getrost! Noch steht die schönste Burg, der deutschen Sprache Veste: O, daß sie, deine Wartburg, dich bewirt' und schirm' aufs beste!“

Der so gefeierte Jakob Grimm begrüßte auf der in dieser Hinsicht überhaupt wichtigen ersten Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. 1845 die Mitglieder mit den Worten: „Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen und jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber, ich darf wohl sagen, einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheiden bilden, sondern daß einem Volke, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache die Grenze setzen kann.“ Um die gleiche Zeit (1844) läßt der Wiener Dichter Eduard von Bauernfeld in „Ein deutscher Krieger“ den deutschen Obersten zu einer Französin sagen:

Ihr sagt, ich sei in jeder Faser ein Deutscher? Ja das bin ich!
Und wißt ihr auch, was ein Deutscher ist? Was Deutschland ist?
Es ist zuerst ein Land, das seine Sprache
Aus sich erzeugt und seinem Geist, ursprünglich;
Und wie die Sprache ist das Volk: ein Urvolk!

In allen Tonarten, aus allen Gauen, im Deutsch der Schriftsprache wie der Mundarten klingt uns der gleiche sehnsüchtige Wunsch entgegen, das letzte Symbol volkhafter Gemeinsamkeit zu bewahren und zu retten. Diese Flucht in die Sprache als auf die äußerste Rettungsinsel spricht auch aus den Worten Grillparzers, wenn er nach Königgrätz im Jahre 1867 auf sein Lichtbild schreibt:

Als Deutscher ward ich geboren.
Bin ich noch einer?
Nur, was ich Deutsch geschrieben,
Nimmt mir keiner.

Wenn die Deutschen jener Zeit zum Zwecke ihrer volkhaften Selbstbehauptung in der Sprache den festen Grund suchten, zu dem sie den Anker hinabließen, wenn sie auf diese Weise zu wahren strebten, was Staat und Gesellschaft nur sehr unvollkommen zu sichern

unternahmen, so wandte sich ihr Blick doch auch über die Grenzen Deutschlands hinaus. Die Massenhaftigkeit der Auswanderung lud ja dazu gewiß ein. Gab es für die aus der Heimat Hinausgedrängten noch weniger einen deutschen Staat, der sich ihrer angenommen hätte, als für die auf ihrem angestammten Boden Verbleibenden, so lag es nahe, ihnen wenigstens in der Muttersprache gleichsam ein Amulett mitzugeben, das sie vor dem Verluste ihres Volkstumes schützen sollte. Max Moltke, der aus Küstrin nach Siebenbürgen kam, mahnte schon 1842 die dortigen ,,Sachsen": ,,Verlernt die deutsche Sprache nicht!"

Ja, seid und bleibt nur Sachsen,
Aus deutschem Blut erzeugt,
Und lasset deutsch erwachsen,
Die deutsche Milch gesäugt!

Und laßt sie nicht verlernen
Der Muttersprache Klang,
Der einst aus weiter Ferne
Durch eure Berge drang!

Vor deutschen Zaubersprüchen,
Vor deutschem Wort und Ton
Sind Stepp' und Wald gewichen
Und Ur und Aar geflohn.

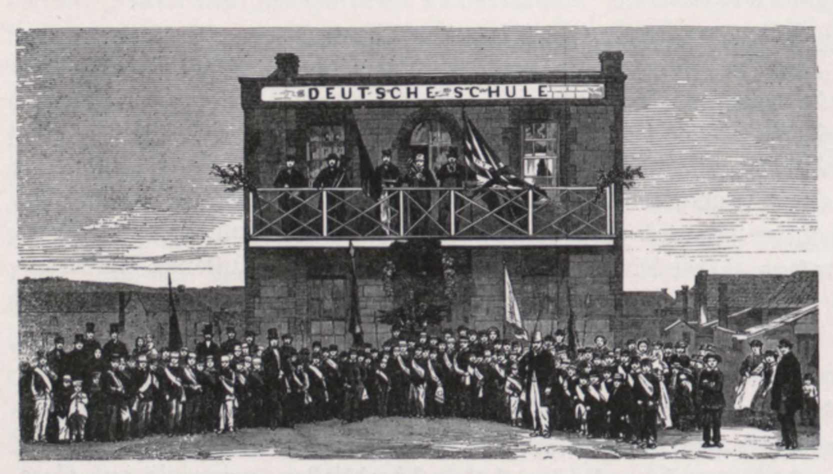
Das Land lag wüst und öde,
Von Finsternis bedeckt,
Bis ihr mit deutscher Rede
Zum Leben es erweckt.[1]

Im gleichen Sinne und vielleicht mit noch größerer Berechtigung ruft Theodor Müller 1858 den Deutschamerikanern zu:

Drum Vater, den nach Tages Mühen
Des wackern Knaben Arm umschlingt,
Vergiß nicht, deutsch ihn aufzuziehen,
Wach, daß er deutsche Lieder singt,

Lehr ihn in Deutsch die zehn Gebote
Und sag ihm, daß ein elftes spricht:
Bleib Deutschland treu, treu bis zum Tode,
Vergiß der Eltern Sprache nicht!

So kam es, daß der Frankfurter Arzt Wilhelm Stricker, der in den Vierziger- und Fünfziger Jahren sich mit der ,,Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde" beschäftigte, wie er ebenso über die Deutschen in Oberungarn, über die Deutschen in Spanien und Portugal, im Venetianischen und in Rußland Untersuchungen anstellte, eine Zeitschrift namens ,,Germania" als ,,Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements in allen Ländern der Erde" herausgab, so kam es, daß Stricker ein Vereinzelter blieb. Das Urteil über diesen Vielgereisten, der wie sein Geistesverwandter Wilhelm Heinrich Riehl gern und weit zu Fuß wanderte, entbehrte des Verständnisses für den völkischen Sinn dieser Bemühungen, wertete seine Leistungen bloß als geographische Arbeit. Erst nach dem Weltkriege ward man inne, daß dieser Strikker als einer der ersten den Zusammenhang zwischen den Grenz- und Auslandsdeutschen mit den übrigen Deutschen erkannte und mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung die verlorenen Kinder der Nation wenigstens geistig einzufangen suchte, um die sich die deutschen Staaten so wenig kümmerten.



197. Fest der deutschen Schule in Adelaide. Aus der ,,Leipziger Illustrirten Zeitung" 1865.

Wie sollte man auch

den Deutschen im Auslande Aufmerksamkeit zuwenden, wo doch das Sinnbild der Deutschheit, die Sprache, in Kreisen, die sich den Gebildeten und den ,,besseren Ständen" zurechneten, mißachtet wurde. Der Gebrauch des Französischen galt noch immer als Zeichen der Vornehmheit.

Lehrreich in dieser Hinsicht bleibt die Mitteilung der nachmaligen deutschösterreichischen Dichterin Marie Ebner-Eschenbach, geborenen Gräfin Dubsky, die zehn Jahre alt werden mußte, um zu erfahren, daß sie eine Deutsche ist. Es war ein Onkel, der ihr darüber die Augen öffnete. Als er bei einem Besuche die Schulhefte Maries und ihrer Schwester durchmusterte, fand er nicht nur solche mit durchwegs französischen Aufschriften (,,Grammaire", ,,Dicté, ,,Calligraphie"), sondern überdies ein Heftchen mit einem Gedichte Maries, einer ,,Ode à Napoléon", die in einem cri de haine wider das perfide Albion ausklang. Da sandte er seiner Nichte eine Rolle Zuckerwerk, dem er das Loblied auf den Rhein aus dem ,,Waldfräulein" von Zedlitz beilegte und dazu noch die Verse schrieb:

O sing auch du, du deutsche Maid,
Nicht fremden Ruhm in fremdem Kleid!
Du bist ein Sproß aus gut german'schem Blut,
Was deutsch du denkst, hab deutsch zu sagen auch den Mut!

Diese im Jahre 1840 an sie gerichteten Worte machten auf das junge Mädchen tiefen Eindruck. Sie fing an sich zu prüfen. ,,Es kam mir nicht vor, daß meine Gedanken gebürtige Deutsche wären. Als kleine Kinder hatten wir fast nur Böhmisch und später dann fast nur Französisch gesprochen — und die Sprache, die wir reden, ist doch die, in der wir denken. Eine strenge Selbstüberwachung begann. Meine Einfälle wurden auf ihre Nationalität geprüft. Innerlich fand meine Umgestaltung von einer französischen in eine deutsche Dichterin geschwinder statt, als je die Verwandlung einer Raupe in einen — sagen wir — Kohlweißling stattgefunden hat."

Die Französelei drang vom Adel hinab in alle Schichten der Gesellschaft, und die Verdrehung, falsche Aussprache und falsche Anwendung französischer Sprachbrocken bildet einen ständigen Bestandteil humoristischer Gegenwartskritik. Glasbrenner (unter dem Decknamen ,,Brennglas") legt 1847 dem Berliner Eckensteher Nante und den verschiedenen Spießern immer wieder derartige heitere Verhunzungen in den Mund. Vom Ladendiener des Modehändlers in Wien heißt es in dem Buche ,,Wien und die Wiener" (1844), er bevorzugte Wörter wie ,,famös", ,,fashionable", ,,brillant", ,,ungeheuer", ,,façon" . . . ,,magnifique", ,,superbe" ,,elegant", ,,joli". ,,Eine große Rolle spielen dabei auch einige kühne Zusammensetzungen, die seine sprachlichen Kenntnisse in das schönste Licht setzen, z. B. spricht er gerne von seinen ,,Connaissancebekenntschaften" und ,,Connexionsverbindungen" in der schönen Welt; dabei hat er das Mißgeschick, ähnlich klingende Wörter auf Kosten der Deutlichkeit häufig zu verwechseln, wie ,,Conservation" und ,,Conversation", ,,combinieren" und ,,convenieren" u. m. dgl. So hörten wir einst einen Ladendiener ganz ernsthaft behaupten, er fürchte sich nicht im Geringsten vor der Cholera, da er zu dieser Krankheit gar nicht decliniere; indes ein anderer versicherte, seine Freunde könnten bei jeder Gelegenheit, wo sie seiner Dienste bedürfen, ganz über ihn disputieren."

Die Anreden ,,Madame" oder ,,Mamselle" waren in ganz Deutschland verbreitet. Es hatte in bezug auf die Fremdwörterei keine der deutschen Landschaften ein Recht, der anderen Vorwürfe zu machen. Der ,,Charcutier" in München, die (statt richtig der) ,,Beletage" in Berlin und so vieles andere dieser Art haben sich in die deutsche Ausdrucksweise eingefressen. Beim

hohen Adel hatte derlei noch eine gewisse Berechtigung. Dort besaßen die nationalen Bindungen nicht immer sehr starke Gewalt, man rechnete in jenen Kreisen mit den über das eigene Volkstum hinausreichenden Beziehungen. In kleinadeligen und gar in bürgerlichen Familien mangelte es an jedem vernünftigen Grund hierzu. Hier handelte es sich um bloße Nachäfferei ohne Inhalt, um ein Sinnbild gesellschaftlicher Hochnäsigkeit, bestenfalls um gedankenlose Anhänglichkeit an längst überlebte Gewohnheiten. Man kann deshalb einem national unbefangenen Kritiker zustimmen, wenn er (1864) meint: „Wozu muß ein Photograph durch sein ‚Atelier de Photographie' oder ein Kaffeewirt durch seinen ‚Salon des dames du café' etc. prahlerisch der Welt verkünden, daß er französisch nicht versteht. Noch abgeschmackter ist das Französischsprechen aus Ostentation. In vielen Familien wird nie zuhause, sondern nur auf der Gasse französisch gesprochen. Als Mittel, sich von dem gemeinen Volk zu unterscheiden und von ihm nicht verstanden zu werden, ist es sehr unzuverläßlich, da so viele in untergeordneten Stellungen diese Sprache gelernt haben. Kommt einer, der der französischen Mode nicht frönt, in die Gesellschaft von dergleichen Leuten, so kann er nicht umhin, sich zu schämen, daß er solche Landsleute hat."

Dieser Beobachter macht sich mit Recht darüber lustig, daß man nicht nur so gern und ohne Not Französisch spricht, sondern daß man die französischen Fremdwörter überdies meist sehr unfranzösisch ausspricht, ja sogar Wörter aus dem Englischen wie comfort, aus dem Griechischen wie Energie, spanische wie die Zigarrenbezeichnung Londres der französischen Aussprache unterwirft. Man darf sich da nicht wundern, wenn ein so kerndeutscher Dichter wie Viktor von Scheffel von dem Liebling einer französischen Dame, von ihrem verhätschelten Papagei spottend behauptet: „Trüge gern am Fuß wie jener deiner Fesseln leicht Gewicht. Alles tät ich dir wie jener, nur Franzoisisch spräch' ich nicht!" Man lese nur etwa bei Wilhelm Raabe in der „Chronik der Sperlingsgasse", wie dort der Assessor Kluckhuhn lispelt: „Mein Fräulein, inkommodiert Sie diese abominable schwüle Luft nicht zu sehr usw." In einem Bericht der Zeitschrift „Europa" aus Hannover vom Jahre 1836 heißt es: „Die vornehme Gesellschaft ruht jetzt von den fatiguen der Bälle, Konzerte, Gastereien, Jagdpartien etc. aus. Die Ouvriers konnten tausend Hände gebrauchen . . ." Da wird von „Divinitäten" gesprochen, kurz es wimmelt von Fremdwörtern, die zumindest auf dem Umweg über das Französische in die Sprache der „guten Gesellschaft" und von da in die Zeitungsliteratur gelangt sind.

Die Verbreitung der Zeitungen stellt eine weitere Wurzel nicht nur für übermäßige Fremdwörterei dar, sondern für Verschlechterung der Sprache überhaupt. Das ist seit dem Jahre 1848 in erhöhtem Maße der Fall. Viel trug dazu der gesteigerte Einfluß des Judentums bei, das sich jetzt mehr noch als schon bisher der Presse bemächtigte. Bedenkt man, daß ein Dichter, der sich wie Heinrich Heine einen angesehenen Platz in der Literatur erobert hatte, zeitlebens mit verschiedenen Regeln der deutschen Sprache auf Kriegsfuß gestanden hatte, so begreift man, daß die vielfach aus ungarischen, böhmischen und polnischen Landen kommenden Revolutionsjournalisten oft ein sehr unvollkommenes Deutsch schrieben. Allerdings hatten die Deutschen selbst von jeher der Pflege ihrer sprachlichen Ausdrucksmittel so geringes Augenmerk zugewandt, daß sie eine noch viel schwerere Verantwortung trifft. Jenseits unseres Zeitraumes gesellte sich dann noch die parlamentarische Beredsamkeit als Sprachverwüsterin hinzu. Die Französelei aber in der deutschen Sprache erhielt durch die Flut von Übersetzungen aus dem Französischen stets neuen Zustrom. Der Roman und nicht minder auch das Theater nahmen willig die literarischen Hervorbringungen aus Paris auf und brachten sie nicht immer in der lautersten Form den Deutschen zum besten. Wenn strenge, oft allzustrenge Sprachmeister

auch Schiller und Goethe Abweichungen vom heimischen Sprachgebrauch zugunsten gallischer Redeweise vorwerfen konnten, so ist dies alles nicht mit der Wucht zu vergleichen, mit der seit den dreißiger Jahren über den Rhein herüber die geistigen Einflüsse hereinbrachen. Das Junge Deutschland wollte von der nationalen Begeisterung der Befreiungskriege nichts mehr wissen, ließ sich von den liberalen Einrichtungen drüben blenden und verlachte jeden, der an jene Zeit erinnerte, als ,,Franzosenfresser". Ludwig Börne und Heinrich Heine gaben da den Ton an und rissen viele, die mit dem damaligen Deutschland unzufrieden waren, zu widerstandsloser Nachahmung alles Französischen mit sich fort. Die gewohnheitsmäßig seit früheren Tagen herübergerettete Vorstellung, als ob die Sprache der Diplomatie und des hohen Adels den Glanz besonderer Vornehmheit verbreite, wirkte für solches Tun fördernd und beschleunigend.

Die zeitgenössische Satire nimmt immer wieder die Schwärmerei für die Romane Eugen Sues aufs Korn. Man schildert etwa die Tochter eines Berliner Justizrates und ihre Kusine, die auf dem Rheindampfer plötzlich Tränen vergießen, so daß ihr Bedienter ebenfalls zu weinen beginnt. Warum? Man vermutet ein Familienunglück. Nein. Sie weinen, weil die beiden Töchter des tapferen Marschalls Simon im zehnten Kapitel des 7. Bandes des Ewigen Juden von Eugen Sue von der Cholera hinweggerafft werden. Ein Schneider aber bedauert, nicht dabei gewesen zu sein, wie der von Sue geschilderte Schurke ,,unversehens über Rudolf herfiel, ihn bei der Kehle packte und in den Keller stürzte, der hinter dem Tische offenstand —" ,,Hätte ich doch dieses Bügeleisen — Himmelsapperment . . ." Die Bühne aber wurde von Scribe, Alexander Dumas, Victorien Sardou, Octave Feuillet und anderen erobert und damit französische Ausdrucksweise und französischer Spracheinfluß heimisch gemacht.

MENSCH UND NATUR.

Der Mensch hat sein Verhältnis zu allem Leiblichen überhaupt wie zu seinem eigenen Körper im Laufe der Zeiten verschieden abgewandelt, je nach seiner jeweiligen Stellung zu den Anschauungen von Natur und Geist und je nach dem Standpunkt, von dem aus er die Beziehungen dieser beiden zueinander betrachtet. In den Jahren, die wir hier ins Auge zu fassen haben, zeichnet sich dieses Verhältnis im großen und ganzen dadurch aus, daß die Zahl derer immer größer wird, die sich mehr und mehr von aller Metaphysik abzuwenden suchen und allenthalben nach Erklärungen fahnden, die in allen Erscheinungen des Lebens etwas bloß Mechanisches erblicken wollen. Reichen in unsere Epoche naturphilosophische Vorstellungen eines Schelling und Baader selbst oder doch in ihren Nachwirkungen herein, so erringt sich auch hier wie auf anderen Gebieten der Realismus stetig Position um Position. Man will nur als gültig anerkennen, was sich errechnen, was sich mit Augen sehen, mit Händen greifen läßt. Die atomistische Physik wird zum Vorbild selbst für die Psychologie, die sich bei Johann Friedrich Herbart († 1841) in eine Art ,,Seelenphysik" auflöst, in der man alles Seelische unter dem Bilde des Kräftespieles der einzelnen Vorstellungen betrachtet. Daneben treibt freilich die Spekulation noch üppig ihre Blüten. Vermag sie nur aus der Ableitung von bestimmten Allgemeinbegriffen zur Wirklichkeit vorzustoßen, bewegt sie sich am liebsten in erdenferner Übersinnlichkeit, so erobert sich der Materialismus mit seiner Entheiligung und Entgottung der Welt in zunehmendem Maße die Geister. Das läßt sich auf allen Teilen der Naturerkenntnis nachweisen.

Die Wendung zur Wirklichkeit, die wir auch sonst in den hier zu behandelnden vier Jahrzehnten zu beobachten Gelegenheit hatten, sie wird vielleicht nirgends so deutlich als im



198. Spottbild auf die Cholerafurcht.

Bereiche der Heilkunde. Hier läßt sie sich auch für jene veranschaulichen, die keinen Anspruch darauf erheben können, als Fachleute zu gelten. Dies nicht allein deshalb, weil sich damals der große Umschwung zu jenen Grundsätzen vollzogen hat, die heute noch gelten, sondern vor allem aus einem Erlebnisse heraus, das in gleichem Maße alle Schichten der Bevölkerung ergriff.

Im Jahre 1831 brach aus dem Osten die asiatische Cholera in Europa ein. Aus dem Pandschab kommend, nahm sie den Weg über Persien und Afghanistan nach Rußland, ergriff Polen und drang von da nach Preußen und Österreich und schließlich nach ganz Deutschland vor. Derartige Besuche wiederholten sich 1846 bis 1861 und 1865. Allerorten verbreitete ihr Erscheinen Furcht und Entsetzen, zumal sie blitzschnell ihre Todesopfer suchte und besonders zu Beginn ihres Erscheinens nur selten eines freigab. Ließ mit der Fortdauer der Krankheit die Sterblichkeit auch nach, so sank letztlich von jenen, die von ihr befallen wurden, fast jeder zweite ins Grab. Andererseits erschien diese Seuche zum Glück ziemlich wählerisch. Es war freilich das neugeborene Kind so wenig wie der Greis, der Mann sowenig wie die Frau davor sicher, der „Brechruhr" zu erliegen und unter Umständen in wenigen Stunden dahingerafft zu werden. Im Verhältnis zu manchen anderen Krankheiten hielt sich freilich die absolute Zahl der Erkrankten in engeren Grenzen. Dabei muß man damit rechnen, daß vor der Zeit, da der geniale deutsche Forscher Robert Koch (1884) den Erreger dieser Seuche unwiderleglich feststellte, eine sichere Bestimmung nicht in jedem Falle möglich war und manches Leiden und manches Sterben in das Schuldbuch der Cholera eingetragen wurde, das ganz anderer Herkunft sein mochte. Besonders die erst seit Koch erklärliche Tatsache, daß im Darm von Menschen dieser Erreger sich fortpflanzen könne, ohne daß der von ihm Heimgesuchte selbst erkranken müsse, daß somit an sich Gesunde die Seuche verbreiten können, wirft Licht in das Dunkel des Zickzackweges, den die Cholera bisweilen eingeschlagen hatte. Man wird aber gerade dadurch auch manche Verirrung der damaligen Ursachenforschung begreifen lernen, standen doch die Ärzte vor der Erfahrung, die sich vor ihren Augen ständig wiederholte, daß nämlich Krankenwärter und nächste Angehörige bisweilen verschont blieben, indes in einem Nachbarhause oder an einem entfernteren Orte das gefürchtete Übel scheinbar völlig unvermittelt und unbegründet aufflammte.

Wir lesen in einem Aufsatze „Über einige Hauptfragen der herrschenden Cholera", die ein Arzt im Jahre 1831 verfaßte: „Die asiatische Cholera ist nicht auf dem Wege der Contagiosität zu uns gekommen oder mit anderen Worten, die Krankheit erzeugt während ihres Verlaufes im Organismus durchaus kein Sekret oder Exkret, dessen Übertragung auf ein anderes Individuum dieselbe Krankheit hervorbrächte. Es herrscht ein anomaler Prozeß im tellurischen und atmosphärischen Mischungsverhältnis und zwar in den unteren, den Menschen umgebenden Schichten der Atmosphäre. Dieser anomale Prozeß beschreibt um den Erdboden längs feuchter Leiter einen gewissen Zyklus, welcher jedoch keine Kontiguität behauptet,

indem es Sprünge oder Intervalle in ihm gibt, die uns immer noch nicht alle Hoffnung abschneiden, daß auch der schon nahe Feind uns verschonen könne, was freilich von Mangel oder Überfluß an Nahrung abhängt, wodurch jenes anomale tellurisch-atmosphärische Leben sich erhalten kann." Diese fast astrologisch anmutende Erklärung beruht auf der Ansicht, daß es die Luftverhältnisse sind, durch die ein ,,Miasma" außerhalb der Körper gebildet oder in seiner Ausbildung gefördert wird. Der von dem Gift des Miasmas ergriffene Mensch bleibt für andere Menschen ungefährlich. Die Krankheit bildet sich in jedem einzelnen jedesmal aufs neue. Erkältung, Unmäßigkeit, besonders Trunkenheit, aber auch Gemütserregungen, vor allem Furcht und Entsetzen betrachtete man als Veranlassungen für die Erkrankung. Manche wieder dachten sich den Patienten von einem miasmatischen Dunstkreis eingehüllt. Aus solchen Gründen verwandte man mit Vorliebe Räuchermittel zum Schutze gegen Ansteckung und Weiterverbreitung. Selbstverständlich bemächtigte sich auch die Industrie und Gewinnsucht der Gelegenheit, immer neue Drogen zu erzeugen und anzupreisen, die geeignet sein sollten, der Seuche vorzubeugen oder gar Heilung zu bringen. Viel gutgemeinte Ratschläge wurden veröffentlicht. Unter der Leitung des Leipziger Universitätsprofessors Julius Radius kam 1831 als ,,Allgemeine Cholera-Zeitung — Mitteilung des neuesten und wissenswertesten über die asiatische Cholera" heraus. Im gleichen Jahre erschien die ,,Berliner Cholera-Zeitung", Materialien zur Geschichte und Behandlung der asiatischen Cholera mit Benutzung amtlicher Quellen und unter Mitwirkung eines Vereines von Medicinal-Beamten, herausgegeben von Johann Ludwig Casper, Professor der Heilkunde an der Berliner Universität. Es kamen darin nicht nur Ärzte, sondern auch Laien zu Worte. Ohne geradezu Parteikämpfe auszufechten, läßt sich doch ein gewisser Gegensatz zwischen beiden Organen feststellen. Das Berliner Blatt, das wöchentlich dreimal erschien, veröffentlichte in jeder Folge das Verzeichnis der zu Berlin Erkrankten mit Angabe ihres Alters, ihres Berufes, ihrer Wohnung und des Krankheitsverlaufes. Im Gegensatz zu der Leipziger Zeitung kamen in ihr mehr und mehr die Stimmen zugunsten der Kontagiosität zu Worte, während sich um Radius vor allem die Anhänger der Anschauung vom Miasma scharten. Wie es aus verschiedenen Berichten hervorgeht, hatten in den amtlichen Kreisen Wiens die Vertreter dieser Lehre die Oberhand. Man vermied dort die Ausgabe von Listen, wie dies in Berlin geschah. Begann die Krankheit an der Spree bei den Schiffern, erfaßte sie in Wien zuerst das Zentrum, hauste mehr im Innern der Stadt als in den Vorstädten, suchte sich ihre Opfer nicht, wie man damals behauptete, hauptsächlich in den ärmsten Klassen, vielmehr sind ihr mehrere Personen aus den höheren Ständen und vier Ärzte erlegen. Und sie verschonte auch solche nicht, die sich in bezug auf Diät und warme Kleidung nichts haben zuschulden kommen lassen. Gerade jene Vorstädte, die an der Donau liegen, blieben bis um die Mitte des Septembers 1831 von der Seuche fast ganz frei. Bezeichnend bleibt eine Nachricht vom Oktober jenes Jahres über Wien, worin es heißt: ,,So bestürzt die Wiener in den ersten Tagen der Krankheitserscheinung auch waren, so schnell ist ihr munterer Sinn wieder zurückgekehrt, als wir mit der Gefahr vertrauter wurden. Es ist gewiß, daß die Krankheit im Abnehmen ist. Viel trug zur Beruhigung der Umstand bei, daß alle Sperrungen aufgehoben wurden und daß der Kaiser überall erscheint und die Ansicht einiger Ärzte über die

Beilage zur Berliner Cholera-Zeitung. *Desinficirt.*

1831. Sonnabend, den 24. September. № 1.

Namentliches Verzeichniß der Erkrankten.

№	Name.	Alter.	Stand.	Wohnung.	Genesen.	Gestorben.	Bestand.
1	Wegener, Johann	—	Schiffer	Kahn bei Charlottenburg	—	1	—
2	Mater, Johann Christ.	—	Schiffer	Kahn beim Schiffbauerdamm	—	1	—
3	Radack	45	Schuhmacher	Schleuse 5.	—	1	—
4	Bobach, Michael	—	Arbeitsmann	Obdachlos umhergetrieben	—	1	—
5	Malabar	—	Unverehelicht	An der Waisenbrücke	—	1	—
6	Längerich, geb. Frank	—	Müllerfrau	Neue Mühle am Mühlendamm	—	1	—
7	Bork	—	Schiffsknecht	Kahn am Museum	—	1	—
8	Rumpf, verehelichte	—	Frau des Lieut. a. D.	Schleuse 15.	—	1	—
9	Erler, Ferdinand	37	Müllergesell	Am Mühlendamm 5.	—	1	—
10	Mater	—	Schiffer, Vater des sub № 2. Genannten	Auf d. sub № 2. erw. Kahn	—	1	—
11	Simmke	—	Desgl.	Holzmarktstraße 5. auf dem Kahn 923.	—	1	—
12	Aland	—	Wittwe	Rosenquergasse 18.	—	1	—
13	Unbekannt	—	Schiffsknecht	Auf dem Kahn bei Martinique	—	1	—
14	Fermum, Gottlieb	—	Desgl.	Fischerbrücke 24.	—	1	—
15	Strichel, Carl	—	Tafeldecker	Mühlenstraße 65.	1	—	—
16	Müller, Carl	—	Arbeitsmann in der Münze	Kaiserstraße 8.	—	1	—
17	Unbekannt	—	Schiffsknecht	Kahn bei Charlottenburg	—	1	—
18	Stritzke	—	Desgl.	Vom Arbeitshause	—	1	—
19	Muth, geb. Barwig	40	Schuhmacherfrau	Adlerstraße 15.	—	1	—
20	Unbekannt	—	Schiffsknecht	Kahn bei Charlottenburg	—	1	—
21	Müller, Joseph	—	Arbeitsmann	Aus dem Arbeitshause	—	1	—
22	Hoffmann, Carl	—	Desgl.	Carlsstraße 5.	1	—	—
23	Unbekannt	—	— —	Schönhauserstraße	—	1	—
24	Trogießer	52	Invalider Unteroffizier	Behrenstraße 22.	—	1	—
25	Fischer, Charlotte	—	Dienstmädchen	Schleuse 15.	—	1	—
26	Esch, Carol. Wilhelmine	—	Färbertochter	Haakschen Markt 3.	—	1	—
27	Müller, Fried., geb. Barrach	—	Wittwe	Poststraße 9.	—	1	—
28	Bertram	54	Desgl.	Alexanderstraße 32.	—	1	—
29	Niese, Ferdinand	—	Arbeitsmann	Daselbst	—	1	—
30	Nölte	—	Unverehelicht	Im neuen Hospital	—	1	—
31	Hertel	—	Desgl.	Daselbst	—	1	—
32	Frau eines Kutschers	—	— —	Neue Friedrichsstraße 22.	—	1	—
33	Frau Schmidt	58	Milchhändlerin	Schleuse 5.	—	1	—
34	Keller, Mathilde	25	Näherin	Marien Kirchhoff 4.	—	1	—
35	Lohmann, verehelichte	—	Arbeitsfrau	Schillingsgasse. 28.	—	1	—
36	Unbekannt	—	Arbeitsmann	Leipzigerstraße 82.	—	—	1
37	Leve, Friedrich	—	Nachtwächter	Große Frankfurterstraße 64.	—	1	—
38	Wicker, August	—	Tafeldecker	Spreegasse 18.	—	1	—
39	Müller, Gottlieb Friedrich	—	Arbeitsmann	Kaiserstraße 15.	—	1	—
40	Ertel	—	Ehemaliger Bürgermeister	Dragonerstraße 47.	—	—	1
41	Schmidt, separ.	—	— —	Schleuse 11.	—	1	—
42	Nürnberg, separ.	—	— —	Daselbst	1	—	—
43	Brum	—	Wittwe	Stralauerstraße 47.	—	—	1

199. Namentliches Verzeichnis der Erkrankten. Beilage zur ,,Berliner Cholera-Zeitung". Sonnabend, 24. Sept. 1831.

Nichtkontagiosität dadurch bekräftigt. Man findet daher alle Belustigungsörter häufig besucht und die Garnison hält täglich große Exerzitien, wo alles Volk hinströmt." — Unter den Gegnern der Ansteckungslehre finden sich manche angesehene Namen, so der des bekannten Königsberger Physiologen Karl Friedrich Burdach. Hinter solcher Auffassung standen nicht zuletzt auch praktische Bedenken gegen die Absperrungsmaßnahmen, die tief in das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben eingriffen und bei der Unkenntnis über den Erreger der Seuche unvollständig bleiben mußten. Diese Bedenken trugen jedenfalls dazu bei, den Widerstand gegen Quarantäne und Gesundheitspaß zu verstärken. Ein vielgereister und vielreisender Mann wie der Rezitator und Schauspieler Karl von Holtei schildert die Unannehmlichkeiten, denen man ausgesetzt war. „Jede, auch die unbedeutendste Reise, war zur Cholerazeit mit Schwierigkeiten verknüpft, die, bei Lichte betrachtet, denjenigen, durch welche sie veranlaßt wurden, weder Schutz noch Sicherheit gewährt, weil am Ende doch keine konsequente Durchführung der getroffenen Maßregeln aufrecht zu halten war, während diese den Reisenden sehr belästigten. Ein ärztlich und polizeilich bestätigtes Attest mußte zuvörderst die Erlaubnis reisen zu dürfen begründen; dann durfte der Reisende in den Städten und Städtchen, welche noch intakt geblieben, nicht aus dem Wagen steigen, wenn die Ortsbehörden von ihrem Vorrecht für diesen Fall Gebrauch machen wollten. Zu welchen Widersprüchen diese leeren Formalitäten führten, ist leicht einzusehen. So begegnete mir in einer kleinen Stadt, wo ich Pferde wechselte, daß ein mit verrostetem Säbel begürteter Bürgersmann mir untersagte auszusteigen und im Passagierzimmer zu frühstücken, daß er aber den Diener des Hauses nicht abhielt, mir Lebensmittel an den Wagen zu bringen und die Bezahlung aus meiner Hand in Empfang zu nehmen." Solche Beobachtungen und Äußerungen wurden dadurch noch begreiflicher, daß ja die berufenen Vertreter der Heilkunde selbst uneins in der Beurteilung waren. Während sie und ihre Theorien im Kampfe miteinander lagen, zog der gemeine Mann jene Folgerungen aus den Dingen, wie sie sich seinem Laienverstande darstellten und die seiner Bildung und seiner Gemütslage entsprachen. K. F. Burdach schreibt aus Königsberg: „Ja, es kamen einzelne Fälle zur Sprache, wo Erkrankende von ihren Hausgenossen auf die Straße gestoßen wurden und daselbst umgefallen waren. Ähnliche Fälle kamen auch in Neidenburg vor. Hier mußte man einmal 10 Thaler bieten, um jemanden zu gewinnen, der die Nacht über bei einer bemittelten Kranken wachte; erst abends um 11 Uhr gelang es, zwei Leute um diesen Preis aufzutreiben, von denen aber die eine Frau um Mitternacht davonlief, als der Arzt weggegangen war, und nur der andere Wächter Tabak rauchend bei der Kranken aushielt. In Elbing kam ein Dienstmädchen erkrankt nach Hause, mußte aber auf der Straße liegenbleiben, da die Herrschaft die Aufnahme in das Haus verweigerte . . . Auch in Königsberg ward ein Fall bekannt, wo ein Handwerksmeister seinen erkrankten Lehrburschen, um nicht von ihm angesteckt zu werden, des Abends aus dem Hause stieß; der Bursche lag die Nacht hindurch hilflos am Wall der Stadt, bis man ihn fand und in das Lazareth brachte, wo er geheilt wurde; drei Wochen später aber wurde der Meister ein Opfer der Cholera."

Wie alle plötzlich hereinbrechenden Volksseuchen, so verführte auch diese sittlich schwache Menschen zu ausschweifender Selbstsucht und löste da und dort die Bande gesellschaftlichen Zusammenlebens und gegenseitiger Rücksicht. Einen Beweisgrund für oder gegen die Lehre von der Ansteckung bildeten diese unerfreulichen Tatsachen freilich ebensowenig wie die da und dort auftretenden Sittenprediger, die in der Krankheit nur ein Strafgericht Gottes erblickten, Hilfe brachten.

Um die „Wendung zum Realismus" auch in bezug auf die Heilkunde zu beurteilen, genügt es auf die „Anleitung zum zweckmäßigen Verhalten bei der Cholera" einen Blick zu werfen, die das preußische Ministerium des Inneren am 4. August 1848 herausgab. Sie ist auf die Ansicht von der Ansteckung abgestellt und mahnt nicht nur zu Reinlichkeit und Mäßigkeit, sondern auch dazu, im Verkehr mit Kranken und Unbekannten vorsichtig zu sein. Indem man so von den vorgefaßten Theorien zur reinen Beobachtung überging, bewahrheitete sich, was ein bekannter Seuchenarzt jener Tage von der Cholera behauptete, als er sie „eine Polizei der Natur" nannte. Schon 1831 machte man in Berlin die Bemerkung, daß von den 282 Straßen mit 10000 Häusern 81 Straßen und mehr als 9000 Häuser freiblieben und in 100 Straßen nur je ein Fall oder bloß je ein paar Fälle von Cholera vorkamen. Nicht nur die Dichte der Besiedelung, sondern auch die Reinlichkeit und Lage der Straßenzüge und Häuser wie der Wohnungen erkannte man allmählich als ausschlaggebend. Wenn auch nicht sofort, so wurden doch die Erfahrungen, die man bei den großen Cholerawanderungen durch

Europa zu machen Gelegenheit hatte, der Anlaß zu allerlei Verbesserungen und Vorsorgen auf dem Felde städtischer Gesundheitspflege. Die Antriebe hierzu kamen allerdings vielfach aus England, wo die Ansammlung von Menschen auf engem Raum durch die fortgeschrittene Industrialisierung dieses Landes und der Mangel sozialer Vorkehrungen schließlich zu Schutzmaßnahmen zwang. Bezeichnend hierfür bleibt es, daß das ,,Handbuch der Hygieine" des Heidelberger Professors Fr. Oesterlen (1851), eines der ersten Werke dieses Gegenstandes in Deutschland, in all diesen Fragen stets auf die Zustände in Manchester, Liverpool, London und Paris hinweisen muß. Noch gab es freilich in unserem Vaterlande wenig Großstädte, aber auch in diesen wenigen nahmen die Fabrikviertel nicht einen so gewaltigen Raum ein wie in Frankreich und England.

Immerhin regte sich auch bei uns, namentlich im Westen Deutschlands, wo die Industrialisierung eine verhältnismäßig schon hohe Stufe erklommen hatte, das Gewissen einsichtsvoller Ärzte. Der Leiter der medizinischen Klinik in Bonn, Professor Friedrich Nasse, trat bereits im Jahre 1845 mit einem ,,Aufruf zur thätigeren Sorgfalt für die Gesundheit der Fabrik-Arbeiter" an die Öffentlichkeit und gab dem Schriftchen die ,,Nachweisung von Hülfsmitteln zum Schutz der Gesundheit in Fabriken" bei. In diesen ebenfalls an französische und englische Untersuchungen anknüpfenden ersten Anregungen zu einer Art Gewerbe- und Sozialhygiene muß sich der Arzt bezeichnenderweise erst gewissermaßen rechtfertigen, daß er die Partei für die verachtete Menschenschicht der Industriearbeiter ergreift. ,,Sind es gleich in der Gesellschaft wenig beachtete und wie nicht zu leugnen ist, großenteils sittlich entartete Menschen, so ist doch selbst der Verderbteste unter ihnen vor Gott noch unser Bruder, dem wir Bewahrung seines Lebens und damit die Erhaltung seiner Fähigkeit, aus der Versunkenheit noch gerettet zu werden, schuldig sind." Und er fährt fort: ,,Wer sich von der Gelegenheit, den sittlichen Zuständen der in Fabriken arbeitenden Armen nachzuforschen, nicht abwendet, findet unter diesen neben den entarteten doch auch wohlgesinnte, treu für Frau und Kinder sorgende Familienväter, fleißige, sich gut aufführende junge Leute beiderlei Geschlechts. Der Klage, daß so mancher unter ihnen dem Laster ergeben sei, ist die aus der Erfahrung entnommene Bemerkung zur Seite zu stellen, daß diese Gefallenen da am wenigsten zahlreich vorhanden sind, wo ihnen von seiten ihrer Fabrikherrn und deren nächsten Untergebenen gezeigt wird, daß man auf ihre Gesunderhaltung Wert lege, die größere Zahl der einen tadelnswerten Wandel Führenden sich dagegen bei solchen Geschäften finde, wo sie Einflüssen preisgegeben werden, von denen sie wissen, daß ihr Leben dabei nicht lange dauern kann. Wie ein mühevolles, einen Tag nach dem anderen dieselben mechanischen Arbeiten forderndes Geschäft, wie Entbehrung und Sorge das Gemüt des oft schon kränkelnden Arbeiters niederdrücken und dadurch seine sittliche Aufrichtung erschweren müsse, das bringen diejenigen zu wenig in Anschlag, welche die Pflicht Hilfe zu suchen darüber vergessend, immer nur klagen, daß die Leute so schlecht seien . . . Doch wie hart man auch über diese der äußeren und inneren Armut Hingegebenen zu richten sich befugt halte: schon weil dieselben für eine Menge von Leistungen, zu welchen die Sinne und Gliedmaßen des Menschen nötig sind, nicht entbehrt werden können, sollte man sich der Erhaltung ihrer Gesundheit, ihres Lebens anzunehmen nicht verschmähen; zählen sie auch nicht mit, wo es den Besitz des Reichtums gilt, so sind sie doch von großer Wichtigkeit, wo es auf den Erwerb desselben ankommt". Mit feiner Zurückhaltung formt hier der Arzt seine Anklage gegen die menschenmordende Erwerbsgier der Unternehmer, die sich dabei beruhigen, daß ihre Opfer ohnehin verkommene Gesellen seien, ohne zu bedenken und ohne zugeben zu wollen, daß die Art, in der sie ihre Arbeiter behandeln, an deren

sittlichem Verfall mindestens Mitschuld trägt. Und nun zählt Nasse die wichtigsten Übelstände auf, die in den „Fabrikgeschäften" das Wohlbefinden der darin Beschäftigten bedrohen und die zumeist unschwer abgestellt werden könnten. Man richte in den Werkstätten zu wenig Aufmerksamkeit auf gute Lüftung, lasse die Arbeiter in ungeheizten oder in viel zu heißen Räumen verweilen, lasse sie giftige Stoffe mit ungeschützten Händen angreifen, gebe ihre Lungen unnötigerweise der Staubentwicklung preis, lege auf Reinlichkeit zu geringes Gewicht, beschäftige Kinder über ihre Kräfte und gewähre zu wenig Ruhepausen. Dies und noch manches andere wirft der Arzt den Fabrikherren vor und zeigt im zweiten Teil seiner Ausführungen, auf welche Weise man in anderen Industrieländern solchen Schädigungen entgegenzuarbeiten bemüht ist.

Immer mehr steigt die Heilkunde, durch die Verhältnisse gedrängt, aus dem Nebel lebensferner Theorien hinab in die Bereiche der Wirklichkeit. Man wird darum dem Hygieniker Österlen Recht geben müssen, wenn er im Vorwort zu dem obengenannten Handbuche behauptet, es hülfe doch nichts, schlechthin Gesundheitsregeln zu geben, „es muß auch allen Volksklassen so gut wie jedem einzelnen die Möglichkeit gegeben sein, unseren unabweislichen Lebens- und Gesundheitsbedingungen — oder mit anderen Worten — den Gesetzen unserer Natur Genüge zu tun. Dies aber zu ermöglichen ist Sache der staatlichen, kurz aller gesellschaftlichen Einrichtungen, und insofern kommt der Hygiene — zumal in unseren Tagen — z. B. für den echten Staatsmann, auch den Erzieher keine viel geringere Bedeutung zu als z. B. für den Arzt und jeden Menschenfreund." Dabei lenkt sich die Aufmerksamkeit dieses ärztlichen Pädagogen bereits auch auf die Verschiedenheiten der Nationalitäten und „Racen" in Beziehung zu Krankkeit und Gesundheit.

Das alles sind zum guten Teil erst Ansätze und Versuche. Die Ärzte standen da zwischen zwei Feuern und viele waren gewiß nicht ganz mit sich selbst eins. Auf der einen Seite stand das liberale Gedankengut, das allenthalben auf Einengung staatlichen Einflusses hinzielte und, wie wir sahen, zum Beispiel in der Frage der Prostitution dem Selbstbestimmungsrecht des einzelnen über seinen Körper das Wort redete, auf der anderen Seite erhob die Wirklichkeit unmißverständlich ihre Forderungen. Ihr stand aber gerade der Mann, dem die Gesundheitspflege am Herzen lag, täglich und stündlich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Je mehr sich seine Wissenschaft den physikalisch-chemischen Untersuchungsformen hingab, je mehr sich die möglichst reine, wirklichkeitsnahe Beobachtung den Vorrang vor der Deduktion erkämpfte, um so mehr kam das Körperliche zu seinem Recht.

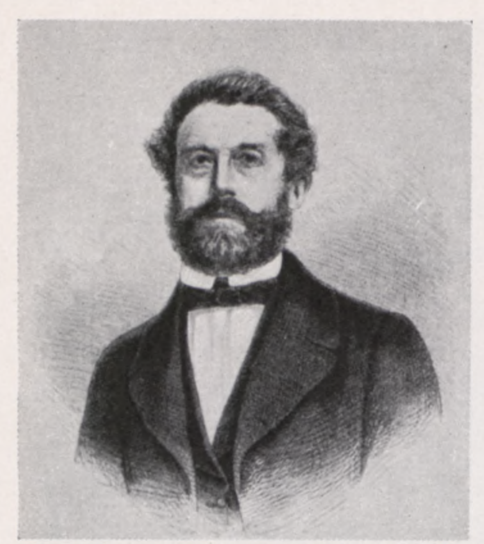
Das zeigt sich am deutlichsten in der Irrenpflege. Schlägt man die „Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten" aus dem Jahre 1845 auf, die den Begründer der Wissenschaft von den Geisteskrankheiten, Wilhelm Griesinger zum Verfasser hat, auf, so ist man baß erstaunt, mit welchem Aufwand von Mitteln hier nachzuweisen unternommen wird, daß der Sitz dieser Leiden im Gehirn zu suchen ist. Es waren noch keine zwanzig Jahre her, da suchte man den Ursprung in den Atmungs- und Kreislaufwegen, ja sogar im Dickdarm. Daneben liefen Meinungen, die letztlich theologischer Herkunft waren. Der Leipziger Professor für psychische Therapie Johann Ch. Aug. Heinroth († 1843) betrachtete den Wahn als Ausfluß des Bösen, als aus der Sünde entsprungen. Immer noch behauptete sich (auch über unsere Zeit hinaus) die Vorstellung, als ob Irresein eine Form der Besessenheit sei, die man dadurch heile, daß man den Teufel, der von dem Wahnbefallenen Besitz ergriffen hatte, „austreibe". Vielfach wurden Geisteskranke deshalb der Obhut Geistlicher anvertraut und es bedeutete etwas völlig Neues, als bei der Gründung der gegenüber Bonn liegenden Irrenanstalt Siegburg deren Leitung in die Hände eines Arztes gelegt wurde. Leider blieben die älteren Ärzte selbst in der sogenannten „Reiztheorie" befangen und glaubten durch allerlei Folterungen, durch Drehmaschinen, mittels deren die Tobsüchtigen, auf einer rotierenden Scheibe festgebunden, bis zur Betäubung herumgeschwenkt wurden, durch plötzliche Sturzbäder, Zwangsjacken, ja Stockprügel usw. die Patienten von ihren krankhaften Gedanken abzulenken. Erst allmählich eroberte sich die naturwissenschaft-



200. Die neue Irrenanstalt in Wien. Aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung" 1852.

liche Betrachtungsweise auch hier ihren Platz. Einer ihrer bedeutendsten Vertreter, der schon genannte Wilhelm Griesinger, baute mit Erfolg auf den bahnbrechenden Anregungen weiter, die von englischen und französischen Ärzten kamen, und lenkte die Aufmerksamkeit vor allem auf die anatomischen Veränderungen des Gehirns. Die Behandlung der Kranken schränkte er im großen und ganzen auf ihre Entfernung aus der gewohnten Umgebung ein, auf Entfernung alles, was sie beunruhigen könnte. Er dachte aber auch bereits an Mittel zur Verhütung von Geisteskrankheiten, indem er dazu riet, Heiraten „unter den Mitgliedern einer zum Irrewerden auffallend disponierten Familie" zu vermeiden. Die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, lagen nicht allein im Glauben an die Wirksamkeit von Dämonen, man mußte sich auch von Anschauungen John Lockes befreien, um den Irren ihr Recht zu geben, auf das sie Anspruch besaßen.

Mit der Wendung zur möglichst reinen Naturerkenntnis wurden nicht allein die wissenschaftlichen Mittel zur Erkenntnis körperlicher Zustände verfeinert und geschärft, man erlebte die Dinge, die den Leib betrafen, von nun an viel bewußter als ehedem. Die Selbstbeobachtung nahm zu, vielleicht auch die Hypochondrie, es wuchs die Zahl von Schriften, die das Wissen von den Lebensvorgängen am Gesunden wie am Kranken in weitere Schichten hinaustrugen. Dies alles wäre vielleicht noch schneller vor sich gegangen, wenn nicht der Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen innerhalb der Ärzteschaft selbst zu Spaltungen und Parteiungen geführt hätte, die in die Reihen der Laien Verwirrung bringen mußte. Man war achtlos an der Entdeckung des österreichischen Arztes Leopold Auenbrugger von Auenbrugg († 1809) vorbeigegangen und wartete, bis Napoleons Leibarzt Corvisart der Perkussion als einem Mittel der Untersuchung zum Siege verhalf. Der Deutschungar Ignaz Philipp Semmelweis aber endete 1865 in Geistesumnachtung, nachdem er ungefähr zwanzig Jahre vorher an der Gebärklinik zu Wien die erlösende Beobachtung gemacht hatte, daß die Keime des Kindbettfiebers durch die Hände, Geräte und Instrumente der Ärzte bei der Untersuchung und Behandlung von Schwangeren und Wöchnerinnen übertragen werden. Die Anhänger der Lehre von der Verbreitung durch Miasmen ziehen den genialen Entdecker unlauterer Machenschaften und verbitterten ihm derart das Leben, daß er trotz Unterstützung durch führende Gelehrte der Wiener Universität das Feld räumen mußte und seine leicht verletzlichen Nerven im Kampfe



201. Vinzenz Prießnitz. Bildnis aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ 1853.

um seine Idee aufrieb. Indem er zugleich die chemische Reinigung der Hände und Geräte empfahl und durchführte, nahm dieser deutsche Forscher wenigstens an einem bestimmten Fall vorweg, was dann der englische Chirurg Josef Lister in den Grundsätzen der „Antisepsis“ für alle operativen Eingriffe vorschrieb. Die Engräumigkeit deutschen Lebens stand den Erfolgen der Deutschen allenthalben im Wege. Fast immer mußte von auswärts erst die Bestätigung der eigenen Leistung kommen, ehe man an sich selbst zu glauben wagte. Und doch wurde dieses Deutschland, das so wenig Vertrauen zu sich hatte, zur Heimat stets neuer Anregungen. Von hier nahm ebenso eine Richtung ihren Ausgang, die in der Verschreibung von Arzneien das Um und Auf aller Heilkunst erblickte, wie auch jene Richtung, die deren Wirksamkeit grundsätzlich leugnete.

Ganz auf Arzneiung eingestellt war Samuel Hahnemann (1755—1843), der von der Erfahrung ausging, daß z. B. Brechwurz ebenso Magenkrämpfe erzeuge wie sie diese auch heile. Er suchte nachzuweisen, daß zwei Reize, die große Ähnlichkeit miteinander haben, im Körper nicht nebeneinander bestehen können, daß vielmehr der stärkere den schwächeren auslöscht und vernichtet. Darauf und auf anderen Beobachtungen meinte er das Lehrgebäude der Homöopathie, wie er nach dem Beispiel seiner Gegner später selbst sein System nannte, aufbauen zu können. Im gleichen Maße bewundert wie verlacht und gelästert, haben Hahnemann und seine Jünger mit ihren winzigen Kügelchen und Zwergdosierungen einen ziemlich großen Zulauf gewonnen. Weit über Deutschland hinaus, ja, wie es scheint, in Nordamerika, England, Frankreich und Spanien mehr als in Hahnemanns Heimat haben seine Grundsätze zum Teil in eigenen Spitälern, Akademien usw. Eingang gefunden.

Spaltete sich die homöopathische Heilkunde von der auf den Hochschulen gelehrten Schulmedizin auch ab, so bewegte sie sich doch mit dieser in mehr als einer Hinsicht auf der gleichen Ebene, auf jeden Fall wollte sie als wissenschaftlich gelten und gründete sich auch auf wissenschaftlich anerkannte Erfahrungen. Sie zog nur andere Schlüsse aus ihnen. Konnte sich Hahnemann einen akademisch gebildeten Arzt nennen, so war es ein einfacher schlesischer Bauer, der der modernen Kaltwasserheilkunde die Wege wies. Vinzenz Prießnitz (1790—1851) war in seinem Heimatsort Gräfenberg im damaligen österreichischen Schlesien ohne Schulbildung aufgewachsen und verdankte bloß seinem geschärften Blick, den er vor allem auf sich selbst gerichtet hatte, und angeborener Intuition nicht wegzuleugnende Erfolge. Behandelnder Arzt und Badediener in einer Person, zog er nicht zuletzt von der Neigung zu Ketzerei Nutzen, die in jedem unbefriedigten Patienten lebendig ist. Zugleich kam die Ausschaltung aller

Herrn Kraftmaiers Kindererziehung.



Praktische Anwendung der Hydropathie am Morgen und Abhärtung der Kinder auf möglichst ergiebige Weise.

202. Kraftmaiers Kindererziehung. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern“.

Apothekerware und der Hinweis auf den einfachen, jedermann zugänglichen Stoff, wie es das kalte Wasser ist, der romantischen Vorliebe für alles Naturhafte und Unkomplizierte entgegen. Dieses Streben macht sich auch in bezug auf andere Gebiete und Mittel geltend.

Von der Turnerei her will man ebenfalls zur Erhaltung von Gesundheit und zur Heilung von Kranken seinen Beitrag leisten. So konnte sich der, wie es scheint, in Württemberg tätige Arzt Georg Friedrich mit einem Buch über „Das Turnen als Schutz- und Heilmittel für körperliche Leiden beider Geschlechter" (ohne Jahreszahl, aber nach 1845) an die Öffentlichkeit wenden, in dem er, von starken sittlichen und nationalen Antrieben geleitet, die Bedeutung bestimmter Leibesübungen für gewisse Krankheiten hervorhebt und auf eine schon „längst berühmte" orthopädische Anstalt zu Stuttgart hinweist. Zu gleicher Zeit fand die schwedische Heilgymnastik Eingang in Deutschland. Überall merkt man das Streben, die Alleinherrschaft der Pulver und Tinkturen zu brechen. Zu denen, die denselben Zielen zuneigten, gehörte auch der aus Leipzig stammende Arzt Daniel Gottlieb Schreber (1808—61), der in seiner Vaterstadt die Leitung einer orthopädischen Heilanstalt übernommen hatte. Dies allein hätte ihm kaum den Platz in der deutschen Kulturgeschichte gesichert, wäre er nicht über das rein Fachliche hinausgewachsen und zu einem Volkserzieher geworden, der in der Gesundung unserer Jugend und des Familienlebens die große Aufgabe erblickte, die der Gesellschaft unseres Volkes gestellt ist. Ihre Zurückführung auf die natürlichen Grundlagen, wo sich Geistiges und Leibliches in harmonischer Vereinigung finden. Das wurde mit der zunehmenden Verstädterung, mit dem Anwachsen einzelner Siedlungsorte zu wahren Steinwüsten in den Fabrikvierteln von besonderer Bedeutung. Der Name des Verfassers, der eine „Kallipädie oder die Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmäßige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredelung" (1858) verfaßt hatte, lebt heute noch in der Bezeichnung „Schrebergarten" weiter, in einer Einrichtung, die dem Großstädter soviel an Natur zu retten sucht, wie das jeweils gerade möglich ist. Aus diesem Geist entstand auch sein Schriftchen „Ein Blick in das Schulwesen in der Absicht zu heilen und nicht zu verletzen" (1859), in dem er Spiel- und Tummelplätze bei jeder neu zu errichtenden Schule verlangt, gegen die „mehrstündige Ununterbrochenheit des Sitzens in der Schule" wettert und rät, nach je zwei Stunden Unterricht Pausen einzulegen, die durch Bewegungsübungen ausgefüllt sein sollen. Sein Blick fällt auf die Form der Schulbänke, auf Körperhaltung und Pflege der Sehkraft. Daß er Turnen als Pflichtgegenstand fordert, ist selbstverständlich.


203. Daniel Gottlieb Schreber. Bildnis aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung" 1862.

Es wäre aber falsch, zu glauben, als wäre Schreber der „Entdecker" der Schulhygiene. Ins Rollen gebracht hatte diesen Fragebereich der aus Österreich stammende Arzt Karl Ignaz Lorinser (1796—1853), der 1836 einen Aufsatz „Zum Schutze der Gesundheit in der Schule" veröffentlichte, in dem er zu beweisen suchte, daß in dem damaligen Schulleben die alten Regeln der geistigen und körperlichen Gesundheit fast in gänzliche Vergessenheit geraten seien. Ein solches Beginnen wurde fürs erste als Ketzerei betrachtet, Schulmänner, aber auch Ärzte erhoben ihre Stimme dagegen. Bald meldeten sich jedoch gleichgestimmte Kritiker. Wenn Schreber im Titel seiner Broschüre betonte, heilen und nicht verletzen zu wollen, so hatte er vermutlich angesichts der Erfahrungen, die Lorinser machte, solche Vorsicht walten lassen. Mit der Zeit setzte sich aber die wachsende Sorge berufener Ärzte durch. Auf der Versammlung deutscher Natur-



204. Schulbank, gebaut nach hygienischen Gesichtspunkten. Aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung" 1865.

forscher und Ärzte zu Speyer im September 1862 erklärte Rudolf Virchow: „Es ist nicht zu leugnen, daß die Schule als solche für die Gesundheit unserer Kinder die schlimmsten Gefahren mit sich bringt, daß insbesondere die einseitige Entwicklung des Geistigen, und zwar nur der formellen Seite des Geisteslebens, die körperliche Ausbildung wie die leibliche Gesundheit unserer Jugend beeinträchtigt und daß der anhaltende Aufenthalt der Kinder in den Schulen in der bisherigen Weise unzulässig ist." In der Tat scheint es mit der Reinlichkeit in den Schulen vielfach noch recht schlecht bestellt gewesen zu sein. In einer ärztlichen Veröffentlichung aus dem Jahre 1867 wird darüber Klage geführt, daß sich trotz der Cholerafurcht die Anlage der Abtritte in den Anstalten noch im primitivsten und rohesten Zustande befänden. In den öffentlichen Schulen zu Darmstadt würden die Schulzimmer wöchentlich bloß zweimal gekehrt und nur zweimal im Jahre aufgewaschen.

Mochte es auch da und dort noch an geeigneten Einrichtungen fehlen, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit ward nun einmal rege gemacht und beschäftigte sich in steigendem Maße mit der gesundheitlichen Betreuung des Schulwesens. Wer in dem Buche „Die sanitäts-polizeiliche Überwachung höherer und niederer Schulen" von Friedrich Falk (1868) das nicht unbedeutende Schrifttum über Lüftung, Heizung, Größe der Schulzimmer, über Form von Schulbänken usw. verzeichnet findet, wird von dem Eifer überrascht sein, mit dem sich die Heilkunde jener Zeit bereits auch um alle Einzelheiten gekümmert hatte. Selbst die Krinoline wurde zum Gegenstand der Betrachtung, doch kam man zum Schlusse, daß sie „wohl nur durch die Raumbeengung" in Frage komme. Auch beruhigte man sich dabei, daß mit Einführung der Krinoline „gleichsam als Kompensation das Tragen von Beinkleidern allgemeine Sitte des weiblichen Geschlechts geworden ist".

Man blieb aber bei den Schülern nicht stehen, man wandte das Augenmerk auch schon auf die Lehrer. Für die Aufnahme in ein Lehrerseminar entwarf im Jahre 1847 das Provinzial-Schulkollegium von Schlesien einen Fragebogen für die ärztliche Prüfung der Anwärter, der Auskunft darüber verlangte, ob sich erstens der Betreffende nach seiner körperlichen Anlage, nach seinem Gesundheits- und Entwicklungszustande zum Schulfache eigne, zweitens, ob in seiner Familie erbliche Anlage zur Schwindsucht, Epilepsie, Gemütskrankheiten oder zu anderen Krankheiten vorhanden seien, die der Verwaltung eines Schulamtes wesentliche Hindernisse entgegenstellen, und schließlich, ob seine Gesundheit und Entwicklung des Körpers vom gewöhnlichen Maße erheblich und wesentlich abweichend sei. Man mag daraus ersehen, wie verhältnismäßig frühzeitig die Sorge um die erbbedingten Umstände der Kandidaten aufblitzt. Im großen und ganzen handelt es sich dabei doch um vereinzelte Erscheinungen, keineswegs um solche, die einem systematischen Denken in dieser Hinsicht entspringen.

Das Eintreten von Ärzten wie das Lorinsers oder Schrebers trug viel dazu bei, daß man wieder das Augenmerk auf die Ausbildung auch des gesunden Körpers zuwandte. Da kam, wie wir sahen, vor allem das Turnen in Betracht. Dieses hatte mit dem Aufstieg der in den Freiheitskriegen lebendig gewordenen Geistesströmungen Schritt gehalten und war mit deren Sturz ebenfalls in ein Dämmerdasein zurückgesunken. Schon mit dem Jahre 1815 setzt die Verdächtigung der Turnerei ein. Vier Jahre hernach wurde Friedrich Ludwig Jahn verhaftet und einem Verfahren unterzogen, das erst im März 1825 mit einer bedingten Freilassung endete. Dem Beispiele Preußens, wo am 2. Januar 1820 das Turnen verboten wurde, folgten auch andere deutsche Staaten, doch legte man dabei größeres Gewicht auf den hochverräterischen Klang, der Wörtern wie „Turnen" und „Turnplatz" innewohnte, als auf die Ausübung der

Leibesübungen selbst. So konnten diese am Stralsunder Gymnasium seit 1834 wohl gepflegt werden, doch mußten dabei jene nach Demagogie riechenden Bezeichnungen vermieden werden. Zwei Jahre später erhob der zu Oppeln als Amtsarzt tätige Lorinser, wie schon bemerkt wurde, seine Stimme „zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" und weckte damit die Behörden aus ihrer Ruhe auf und weckte zugleich das Gewissen der Öffentlichkeit. So kam die erste Lockerung der sogenannten „Turnsperre" von der Sorge um die Schuljugend her. In der Folge läßt sich das Auf und Ab im Verhältnis zur turnerischen Leibespflege nach pädagogischen, politischen und militärischen Gesichtspunkten unterscheiden.

Als die Erinnerung an die Befreiungskriege einigermaßen zurückgetreten war, konnte sich das Interesse an körperlicher Ausbildung auf dem Umwege über die Schule hervorwagen. Hierbei leistete, wie wir sahen, die Heilkunde mit ihrer allmählichen Abkehr von der bloßen Arzneiung dieser Bewegung gute Dienste. Als dann in Preußen Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron kam und darauf ausging, das „Konglomerat Preußen" zu einem Einheitsstaat zu formen, folgte er in gewissem Abstande den Spuren, auf denen schon vorher die ehemaligen Rheinbundstaaten im Südwesten Deutschlands gewandelt waren, er suchte durch volkstümliche Zugeständnisse die Liberalen mindestens unschädlich zu machen. Von der Angst seines Ministers begleitet, durch die früher geübten Formen der Turnerei könnten die Unterschiede des Standes und der Geburt vergessen werden, erkannte der König in der Kabinettsordre vom 6. Juni 1842 die Leibesübungen als einen notwendigen und unentbehrlichen Bestandteil der männlichen Erziehung an. Damit ward zugleich das nur mit Mühe zurückgehaltene Verlangen nach organisatorischer Zusammenfassung der Turnfreunde aufs neue lebendig. Freilich wirkte hier nicht immer bloß die Freude an leiblicher Schulung, vielmehr bildete sie für viele nur einen erwünschten Vorwand für Betätigung ihrer politischen Absichten. Es traten in zunehmendem Maße Turnvereine auf den Plan und je mehr ihre Zahl anwuchs, steigerte sich auch ihr Radikalismus. Schon die Turnfeste zu Bingen und Heidelberg im Jahre 1847 zeigten die Ansätze zu jener Richtung, die 1848 auf der Tagung von vierzig Turngemeinden zu Hanau diese Organisationen verpflichten wollten, „für die Einführung der Republik" zu handeln. Drang diese Richtung auch nicht durch, so war doch nicht zu leugnen, daß bei all den folgenden Aufständen Turner in den ersten Reihen auf den Barrikaden gestanden hatten. Begreiflich darum, daß die wieder zu Macht gelangenden Regierungen in die alte Abneigung gegen das Turnen zurückfielen und es nur mit Mißtrauen betrachteten. Dazu gesellte sich von der Seite der Schulmänner her gegen den „Zwangslehrgegenstand" eine Feindseligkeit, die ihren Widerhall häufig in den Volksvertretungen fand. Im Laufe der fünfziger und zu Beginn der sechziger Jahre hatten sich die Fronten nämlich einigermaßen gewandelt. Bis dahin hatten die liberalen Parteien in den Turnern so etwas wie Bundesgenossen gesehen. Es war ihnen dabei, wie es scheint, weniger um das Körperliche als um das Politische zu tun. Auf die Dauer konnte sich allerdings dieses Bündnis nicht halten, es mußten früher oder später die Risse und Sprünge aufklaffen, die zwischen der blutmäßig bestimmten Lebensauffassung der Schüler und Enkelschüler Jahns und der von jüdischen Einflüssen durchsetzten liberalen Weltanschauung unausbleiblich waren. Diese Gegensätze wurden noch verschärft, als man besonders in Berlin die Bedeutung des Turnens für die militärische Ausbildung zu erkennen begann. Hier ereignete es sich umgekehrt, daß sich — wie ein Fall aus dem Jahre 1862 dartut — manche von den Turnübungen fernhielten, um nicht dadurch militärtauglich zu werden. In der Kammer der Reichsräte zu München erklärte sich 1868 aber ein Redner gegen die verpflichtende Einführung des Turnunterrichtes, indem er die Befürchtung daran knüpfte, daß aus Bayern nach dem Vorhaben

einer deutschen Großmacht ein Militärstaat gebildet werden könnte, davor Gott es bewahren möge. Sonst fanden sich jetzt die Gegner vor allem in den Reihen der Großgrundbesitzer und des Klerus der verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Die ersteren fürchteten, daß die Erweiterung des Schulunterrichtes der bäuerlichen Jugend die Zeit zum Viehhüten raube, die Kirchen hingegen witterten Heidnisches in diesem ,,Kultus des Fleisches". Wie Kardinal Rauscher im österreichischen Herrenhause 1864 der Forderung nach Einführung des Turnunterrichtes in allen Schulen energisch entgegentrat, so machte ein Jahr vorher ein Pastor in der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzeitung auf die religiösen und sittlichen Gefahren aufmerksam, die von der Turnerei her auch dem monarchischen Gedanken drohten. Es sei schon verdächtig, daß das Volk Gottes aus der Heiligen Schrift des alten und neuen Testamentes fast nichts davon wisse. In diesen Chor stimmten da und dort pädagogische Zeitschriften ein, die über den Verlust der Zeit klagten, die dem Studium der Klassiker abgeknappt würde. Man merkte dabei gar nicht, wie man auf diese Weise sein Verhältnis zur antiken Kultur auf die verstandesmäßig geleitete Ausdeutung des Sprachlichen einschränkte und dem Geiste besonders des griechischen Lebens so fern als möglich stand. Überhaupt läßt sich bei Betrachtung jener Dinge feststellen, daß die Antriebe zu stärkerer Betonung des Körperlichen in ihrer Mehrzahl von außen her kamen. Cholerafurcht, Politik, Bedürfnisse des Staates werden für die jeweilige Einstellung ausschlaggebend. Daneben hat man den Eindruck, daß nicht bloß das konfessionell gebundene Denken von der Vorstellung beschattet sei, daß alles, was den Leib betrifft, sündhaft ist oder doch zur Sünde hinführt. Wie man aus Schamhaftigkeit auch über die harmlosesten Vorgänge menschlich-natürlichen Daseins den Schleier sprachlicher Umschreibungen, am liebsten aber den des Schweigens breitete, so fand man auch zum Begriff der Nation nicht den Weg über das Naturhafte. Sie erschien vielen mehr als eine Art Zweckverband. Wo aber dieser Gedanke vorherrscht, da stellt sich der Eigennutz des einzelnen wie der herrschenden Schicht von selber ein. Mit Bangen betrachtete man unter der Einwirkung des Schlagwortes ,,Pauperismus" angesichts der zunehmenden Zahl industrieller Arbeiter jedes Ansteigen der Bevölkerung.

Die volkswirtschaftlichen Anschauungen Malthus drangen nach Deutschland und fanden hier auch gleich einen gelehrten Mann, der mit aller Gründlichkeit dem Übel anf den Leib zu rücken unternahm. Der sonst verdienstvolle Arzt C. A. Weinhold, der an der Universität Halle Heilkunde lehrte, überreichte 1827 dem preußischen Staatsministerium ehrfurchtsvoll ein Schriftchen: ,,Von der Übervölkerung in Mitteleuropa und deren Folgen auf die Staaten und ihre Civilisation", darin er nichts Geringeres vorschlug, als auf mechanischem Wege unerwünschte Fortpflanzung zu verhindern, und zwar durch ,,Infibulation" des männlichen Zeugungsorganes. ,,Ich schlage demnach", heißt es dort, ,,als eine allgemeine und dauernde Maßregel eine Art von unauflöslicher Infibulation mit Verlötung und metallischer Versiegelung vor, welche nicht anders als nur gewaltsam geöffnet werden kann, ganz geeignet, einen Zeugungsakt bis zum Eintritt in die Ehe zu verhindern . . . Sie werde vom vierzehnten Lebensjahre an . . . bis zum Eintritt in die Ehe bei solchen Individuen angewendet, welche erweisbar nicht so viel Vermögen besitzen, um die außerehlich erzeugten Wesen bis zur gesetzmäßigen Selbständigkeit zu ernähren und erziehen zu können. Sie verbleibe bei denen zeitlebens, welche nämlich nicht in die Lage kommen, eine Familie ernähren und erhalten zu können." Dieser auch von den Zeitgenossen nicht ohne Widerspruch aufgenommene Vorschlag verrät die Einstellung, die mindestens noch in dem folgenden Jahrzehnt das Denken vieler beherrschte: naive Selbstsucht der Herrenschicht gegenüber den Besitzlosen. In einem Werke aus dem Jahre 1836, ,,Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism" von Friedrich Schmidt werden Vergleiche zwischen Amerika und unserem Kontinent gezogen: ,,Ungleich verwickelter sind die Verhältnisse, wenn wir einen Blick auf das alternde Europa werfen. Wir sehen hier die reichsten und kultiviertesten Nationen der Welt, welche einen mehr oder weniger hohen Grad politischer Freiheit genießen; neben den anderen Nationen, welche bei geringerem Nationalvermögen, bei größeren Beschränkungen doch auf gleicher Höhe der Kultur stehen. Noch andere Reiche schmachten unter Pfaffendruck, Obskurantismus und Leibeigenschaft, sie stehen auf

der niedrigsten Stufe; dagegen sehen wir neben dem größten Reichtum auch zugleich die größte Dürftigkeit. Scharen verkrüppelter und verarmter Arbeiter schmachten und schwinden dahin, während wenige Reiche Schätze auf Schätze häufen und in allen Genüssen des Reichtums und eines übertriebenen Luxus schwelgen. Während der Däne, der Preuße, der Pole nicht weiß, was er mit dem Überschuß seines Getreides, seines Holzes anfangen soll, während er inmitten seines Überflusses darbt und Mangel leidet, weil er ihn auf keine Weise absetzen kann, muß das benachbarte England das Getreide so hoch bezahlen, daß es einem Teile seiner Bewohner völlig unmöglich ist, diesen Preis aus eigenen Mitteln zu bezahlen. Damit Frankreich die Ehre habe, Eisen erzeugen zu können, muß der Landmann das teuere und schlechte Produkt des Inlandes kaufen und die ganze Nation ist genötigt, den durch den starken Verbrauch der Eisenwerke so gesteigerten Holzpreis zu bezahlen. „Angesichts solcher Umstände bestreitet der Verfasser die Meinung, als ob ungemessene Vermehrung der Bevölkerung vorteilhaft sei. „Mögen wir daher die öffentliche Unterstützung auf diejenigen beschränken, welche wegen Alters oder Schwäche sich einen Unterhalt nicht erwerben können, und diejenigen, welche sonst noch auf Unterstützung Anspruch machen, der privaten Wohltätigkeit überlassen; mögen wir Korrektionshäuser für Vagabonden und vagabondierende Bettler errichten, aber keine Leihhäuser, keine Findelhäuser, keine Armenhäuser. Mögen wir bedenken, daß die ersteren nur zum Borgen verführen, die zweiten auf Zerstörung des schönsten Bandes der Zuneigung der Eltern zu ihren Kindern berechnet sind und die letzteren, wie Frankreichs Beispiel lehrt, einen zuletzt unerschwinglichen Aufwand und noch andere aus dem Zusammenleben einer größeren Menge von Armen unvermeidlich hervorgehende moralische Nachteile herbeiführen; mögen unsere müßigen Armen beschäftigt werden, aber es geschehe dies von den Kommunen und womöglich durch einen in der Gegend nicht einheimischen oder noch der Ausweitung fähigen Gewerbszweig und möge wie zeither die Armenpflege den Kommunen überlassen bleiben, so wird es uns vielleicht gelingen, den Übeln, welche über England, Holland, Belgien und einen Teil von Frankreich hereingebrochen sind, zu entgehen."

Wie man sieht, schlingt sich durch alle diese Betrachtungen Angst vor dem Anwachsen der Nation, eine Angst, die in der Sorge um das materielle Wohl der augenblicklich lebenden Gesellschaft ihren Grund hat. Freiwilliger oder durch Gesetze erzwungener Verzicht auf ungehemmtes Gewinnstreben steht völlig außer dem Bereiche des Denkens. Wohl beklagt man die Anhäufung ungemessener Reichtümer, doch steht man dieser Tatsache wie einem Naturgeschehen gegenüber. Es werden somit die Dinge auf den Kopf gestellt. Während man durch mechanische Mittel, ja operative Eingriffe, durch staatliche Maßnahmen und soziale Hindernisse das Natürliche, nämlich die Volksvermehrung, einzuschränken sucht, betrachtet man die Erwerbsgier des Kapitalismus als etwas Unabänderliches, Schicksalhaftes, das gleich einem entfesselten Gießbach über die Menschheit hereinstürmte.

Die Wendung zur Wirklichkeit, die wir auf verschiedensten Gebieten zu beobachten Gelegenheit hatten, sie lenkt nur selten den Blick auf das Ganze, sie bleibt sehr oft im einzelnen stecken. Da Selbstsucht Trumpf ist und Selbstsucht immer nur sich selbst sieht, dringt man auch nicht zum Volksganzen vor. Der enge Kreis jener Gruppen, mit denen man unlöslich auf Gedeih und Verderben verbunden ist, wo der Nutzen der anderen eigener Nutzen bleibt, setzt die Grenzsteine dieser Schau. Darum brach auch nicht aus dem Zentrum liberalen Denkens die Freude an dem Naturhaften, an der Bewährung körperlicher Fähigkeiten hervor, sondern immer nur aus Randgebieten oder aus völlig anderen Anschauungswelten. Man mag dies an dem Verhältnis zum Turnen ersehen haben. Solange dieses als politisches Kampfmittel zu gebrauchen war, pflegte man es. Die großen Turnfeste und die berühmten Schützenfeste mit ihren feierlichen Umzügen und Tafeln und Trinksprüchen stellten politische Kundgebungen dar, bei denen einer großen Zahl der Teilnehmer Reck und Barren und Schießstand ziemlich Nebensache blieben. So wenig Jahn, der den ganzen Menschen und mit ihm das ganze Volk zu erfassen strebte, dem Liberalismus zuzurechnen ist, so wenig hat diese Gedankenrichtung auf dem Felde der Leibesübungen Wesentliches hervorzubringen vermocht. Die Ansätze zu neuen Formen kommen nicht aus der damals vorherrschenden Bewegung, sondern von ein-



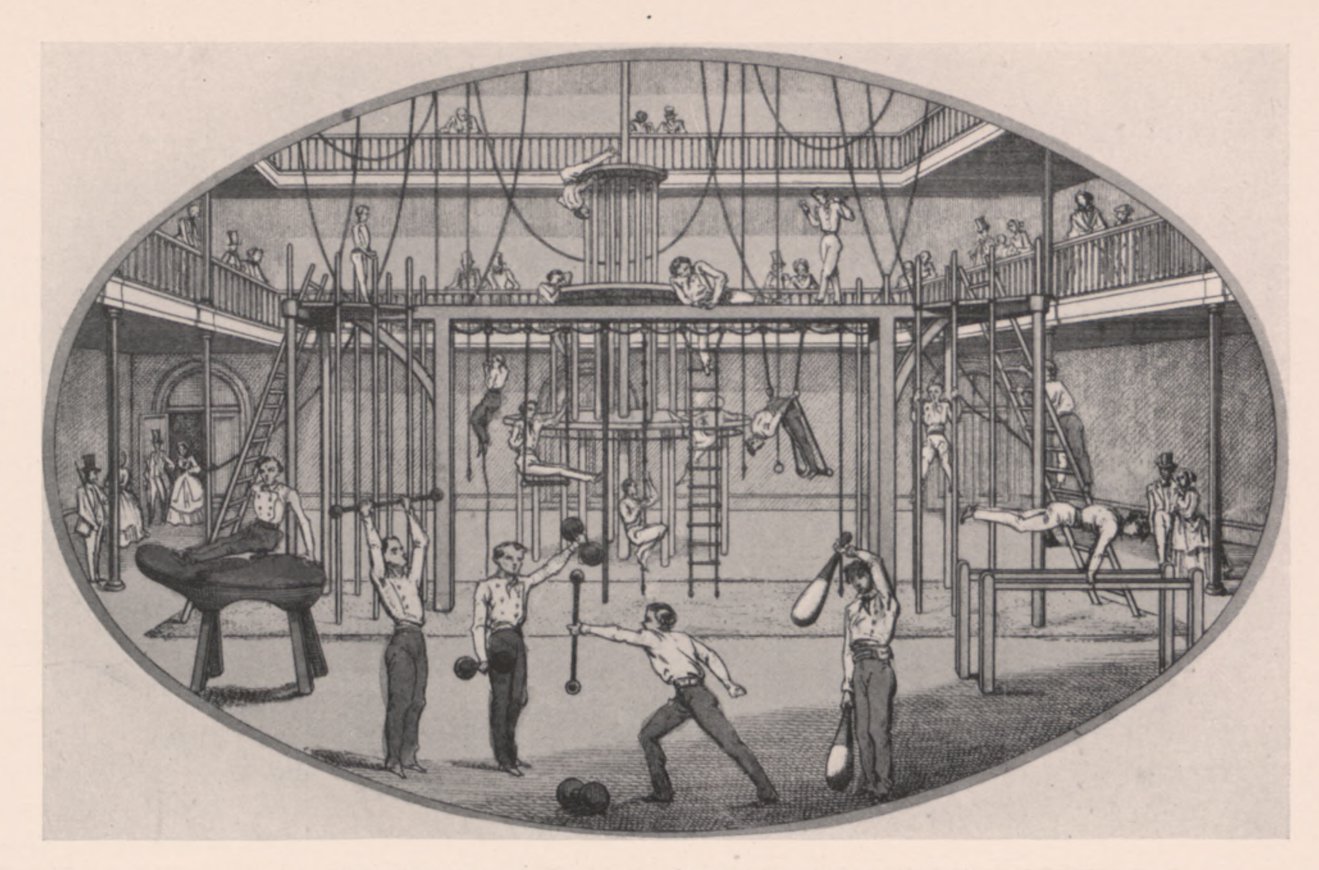
205. Die erste Damenschwimmschule in Wien 1833. Lithographie von F. Wolf.

zelnen, von kleinen Gruppen und das meist von Randgebieten her. Sieht man von der Turnerei ab, die durch und durch deutsch ist, und vielleicht auch noch vom Schützentum, das in gewissen ländlichen Kreisen, besonders in den Gebirgsgegenden von alters her heimisch ist, so kamen für andere Arten systematischer Erprobungen körperlicher Tüchtigkeit in jenen Jahren, da sich der Deutsche selbst nur wenig zutraute, fast allesamt aus England. Von dort rührt bei einzelnen dieser Erprobungsformen die Verquickung mit Glücksspieleinrichtungen her. Diese Herkunft wird uns ja auch durch das Wort „Sport" offenbar, mit dem man in einer freilich nicht immer eindeutigen Weise die verschiedensten Wett- und anderen Spiele bezeichnete. Besondere Verbreitung scheint das Wort in der deutschen Sprache dadurch gewonnen zu haben, daß es 1862 zum Titel einer zu Wien erscheinenden Zeitschrift gewählt wurde, die sich vor allem mit dem Pferderennen und der Jagd beschäftigte. Den englischen Vorbildern strebte bereits 1830 das erste Pferderennen in Berlin nach. Aristokratische Interessen trafen sich bei solchen Unternehmungen mit militärischen und überdies mit der Wettleidenschaft weiterer Volkskreise.



206. Rodelbahn im Tiergarten zu Berlin um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Gemälde im Märkischen Museum, Berlin.

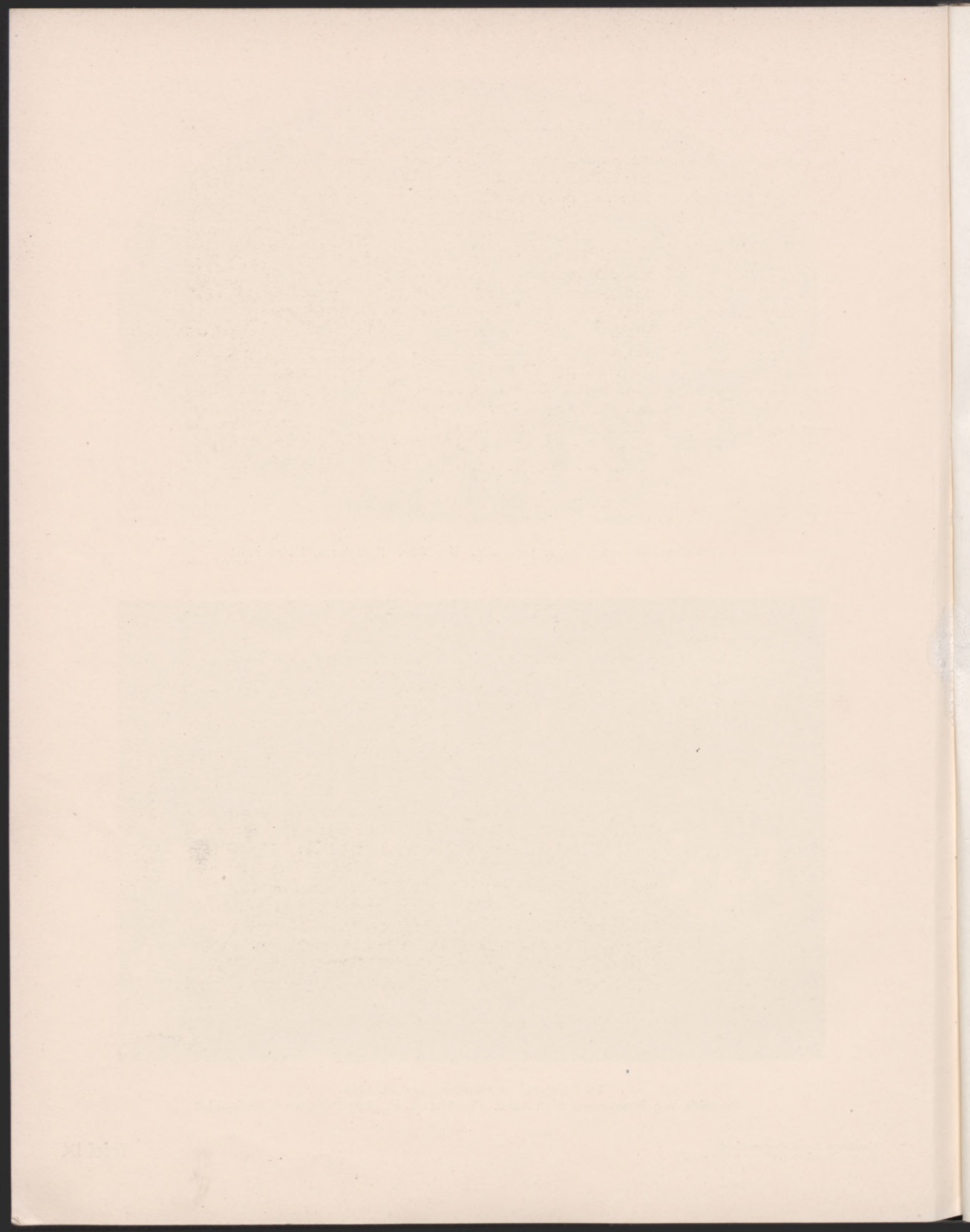
Während das Wort sich bei uns einschmuggelt und einen Bedeutungskreis umfaßt, der



Leibesübungen in einer Turnhalle. Um 1840. Kolorierter Holzschnitt



Im Spielsaal zu Homburg v. d. H. 1849.
Gemälde von Pharamond Blanchard. Frankfurt a. M., Staedelsches Kunstinstitut





207. Segelregatta auf einem der Gewässer in der Nähe Berlins im Jahre 1868. Aus der Zeitschrift „Über Land und Meer".

von bloßer Liebhaberei und Fexerei bis zum ernsten Bestreben reicht, in friedlicher Weise gegenseitig Kräfte und Leibesgeschicklichkeit zu messen, beginnt sich am Ende unserer Epoche nach angelsächsischem Muster der neue Typus des Sportsmannes auszubilden, dem der der Sportsdame folgt, bezeichnenderweise meist noch „sportsman" und „sportslady" genannt. Ein Pionier dieser Richtung war der Wiener Viktor Silberer (geb. 1841), der ihr nicht zuletzt durch seine publizistische Tätigkeit Anhänger verschaffte. Unabhängig davon wurde die Turnerei zum Antrieb für mancherlei Leibesübung. So stand sie zum Beispiel bei der Ausbreitung der Schwimmkunst Pate, während das Rudern als Kräftespiel aus England nach Hamburg eingeführt wurde, wo sich im Anschluß an eine 1844 abgeführte Regatta der „Allgemeine Alster-Club" gebildet hatte. Sechs Jahre später wurde von ihm auch bereits eine Seglerwettfahrt veranstaltet. Aus der Freude, über glatte Eisflächen dahinzugleiten, wie sie uns Klopstock und Goethe begeisternd schildern, entwickelt sich auf deutschem Boden erst spät ein nach bestimmten Spielregeln geordneter „Sport". War der Schlittschuhlauf vorerst eine rein gesellschaftliche Angelegenheit, so wuchs anderes aus praktischen Bedürfnissen hervor, das Rudern, Segeln, Schlittenfahren oder die auch damals schon vereinzelt vorkommende Übung, sich auf Schneeschuhen fortzubewegen. In bezug auf das Reiten darf man nicht außer acht lassen, daß noch über die Zeiten hinaus, da der Bau von Eisenbahnen anhebt, das Pferd im gesellschaftlichen Leben als Mittel der Fortbewegung eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Desgleichen ist wohl zu beachten, daß seit den sechziger Jahren, da Preußen immer vordringlicher den machtpolitischen Gesichtspunkt und damit die militärischen Interessen in den Vordergrund schiebt, wie wir dies beim Turnen veranschaulichen konnten, der Gedanke der Erziehung zur Wehrhaf-



208. Turnfahrt. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" 1850.



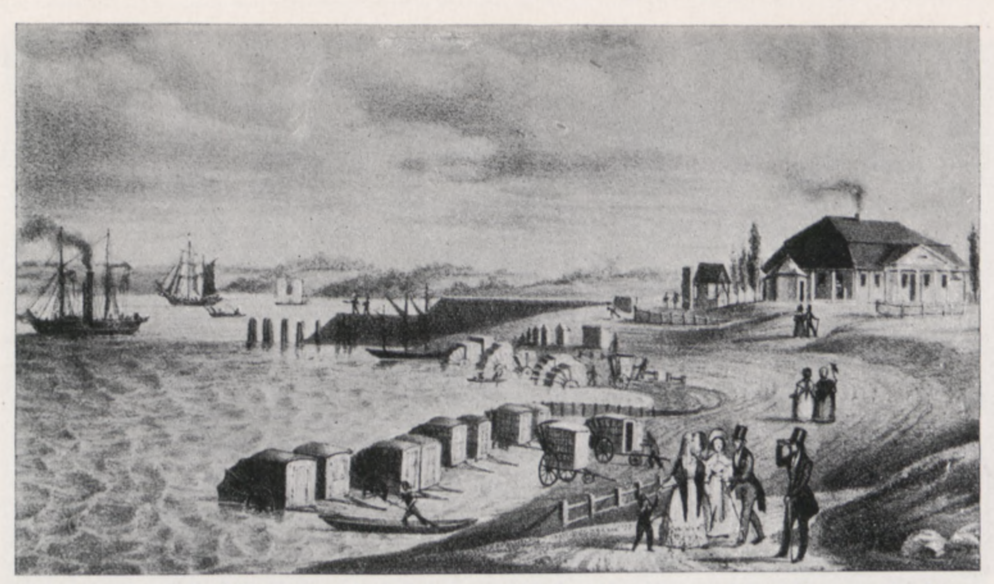
209. In den Bergen. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern“ 1847.

tigkeit bei den Behörden an Boden gewinnt und bewußt gefördert wird. Was bisher nur private Liebhaberei war, erhält nun einen tieferen, für die Allgemeinheit wichtigen Sinn. Dadurch und infolge der Notwendigkeit organisatorischer Zusammenfassung zum Zwecke, bestimmte Spielregeln festzusetzen, breitete sich das Streben nach gemeinsamem Vorgehen aller Gleichgerichteten immer mehr aus und zwar auch dort, wo es zu wettkämpferischer Ausbildung nicht kam und kommen konnte. So wird aus der uralten Freude des deutschen Menschen am Wandern die „Touristik“.

Das Kämpferische liegt hier nicht in Schaustellungen und in Gelegenheiten, das Spielerglück zu versuchen, besiegt wird in diesem Falle die Unnahbarkeit der Natur. Und auch da kommt der Antrieb von einzelnen, besonders in den Bergen. Erzherzog Johann, war er selbst nicht vom Glück begünstigt, lockte durch sein Beispiel doch andere zu weiteren Wagnissen. Großglockner, Ortler, Großvenediger und wie sie alle heißen, werden im Laufe der fünfziger und sechziger Jahre zum Ziele von Erstersteigungen. An diesen Erfolgen hatte nicht nur die Freude an der Natur ihren Anteil. Abgesehen von Jägern und Hirten, hatten auch andere berufsmäßig mitgearbeitet, Geologen und Mineralogen, Botaniker und Militärs, denen die Aufgabe der Landesvermessung zufiel. Einer der Kühnsten unter diesen war der österreichische Offizier Julius von Payer, der sich späterhin vor allem als Nordpolfahrer bekannt gemacht hat, von 1862 bis 1867 zum Teil als Kartograph in der Ortler- und Adamellogruppe Spitze um Spitze bewältigte. In dieser Zeit hatte sich das Bergführertum bereits als ein eigener Beruf ausgebildet. Daß von nun an die Hochtouristik einen so weiten Umfang annahm und auch so viele städtische Kreise erfassen konnte, daß an gewissen Punkten Ausflügler von Bergführern förmlich umschwärmt wurden, wäre ohne die Ausbildung des Eisenbahnwesens kaum möglich geworden.

Auch in der Hochtouristik ging England in bezug auf organisatorische Zusammenfassung der beteiligten Menschen voran. Der 1857 gegründete Alpine Club in London beweist, daß dank der Geldkraft der Briten und dem Ausmaß ihrer Staatlichkeit diese über Europa hinaus den Kaukasus ebenso wie den Himalaja zum Versuchsfelde ihrer kühnen Besteigungen machen konnten. Im März 1862 folgte der Österreichische Alpenverein, 1863 der Schweizer Alpenklub und 1869 zu München der Deutsche Alpenverein, der fünf Jahre hernach mit dem Österreichischen verschmolz. Von Anbeginn sahen diese Vereinigungen ihre Aufgabe nicht nur in Schaffung von Wegen, in Errichtung von Unterkünften usw., sondern auch in der wissenschaftlichen Durchforschung der Bergwelt.

Das Verhältnis der Menschen zur landschaftlichen Natur wandelte sich in unserem Zeitraum nach verschiedener Richtung. Auf jeden Fall trug zu diesem Wandel aber die Auflockerung der Seßhaftigkeit viel bei, die, wie schon erwähnt wurde, durch die Dampfbahnen wesentlich gefördert wurde. Gewiß fanden einzelne Örter, die durch mineralische Quellen ausgezeichnet waren, schon seit alters Zulauf, jetzt aber lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit



210. Das Ostseebad Travemünde im Jahre 1840. Im Vordergrund Badekarren, in denen sich die Badenden entkleiden, um dann ein kleines Stück in die See hinausgeschoben zu werden.

auf solche, die durch ihr Klima Kranken Heilung bringen sollten. Vielleicht trug dazu auch die Lehre von der Bedeutung der ,,tellurischen" Verhältnisse bei, die die damalige Heilkunde für die Verbreitung oder für die Hintanhaltung von Seuchen verantwortlich gemacht hatte. Bald mischte sich jedoch in die medizinische Betrachtungsweise noch Gesellschaftliches. Zieht man auch ab, was Karikaturisten und Spötter darüber veröffentlichten, so bleibt doch soviel übrig, um zu erkennen, daß sich in verschiedenen Gesellschaftskreisen die ,,Badereise" als eine Gewohnheit eingebürgert hatte, die sich jenseits aller Naturverbundenheit bewegte. Man war es unter Umständen seiner Stellung schuldig, selbst ein Modebad zu besuchen oder seine Familie dahin zu senden. Hätte es noch eines Beweises bedurft, daß für solche Unternehmungen die landschaftliche Schönheit oder die Heilkraft der Bäder und der Luft sozusagen bloß den Hintergrund für Unterhaltung und andere Nebenzwecke abzugeben hatte, so genügt wohl der Hinweis auf die Einrichtung von Glücksspielen, die an einzelnen dieser Orte als Anziehungsmittel ins Leben gerufen wurde. Wer in den Tagebüchern jener Zeit liest, der weiß, wie auch die hohe Politik auf den Kurpromenaden und in den Kasinos gepflegt wurde. Man braucht in diesem Zusammenhange bloß Namen wie Bad Gastein oder Bad Ems zu nennen, um darzutun, daß sich damals die Weltgeschichte bisweilen aus den Zentren und Residenzen in Badeorte flüchtete.

Durch die neuen maschinell betriebenen Verkehrsmittel waren die Landschaften den Städten nähergerückt. Man kann diesen Satz natürlich auch umkehren. Auf jeden Fall müssen wir die schon an anderer Stelle gemachte Beobachtung wiederholen, daß das Verhältnis der Menschen zur Natur als Landschaft im Zeitalter des Eisenbahnverkehrs stark beeinflußt worden war. Nicht nur, daß der städtischen Bevölkerung der Weg zu den Schönheiten der nahen wie der entfernteren Gegend wesentlich erleichtert und verkürzt worden war, auch das Landvolk wurde vielfach von nun an erst auf die Vorzüge seines Lebensraumes aufmerksam gemacht. Und noch etwas läßt sich feststellen. Gab es auch von jeher Begeisterte, die namentlich der Bergwelt ihre

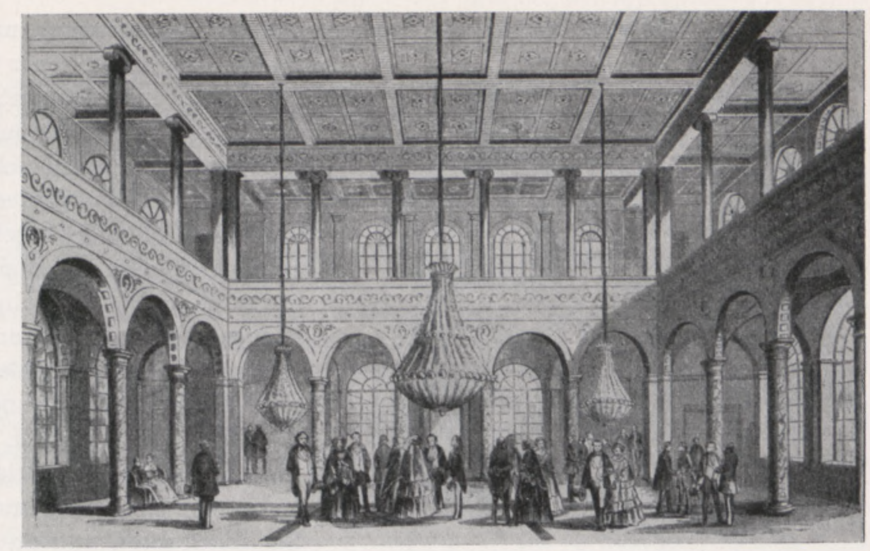


211. Auf dem Feldberg. Gemälde von Adolf Schmitz (1825—1894).

Liebe und oft auch ihr Leben weihten, so treffen wir doch an der Wende von den zwanziger zu den dreißiger Jahren und darüber hinaus immer noch Schilderungen, die in der Unwirtlichkeit und im Schreckenerregenden das Hauptmerkmal der Hochalpen erblickten. Ja, selbst Männer, die mehr als einen Gipfel zum ersten Male erklommen, konnten die Scheu vor den Eisfeldern der Gletscher nicht überwinden. Erst allmählich wurde der Sinn für die Schönheit felsiger Gezacktheit und abgründiger Schrofen gewonnen und dem Vorstellungskreis der Menschen als wunderbares Spiel der Natur einverleibt. Auf breitere Grundlage gestellt wurde dieses Verständnis erst durch den Einbruch der Städter in die bisher der großen Menge verschlossen gebliebene Welt landschaftlicher Reize. Von da kamen zum Teil auch die Antriebe, die zur Anlage von Gebirgsbahnen führten, wie es jene über den Semmering war.

Die Sprache der Dichter ist natürlich für die Erkenntnis des Naturempfindens einer Zeit nicht ausschlaggebend, denn diese Sprache kommt ohne die Vermenschlichung der toten wie der lebenden Dinge dieser Welt nicht aus. Sonne, Mond und Sterne und Wind und Meer und alles, was unsere Sinne in Feld und Flur und auf Seen und Meeren gefangennimmt, all das muß der Dichter handelnd auftreten lassen. Über diese allem poetischen Schaffen eigene Notwendigkeit hinaus lassen sich immerhin gewisse Besonderheiten feststellen. Wenn sich etwa bei Gutzkow Trivialitäten wie in seiner „Wally, der Zweiflerin" finden, wo es heißt: „Die langen Augenwimpern senkten sich majestätisch sanft auf die bläulichen Ultramarinringel, welche unter dem Auge so viel Leidenschaft verraten. Dieses Herablassen des Vorhanges, dieser Fensterladenschluß der Weiblichkeit . . .", so wird man darin vielleicht den Einfluß Heinrich Heines

zu suchen haben, der sich zu solchen Bildern nicht selten verstieg. „Der Wind zieht seine Hosen an. Die weißen Wasserhosen.“ oder „O Meer! Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen! Großmutter der Liebe, schone meiner!“ oder „Auf den Wolken ruht der Mond, Eine Riesenpomeranze.“ In derartigen Frivolitäten gefiel sich das Junge Deutschland. Nachahmung französischer Vorbilder und jüdische Naturfremdheit verführten auch einen deutschen Schriftsteller wie Heinrich Laube dazu, Deutschland den „Unterleib Europas“ zu nennen. Man hielt dies offenbar für geistreich.



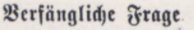
212. Der Kursaal in Bad Homburg. Aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ 1853.

In verschiedenen Abwandlungen offenbart sich das Verhältnis der Dichter zu der sie umgebenden Natur. Nikolaus Lenau, der von sich sagte, daß die Alpen, der atlantische Ozean, Beethoven und seine geliebte Sophie die wichtigsten Bestandteile seiner Bildung gewesen seien, eroberte dem deutschen Vorstellungskreise die Schönheit der Pußtalandschaft und sang der Sehnsucht des Seefahrers nach Berg, Wiese, Laub und Blüte sein Lied. Theodor Storm bringt die Farben der holsteinischen Tiefebene und der Ostsee zur Anschauung, wie die Annette von Droste-Hülshoff aus dem heimatlichen Boden ihres geliebten Münsterlandes die Kraft zu immer neuen Bildern gewinnt und begeistert an dem von Schücking und Freiligrath herausgegebenen Werke „Das malerische und romantische Westfalen“ mitarbeitet. Ob Uhland oder Mörike — kein deutscher Dichter von Rang, der nicht lachenden Herzens durch den blühenden Frühling und die Geheimnisse des Waldes hindurchgeschritten wäre und so etwas wie ein fernes Grüßen aus der Urzeit germanischen Denkens und Fühlens vernommen hätte.



213. Badeleben. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern“ 1847.

Wie man sich aber erst allmählich das richtige Verhältnis zu der Felslandschaft erringt und der Gletscherwelt noch lange schaudernd gegenübersteht, so fehlt es auch in der Betrachtung der einzelnen Jahreszeiten noch an dem Gleichmaß des Urteils. F. W. Hackländer beginnt seinen Roman „Europäisches Sklavenleben“





Fremder: „In Ihrer Stadt scheint der Thierschutz-verein schwach vertreten zu sein."
Wirthin: „Warum? Sind Sie vielleicht inhuman behandelt worden?"

214. Karikatur auf den Tierschutzverein. Aus den „Fliegenden Blättern" 1867.

mit der Bemerkung: „unsere . . . Geschichte beginnt im Winter, jener Jahreszeit, wo man die Natur als erstorben betrachtet, ihr als unschön den Rücken kehrt, um in glänzende, durchwärmte Säle einzutreten und sich an künstlichen Blumen und Freuden zu ergötzen, da man lebendige und natürliche so wenige gefunden." Daß dies nicht eine vereinzelte Erscheinung ist, beweist wohl auch die Stelle aus Gustav Freytags „Erinnerungen", wenn er bekennt: „wenn aber der Wintersturm über die kahlen Felder fegte, fuhr ich mit der Heldenschar meiner Phantasiegestalten nach der Stadt zurück." Ähnliche Urteile trifft man auch in seinen Briefen. Jedenfalls weiß die Mehrzahl der Zeitgenossen trotz Freude am Schlittenfahren und an der Eisbahn der winterlichen Natur nur selten richtige Schätzung abzugewinnen. Die Schilderung des Winters dient meist nur dazu, die Herrlichkeiten des Frühlings ins rechte Licht zu setzen oder für die Schilderung der weihnachtlichen Festtage die Folie abzugeben.

Es wäre Gegenstand einer eigenen Untersuchung, festzustellen, ob und wie die modernen Naturwissenschaften auf die inneren, seelischen Beziehungen des Menschen zur Natur gewirkt haben. Daß ein solcher Einfluß besteht, wird wohl kaum zu bezweifeln sein. So scheint die nähere Bekanntschaft mit urzeitlichen Lebensvorgängen die Einbildungskraft nicht wenig beschäftigt zu haben. Nicht bloß die Ichthyosaurierdichtung Scheffels legt dafür Zeugnis ab, auch Mörike ging auf die Jagd nach Ammoniten. Dagegen dürften die Ausstrahlungen des Darwinismus, die in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als sehr weitgespannt angenommen werden müssen, in unserem Zeitraum noch nicht in größerem Ausmaße bemerkbar geworden sein.

Nicht nur im erhöhten Interesse an den Ergebnissen wissenschaftlicher Erforschung offenbart sich eine stärkere Naturverbundenheit, sie findet ihren Ausdruck auch in der Anteilnahme, die man der außermenschlichen Kreatur entgegenbrachte. Daß in den fünfziger Jahren die Tierheilkunde Fortschritte zu verzeichnen hatte, sei nur nebenbei erwähnt, wichtiger für unsere Betrachtung ist wohl die Tatsache, daß auf deutschem Boden seit 1838 die Gesetzgebung Handhaben bot, der Tierquälerei an den Leib zu rücken. Um die gleiche Zeit begann der Zusammenschluß von Tierfreunden in eigenen Vereinen. Wie zutiefst im deutschen Volke die Liebe zur Natur verankert ist, aus der das eindringende Verständnis für die Lebewesen um uns hervorgeht, dafür bleibt wohl das Wirken eines Alfred Brehm (1829—84) bezeichnend, ein Wirken, das weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausgreift. Von ihm erhielt die Tierpsychologie neue Anregungen. Die Art und Weise, wie er die Besonderheiten des tierischen Daseins dem Begreifen der Menschen zugänglich machte, wurde für die ganze Welt Vorbild und Muster.

SCHULE UND UNTERRICHT.

„Ein Schultag verlief nun etwa so. Er begann morgens und endete abends mit gemeinsamem Gesang und Gebet der ganzen Schule. Gesungen wurde stehend, oft bis zur Erschöpfung, und nicht bloß im figürlichen Sinn: ich bin wiederholt eigentlich zusammengebrochen, Hitze, Anstrengung und vor allem die unbequeme Stellung (man stand mit gebeugten Knien eingeklemmt zwischen Tisch und Bank) brachten mir ein paarmal einen Ohnmachtsanfall. Dann folgte der Religionsunterricht, an dem wieder die ganze Schule teilnahm, die Unterklasse mehr passiv, womit übrigens der Oberklasse nicht eben eine bedeutende Aktivität zugeschrieben werden soll. Die Aufgabe bestand darin, die gegebenen Formeln des Katechismus herzusagen und die aufweichenden Erklärungen des Lehrers zu wiederholen, dazu Sprüche aus der Bibel aufzusagen oder aufzuschlagen und vorzulesen. Unser Ausdruck für dieses Ganze war: „Examel halten". Ich sehe noch den Lehrer in dem breiten Mittelgang auf und ab humpeln, er hatte ein kurzes Bein und hinkte stark, und höre ihn mit dröhnender Stimme die Formeln vorsagen und wieder einfordern, in denen Sünde und Buße, Gnade und Erlösung, ewige Seligkeit und ewige Verdammnis definiert wurden . . . Dann kam die Lesestunde: für die Kleinen das Buchstabieren usw., für die Großen das Bibellesen. Wer über Tubalkain und Nebukadnezar ohne Stolpern hinwegkam, durfte schon immer ein wenig stolz auf seine Leistung sein. Eine besondere Übung war hier auch das Bibelaufschlagen: 2. Kor. 7 V. 14 oder 1. Makkabäer 5,18: wer's am ersten hatte, durfte vorlesen. Was dort stand, war einerlei. Die Übung diente vor allem dazu, in der Reihe der biblischen Bücher festzumachen. Nach der Pause, in der erst die Mädchen, dann die Knaben entlassen wurden, folgte die Rechenstunde, wo natürlich wieder den verschieden Geförderten verschiedene Aufgaben gestellt waren, vom Zahlenlernen und Addieren bis zur Regeldetri und dem Wurzelausziehen. In der Oberklasse wurde ebenso wie in der Unterklasse die Sache rein mechanisch vorgemacht . . . Hatte man das Schema, dann rechnete man darnach 40 oder 50 Aufgaben aus dem Rechenbuch, und der Lehrer kümmerte sich nicht weiter darum.

Mit dem Mittaggebet um elf Uhr war der ersehnte Schluß erreicht . . . Der Nachmittagsunterricht begann mit der Schreibstunde. Die Kleinen schrieben auf die Schiefertafel, die Größeren nach Vorlagen, die ausgeteilt wurden, mit Tinte ins Buch. Die allein erlaubte Form der Feder war der Gänsekiel. Der Lehrer saß jeden Tag die erste Hälfte der Stunde und schnitt Federn, die von Zeit zu Zeit eingeliefert werden mußten, ebenso wie ein Tintenschilling. In der zweiten wurde das Geschriebene nachgesehen und verbessert. Aufregender pflegte die zweite Stunde zu sein: es war die Aufsagestunde: einmal in der Woche wurden die aufgegebenen Gesangsbuchverse und Bibelsprüche oder der Katechismus abgehört, der Reihe nach, jeder kam daran . . . In dieselbe Stunde fiel wohl auch der deutsche Sprachunterricht. Es wurden Deklinations- und Konjugationsschemata hergesagt, Verhältniswörter mit dem zweiten, dritten und vierten Fall auswendig gelernt und vor allem anhaltend Sätze gebildet, mit denen die Rektion der Verhältniswörter eingeübt wurde . . . Ein Lesebuch besaßen wir nicht; wie wir denn auch kein Gedicht außer den verhängnisvollen Gesangsbuchversen gelernt oder gelesen haben . . . Auch „Aufsätze" wurden gemacht, aber nur drei oder viermal im Jahr, ein Brief oder eine Erzählung oder eine Abhandlung. Nachdem auf der Tafel jeder so viel oder wenig Sinn oder Unsinn, als er zusammenbrachte und zu Hause zusammenfragte, aufgeschrieben hatte, wurde dann die Musterleistung des Lehrers diktiert und in ein Buch eingetragen, das bei Prüfungen vorgelegt wurde . . . Die letzte Stunde wurde für Geographie und Naturlehre verwendet. Der geographische Unterricht ging wieder vorzüglich auf das Auswendiglernen von Namen; in stereotyper Ordnung wurden Grenzen, Gebirge, Flüsse, Provinzen, Städte jedes Landes gelernt und aufgesagt . . . Auch die physische Geographie kam vor, die Kugelgestalt der Erde und die Beweise dafür,



Ich will doch sehen, ob ich dem verfluchten Buben keine Zuneigung zu mir beibringen kann

215. Prügelpädagogik. Karikatur der „Fliegenden Blätter". 1846.

die Einteilung durch Parallelkreise und Meridiane: wir mußten sie uns durch Einschneiden von Ringen auf einer Kartoffel verdeutlichen, denn ein Globus war nicht vorhanden. Die Naturlehre beschränkte sich auf das Vorsagen und Nachbeten einiger Definitionen von Eigenschaften der Körper: Elastizität ist diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge welcher usw.... Prügel oder sonstige Körperstrafen waren unerläßliche Mittel der Schuldisziplin."

Was der nachmals bekannte Berliner Pädagoge Friedrich Paulsen über seine Erlebnisse in der Volksschule erzählt, die ihn in seinem nordfriesischen Heimatdorfe in dem zu jener Zeit dänischen Schleswig vom 5. bis 12. Lebensjahre begleiteten, dürften in ihren Hauptzügen in den ländlichen Bezirken Deutschlands ziemlich ähnlich gewesen sein. Man braucht diese Erfahrungen nur ins Süddeutsche oder Katholische zu übersetzen, und man hat ein ungefähres Bild einer deutschen Dorfschule. Das kann man ja bei Beschäftigung mit der Geschichte des Unterrichts immer wieder beobachten, daß nämlich Theorie und praktische Anwendung oft überraschend lange brauchen, ehe sie den Weg zueinander finden. In den Städten findet dieses Sich-Treffen in der Regel etwas früher statt, doch gibt es auch da noch Hemmnisse genug. Wie lange hat es nicht gedauert, bis die Gedanken eines Pestalozzi wirksam geworden sind! Und die Früchte, die der Schule Herbarts entsproßten, sie reiften erst nach seinem Tode. Was die Volksschule betrifft, so liegt eine der Ursachen hierfür nicht zuletzt in der Sparsamkeit öffentlicher Stellen, wo es gilt die Lehrer zu besolden. Eine Feststellung aus dem Jahre 1846 besagt, daß es in Preußen und zwar in den Städten Lehrer gibt, deren jährliches Einkommen nicht mehr als 50, und Landschullehrer, deren bare Besoldung nur 10 Taler beträgt. Eine vergleichende Zusammenstellung aus dem Jahre 1855 besagt von Preußen, das Mindestgehalt an den Landschulen sei im Gelde gering: 50 Taler, allein mindestens ebensoviel in Naturalien, zu denen ein Ackerstück komme, so groß, daß der Lehrer außer seinem Gemüsebau zwei Stück Großvieh sowohl im Winter wie im Sommer ernähren kann. In Hannover gab es gar 436 d. i. ein Sechstel aller Lehrer, die im Jahre weniger als 26 Taler, und 1477 Lehrer, die weniger als 75 Taler verdienten. Von 1845 an erhielt der Lehrer einschließlich des Kirchendienstes neben freier Wohnung 30 Taler, wenn ein vollständiger, und 80, wenn ein nicht vollständiger Reihetisch damit verbunden war, das heißt, wenn ihm reiheum von den Bauern freier Mittagstisch gewährt wurde. In Österreich betrug das Mindesteinkommen eines Landschullehrers 130 Gulden, wozu Ergänzungen bis zu 250 kommen konnten. In den gleichen Grenzen bewegten sich die Ziffern in den anderen deutschen Ländern. Von dieser Betrachtung aus kann man allerdings die (S. 116) mitgeteilte Bemerkung Gutzkows verstehen, wenn er befürchtete, es könnte einmal niemand mehr gewillt sein, den Beruf eines Schulmeisters zu wählen, weil es einträglicher ist, bei einer Lokomotive den Ofen zu heizen.

Es wird nun freilich niemanden wundernehmen, wenn die Vorgänge im Jahre 1848 ihren Niederschlag auch in der Schule zurückgelassen haben. Die Lockerung der strengen Schulzucht schreckte die konservativen Kreise und schien ihnen als üble Vorbedeutung für die Zukunft. So kam als ein weiteres Hemmnis für die Verwirklichung pädagogischer Lehrmeinungen die Haltung verschiedener deutscher Regierungen, die nach diesen Erfahrungen darnach strebten, die Jugend religiösen Idealen zurückzugewinnen. Dies geschah nicht immer nur der Religion zuliebe, sondern auch aus politischen Gründen. Gewiß stimmten viele für eine solche Verbindung, weil sie der Überzeugung waren, damit beiden Teilen, dem Staate wie der Religion einen Dienst zu erweisen. Es ist kein Zufall, daß in Preußen und in Österreich fast gleichzeitig ein Vorstoß der Kirche gegen die Schule unternommen wurde. In Berlin war es der Kultusminister Karl Otto von Raumer (1850—58), der 1854 in seinen Regulativen besonders darauf achtete, daß die Schüler mindestens dreißig Kirchenlieder, die Sonntagsevangelien, den

Katechismus und eine Menge Gebete auswendig lernten, im Habsburgerreich wurde 1855 das Konkordat mit der Kurie geschlossen, wodurch den Bischöfen die Aufsicht über alle Lehrgegenstände und über alle für Katholiken bestimmten Volksschulen zufiel. Zwei Jahre hernach folgte Bayern mit Bestimmungen über die Bildung von Lehrern, wonach der positiv kirchliche Sinn und Charakter unter Anwendung aller zu Gebote stehender Mittel gepflegt und gefestigt werden sollte.

Mit Recht lenkten alle, die eine Besserung des Unterrichts anstrebten, ihr Augenmerk auf die Gewinnung eines entsprechend vorgebildeten Lehrerstandes, wie dies von dem begeisterten Lehrerbildner Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg immer wieder aufs eindringlichste betont worden war. Es fehlte ja nicht an einzelnen Anstalten und guten Ansätzen hierzu, aber, wenn auch noch am 16. Mai 1844 eine preußische Kabinettsordre verfügte, daß einem zwölf Jahre dienenden Unteroffizier, sofern er für das Schulamt Neigung und Fähigkeit zeigt, ein sechsmonatiger Urlaub zu seiner Ausbildung auf einem Seminar erteilt werden soll, so beweist dies zur Genüge, mit welchen Maßen man damals Wert oder Unwert der Volksschule einschätzte. Da sich aber vielfach die geringere Achtung der allgemeinen Bildungswerte mit stärkerer Betonung kirchlicher Forderungen zusammenfand, wurden die Berufsfreudigsten unter den Lehrern dem Liberalismus zugetrieben. Dieser darf es sich denn auch als Verdienst zurechnen, für allgemeine Schulpflicht und zeitliche Ausdehnung dieser Pflicht eingetreten zu sein.

Wie man aus zahlreichen Mitteilungen ersehen kann, die Menschen verschiedener Herkunft rückschauend über ihre Jugenderlebnisse zum besten geben, bildete die Volksschule keineswegs die einzige Grundlage ihrer ersten Unterrichtung. Sehr häufig erfährt man, daß es die Eltern waren oder daß es der Pfarrer des Ortes oder sonst eine Persönlichkeit war, die dem Kinde die ersten Anfänge des ABC und der Fibel beibrachten. Selbst bei Bauernkindern, die bisweilen schon mit dem fünften Lebensjahr zur Schule geschickt wurden, weil die Familie froh war, sie dort unter Aufsicht zu wissen, konnte es der Fall sein, daß sie nicht ganz unvorbereitet in der ersten Stunde vor dem Lehrer erschienen. So konnte Friedrich Paulsen schon lesen, als er zur Schule kam. Mit der Volksschule traten überdies sehr häufig private Einrichtungen in Wettbewerb. Otto Roquette, dessen Vater preußischer Beamter in Krotoschin war, hatte zu Hause von den Eltern Lesen und Schreiben gelernt, im Lateinischen hatte ihm sein Vater die Anfänge beigebracht. „In die öffentliche Schule glaubten die Eltern mich nicht schicken zu können, und in derselben Verlegenheit waren andere Beamte wegen ihrer kleineren Knaben, während manche ältere Söhne in der Volksschule verwilderten.“ Man sieht, wie hier offenkundig gesellschaftliche Vorurteile mit am Werke waren. Die Furcht vor Berührung mit den Kindern der niederen Stände brachte ebenso die Privatschulen in Flor, wie sie das Hofmeisterwesen förderte. Das galt für die höheren Schulen in noch ausgedehnterem Maße.

Unter Friedrich Wilhelm IV. hatte man in Preußen Mißtrauen gegen das humanistische Gymnasium als eine Pflegestätte heidnischer, nichtchristlicher Moral. Andererseits verstummen nicht die Klagen der einstigen Schüler dieser Gymnasien, daß sie in den Unterrichtsstunden nichts vom Geist der antiken Schriftsteller erfahren hätten, daß alles im Sprachlichen stecken blieb. Wohl aber mußten lateinische Oden oder griechische Trimeter angefertigt werden. Die Abneigung wider die Realschulen, in denen man die Wiege der Umsturzideen zu erkennen meinte, ward erst seit 1848 überwunden. In Österreich bildete dieses Jahr auch hierin einen wichtigen Einschnitt, indem an Stelle der bisherigen Studienhofkommission ein Unterrichtsministerium geschaffen und Graf Leo Thun mit dessen Leitung im folgenden Jahre betraut worden war.

Von ihm wurde der deutsche Schulmann Hermann Bonitz gewonnen, der die Grundsätze für die Organisation der Gymnasien und Realschulen entwarf und damit das alte Gefüge, wie es aus der Zeit der Jesuitenschulen noch fortbestand, zur Seite schob und in der Unter- wie in der Oberstufe dem naturkundlichen Unterricht gleichmäßig Raum gewährte. Immer deutlicher forderte die wachsende Bedeutung der Technik und der Industrie Einfluß auch auf die Heranbildung der Jugend. Die alten geistigen wie gesellschaftlichen Gewalten verloren zusehends an Gewicht, an die Stelle der Absonderung trat die Neigung, die Schranken, die zwischen Adel und Bürgertum noch immer bestanden, möglichst abzutun. Infolgedessen kam, wie gesagt, die Gewohnheit, den Kindern einen Hofmeister zu halten, allmählich ab. Man darf freilich in dieser Übung nicht nur Nachteile sozialer Natur erblicken: sie führte auch zu einem gewissen gesellschaftlichen Ausgleich. Vielfach war der Erzieher, der unter gleichem Dach und in der Gemeinschaft der Familie seiner Zöglinge lebte, seelisch seinen Brotgebern näher gekommen. Umgekehrt lernten die höheren Stände auf diese Weise die Bedürfnisse und Nöte der anderen kennen. Wenn in der gleichzeitigen Literatur der Hofmeister sehr häufig eine bedeutende Rolle spielt, so spiegelt sich darin die Wirklichkeit wider, die uns aus den Lebensbeschreibungen so vieler Schriftsteller, Gelehrter und Beamter entgegentritt. Ihr Studium auf der Hochschule und damit ihr sozialer Aufstieg wäre ihnen andernfalls kaum möglich gewesen. In protestantischen Ländern handelte es sich in der Regel um den ,,Kandidaten", der sich für den theologischen Beruf vorbereitete oder vorbereiten sollte.

Die Studierenden der Universitäten teilten vor allem in der Burschenschaft das Schicksal der deutschen Patrioten in erhöhtem Maße. Die Verfolgungen durch die Regierungen drängten die akademische Jugend in die Bahnen eines lebensfremden Radikalismus und in das Dunkel der Geheimbündelei. Damit gab man aber den Obrigkeiten eine Handhabe, Hochverrat zu wittern, wo oft an sich harmloses Wortgepränge blutrünstige Formen annahm. Die religiöse Stimmung der Zeit bemächtigte sich hinwieder in den vierziger Jahren ebenfalls verschiedener studentischer Verbindungen. Was in Erlangen, Halle und Berlin zwar ohne konfessionelle Bindung, aber doch stark unter protestantischem Einfluß geschah, griff in Bonn auf die Katholiken über, die dort 1844 die katholische Verbindung ,,Bavaria" ins Leben riefen. Gleichzeitig nistete sich bei einzelnen Gruppen unter dem Titel ,,studentischer Progreß" eine Richtung ein, die nicht nur für die Republik schwärmte, sondern — besonders in Heidelberg — ihre politische Unreife an den Tag legte, wenn etwa bei einem Abschiedskommers (1845) erst Arndts Vaterlandslied und dann in französischer Sprache die Marseillaise gesungen wurde.

Die idealisierte Form, in der sich der Couleurstudent betrachtet wissen wollte, gibt der Held in Roderich Benedix ,,Das bemooste Haupt" (1841) zum besten, wenn er den eben eintretenden Fuchsen belehrt: ,,Ein Philister ist ein Kerl, der nichts kennt als sich und seinen Geldbeutel; der dem lieben Gott Buch und Rechnung führt über die Pfennige, die er einem armen Handwerksburschen gibt; der vor einem guten Rocke den Hut tiefer abnimmt als vor einem abgetragenen; der Kunst und Wissenschaft für dummes Zeug hält, weil sie oft brotlos sind, der um zehn Uhr zu Bette geht, weil dann der Nachtwächter bläst; der sich Sonntags pflichtschuldigst amüsiert, weil er ein reines Hemde angezogen, der sich für fromm hält, weil er regelmäßig in die Kirche geht und der Frau Nachbarin neues Kleid bekrittelt, dessen Lebenslauf mit einer Zeile zu beschreiben ist: er ward geboren, aß, trank, schlief — und starb. Sieh, das ist ein Philister. Solch ein Kerl mußt du nie werden, niemals in deinem Leben nicht! Darum lerne den Degen führen, daß du ein Mann wirst und vor einer blanken Klinge nicht in ein Mäuseloch kriechst oder die Polizei rufst, wenn dich dein Nachbar einen Schafskopf schilt — aber werde kein Raufbold! Darum lerne ein Glas trinken, daß du etwas vertragen kannst und im Kreise munterer Gesellen nicht unter den Tisch fällst oder den Katzenjammer bekömmst, aber werde kein Säufer! Halte dein Vaterland in Ehren und bete mir die Franzosen und Engländer nicht an, denn das deutsche Volk sollte das erste Volk in der Welt sein und wird es werden,

wenn es frei und einig zum Selbstbewußtsein kommt und in stolzer Selbstachtung dem Auslande die offene Stirn bietet! — Bedenke, wozu der Mensch da ist, nicht zum Essen allein und zum Arbeiten — das heißt ein Pflanzenleben führen. Freude braucht der Mensch — das heißt, was wir auf deutsch Freude nennen — nicht etwa plaisir oder amusement! Lerne die schönste Ode auswendig, die je aus eines Dichters Feder floß, aus der unsterblichen des deutschen Schillers Feder: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium" usw. Mache anderen soviel Freude, als du kannst, und dir dabei mit; denn das Jauchzen der Lust ist dem lieben Gott ein schöneres Gebet als das Schlagen an die Brust und das Zerknirschtsein. — Werde kein Weiberknecht, aber ehre die Frauen, wie Schiller sie achtete, wenn er singt: „Ehret die Frauen" usw.... Sei als Jüngling ein Mann und bewahre dir als Mann das Feuer des Jünglings, daß du nicht grämlich wirst über die Freuden der Jugend. Das alles tue, denn das heißt kein Philister sein — und Philistertum ist die eigentliche und wahre Erbsünde."



Homo studens
Civis academicus sociarius (Ling. acad.)

Familie der *Rabiaten*
Zu deutsch: **Der Bursch**
Kennzeichen: Trägt farbige Bänder und raucht immer an den Schildwachen
Fundort: Halle, Leipzig, Göttingen etc. auf Straßen, in Wirtshäusen, auf Fechtböden etc.
Zweck: „Stürzen". (Ling. acad.)



Homo studens
Civis academicus
Anima obscura (Ling. acad.)
Familie der *Pacaten*
Zu deutsch: **Der Obscurant**
Geht nicht los. Trägt auch kein Band
In Hörsälen, Krankenhäusern, Dachstuben und Garküchen.
Nachschreiben in den Collegien für sich und andere – „ochsen" – (Ling. acad.)

216. Der Student in der Naturgeschichte. Karikatur der „Fliegenden Blätter", I, 1846.

So recht konnte sich das studentische Treiben natürlich vor allem in den kleinen Städten ausleben, wo es den Ton angab. Dieser Ton war freilich sehr oft gewollt derb, der deshalb auch der Berührung mit den Familien in der Regel aus dem Wege ging. Der Alkohol spielte eine verderbliche Rolle, wenn er auch für manchen bierseligen Ulk den Hintergrund abgab. Der Aufenthalt auf dem Paukboden nahm nicht wenig Zeit in Anspruch, denn das Duell- und Mensurenwesen, wurde es auch da und dort eingeschränkt, ja bekämpft, stand im allgemeinen hoch in Flor. Mit der zunehmenden Zahl der Studierenden verlor das Korporationswesen an Bedeutung. Die einsetzende Nivellierung machte auch vor der akademischen Gerichtsbarkeit nicht Halt, doch wurden noch im Jahre 1878 ernste parlamentarische Kämpfe um den Fortbestand des Universitätskarzers ausgefochten.

Wie für so viele andere Bereiche des Lebens bedeutet das Jahr 1848 auch für die Universitäten einen merkbaren Einschnitt. Wohl hatten schon in den Befreiungskriegen Lehrer wie Studierende am Schicksal der Nation tätigen Anteil genommen, aber der Typus des Professors unterschied sich bewußt oder unbewußt von der bürgerlichen Umwelt. Die Hochschule war eine Welt für sich. Otto Roquette schildert, wie sehr er gegen das Vorurteil der Professoren in Halle zu kämpfen hatte, weil man es für unpassend fand, daß er vor seiner Promotion mit dichterischen Werken vor die Öffentlichkeit trat. Eine gelehrte, wenn auch mangelhafte Arbeit hätte man ihm leichter nachgesehen. Es lag etwas Priesterliches im Auftreten des Hochschullehrers, das sich bisweilen absichtlich von den Formen der Umwelt absonderte und dadurch den Spott herausforderte. Man braucht jedoch nur auf den Protest der „Göttinger Sieben" gegen den Verfassungsbruch in Hannover (1837) hinzuweisen, um festzustellen, daß Katheder und



217. Karikatur aus den „Fliegenden Blättern" (1846). „Sag' einmal, liebes Söhnchen, wo ist denn hier das schlechteste Wirtshaus?"

politische Aktivität nicht Gegensätze sein mußten. Aus München griff Görres mit seinem „Athanasius" in den Kölner Kirchenstreit. Auch an dem Kampfe gegen die Freundin König Ludwigs I., gegen Lola Montez, beteiligten sich Lehrer und Studenten der Münchener Universität. Das Gleiche gilt von den Studierenden und ihren Korporationen. Die konservativen Regierungen hatten so Unrecht nicht, wenn sie in den Hochschulen die Brutstätten der „Demagogie" erkennen zu können meinten. Jedenfalls ist an Lehrern wie Schülern tätige Mitwirkung an den Bewegungen der Zeit zu beobachten. Dies nicht bloß in der Richtung auf die Politik, sondern auch in bezug auf die Wissenschaft. Daneben bürgerte sich gewiß innerhalb des organisierten Studententums mancherlei Spießerisches ein. Umsäumt von den Trinkliedern, wie sie namentlich aus J. V. Scheffels „Gaudeamus" in ihrer humoristisch gefärbten Frische herüberklingen, lassen sie freilich vergessen, was auch an ernstem Streben zwischen Sang und Becherklang, zwischen Kommers und Mensur in der damaligen deutschen Jugend lebendig blieb. Das erwies sich deutlich im Jahre 1848. Wenn sich auch hier Ernst und Lächerlichkeit die Hände reichen, so wird man dies nur als ein Spiegelbild der ganzen Bewegung ansehen müssen.

An einem Punkte hat die Umkehr der Verhältnisse, wie sie das Jahr der Märzereignisse zeitigte, der gesamtdeutschen Idee in schicksalhafter Weise Vorschub geleistet, das war in Österreich. Ein Korporationswesen im Vormärz gab es hier so gut wie überhaupt nicht, wohl vereinigte man sich zu gemeinsamen Zirkeln. Der juridisch-politische Leseverein und der Gewerbeverein bildeten in Wien neben verschiedenen losen Vereinigungen, die in Kaffeehäusern zusammenkamen, die Heimstätten revolutionärer Gesinnung. Fast bei ihnen allen spielten Studenten und unter ihnen Juden eine hervorragende Rolle. Sie waren es denn auch, die an der Spitze der ganzen Umsturzbewegung standen. Das wurde sicher für die Folge von Bedeutung, aber den Ausschlag gab es nicht. Die Wiener Universität bot nur in der hervorragenden medizinischen Schule Anziehungskraft auch auf ausländische Studierende. An hervorragenden Gelehrten fehlte es auch sonst nicht, es gab den Orientalisten Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall, den Physiker Freiherrn Andreas von Ettingshausen, den Astronomen J. J. von Littrow, den genialen Errechner optischer Linsen Josef Petzval und viele andere, aber aus allen möglichen Bedenklichkeiten gönnte man ihnen nicht einen Sammelpunkt des geistigen Austausches. Zehn Jahre lag das Gesuch um Gründung einer Akademie in den Schreibtischladen der verschiedenen Minister und Würdenträger, ehe am 14. Mai 1847 Kaiser Ferdinand I. die Statuten genehmigte und vierzig Mitglieder ernannte. Dies allein genügte noch lange nicht. Entscheidend wurde hingegen der Neubau des Unterrichtswesens, der in der Zeit der „Reaktion" während der Amtszeit des Ministers Grafen Leo Thun (1849—60) unternommen worden war. Der aus Böhmen stammende Hocharistokrat, der einst für die Wiedererweckung des tsche-

chischen Schrifttums eine Lanze brach, dessen Lebensanschauung in der strengsten katholischen Kirchenlehre wurzelte, ward vom Schicksal ausersehen, vom Deutschtum der Deutschösterreicher zu jenem der Deutschen in den übrigen deutschen Landen die geistige Brücke zu schlagen. Er tat es nicht aus „nationalen" Gründen, ihn lenkte vor allem der Gedanke, dem erstarrenden Habsburgerreich durch Angleichung an die Einrichtungen im übrigen Deutschland und durch Zufuhr frischen deutschen Blutes neue Lebenskraft zuzuführen. Lern- und Lehrfreiheit wurden an den Hochschulen eingeführt, der Privatdozent nach deutschem Vorbild tauchte jetzt auch hier als Neuerscheinung auf. Bedeutende Historiker wie Theodor Sickel und Julius Ficker, der Philologe Hermann Bonitz, der Germanist Karl Weinhold, der Rechtshistoriker Heinrich Siegel, der bekannte Volkswirtschaftslehrer Lorenz von Stein, der Kirchenrechtler Johann Friedrich von Schulte fanden aus den verschiedensten Gauen Deutschlands den Weg zu den österreichischen Universitäten. Indem dann wenige Jahrzehnte hernach österreichische Gelehrte wie Wilhelm Scherer und der Rechtslehrer Heinrich Brunner mit vielen anderen auf angesehene Lehrkanzeln nach Straßburg, Berlin, Leipzig, Heidelberg usw. berufen wurden, war erst der lebendige Wechselverkehr mit dem deutschen Geistesleben hergestellt und eine wichtige Vorbedingung für das Werden einer großdeutschen Gemeinschaft geschaffen worden.

Ungefährlicher als die Universitäten schien der österreichischen Staatsverwaltung das Studium der technischen Wissenschaften. Sie hielt mit der Gründung entsprechender Hochschulen nicht nur mit dem übrigen Deutschland Schritt, sie ging in gewissem Sinne voran. Die Pflege dieses Zweiges menschlichen Wissens und Könnens entsprach ja mehr denn je den Forderungen der Zeit. Die Technischen Hochschulen in Zürich (1855) und in München (1868) bildeten die Wegbereiter auf diesem Gebiete.

Und noch eine Forderung der Zeit meldete sich. Der zunehmende Wohlstand aufsteigender bürgerlicher Kreise strebte nach Fortsetzung der Schulbildung und Ausfüllung etwaiger Lücken. Neben die Interessen des Mittelstandes treten aber in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts jene des um seine geistige wie sittliche Hebung besorgten Arbeiterstandes. Noch stand solchen Bestrebungen vielfach das Vorurteil akademischer Lehrer entgegen, die es unter ihrer Würde betrachteten, zum Volke „herabzusteigen". Am Ende unseres Zeitraumes liegen die Dinge bereits wesentlich anders. Der Ausgang des Krieges mit Frankreich verhalf den volksbildnerischen Versuchen zum Erfolg. Doch schon 1866 konnten Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ins Leben rufen, Vorträge, in denen nicht nur diese beiden berühmten Professoren, sondern auch noch andere hervorragende Gelehrte aus der selbstgewählten Absonderung heraustraten.

War wie auf allen anderen Gebieten auch auf dem der Wissenschaft der Liberalismus drauf und dran, den Zusammenhang mit dem Leben zu übersehen und das gelehrte Studium zu vereinzeln und zu einer Sache für sich allein zu machen, so kam er dem Bildungsverlangen der großen Masse immerhin entgegen. Der Standpunkt, als ob Gelehrsamkeit um der Gelehrsamkeit willen bestehen könne, als ob sie nicht mit Rasse und Volkstum aufs engste verwurzelt wäre, spielte bei dem Ausdehnungsstreben keine Rolle. Volksschule und Volksbildung hatten davon doch den Vorteil, daß man das Augenmerk auf sie richtete und Vorbedingungen für ihre Existenz schuf.

GLAUBE UND ABERGLAUBE.

So hochmütig sich auch der Liberalismus allem Übersinnlichen gegenüberstellte, ihm selbst wohnten doch auch religiöse Vorstellungen zu Grunde. Das Selbstbestimmungsrecht, das er dem Einzelnen zubilligte, und die Überzeugung, daß sich aus dem freien Spiel der Kräfte ein

für alle glückliches Ergebnis verwirkliche, setzt das Dasein einer Vorsehung voraus, einer ordnenden Hand, die das verschieden gerichtete, einander vielfach entgegengesetzte Tun und Wollen zu harmonischer Endgestaltung hinüberlenkt. Riß man das Einzelne aus seiner organischen Gebundenheit heraus, so mußte es irgendwo eine höhere Einheit geben, in die sich die zerfallenden Einzelheiten einfügten. Doch solche Betrachtungen lagen dem Bewußtsein der meisten ziemlich ferne. Dem Gesetz des Widerspruches folgend, ließ man sich mehr von dem Angriffsgeist wider den Offenbarungsglauben des Kirchentums leiten als von der Pflege metaphysischer Grundlegung eigener Anschauungen. Das bedingte hinwieder im großen und ganzen jene immer wieder zu beobachtende Entfremdung gegenüber allem Religiösen, bedingte auch die Widersprüche, zu denen man in der Behandlung von Kirchenfragen gelangte. So waren denn die Liberalen nicht wenig erstaunt, bisweilen nachgerade erbost, wenn Vertreter der Glaubensparteien Grundsätze und Forderungen aufstellten, die dem Prinzipienschatze ihrer eigenen Lehre entlehnt waren. Die katholische Kirche blieb von Einbrüchen des neuen Geistes nicht verschont. Polen wie Iren und Flamen, durchwegs streng katholische Völker, waren gezwungen, zur Verteidigung ihres nationalen Bestandes und ihrer religiösen Selbständigkeit zu revolutionären Mitteln zu greifen. In Frankreich aber schien es eine politische Notwendigkeit zu sein, den neuen Gedanken Zugeständnisse zu machen, wollte man auf den Mittelstand, der völlig dem Aufklärerstandpunkt zum Opfer zu fallen drohte, nicht ganz und gar verzichten. Bezeichnend für diese Bestrebungen wurde dort das Wirken von Männern wie Lamennais, Lacordaire und Montalembert.

In Deutschland konnte man leicht die Kraft des Katholizismus unterschätzen, wenn man ihn nach dem Stande beurteilte, den er nach dem Abschluß der napoleonischen Kriege aufwies. Im Zusammenwirken mit dem aufgeklärten Absolutismus und seiner durch und durch vernunftstolzen Beamtenschaft wurde damals die Kirche in ihrer Stellung zur weltlichen Macht, in ihren wirtschaftlichen wie politischen Grundlagen vollständig umgestülpt. Die drei geistlichen Kurfürstentümer samt 22 Bistümern und mehr als 200 Klöstern hatten ihre Selbständigkeit eingebüßt und wurden in die sie umliegenden Territorien eingegliedert. Die bisher reichsunmittelbaren Prälaten verloren ihr politisches Eigenleben. Ihre Untertanen, ihr Vermögen und ihr Grundbesitz wurden vielfach protestantischen Landesherren überlassen. Daß ein so gewaltsamer Umschwung auch auf das Geistige zurückwirkte, liegt auf der Hand. Andererseits dauerte es mehr als ein Menschenalter, bis man auf katholischer Seite die Folgen solchen Wandels überwand und bis man sich gewissermaßen selber fand. Ins Gleichgewicht war man deshalb noch lange nicht gekommen. Die verschiedenen schon unter dem Einfluß der Aufklärung in Deutschland sich geltend machenden Sonderströmungen mochten bei einzelnen Männern die Hoffnung erwecken, es wäre möglich, die Gegensätze zwischen den zwei einander feindlich gegenüberstehenden Glaubensrichtungen zu verwischen. Schelling, den die Gerüchte zum Konvertiten der Papstkirche machen wollten, glaubte hinwieder erwarten zu dürfen, daß „die katholische Kirche die positive Philosophie gleichsam als kanonisch anerkennen werde."

Die Romantik trug nicht wenig zur Verwirrung der Geister bei. Sie züchtete vor allem eine Form von Überläufern, die in ihrer übersteigerten Inbrunst und Glaubensseligkeit alle Wirklichkeit im Stiche ließ und sich in mystischer Verbohrtheit nicht genug tun konnte. Als Beispiel hierfür mag Görres gelten. Er stand nicht durch Glaubenswechsel, sondern durch Gesinnungswandel dieser Richtung nahe. Einst Verkünder der Gedanken von 1789, war er später der Romantik anheimgefallen und hatte im Kampfe gegen Napoleon durch die Herausgabe des „Rheinischen Merkurs" mit mächtigen publizistischen Schlägen die Trommel gerührt, die den

Marsch des Blücherschen Heeres nach Frankreich begleitete und das Gewissen der Nation wach hielt. Nach der Bezwingung des französischen Zwingherrn blieb ihm so wenig wie den anderen die Enttäuschung fremd. Zur Flucht aus Deutschland genötigt, neigte er, der Mitarbeiter an Börnes Zeitschrift gewesen war, den romantisch-katholischen Gedanken zu, denen er schon vorher sein Herz geliehen hatte. Sie gewannen aber sein ganzes Inneres, als ihn die Berufung nach München in die bayrische Umwelt versetzte. Hier wuchs nicht nur seine Gegnerschaft gegen den Protestantismus und seine Feindschaft gegen Preußen, hier fühlte er sich auch angeregt, dem Zeitalter zum Trotz den Wundergeschichten nachzuspüren, wie er sie in alten Heiligenbiographien vorfand.

In seinem Werke, ,,Die christliche Mystik" (1836—42) wimmelt es von Darstellungen übernatürlicher Vorgänge und Erscheinungen. Man kann sich vorstellen, wie solche Erzählungen von Zeitgenossen aufgenommen wurden, wenn sie lasen, daß aus den Füßen der hl. Johanna von Orvieto, deren Haupt von Manna betaut worden sei, Öl ausgequollen sei, daß sich aus den Brüsten anderes Öl abgesondert habe. Solche Historien ließ sich der Satiriker Karl Immermann in seinem ,,Münchhausen" nicht entgehen. So ruft dort der bettelarme alte Baron aus: ,,Wenn doch die Zeiten der Görresschen Wunder ganz wiederkehrten, so könnte man ja fast alle Haushaltungsbedürfnisse mit einem seiner Heiligen bestreiten und ersparte hundert Auslagen, die das Leben jetzt so verteuern! Ein Görresscher Heiliger heizte uns das Zimmer durch, gebe Öl, unten fettes, oben flüchtiges, ein paar Mal im Jahre auch eine Schüssel Manna". Hätte Görres diese Nachrichten in der naiven Form wiedergegeben, wie sie uns aus den frommen Jahrhunderten überliefert wurden, sie hätten kaum zu derart scharfem Spott herausgefordert. So aber suchte er in einer eigenartigen Mischung von Glaubensbereitschaft, Poesie, Chemie und Biologie die Wundergeschichten wissenschaftlich zu deuten: ,,In der durchgängigen Vegetabilisierung des unteren Lebens gegenüber der Spiritualisierung des höheren wird dasselbe daher vorwiegend zur Ölbildung hinneigen müssen; und zwar in zwiefacher Modalität. Unten nämlich in den beschatteten Regionen wird es mehr zur Bildung eines milden, fetten Öles kommen, wie es sich schon im gewöhnlichen Leben bei vorherrschender Pflanzennahrung in entsprechender Lebensweise im Fette zeigt. Oben aber in den höheren Regionen, die unter dem Strahle eines höheren Lichtes stehen, durchwärmt von jener reineren Feuerglut, die in jenen Zuständen sich aus ihm entbindet, werden die Elemente sich mehr zum flüchtigen Öle einigen, und die Arome, die auch in den Pflanzen zwischen den Wendekreisen am häufigsten und duftigsten sich bildet, wird vom unteren Nervensysteme aus durch den ganzen Körper sich verbreiten."

Weder Görres noch seine Spötter fanden unmittelbar den Weg zum Volke. Was jener in den umfangreichen vier Bänden über die christliche Mystik halb dichterisch, halb professorenhaft zu erklären bestrebt war, wurde vielleicht von der Kanzel aus in kleiner Münze weitergegeben. Dort stieß man auf keinen Widerspruch. In gleichem Sinne handelte der Bischof von Trier, wenn er im Jahre 1844 den wundertätigen, ungenähten heiligen Rock Christi öffentlich zur Schau stellen ließ. Es war, als ob damit die Kirche ihre Gewalt über die Geister hätte erproben wollen. Und in der Tat zählte man in den vier Wochen vom 18. August bis 14. September nicht weniger als 600000 Menschen, die sich zu dieser Schaustellung drängten. Mag Neugier dabei auch im Spiele gewesen sein, so konnte der Katholizismus den Erfolg dieses Unternehmens doch als Zeichen seines Wiederaufstieges buchen. Er konnte dies umso mehr, als sich wenige Jahre vorher im sogenannten Kölner Kirchenstreite die preußische Regierung alles eher als stark erwies. Zeigte sich Friedrich Wilhelm III. in seinen Entschlüssen unsicher, wo es galt die Anhänger des aufgeklärten katholischen Theologen Georg Hermes an der Universität Bonn zu schützen, und nicht minder in der Frage nach der Erziehung von Kindern aus gemischten Ehen, so waren auch die kritischen Untersuchungen, die David Friedrich Strauß im Jahre 1831 unter dem Titel ,,Das Leben Jesu" erscheinen ließ, mehr für die Theologen und liberalen Literaten Gegenstand des Aufsehens als für die großen Massen. So wenig diese von Hegel wußten, so wenig nahmen sie von dem Schüler Hegels Notiz. Mag er sich auch in der

Hauptthese gegen seinen Meister aufgelehnt haben, mag sich bei ihm die Person Jesu zu einem Mythos verflüchtigen, die Massen erfuhren davon nur durch das Medium der Gesinnungsfreunde oder der Gegner. Der Liberalismus aber hörte nur die Negation aus dem Werke heraus, der religiöse Gehalt blieb ihm ja überhaupt fremd. Sein Aufklärertum stand auch da dem Glaubensbedürfnisse der Menge rat- und wehrlos gegenüber, wie es sich dem wundertätigen Schaustück von Trier gegenüber wehrlos zeigte. Die Liberalen erwiesen sich eben allenthalben als Dilettanten der Religion. Weder geschichtskritische Untersuchungen, wie sie Gildemeister und Heinrich Sybel über den Trierschen Rock anstellten, konnten den Glauben der Gläubigen schwächen, noch auch die Revolte einiger vom Zeitgeiste erfaßter katholischer Geistlicher, die zur Gründung sogenannter deutschkatholischer Gemeinden schritten. Die Vernunftreligion von Johannes Ronge und Johannes Czerski blieb stärker im Nehmen als im Geben, stärker im Verneinen als im positiven Bekennen. Daß der Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten werden sollte, war das einzige greifbare Ergebnis, alles andere wie der Kampf gegen den Heiligenkult, gegen Ehelosigkeit der Geistlichen, gegen Fasten usw. stammte nicht aus den Tiefen einer neuen Frömmigkeit. Der Maler Ludwig Richter hatte es richtig erfühlt, wenn er bemerkte: „So sehr ich für meine Person mit der Opposition dieser Leute gegen die Mißbräuche des Papsttums einverstanden bin, so ist mir doch . . . ihre sehr rationalistische Farbe höchst zuwider, und ich habe durchaus keine Lust, da einzutreten. Mir scheint, es wird nur eine kleine Sekte mehr in der Christenheit und das ist nichts Wünschenwertes. Wird aber diese Bewegung wirklich bedeutend, so könnte sich durch Hinzutreten der Protestanten eine große Rationalistenkirche etablieren. Doch das ist fast zu bezweifeln." Es zeigte sich eben auch da, daß der liberale Gedanke den Weg zum wirklichen Volk nicht fand. Er vermochte einen so hohen kirchlichen Würdenträger wie den Fürstbischof von Breslau, den Grafen Leopold von Sedlnitzky, 1840 anläßlich des Streites um die gemischten Ehen seinem Kirchentum abspenstig zu machen und später einen hervorragenden Theologen wie Döllinger im Kampfe gegen das Unfehlbarkeitsdogma der Hierarchie zu entfremden, aber das alles blieb in verhältnismäßig enge Grenzen gebannt. Wer mit den inneren Vorgängen und dem Verhältnis der Gläubigen zu ihrer Kirche nicht vertraut war, konnte durch die liberale Publizistik zu ganz falschen Schlüssen verführt werden. Solcher irrigen Orientierung fiel dann die preußische Regierung im sogenannten „Kulturkampfe" in gewissem Sinne zum Opfer.

Der Hochmut der freisinnigen Schriftstellerei beruhte zum guten Teil darin, daß man gar nicht inne wurde, wie man selber von Dogmen abhängig blieb, indes man die Katholiken ob ihrer Dogmengläubigkeit verhöhnte. Der aus Tirol stammende katholische Stadtpfarrer von Frankfurt a. M., Beda Weber, hatte so Unrecht nicht. Mit den Augen des Gegners sah er deutlicher als mancher andere Zeitgenosse, daß Freimaurertum, Judentum und Protestantismus sich in der Bekämpfung des Katholizismus häufig recht einträchtig zusammenfanden. Ihre Urteile und Beweisgründe hingen sehr oft in der Luft, weil sie vom Wesen und von den Einrichtungen der Papstkirche keine richtige Vorstellung besaßen. Derselbe Beda Weber konnte sich darum auch über die Weissagung des Frankfurter Journals lustig machen, das den Zerfall der katholischen Kirche voraussagte, als Papst Pius IX. am 8. Dezember 1854 den Glauben an die unbefleckte Empfängnis Marias als einen für alle Katholiken verbindlichen Lehrsatz feierlich verkündete. Ja man gewinnt den Eindruck, als ob die mit ebensoviel Selbstgefälligkeit als Unkenntnis der Tatsachen geführte Polemik gegen den Katholizismus und seine Einrichtungen für dessen Wiedererstarken eher vorteilhaft als schädlich war. Ein großer Teil der Gebildeten und jener, die sich zu diesen rechneten, waren ein für allemal verloren. Jene hin-

gegen, die ihrem Glauben treu blieben, schlossen sich desto enger zusammen. Dem Liberalismus fehlte überdies die nötige Volksnähe, um in die Tiefe zu dringen.

Gefährlicher fast als die Kritik aus dem Munde religionsfeindlicher Intellektueller wirkte mindestens in Einzelfällen der Übereifer der jüngeren Klerikergeneration. Die ihr angehörenden Geistlichen wußten nicht viel mehr von den Schwierigkeiten, durch die in den Zeiten der Aufklärung und der napoleonischen Kriege die Kirche hatte hindurchlavieren müssen, hörten nur mehr auf Befehle, die ihnen aus Rom zukamen, und liefen ihrerseits auf diese Weise Gefahr, den Zusammenhang mit den Gläubigen zu verlieren. Nur das schwach ausgebildete Nationalgefühl des Durchschnittsdeutschen bewahrte sie vor einer allgemeineren Niederlage.

Bezeichnend für derartige Erscheinungen ist der Erlebnisbericht des schlesischen Bauernsohnes und späteren Bauernbefreiers Hans Kudlich, der zu Troppau das Gymnasium besucht hatte. Er macht zwar auch den Geistlichen älteren Stiles zum Vorwurfe, daß sie ihre Stellung nicht dazu benutzen, für die arg bedrückten Robotbauern einzutreten, ihre Schäflein vielmehr nur auf die Freuden im Jenseits vertrösteten, aber seine persönliche Erfahrung mit dem alten Pfarrherrn seines Heimatsortes bewegte sich ganz und gar in der Linie verehrender Anerkennung. Er schildert ihn als einen Vater der Armen, als Schiedsrichter zwischen streitenden Nachbarn, als Förderer der Obst- und Bienenzucht. Die Absicht der Mutter Kudlichs, ihren Sohn Geistlichen werden zu lassen, wurde aber durch die Taktlosigkeit eines eifernden Jesuiten, der am Gymnasium (1838) als Religionslehrer wirkte, zuschanden, als er die Lektüre von Schillers Gedichten verbot, Schiller selbst einen halbverrückten, sittenlosen Lutheraner schalt und ebenso auf der Kanzel wie im Beichtstuhl wütete. Schließlich sangen die Schüler während des Gottesdienstes Spottlieder auf ihn, die sie den geistlichen Melodien unterlegten und zwangen die Behörde, den Jesuiten zu entfernen. ,,Nach seinem Abgange wurde der religiöse Friede nicht mehr gestört. Sein Nachfolger war ein gemäßigter und in jeder Beziehung zusagender Mann. Indessen Achtung vor der Ohrenbeichte, vor dem geistlichen Stande, dessen Treiben wir so gut kannten, Glauben an unsinnige und unglaubliche Dogmen und Wunder konnte er uns nicht einflößen. Die Sucht zu kritisieren, der Hang nach verbotenen Büchern war nicht mehr zu bannen. Wir waren in Besitz von Strauß ,,Leben Jesu" gekommen und sahen von gediegener Seite eine zersetzende und zerfetzende Kritik geübt, fanden, daß nicht nur die Vernunft, sondern auch die streng philosophisch-historische Forschung auf unserer Seite."

Ähnliche Beobachtungen, wie es jene Kudlichs sind, treffen wir auch bei anderen. Vielleicht war man in sudetendeutschen Gebieten in dieser Hinsicht etwas empfindlicher, weil man dort die ersten Anzeichen einer künftigen Auseinandersetzung mit der anderen Nation bereits dumpf ahnen mochte. Vielfach waren es ja die Geistlichen, die als Söhne slawischen Volkstums diesem zum Bewußtwerden seines Selbst verhalfen. Sonst nahm man die Einrichtungen der katholischen Kirche besonders im Österreich des Vormärz, wo ihnen der aufklärerische Josefinismus die Härten alles Eiferertums abschliff, wie etwas Selbstverständliches hin. Die Hörer der österreichischen Universitäten mußten allsonntäglich der Messe und Predigt beiwohnen und sollten in jedem Semester dreimal beichten. Wer Geld genug hatte, konnte sich die Bescheinigung über eine abgelegte Beichte vom Kirchendiener kaufen. Ärmere Studenten machten es zu einem förmlichen Gewerbe, für andere zur Beichte zu gehen.

Auch in anderer Hinsicht wird es offenbar, wie die katholische Kirche damals nicht nur als religiöse Heilsanstalt angesehen und gewertet wurde. Das naive Ineinander kirchlicher, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Rücksichten wurde wie etwas Unabänderliches hingenommen. Lehrreich in dieser Beziehung ist, was uns der sudetendeutsche Erzähler Josef Rank in den ,,Erinnerungen aus meinem Leben" über die Jahre des Vormärz mitteilt, die er während seiner Hochschulstudien in Wien zubrachte. Rank fand in der Familie eines Studienfreundes Aufnahme und versah bei den Geschwistern seines Freundes, dessen Vater ein wohlhabender, dem Adelsstande angehöriger Advokat war, die Stelle eines Hofmeisters. Als nun die Mutter seines Freundes erfuhr, daß die bäuerlichen Eltern Ranks diesen für den geistlichen Stand

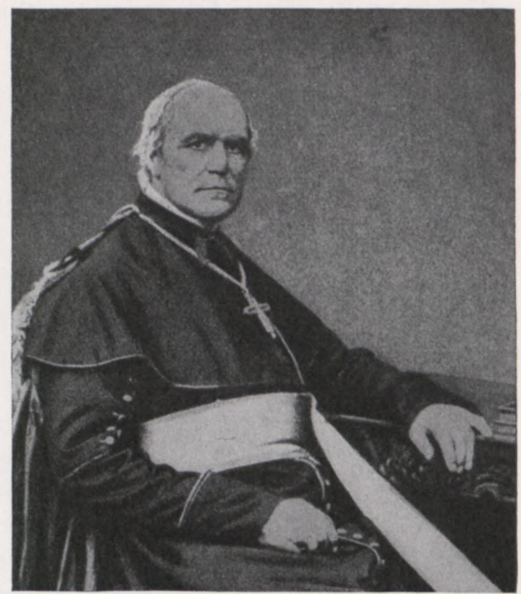


218. Adolf Kolping (1813—1865), der Begründer der katholischen Gesellenvereine. (Illustr. Zeitung, Leipzig 1858).

bestimmt hatten, nimmt sie ihn zur Seite und gesteht ihm, daß sie mit ihrem Sohne unter Umständen das Gleiche vorhabe. Der junge Advokatensohn bildete sich eigentlich für Gesang und Oper aus. Bei der unsicheren Bahn eines solchen Berufes habe sie beim Erzbischof von Olmütz Schritte unternommen, um ihren Sohn in einem adeligen Domherrnstift unterzubringen. Für Rank glaube sie durch Protektion die Aufnahme in das nahe bei Wien gelegene Augustiner Chorherrnstift Klosterneuburg sicherstellen zu können. Es ist nun charakteristisch, wie diese Verquickung von sehr materiellen Interessen mit Standesvorurteilen in einer Angelegenheit, die letztlich die Kirche betraf, von keinem der Beteiligten, weder von den Protektion ausübenden kirchlichen Würdenträgern noch von den jungen Männern als anstößig empfunden wurde. Und dies wenige Jahre, bevor der Sturm der Märzereignisse durch die Lande fegte. Die alten überkommenen Vorstellungen lebten noch lange über ihre Zeit praktisch im Denken und Tun der Menschen weiter. Der Liberalismus blieb auch da in Versuchen stecken. Man verfocht den Gedanken der Trennung von Staat und Kirche und hatte damit sogar auch einzelne den liberalen Bestrebungen zugängliche katholische Kreise angesteckt. Die Schlagwörter von der Freiheit und dem Selbstbestimmungsrecht sollten im Kampfe gegen das Staatskirchentum des Absolutismus die Kirche von den Fesseln befreien, die ihm die staatliche Bevormundung angelegt hatte. Vor den letzten Folgerungen dieser Anschauung schreckte man schließlich doch ab. Angeblich war dies in der Angst begründet, es könnte bei Gleichschaltung der weltlichen und geistlichen Gewalt zu schweren Streitfällen kommen. Ausschlaggebend blieb aber wohl die auf Menschenkenntnis gegründete Erkenntnis, daß die Mehrzahl der Liberalen doch mit den überlieferten Vorstellungen derart verhaftet war, daß sie es auf einen ernsten Kampf kaum ankommen lassen wollte. Es schien viel vorteilhafter, die Freiheit und Unabhängigkeit vom Staate zu erreichen, ohne sich von ihm völlig zu trennen, weil dies die letzten Schranken niedergerissen hätte und zu gänzlicher Entchristlichung des Staates führen mußte. Die Heißsporne, die sich im Jahre 1848 die Forderungen der Gegenseite für ihre Sache zu eigen machten, wurden von der kühl alle Für und Wider abwägenden Kurie bald zurückgedrängt. Die katholischen Publizisten hatten es deshalb in der Folge nicht leicht, um die Widersprüche einer solchen Haltung herumzukommen.

Nicht geringere Schwierigkeiten bereitete es den Katholiken, gegenüber der Sorge um das anwachsende Industrieproletariat die richtige Haltung einzunehmen. Bisher hatten sie sich nur um die Handwerker gekümmert. In diesem Sinne hatte der aus dem Rheinland stammende Priester Adolf Kolping (Abb. 218) im Jahre 1845 den ersten katholischen Gesellenverein gegründet, er, der einst selbst das Schuhmacherhandwerk erlernt und die Nöte und Bedürfnisse der heranreifenden Kleinmeistergeneration in ihrem schweren Konkurrenzkampf mit der Maschine und den Großbetrieben in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung erfaßt hatte. Nicht so leicht gewann der streitbare, geistig hochstehende Mainzer Bischof Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler (Abb. 219) Einblick in die Verhältnisse des gerade in den Rheinlanden immer weiter sich ausbreitenden Standes der Industriearbeiter. Hier handelte es sich um eine junge Erscheinung, die ja einen Teil einer ganz neuen gesellschaftlichen Form darstellte, mit der man

nicht Gelegenheit hatte, in Berührung zu treten. Wenn Bischof von Ketteler 1864 in der Schrift, „Die Arbeiterfrage und das Christentum", als einer der ersten aus dem Lager der Katholiken diesem Gegenstande nähertrat, so bildete dies für ihn in erster Linie eine erwünschte Gelegenheit, wider den liberalen Staat einen Angriff zu unternehmen. Er nimmt dabei Partei gegen die Selbsthilfebestrebungen und das Genossenschaftswesen, wie es Hermann Schulze-Delitzsch literarisch und praktisch vertreten hatte. Der Mainzer Bischof fand sich da mangels selbständiger Kenntnis der Dinge in gewisser Abhängigkeit von dem Juden Ferdinand Lassalle, ohne mehr als allgemeine priesterliche Mahnungen den bedrängten Arbeitern bieten zu können. Immerhin ward durch ein solches von hoher kirchlicher Seite gesprochenes Mahnwort das Gewissen derer, die auf den Bischof hörten, aufgerufen und geschärft. Zugleich lassen sich aber in dem Gleichklang Ketteler-Lassalle künftige Bindungen ahnen, wie sie später die katholische Zentrumspartei eingegangen war.



219. Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz (1850—1877).

Eines wird man im allgemeinen für unseren Zeitraum als sicher feststellen dürfen, daß nämlich die Religion nicht nur als geistige, sondern auch als soziale Macht starke Einbußen erlitten hatte. Das machte sich innerhalb des Protestantismus noch empfindlicher als in katholischen Kreisen geltend. Der Rationalismus, der Glauben und Gefühl zu Gunsten der Aufklärerbegriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit bestenfalls in den Hintergrund schob, wirkte in seiner nüchternen Kahlheit verheerend auf die Massen derer, die im Vertrauen auf göttliche Offenbarung das Unterpfand ihrer eigenen Seligkeit erblickten. Der Kampf der verschiedenen Richtungen trat hier viel deutlicher und nachhaltiger als in der Papstkirche gleich als richtiges Sektiererwesen in die Erscheinung mit der unschönen Begleitmusik gegenseitiger Beschimpfung und Verfolgung. Wohl raffte sich 1832 der Protestantismus auf, zum Andenken an den Tod des Schwedenkönigs bei Lützen vor zweihundert Jahren den „Gustav-Adolf-Verein" zur Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen ins Leben zu rufen, aber die Klagen vieler Prediger, daß sie vor leeren Bänken das Wort Gottes verkündeten, wollten nicht verstummen.

Bezeichnend für die Zustände der fünfziger Jahre auf dem Lande und ihren Wandel bleibt es, was der bekannte Pädagoge Friedrich Paulsen aus seiner schleswigischen Bauernheimat erzählt. Trotzdem die dortigen Prediger keineswegs auf der Höhe gestanden hätten, sei der Kirchenbesuch in der Gemeinde ziemlich regelmäßig gewesen, „die Sitte beherrschte darin auch den Gleichgültigen und selbst den Widerwilligen. Erst nach 1870 ist das anders geworden. Seitdem konnte es geschehen, daß sich in der Kirche, die gegen 600—700 Personen faßte, nicht mehr als drei, vier Leute außer den paar gebetenen Besuchern einfanden. Die Prediger, von denen der eine unaussprechlich langweilig, ein anderer um seiner persönlichen Lebensführung willen unerträglich war, haben dazu das Ihre beigetragen. Aber ohne Zweifel hat auch ein großer Umschwung in der Sitte stattgefunden: das Band, das den einzelnen mit der Kirche als der geschichtlichen Lebensform verbindet, hat an Stärke sehr viel verloren. Der elterlichen Generation wäre ein Leben ohne Kirche noch undenkbar vorgekommen: von der jetzt heranwachsenden würde das Verschwinden der Kirche kaum noch als eine große Lücke in ihrem Leben empfunden werden. So rasch hat sich die Entfremdung

gegen die Kirche auch auf die ländlichen Gemeinden eines an sich kirchlichen Landstriches ausgedehnt. Vor allem trägt dazu wohl der Umstand bei, daß das ganze Leben weltförmiger geworden ist, der gesamte Vorstellungskreis mit anderen Interessen sich erfüllt hat; die tägliche Zeitung, der Roman, die Vergnügungen, die Reisen haben die Kirche und den Sonntagsgottesdienst, die vor zwei Menschenaltern eigentlich noch die einzige Unterbrechung des Werktaglebens boten, entbehrlich gemacht. Denn darüber wird man sich freilich nicht täuschen, daß es auch damals nicht das persönliche religiöse Bedürfnis war, was die große Masse in die Kirche führte."

Für die geistige Lage aber des Protestantismus dieser Zeit bedeutete es immerhin mehr als bloßen Zufall, wenn es zwei jüdische Konvertiten waren, die mit dem Eifer von Renegaten dem Luthertum aus seiner Enge, in die es der Rationalismus gebracht hatte, herauszuhelfen suchten: Julius Golson, der als Friedrich Stahl in die deutsche Wissenschaft eingegangen ist, und David Mendel, der sich als ,,neuer Mensch", als Neander, dem christlichen Gedanken zu eigen gab und der Erweckungsbewegung des Pietismus nahe gestanden hatte. Je mehr der Liberalismus auf allen Gebieten mit hochmütiger Gebärde von sich wies, was vernunftgemäßer Prüfung nicht standzuhalten vermochte, umso lebendiger machte sich da und dort das Bedürfnis geltend, sich dem Gefühl hinzugeben, das Gemüt zu seinem Rechte kommen zu lassen. Im Kampf gegen trockene, unfruchtbare Vernünftigkeit landeten einzelne dann an völlig anderen Ufern und schenkten dem Übersinnlichen mehr Raum, als es dem aufgeklärten Jahrhundert entsprach. Der fröhlich-naive Justinus Kerner, bei dem Liedkunst und ärztliches Interesse ineinanderflossen, brach dem Spott seiner Zeitgenossen dadurch die Spitze ab, daß er die Art, in der er Irre und ,,Besessene" in seinem Weinsberger Heim beobachtete und behandelte, selbst mit leichter Ironie belächelte. Ernster nahm sich der ebenfalls in Württemberg tätige Pfarrer Johann Christof Blumhardt, der dem ,,Satansengel", der ein armes Mädchen seiner Gemeinde zwei Jahre peinigte, solange mit priesterlicher Fürbitte zusetzte, bis jener unter weithin hörbarem Gebrüll: ,,Jesus ist Sieger!", ,,Jesus ist Sieger"! sein Opfer verließ.

Zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. brach sich der Pietismus immer mehr Bahn und ergriff die verschiedensten Seiten des Lebens, stieß aber auch auf entschiedensten Widerstand, namentlich bei der älteren Generation. Otto Roquette schildert aus Jugendjahren, die er bei seinem Großvater, einem protestantischen Pfarrer in Frankfurt an der Oder, verbracht hatte, wie höchstens einige ,,erregte" Tanten in das Heim der mehr rationalistisch gesinnten Großeltern drangen. ,,Da hörte man denn wohl, wie der oder jener ,,zum Durchbruch der Gnade" gelangt sei oder von einem ,,Wiedersehen beim Lamme" oder sonstige Formeln aus dem Modedialekt der Gottseligkeit. Der Großvater ging dann, wie er pflegte, mit seiner langen Pfeife im Zimmer auf und ab, rief halblaut sein ,,Kikelkakel", oder der Ruf: ,,Alberne Gans" machte sich wohl vernehmlicher geltend, als für ... meine ernsthafte Fassung gut war." Auf dem Gymnasium dortselbst gab es unter den Lehrern einige Pietisten schärfster Prägung, die ,,vor dem Herrn dufteten" und ihre Primaner zuweilen als ihre ,,lieben verlorenen Lämmlein" anredeten, auch von dem ,,Dornbusch der Weltlichkeit" sprachen, den sie meiden sollten. In diesen Kreisen, die mit dem Katholizismus liebäugelten, fand das in übersteigerter Romantik schwelgende Epos ,,Amaranth" Oskars von Redwitz vielen Anklang. Man nahm eben die geistigen Hilfen, woher sie auch kamen. Die Gegner aber verspotteten die Richtung, der man gerne echte Gefühlstiefe absprach, als ,,Muckertum". Es mochte dies ähnlichen Erfahrungen entspringen, die Heinrich von Treitschke während seines Aufenthaltes in Kiel veranlaßten, vom ,,cant" der dortigen Gesellschaft zu sprechen.

So wenig der Protestantismus in unserem Zeitraum an Eroberungen denken konnte, hatte er doch in seinem Inneren genugsam zu tun, Gegensätzlichkeiten auszugleichen, so durfte er

sich auf dem Felde der häuslichen Feste beispielgebender Kraft rühmen. Vielleicht hängt dies mit der abnehmenden Kirchentreue der Katholiken zusammen. Solange diese noch in den gottesdienstlichen Handlungen selbst ihr Bedürfnis nach feiertäglicher Heiligung befriedigt fanden, mochte es geringeren Aufwandes im Rahmen des bürgerlichen Lebens bedürfen. Je geringere Anziehungskraft das Gotteshaus ausstrahlte, umso lieber folgte man den Gebräuchen, die das eigene Heim zum Schauplatz festlicher Aufwendungen machte. Das gilt im besonderen von dem Lichterbaum zu Weihnachten. Ist, wie es scheint, seine Herkunft aus dem Elsaß herzuleiten, so hat er sich in katholischen Gebieten vielfach erst im Laufe des 19. Jahrhunderts einzubürgern vermocht. Aus ihrer Heimat Nassau-Weilburg scheint ihn die Gattin des Erzherzogs Karl im Jahre 1816 nach Wien gebracht zu haben, aus Sachsen-Hildburghausen dürfte die Gemahlin König Ludwigs I. diese Sitte 1830 an den bayrischen Königshof nach München verpflanzt haben. Aber noch im Jahre 1855 war der Christbaum in Altbayern auf dem Lande und in den Landstädten unbekannt. Nach Graz soll er durch ein paar protestantische Familien in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts eingeführt worden sein. Immer wieder wird uns das lebhafte Treiben des Weihnachtsmarktes namentlich in Berlin geschildert.



220. Weihnachten. Von Ludwig Richter.

Bezeichnend ist auch die Bemerkung Karl von Holteis, der zum Jahre 1831 in seiner Selbstbiographie schreibt: „Der 24. Dezember nahte sich, als ich wieder zu den Meinigen kam. Seitdem ich, mit Julien verheiratet, die Kinder bei mir sah, hatten wir diesen Tag zwar schon einmal miteinander verlebt, aber in Darmstadt, in einer Gegend Deutschlands, wo, wie im Süden überhaupt, die Einwohner bei diesem Feste, mögen sie auch gegenseitig sich und die Kinder beschenken, doch nicht in solchen Taumel der Weihnachtsfeier verfallen wie im Norden. Dergleichen Zustände sind unbedingt ansteckend. In Berlin ist es kaum möglich, ruhig zu bleiben, wenn man genötigt war, in den letzten Wochen vor dem heiligen Abend über die Märkte zu gehen und wenn man, umflattert von Fahnen, umschwirrt von Waldteufeln, von einem bunten Warenlager zum anderen schreitet."

Otto Roquette erzählt aus seiner Kinderzeit in Bromberg von seinem Vater: „Er schmückte



221. Nürnberger Spielwarenbude auf dem Weihnachtsmarkt. Von Ludwig Richter. In dem Verkäufer (J. Buxbäumer aus Nürnberg) hat sich der Meister selbst dargestellt.

selbst den Tannenbaum, niemand von uns durfte da in seine Heimlichkeit dringen, und er machte ihn zu einem Prachtwerk, an welchem er sich bis zur Verschwendung Genüge tat. Die Kinder waren einfach erzogen und zu bescheidenen Ansprüchen gewöhnt, aber zum Weihnachtsfeste wurden sie überreichlich von ihm bedacht, denn seine Gebelust und Güte kannte keine Grenzen. Bücher waren auf den Gabetischen immer sehr zahlreich vertreten . . .“ Aus dem protestantischen Norden kam wohl auch die Sitte, „Ostereier“ zu verstecken und diese von den Kindern suchen zu lassen. Auch davon berichtet uns Roquette.

Der Siegeszug, den der Weihnachtsbaum auf deutschem Boden vollendet hatte, macht keinen Unterschied zwischen den Glaubensbekenntnissen, beziehungsweise, er überbrückte die Gegensätze und war mit seinem Glanz, seinen Lichtern und dem Gabentisch bald nicht mehr etwa ein nur deutsches, ja nicht einmal ein nur christliches Brauchtum. Als solches hatte er sich seinen sicheren Platz in den Herzen von Gläubigen und Ungläubigen erworben: ein Stück Mythos der Menschen des 19. Jahrhunderts — losgelöst von Dogmen und kirchlichen Grundsätzen. Seine Heiligung erfuhr er in erster Linie durch Kindheitserinnerungen.

In den Vorstellungskreisen der Menschen gibt es offenbar Bezirke, die allen religiösen Erlebnissen und allen Verstandeserwägungen zum Trotz ein Sonderrecht behaupten. In sie dringt keine Vernunft der Vernünftigen ein. Ja gerade dort, wo der Unglaube bereits zu einer Art Religion selbst geworden ist, macht sich bisweilen ein wahrer Hunger nach einem Gegenstand des Glaubens geltend, sei er wo immer zu finden. Nur so mag man es einigermaßen verständlich finden, daß vom Unglauben zum Aberglauben nur ein Schritt führt. Lehrreich ist es da wieder, was Friedrich Paulsen aus seiner nordfriesischen Heimat darüber zu berichten weiß. Der Aberglaube sei seiner Jugend, behauptet er, in jeder Gestalt fremd geblieben. Kleine Spuren eines Glaubens an Hexen oder an Vorzeichen seien ihm wohl begegnet, doch hätte dies keine Rolle gespielt. Man habe infolgedessen auch keine Abwehrmittel, Amulette und dergleichen gekannt. „Alle diese Dinge“, stellt er fest, „hab' ich erst in dem aufgeklärten Berlin kennen gelernt. Ich erinnere mich wohl des Erstaunens, als ich eines Tages in einem Restaurant



222. Christbaumfest des Wiener Wohltätigkeitsvereins im Saale des Sophienbades zu Wien am Stephanstag (26. Dezember). Nach der Illustr. Zeitung Leipzig 1853.

mit ein paar Berliner Familien, die der Crême der Aufklärung, der freireligiösen Gemeinde angehörten, zusammensaß und plötzlich eine der Frauen aufschrie: Herrgott, wir sind 13 am Tische! Im Augenblick stob alles auseinander, um das böse Omen noch abzuwehren, und setzte sich dann in kleineren Gruppen wieder zusammen." Und er erwähnt, daß ihm auch Traumbücher, glückbringende Hufeisen, das Bleigießen in der Neujahrsnacht, das Kartenlegen und Zukunftsforschung aus dem Kaffeegrund gleichfalls erst in Berlin bekannt geworden seien. Zum Teil handelt es sich bei all dem um Vorstellungen, die, aus unvordenklichen Zeiten stammend, zum unzerstörbaren Besitz gewisser Volkskreise gehören. Viele von ihnen entstammen Zeiten, denen naturgesetzliches Denken fremd war. Sie gehören überhaupt keiner Epoche allein an; darum soll von ihnen hier nicht weiter die Rede sein. Neu hingegen ist es, daß sich jetzt der Afterglaube als wissenschaftliches Problem vorstellt. Die tiefere Erkenntnis von Zusammenhängen, die man bisher menschlicher Ergründung für unzugänglich gehalten hatte, lockt nun zu weiteren Unmöglichkeiten, von denen man hoffen kann, daß dereinst auch von ihnen der Schleier des Geheimnisses gezogen würde. Einstweilen, so scheint es, macht es einigermaßen Eindruck, sich im Zwielicht zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, zwischen Ahnen und Wissen zu bewegen. Bezeichnend für das Wesen dieser Erscheinungen ist ihr überfallartiges Hereinbrechen, das schon bei ihrem ersten Auftreten die Ähnlichkeit mit einer „Mode" an sich trug und von vielen auch damals als solche betrachtet wurde. Das gilt für den Anfang der fünfziger Jahre vom Tischrücken.

Hoffmann von Fallersleben trägt in sein Tagebuch zum April 1853 ein, er habe einige Tage in Bonn verweilt. „Das Tischrücken machte damals eine Reise durch die Welt. Es war von Amerika nach Bremen gekommen und verbreitete sich bald über ganz Deutschland." Ein Bonner Privatdozent, Dr. Schaumburg, der eben eine Abhandlung über „Tischrücken und Tischklopfen, eine Tatsache" hatte erscheinen lassen, lud Hoffmann zu Versuchen ein, bei denen das Tischchen seine Schuldigkeit tat. Der Dichter hatte hernach daheim allein das Gleiche versucht, es aber bald aufgegeben, weil es unangenehme Nervenaufregung verursachte. Auch auf Schopenhauer machte das Tischrücken einigen Eindruck. Dies wurde ihm im Jahre 1854 von einer jungen Frau vorgeführt, „die so begabt ist, daß sie ganz allein und unfehlbar



223. Das Tischrücken. (Illustrierte Zeitung, Leipzig 1853.)

den Tisch rückt". Zwei Stunden hatte er beobachtet und die Überzeugung gewonnen, daß es damit seine Richtigkeit habe. „An Betrug war nicht zu denken." Ungefähr aus derselben Zeit (1853) stammt die Tagebuchnotiz des badischen Gesandten zu Wien, Franz Freiherrn von Andlaw: „Man war dem tollen Einfluß des Tischrückens und Klopfens, des Geisterzitierens und anderem Unsinn mehr nicht entgangen, man brachte es mit geheimnisvollen Erscheinungen des ‚Od', des Magnetismus, in Verbindung. Doch jede Modetorheit, welcher die höheren Stände hier weniger als anderswo verfallen, war bald wieder geheilt."

Immer werden sich Aberglaube und Heilkunde irgendwo treffen. Im Berlin des Jahres 1849 mußten Schutzleute zuweilen Ordnung halten, um dem Zudrang zu dem „Wundermädchen in der Schifferstraße" zu wehren, das, ohne sich meistens den Patienten zu zeigen, ihnen Päckchen oder Abschnitte von Heiligenbildern übergeben ließ, auf denen „Epilepsie", „laufende Flechten", „Hämorrhoiden", „blöde Augen" oder dergleichen stand. Dies mag als ein Beispiel für viele aus dieser Zeit angesehen werden.

Auf der gleichen Ebene wie das ganze Leben dieser Zeit bewegt sich die Erfindung eines Apparates, von dem der Berliner Gerichtsarzt Johann Ludwig Casper aus dem Jahre 1857 berichtet. „Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß fast gleichzeitig mit der epidemischen Manie des Tischrückens und Geisterklopfens eine ganz ähnliche, unsere Zeit charakterisierende Narrheit in der Erfindung des sogenannten „Psychographen" aufgetaucht ist. Eine kleine hölzerne, dem Storchschnabel einigermaßen ähnliche Maschine mit einer Tafel, worauf das Alphabet und Zahlen befindlich, die durch Handauflegen in Bewegung gesetzt werden soll, wobei dann der an der Maschine befindliche Stift bald auf dem, bald auf jenem Buchstaben bleibt, wenn die Rotation aufhört, soll durch die dem Instrument innewohnende Wunderkraft die Zukunft prophezeien, in der Ferne geschehende Ereignisse angeben, Rätsel lösen, Geheimnisse enthüllen usw.!" Hier haben sich also Wunderglaube und technische Aufmachung zusammengefunden und symbolisieren in gewissem Sinne bestimmte Tendenzen jener Zeit.

KUNST UND LEBEN.

Wie sich auf anderen Gebieten die entgötterte Welt der Wissenschaft in die Arme warf, um auf diese Weise um seelisch-sittliche Verantwortungen herumzukommen, so hatte man vielfach den Mangel an metaphysischer Verbundenheit mit dem Dasein durch Historisierung zu verdecken gesucht. So hatte die bildende Kunst mangels selbstgewisser Einbildungskraft auf Grund kunstgeschichtlichen Wissens bei Stilen der Vergangenheit Anleihen gemacht. So griff auch die Dichtkunst gerne auf das Alte zurück. Niemals dürften soviele Professoren der Literaturwissenschaft den deutschen Dichterwald bevölkert haben wie in jener Zeit. Man denke bloß an Friedrich Bodenstedt, an Wilhelm Hertz oder Friedrich Rückert. Da taucht der Kunsthistoriker Franz Kugler auf, daneben Oskar von Redwitz und Otto Roquette, Karl Wackernagel und Karl Simrock, Ernst Raupach, Theodor Mundt. Wenn man in dieser Reihe auch Ludwig Uhland oder Heinrich Hoffmann-Fallersleben aufzählt, so ist schon damit deutlich gemacht, daß es sich in diesen dichterischen Leistungen nicht deshalb immer um steifleinene oder gekünstelte Professorenpoesie handelte. Nicht selten war übrigens die Bestellung zum Hochschullehrer nur eine Form der materiellen Sicherstellung, durch die ein Fürst oder eine Regierung den Dichter von Tagessorgen zu befreien suchte. Da aber auch dieser Umweg



224. Szene aus einem Stück der Berliner Liebhabertheater. Aus L. Schneider: „Jocosus“ Repertoire für deutsches Liederspiel, Vaudeville und Quodlibet, Berlin.

nicht ohne inneren Zusammenhang zwischen den Leistungen und den Interessen des Begönnerten möglich war, bestätigt dies erst recht den großen Raum, den der Historismus in ihrem Schaffen einnahm. Die Liebe der Romantik für das Volkstümliche, für das aus Vorväterzeiten Stammende (nicht nur der eigenen Nation) hatte dabei in gewissem Sinne Pate gestanden.

Die Bruchlinie zwischen Vormärz und dem folgenden Menschenalter macht sich hier weniger bemerkbar als in anderen Bereichen. Beide Zeitalter weichen jeder heldischen Regung aus, blicken höchstens in die Vorzeit völkischen Lebens, wenn sie sich völkisch ausleben wollen. Das Bürgerliche ist für Ferdinand Raimund ebenso selbstverständliche Voraussetzung wie für Gutzkow oder Freytag, wenn auch aus ganz verschiedener Einstellung zu den Fragen des Lebens. Dort das in sich beruhigte gesellschaftliche Dasein, das sich durch heroische Leidenschaften nicht aus seiner Selbstgenügsamkeit stören lassen will, hier das Bewußtsein, den privilegierten Ständen ebenbürtig zu sein. Das Kämpferische in dem Streben nach Gleichberechtigung bewegte sich fast nur im Umkreis rednerischer und schriftlicher Polemik. Von den Mitgliedern des Adels fügten sich etliche den Vorurteilen des Tages und verbargen ihre Titel hinter bescheiden klingenden Decknamen. So Graf Anton Auersperg, der als Anastasius Grün den Kampf gegen die Regierungsweise des Vormärz aufnahm, oder Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau, der als Lenau in die deutsche Literaturgeschichte einging. Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen versteckte sich hinter der Bürgerlichkeit des Namens: Friedrich Halm. Das darf freilich nicht in jedem Fall als ein Zugeständnis an den dritten Stand gewertet werden. Im Gegenteil, man ging damit der Gefahr aus dem Wege, den adeligen Namen herabzuwürdigen. Wir wissen von Karl von Holtei, wie ungnädig seine schlesischen Vettern und Tanten es aufnahmen, als er mit voller Namensnennung als Mitwirkender auf dem Theaterzettel erschien. Im übrigen formte sich jetzt das Bürgertum in verschiedenen Abwandlungen die Welt, wie sie seinen Bedürfnissen und Anschauungen angepaßt war. Mit verhältnismäßig einfachen Mitteln suchten die durch die napoleonischen Kriege verarmten Gesellschaftsschichten ihre Forderungen nach Geistigkeit und Schönheit zu befriedigen. Man fand sich in Privathäusern zusammen, las mit verteilten Rollen die Dramen unserer Klassiker, spielte Theater oder ergötzte sich an lebenden Bildern, auf



Drohse: *Schämen Sie sich nich, sag'ich, deß ich in des Wetter so zerlumpt 'rumloofen muß un nischt zu essen habe? Haben Sie denn verjessen, deß ich Ihr Bruder bin!*

225. Szene aus einem Berliner Volksstück. Zeichnung von Th. Hosemann für Karl Steffens Volkskalender für 1848 von Th. Hosemann.

deren Zusammenstellung und für deren Ausstattung man oft unverhältnismäßig viel Mühe und Kosten verwandte (Abb. 226). Natürlich trieb man in diesen Kreisen auch Musik. Für sie schrieben Haydn und Schubert ihre Quartette. Hier wuchs aber auch jenes Publikum heran, das sich in den Lustspielen eines Roderich Benedix und Eduard von Bauernfeld abkonterfeit wiederfand. Es war die Zeit, da zu Wien für die Besucher des Burgtheaters weniger der abstrakte Begriff ,,Publikum" als jener der ,,Gemeinde" Geltung hatte. Bis zum Jahre 1848 legte hier auch der Hof Wert darauf, sich bürgerlich zu geben, je ängstlicher sich der hohe Adel trotz manchen äußerlichen Zugeständnissen dem Eindringen Bürgerlicher verschloß.

In dem Maße, als sich die gesellschaftliche Grundlage derer erweiterte, die an den Gütern der Nation Anteil hatten und Anteil forderten, stieg die Kunst aus ihren einsamen Höhen immer mehr herab. Der harmlose Staatsbürger, an den sie sich nun gleichfalls wandte, war auch nicht jederzeit leicht zu befriedigen. Es gebrach ihm nicht an Geschmack und Urteilskraft, doch lag ihm weder die Ekstatik der Romantik noch das Pathos der Klassiker. Wo sich die Tragödie zu höchster Spannung anschickte, bog der Konflikt (wie bei Grillparzer) vor den letzten Forderungen vielfach ab. Die Zeit war der hohen dramatischen Kunst nicht gerade sehr günstig. Wofür sollte damals ein Deutscher die Verpflichtung fühlen, sich und sein Leben einzusetzen? In solcher Atmosphäre mußte das Amüsierstück einer Charlotte Birch-Pfeiffer über das Wirken eines Grabbe oder Friedrich Hebbel triumphieren. Deshalb sah sich auch Hebbel genötigt, im Vorwort zu ,,Maria Magdalena" gegen jene seine Stimme zu erheben, ,,die ein Trauerspiel und ein Kartenspiel unbewußt auf einen und denselben Zweck reduzieren." Dieser Dichter gehört freilich auch schon der jüngeren Generation an, die, vom Geist des Widerspruchs getragen, stille Fügsamkeit und Verzicht nicht als etwas Selbstverständliches hinnahm. Nicht im Schauspielhaus erreichte die Zeit höchste Stufe tragischer Kunst, vielmehr blieb es der Opernbühne vorbehalten, im Schaffen Richard Wagners die Nation zu sich selbst zu führen und damit der Dramatik den Sinn wiederzugeben, von dem sie allenthalben ausging: den nationalen Mythos zu pflegen (Abb. 227).

Solange man sich noch gerne aller Politik enthielt und in leidenschaftsfremder Harmlosigkeit sein Genüge fand, flüchtete sich die Einbildungskraft willig mit Ferdinand Raimund in die Welt der Feen (Taf. X, Abb. 228) oder erfreute sich daran, auf den Brettern die kleinen Leiden und Freuden des Alltags dargestellt zu finden. Es mußte dabei dem naiven Verlangen

Rechnung getragen werden, das den Sieg der Tugend über das Laster, den Sieg der im Gewande der Ehrlichkeit auftretenden Armut über die Aufgeblasenheit und den Betrug der Reichen dargestellt sehen will. Das Typische in den Gestalten drückt sich zumeist noch in den Namen aus, die ihnen der Dichter gibt. Der Menschenfeind heißt „Rappelkopf" (Abb. 228) und in Nestroys „Freiheit in Krähwinkel" aus dem Jahre 1848 tritt ein „Reakzerl von Zopfen" und ein „Eberhart Ultra" auf.

226. „Das Volkslied im deutschen Männergesang". Lebendes Bild zur Feier des 25jährigen Jubelfestes der Dresdener Liedertafel. Nach einer Zeichnung von Emil Sachße in der Illustr. Zeitung, Leipzig 1865.

In der Zeit politischer Problemlosigkeit lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit begreiflicherweise gerne auf die Tanzkunst (Abb. 229 . Sie spielte in der öffentlichen Aussprache eine uns schier unfaßbar bedeutende Rolle. Wie fast immer da, wo es der Gesellschaft an dem Interesse für gemeinsame große Schicksalsfragen gebricht, setzt das Interesse für das Persönliche ein. Das konnte sich gerade in bezug auf den Tanz besonders verwirklichen. Nicht die Frage der Tanzkunst an sich stand auf der Tagesordnung. Wohl kämpfte man auch für oder gegen die Ausdehnung des Balletts innerhalb der Oper und des Opernspielplanes, aber den Hauptangriffspunkt für die Leidenschaften des aufgeregten Publikums und seiner Presse bildete doch die Frage, ob dieser oder jener Künstler auftritt. Man kämpfte förmlich Schlachten aus, denn jede der Parteien verfocht die Sache ihres Idols. Das alles, das sich zu Ehren einzelner Sänger und Sängerinnen abspielte, fand natürlich womöglich noch mehr gegenüber verschiedenen Tänzerinnen Anlaß zu Ausbrüchen derartiger Gefühlsergüsse. Ob Marie Taglioni oder Fanny Elßler — darum ging Jahre hindurch der Streit. Nicht bloß in Deutschland, beinahe noch hitziger in Paris. In Fanny Elßler (Abb. 230), dem Wiener Kind, dessen Vater Kopist und Faktotum Josef Haydns war, scheint mehr



227. Szene aus dem letzten Akt von Rich. Wagners „Tannhäuser". Uraufführung vom 19. Oktober 1845. Aus der Illustr. Zeitung, Leipzig 1845.



228. Rappelkopfs Rettung durch den Alpenkönig. Wiener Szenenbild aus der Zauberpantomine „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ nach Ferdinand Raimund von Occioni.

als nur Beherrschung ihrer Muskeln lebendig gewesen zu sein, sonst hätten sich kaum ernste Männer wie Holtei oder gar Grillparzer für sie begeistern können. Man darf vielleicht in der Tatsache, daß die gefeierte Tänzerin im Jahre 1851 vom Theater Abschied nahm, da sie trotz ihrer einundvierzig Jahre nach dem Urteil der Zeitgenossen noch immer jugendlich und künstlerisch unverbraucht auf der Bühne erschien, einen Beweis von Klugheit erblicken. Die Zeit für Triumphe, wie sie einst solche erlebt hatte, war wohl ein für alle Mal vorbei.

Der Zeitraum von 1830 an zeigt im übrigen den Übergang von der Idylle zur polemischen Tendenz.

Die selige Ruhe, die über den Werken eines Adalbert Stifter oder Mörike ausgebreitet liegt, verrät noch wenig von den inneren Spannungen und kämpferischen Ausfällen, die etwa in der Lyrik Anastasius Grüns, Herweghs oder in Gutzkow aufklingt. Wenn der jungdeutsche Theodor Mundt behauptet: „der heutigen Schriftstellergeneration muß es das höchste Ziel sein, Pfeile des Geistes in ihre Zeit hinauszuschicken, um das Volk der Deutschen aufzuregen und aufzuschütteln“, so sprach daraus die begreifliche Gegenwirkung gegen die noch immer da und dort regierende Idyllik. Aber trotzdem gab es noch weite Kreise, die sich an der Anspruchslosigkeit von Erzählungen in Versen ergötzten, wie sie sich in Scheffels „Der Trompeter von Säckingen“ oder in Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt“ darboten. Man las in den zahlreich erscheinenden Taschenbüchern und Almanachen die neuesten Leistungen seiner



229. Wiener Szenenbild aus dem großen Ballett „Theodosia". „Theodosia, von ihren Feinden verfolgt, ergreift den Ast eines Baumes, um sich von dem Fels herabzulassen. Doch der Ast bricht, sie stürzt in einen das Gebirge umschlingenden Waldstrom."

Lieblinge. Man besaß noch sehr viel Muße, die man für Lektüre übrig hatte. Andernfalls wäre es kaum denkbar, daß einer, der sich dem Jungen Deutschland beizählte, daß Gutzkow in dem Roman „Zauberer von Rom" seinen Lesern zumuten konnte, neun Bände zu durchschnittlich 370 Druckseiten, im ganzen nicht weniger als 3520 Seiten zu verschlingen. Hackländers „Europäisches Sklavenleben" erreichte vier, sein „Neuer Donchixote" fünf Bände. Ähnliche Ausmaße zeigen viele Romane und Erzählungen Friedrich Gerstäckers, ebenso jene Friedrich Spielhagens. Auch Gustav Freytag dehnte seine Schilderungen in „Soll und Haben" auf drei Bände aus. Am anderen Ende solcher an Episoden und Verwickelungen reichen Epik steht die Kunst vertiefter Seelenschilderung in kurzer spannungsreicher Fassung, wie sie von Goethe über Kleist in der Novelle verwirklicht wurde. Gottfried Keller und Theodor Storm und, in einem Abstand von diesen getrennt, der Halbjude Paul Heyse haben damit auf erzählerischem Gebiete in gewissem Sinne den Mangel an hoher Dramatik ausgeglichen, der dieser Zeit anhaftet. Gleiches gilt für die Ballade, wie sie Graf Moritz Strachwitz oder Theodor Fontane sehr wirksam hervorbrachten. — Das Bedürfnis, sich an der eigenen Vergangenheit zu begeistern, verschaffte den Schlachtenbildern, die Christian Friedrich Scherenberg mit großer Sprachgewalt zu meistern verstand, wenigstens bei den Trägern preußisch-militärischer Überlieferung freudige Aufnahme.



230. Fanny Elßler.

Das alles war und blieb nur Behelf, Ausweg, womit man die Leere vor sich selbst und der Welt verdeckte. Der Mangel an großen nationalen Aufgaben und Zielen weckte das Bedürfnis, geschichtliche Erinnerungen hervorzuholen, um die Lücke auszufüllen. Die engen Grenzen, in denen man sich bewegte, brachten einen um alle Maßstäbe für das, was wirklich war.

Bei einem Rückblick auf die 30er und 40er Jahre berichtet Theodor Fontane: „Eine naive Großmannsucht existierte, neben der sich die Renommistereien von heute, die sich bekanntermaßen nur auf Auflagen und Honorare beziehen, unendlich kleinlich und unbedeutend ausnehmen. Wirklich, der um die genannte Zeit spukende geistige Hochmut kannte keine Grenzen und in meinem damaligen nächsten Umgangskreis befanden sich zahlreiche Personen, die sich daran gewöhnt hatten, als Macchiavelli oder Cesar Borgia, als Luther oder Huß, als Cromwell oder selbst als Ziska vorgestellt zu werden. Solche Vergleiche, zu denen neben anderem auch die schreckliche Bildersprache verführte, wie sie durch Anastasius Grün, Karl Beck und Freiligrath eingeführt worden war, waren unter den tonangebenden Genies gang und gäbe, wobei diese meistens sehr gut, die Fürsten und Könige sehr schlecht fortkamen. Letztere hatten in der Regel nur die Wahl zwischen Tiberius und Nero, wenn sie nicht wie Friedrich Wilhelm IV. zu Karl Stuart (also mit Aussicht auf Dekapitation) „begnadigt wurden". Religionsgründerei war Lieblingsbeschäftigung, und jeder hatte seinen kleinen Vorrat von Dogmen in der Tasche. Freilich sie waren auch danach."

Andererseits entsprach es dem stark gesellschaftlichen Charakter der Biedermeier- und Nachbiedermeierdichtung, daß man sich mit Vorliebe zu Tafelrunden zusammenschloß. Dichter, Schriftsteller und Freunde der Dichtkunst fanden sich an bestimmten Tagen regelmäßig in einer Gaststätte zusammen, wobei die Mitglieder ihre letzten Schöpfungen zum Vortrag brachten. Daran knüpften sich meist kritische Erörterungen. Bekannt ist der 1827 von dem Juden Moritz Saphir gegründete „Tunnel über der Spree" in Berlin, der an Sonntagsnachmittagen in einem Kaffeehaus die Poetengilde versammelte. Erst nach dem Abgang des in ödem Wortwitz sich erschöpfenden Saphir wurde aus dem Tunnel, wie wir aus den Erinnerungen von Fontane und Heyse wissen, die Quelle gegenseitiger Anregung. Jedes der Mitglieder erhielt einen Vereinsnamen. Emanuel Geibel hieß Bertrand de Born, Storm hieß Tannhäuser, Strachwitz Goetz von Berlichingen, Hosemann Hogarth. Man ward auf diese Weise des Zwanges enthoben, auf gesellschaftliche Rangunterschiede Rücksicht zu nehmen. Die wirklichen Dichter gewannen durch das Urteil der aus Beamten, Offizieren, Kaufleuten, Ärzten und Industriellen sich zusammensetzenden Amateure oft erst einen Maßstab für die Wirkung, die ihre Leistungen auf breitere Kreise ausübten. So stark war der Einfluß, den der Tunnel ausgeübt hatte, daß sich Paul Heyse und Geibel, als sie nach München übersiedelten, beeilten, an der Isar etwas Ähnliches ins Leben zu rufen. Auf diese Weise kam 1854 das „Krokodil" zustande, das allwöchentlich auf einige Nachmittagsstunden neben Dilettanten, Malern Männer wie Felix Dahn, Hermann Lingg, Wilhelm Hertz u. a. zu einträchtigem Tun beisammen sah. In Wien hatte sich die Ludlamshöhle aus einer bloß vergnüglichen Gesellschaft übermütiger Spaßmacher zu einer Vereinigung erhoben, der nach dem Zeugnis Grillparzers bald „alle besseren Maler, Musiker und Literatoren" angehörten. Man weiß aber auch von dem Dichter, daß diese Zusammenkünfte einen streberischen Polizeidirektor nicht ruhen ließen, den

Argwohn, der bei Hof und der Regierung gegen alle derartigen Unternehmungen vorherrschte, zum Anlaß einer hochnotpeinlichen Untersuchung zu machen.

Es kann hier nicht der Platz sein, die Schöpfungen der Dichter dieser Zeit nach ihrer künstlerischen Bedeutung zu werten, wohl steht uns aber zu, die Stellung dieser Schöpfungen und ihrer Urheber zur Gesellschaft zu untersuchen. Der vormärzliche Staat kümmerte sich als solcher ebensowenig um Dichter und Dichtungen, wie dies der liberale tat. Vor 1848 geschah dies höchstens im negativen Sinne als Zensur. Diese trieb besonders in Österreich gar wundersame Blüten. Hatte sie es einst zuwegegebracht, daß die Einbrüche Napoleons in die Residenzstadt der Habsburger kommen mußten, um den deutschen Klassikern ungehemmten Eingang zu verschaffen, so bieten die Lebensbeschreibungen der damaligen österreichischen Dichter fast auf jeder Seite Beispiele für die Schwierigkeiten, die das bürokratische Überwachungssystem ihrem Schaffen entgegenstellte. Das Ergebnis war, daß man damit der liberalen Gegnerschaft alle Trümpfe in die Hand spielte, denn diesem System gebrach es an jeder höheren sittlichen Berechtigung. Die Gesichtspunkte, nach denen Schriften beurteilt wurden, bewegten sich zum guten Teil auf der Ebene bloß äußerlich gesehener Rücksichten gegen Hof und Obrigkeit. Indem es überall Beziehungen zu verbotenen Richtungen herauszuschnüffeln suchte, stempelte es den Schriftsteller von vornherein zum Pamphletisten und verriet damit wieder nur das schlechte Gewissen seiner Auftraggeber. Begreiflich, daß dies erst recht zur Satire herausforderte. Fast schlimmer als die Zielsetzung war die Ausführung durch vielfach verknöcherte, ängstliche und beschränkte Individuen, die das Gewerbe rein mechanisch ohne höhere Gesichtspunkte betrieben. Berlin hatte seinen Geheimen Hofrat Karl Ernst John, der den Zensorstift führte und dazu beitrug, die literarische Polizei lächerlich zu machen, weil er etwa Anstoß daran nahm, daß ein Schriftsteller die zärtlichen Bande zwischen einem jungen Mann und einem Mädchen durch einen Unfall im Postwagen anknüpfen ließ, es sei nämlich eine Verhöhnung der preußischen Post, wenn der Dichter schildert, daß ein preußischer Postwagen umfalle. Der Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV. schuf manche Erleichterungen, und das Jahr 1848 vollendete das Werk des Liberalismus. Später besann sich allerdings



231. „So ihr euch bekehret, wird euch geholfen werden!" Karikatur auf die Brockhaussche „Allgemeine Zeitung". Sie hatte plötzlich die Sprache geändert, als sie in Preußen verboten wurde. Der Verlag kriecht vor dem Grenzpfahl zu Kreuze. Links liegt am Boden ein Blatt mit der Aufschrift „Devotestes Bittschreiben". Der entlassene Redakteur, Dr. Julius, trägt vor dem Mund ein Schloß.

der Staat wieder seiner Verpflichtung, aber in der alten Form kehrte die bevormundende Aufsicht nirgends auf die Dauer zurück.

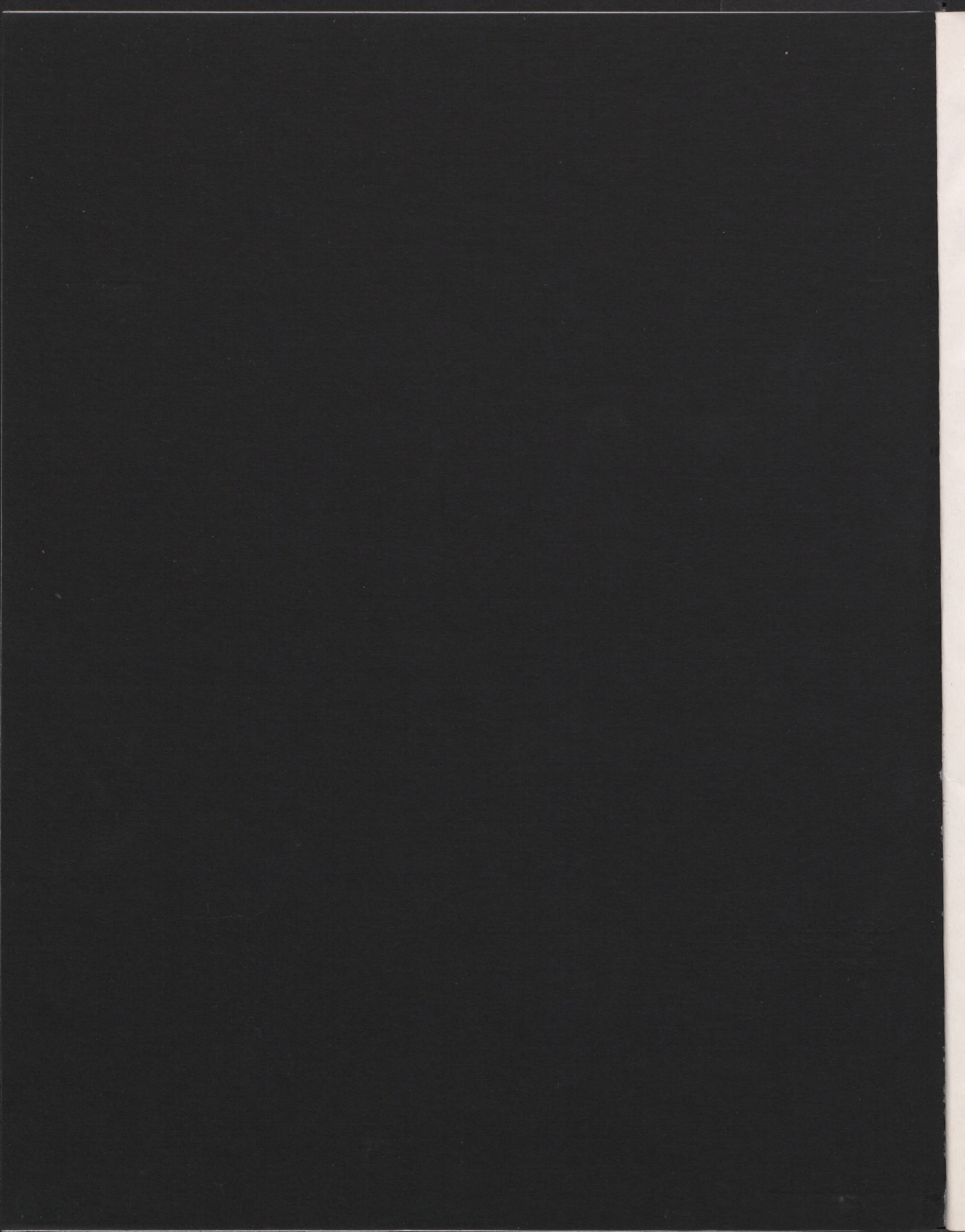
Eine positive Förderung hatte die Literatur durch den Staat im allgemeinen nicht erfahren. Der einzelne, der einem inneren Drange folgte und sich der Poesie ergab, war in der Regel darin auf sich selbst gestellt. Die meisten sind, sofern sie nicht wie Anastasius Grün oder Strachwitz adelige Herren und Grundbesitzer waren oder sonst Vermögen besaßen, den Weg der Hauslehrer, Erzieher, Reisebegleiter gegangen. So Grillparzer, Geibel, Roquette, Spielhagen u. v. a. Als der letztere 1890 auf sein Leben zurückblickte, da meinte er: ,,Junge Leute von meinem Bildungsstande und meinen Neigungen, welche heute in eine ähnliche Lage geraten, pflegen sich nicht lange zu besinnen, sondern werfen sich frischweg in die Journalistik, selbst wenn sie sich zur Zeit in einem literarischen Zentrum nicht befinden, sondern ein solches erst auf einem mehr oder weniger langen Umwege erreichen müssen. Es ist charakteristisch für mich, daß ich an eine derartige Verwertung meiner etwaigen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht einmal dachte." Das ist nicht bloß für Spielhagen, sondern für die Mehrzahl der ihm Gleichstrebenden kennzeichnend. Daß einer sich von Anbeginn einzig und allein der Schriftstellerei widmete, bildete im Ganzen doch eine Ausnahme. Noch strebten viele nach einem sicheren bürgerlichen Erwerb. ,,Von der Poesie leben zu wollen, die Muse zu knechten," schrieb Freiligrath an Cotta am 26. Juni 1846, ,,die Inspiration dem Bedürfnisse dienstbar zu machen, konnte mir nie in den Sinn kommen." Eine solche Auffassung war allerdings bereits im Schwinden. Seit Lessing das Leben eines freien Schriftstellers vorgelebt hatte, kam es mit dem Anwachsen des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens immer mehr in Schwang, sein ganzes wirtschaftliche Dasein auf den Eingang von Honoraren und Schriftleiterbezügen aufzubauen. Einzelne Fürsten wie König Friedrich Wilhelm IV. unterstützten verdiente Dichter durch Jahrgelder. Um einen Schritt weiter ging der Bayernkönig Maximilian II., der z. B. Geibel und Paul Heyse nicht allein durch ein festes Gehalt sicherstellte, sondern sie auch wie Justus Liebig oder Heinrich Sybel dauernd nach München zog und sie in sogenannten ,,Symposien" um sich vereinte. Denkt man an das Verhältnis Richard Wagners zu König Ludwig II., so sieht man, daß auch nachher die Tradition in Bayern nicht abriß. Das fürstliche Gönnertum nahm offenbar mit der steigenden Bedeutung demokratischer Einflüsse und Lebensformen ab. Trotzdem hielt man in Weimar noch an alten Überlieferungen fest. In gleichem Maße mehrte sich die Zahl derer, die ohne Gnadengaben ihr Auskommen fanden. Bei Dramatikern wurde diese Frage durch die sich immer mehr verbreitende Übung, den Dichter an den Theatereinnahmen nach einem bestimmten Schlüssel teilhaben zu lassen, in bestimmten Grenzen gelöst. Dem Beispiele Frankreichs, das 1791 in dieser Hinsicht gesetzliche Bestimmungen festsetzte, sind in Deutschland 1847 die Generalintendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin und die Direktion des Wiener Burgtheaters gefolgt. Es bleibt immerhin bemerkenswert, wenn man aus der Lebensbeschreibung von Adalbert Brachvogel erfährt, daß ihm sein zum Zugstück gewordenes Drama ,,Narziß" (1857) über alle materiellen Fährlichkeiten seines unruhevollen Lebens hinweghalf.

Auch das Schrifttum wurde früher oder später von jener Welle der ,,Industrialisierung" erfaßt, die fast alle Gebiete des Daseins mit sich fortriß. Und wie nahezu überall war es da das Judentum, das hierfür den Schrittmacher abgab. Mit ihm schaltete sich ein neues Element in die Gesellschaft und in die Geistigkeit des Abendlandes ein. Noch waren anfangs den Juden beinahe alle öffentlichen Berufe verschlossen. Ihr Geltungsbedürfnis wie ihr Verlangen nach Vorteilen für ihr Volk ließen sie bald erkennen, wo sich die Lücke finde, durch die sie schlüpfen



Das Zauberrüthchen oder die Liebhaber als Bettelmusikanten Zauberspiel von Frey.
Schöeller del. Zinke sc.
Aus Adolf Bäuerles Gallerie drolliger Scenen der Wiener Bühne 1827.

Tafel X.



und sich einschleichen konnten, nämlich die Literatur. Ein Musterbeispiel hierfür aus der Zeit des Vormärzes stellt der aus Ungarn stammende Moritz (eigentlich Moses) Saphir dar.

In der Prager Synagoge hatte er sich die gedankliche Schulung geholt, die ihm zu jenem schlagfertigen Witz verhalf, der den in diesen Dingen naiven Philosophen Hegel derart bestach, daß er zu Berlin Gönner Saphirs wurde. Einfluß und Zutritt zu der christlichen Gesellschaft verschaffte er sich wie so viele seinesgleichen durch scharfe, ätzende, unter Umständen absichtsvoll auf Skandal hinzielende Kritik. Die Kritik um ihrer selbst willen wie auch der Wortwitz bilden ja nur den Ausdruck seelischer Distanz gegenüber dem Volke, in dessen Sprache der Fremde, der von außen Kommende geistige Leistungen wertet. Der sprachkundige Fremde hört aus dem Gleichklang und aus den Ähnlichkeiten von Wörtern gegensätzlichen Inhaltes die Widersprüche viel eher heraus als einer, dem diese Sprache nationales Erbe ist. Gemeine Ausfälle gegen die berühmte, von den Berlinern vergötterte Sängerin Henriette Sontag sollten wohl dazu dienen, die Aufmerksamkeit der preußischen Hauptstadt auf den 1825 dahin kommenden Saphir zu lenken. Vier Jahre hernach treffen wir ihn in München. Hatte er sich an der Spree der „Berliner Schnellpost" bedient, standen ihm hier der „Bazar" und „Der Deutsche Horizont" zur Verfügung, in denen er durch unerhörte Angriffe gegen einzelne Schauspieler und die Hoftheaterverwaltung es dahin brachte, daß man ihn auf die Fronfeste schickte. Damit hatte er die gewünschte Sensation erreicht. Der Übertritt zum Christentum verschaffte ihm wieder die Gunst von König Ludwig, obwohl alle Welt wußte, daß er sich die Künstler auf den Bühnen wie der Konzertsäle tributpflichtig zu machen wußte, indem sie andernfalls Opfer seiner Kritik wurden. Seine letzte Zuflucht fand er dann 1834 in Wien, wo die Behörden, die sonst literarischen Unternehmungen mit ernster Zielsetzung die größten Schwierigkeiten entgegensetzten, seine Zeitschrift „Der Humorist" gewähren ließen. Hier, wo der Polizei kein Geheimnis verborgen blieb, wußte man gewiß, was alle Welt wußte, daß Saphir mit seinen Wohltätigkeitshandlungen nur schwach die Ausbeutung verdeckte, der seine Mitarbeiter und die Künstler ausgesetzt waren.

Es ist bezeichnend, daß mit dem Jahre 1848 Saphirs Stern verblaßte. Seine Aufgabe, dem Judentum eine Bresche zu schlagen, wo bisher seine Rasse kaum Zutritt hatte, war erfüllt worden. Von nun an schlug es ganz andere Tonarten an. Wenn auch auf völlig anderer Grundlage bedeutete sein Auftreten etwas Ähnliches wie Heinrich Heines Wirken. Das, was uns aber an der Gestalt Saphirs in ihrem Verhältnis zur Umwelt besonders interessiert, liegt nicht zuletzt in der Wehrlosigkeit, in der sich diese Umwelt ihm gegenüber befand. Das Gewinnstreben eines Verlegers wie Franckhs in Stuttgart bot ihm die Möglichkeit zu München jene zwei Zeitschriften zu leiten, ein Künstler wie Schnorr von Carolsfeld illustrierte 1847 Saphirs Buch „Wilde Rosen". Kein Geringerer als Friedrich Hebbel übernahm es, nach dem Tode dieses Humoristen und Wortwitzlers dessen literarischen Nachlaß zu betreuen. Zwei Männer, denen für die Größe ihrer Leistungen wie für ihre sittliche Wesenheit jeder gemeinsame Maßstab fehlte, kreuzten da ihre Wege. Dort ein Revolverjournalist und Spaßmacher und hier der schwerblütige niedersächsische Dramatiker! Wie stark muß doch damals bereits die deutsche Gesellschaft von jüdischen Einflüssen durchsetzt gewesen sein, daß solche Verbindungen möglich wurden! Trägt daran der Liberalismus die Hauptschuld, dann wäre dies nur ein Zeichen dafür, daß er sich in das Leben viel tiefer eingefressen hatte, als es viele Zeitgenossen selbst wahrhaben wollten. In Wirklichkeit scheinen sich freilich liberale Denkbestandteile mit einer gewissen romantischen Einstellung ganz gut vertragen zu haben. Das Fremdartige an den Juden und ihrem Wesen mochte es gewesen sein, das einen Denker vom Schlage Hegels für den ungarischen Juden Saphir einnahm. Daneben lastete auf vielen die seit der Aufklärung immer wieder geäußerte Vorstellung, als müßte das Abendland jetzt an dem Fremdvolk gutmachen, was das „finstere Mittelalter" an ihm verbrochen hatte. Mindestens stimmungsgemäß wurden damit die Türen geöffnet, durch die die Flüchtlinge des Ghettos Eingang fanden. So schlich sich etwa der zweiundzwanzigjährige Ludwig August Frankl in die Wiener Gesellschaft ein, indem er seine patriotische Gesinnung durch ein „Habsburglied" (1822) zur Schau stellte

und sich bei der Regierung Liebkind zu machen suchte, um sich beim Ausbruch der Märzereignisse ganz der Revolution hinzugeben.

Das sicherste Mittel, in der Literatur festen Fuß zu fassen, erkannte das Judentum darin, daß es sich aller wichtigen Stellen bemächtigte, von denen aus die Urteile des Publikums gelenkt werden können. In der Kritik ist es von jeher stärker als in schöpferischer Leistung. Nicht immer stellte man sich selber an die entscheidenden Posten. Vorteilhafter schien es bisweilen, im Hintergrund zu bleiben und sich einer Persönlichkeit zu bedienen, die in geistiger oder materieller Abhängigkeit, ohne Jude zu sein, die jüdischen Interessen vertrat. Als vorzüglichstes Mittel stellte sich hierbei das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen heraus. Dieses erzog sich nun im Feuilleton jene neue Schriftstellergeneration, die sozusagen neben der Literatur einherging und auf sie in steigendem Maße Einfluß gewann: die Literaten. Ohne die Fähigkeit, neue Werte zu schaffen, konnte man doch als Gebieter auftreten, als Mann, vor dem Verlage, Theaterdirektoren und Schriftleiter zitterten. Mindestens für den Augenblick lag der Weg zur Öffentlichkeit in der Hand dieser Türhüter des Erfolges. Ebenso geistige wie materielle Güter standen dabei auf dem Spiele. Die Diktatur der Literaten konnte unmittelbar oder mittelbar über Annahme oder Ablehnung eines Werkes entscheiden. Darüber hinaus kam auch bereits die Übung des Verschweigens in Schwang. Hier verkehrte sich das Vorzeichen des Literaten, der als Journalist auch „Publizist“ genannt wurde, in sein Gegenteil: er veröffentlichte nicht, sonder sorgte in Abrede mit anderen gleichgesinnten Kollegen dafür, daß in den von ihnen beeinflußten Zeitungen und Zeitschriften über ein Werk oder über einen Schriftsteller, beziehungsweise Künstler kein Wort der Erwähnung, nicht des Lobes, nicht des Tadels erschien. Nichts, was den Juden unbequem war, entging mit der zunehmenden Vorherrschaft des Liberalismus einem solchen Bannstrahl. War die Bedeutung eines Mannes mit solchen Mitteln nicht zu bestreiten und auch nicht auszulöschen, so bemühte man sich, ihn zu umgarnen und durch kleine und größere Dienste für sich zu gewinnen. Ein weiterer Weg, Einfluß zu ergattern, bestand im Mäzenatentum. Juden und Jüdinnen bemühten sich um begabte Künstler in der Form, daß man ihnen die eigene Geschäftstüchtigkeit zugute kommen ließ oder ihnen den Weg zur Gönnerschaft von Geldmagnaten öffnete. Man fand auf diese Weise den Weg in die Literaturgeschichte und zog aus der Dankbarkeit des Begönnerten für sich und sein Volk Vorteile. Schuld daran trug nicht in letzter Linie sehr oft die Verständnislosigkeit des deutschen Adels, der die Pflicht gegenüber der geistigen Auslese unserer Nation vernachlässigte und so dem ehrgeizigen Judentum die Bresche offen ließ, durch die dessen geldkräftige Söhne zu gesellschaftlichem Rang kamen.

So hatten die Rothschilds die Verwaltung des Vermögens übernommen, das sich Fanny Elßler erworben hatte. Sie ließen sich denn auch von der gefeierten Tänzerin an jedem Neujahrstag, da sie zur Behebung ihrer Kupons zu ihnen kam, von ihr im Büro etwas vortanzen. In dieser Tatsache versinnbildlicht sich die Abhängigkeit, in die allmählich die mit dem Boden verwurzelte Kunst geraten war. Das Schlimmste an diesen Erscheinungen lag wohl darin, daß nur wenigen die Zusammenhänge offenbar wurden. Und mancher, der davon etwas erahnen oder erkennen mochte, ließ sich dann doch wieder durch die liberale Phrase von der richtigen Spur weglocken.

Der erste, der in dieser Hinsicht die inneren Zusammenhänge mit hellsichtiger Schärfe erkannte und den Mut besaß, seine Erkenntnisse der Welt kundzutun, war Richard Wagner. Er hatte 1850 in der „Neuen Zeitschrift für Musik“, zunächst unter einem Decknamen, „Das Judentum in der Musik“ behandelt und neunzehn Jahre hernach diesen Aufsatz mit voller

Nennung seiner Verfasserschaft in erweitertem Umfang nochmals veröffentlicht (Abb. 232).

Mit dem Ohr des Musikers nahm er vorweg, was erst spätere Beobachter mit ganz anderen Mitteln feststellen konnten, daß nämlich der Jude die Sprache der Nation, unter der er von Geschlecht zu Geschlecht lebt, nur als Ausländer spricht, daß er in ihr nur nachsprechen „nachkünsteln", nicht wirklich Kunstwerke schaffen könne. Daß trotzdem eine „Verjüdung" der Kunst, eine solche auch in der Musik möglich geworden ist, führt er auf die Macht des Geldes und darauf zurück, daß die moderne Bildung nur dem Wohlstande zugänglich ist, dadurch aber auch dem Juden. Bei dem Versuch, dank seiner Bildung nun musikalisch Künstlerisches zu schaffen, mußte selbst der Begabteste unter den Juden, Felix Mendelssohn-Bartholdy, in äußerlicher „Verschlingung der feinsten, glättesten und kunstfertigsten Figuren" steckenbleiben und versagen, „wo diese Figuren die Gestalt tiefer und markiger menschlicher Herzensempfindungen anzunehmen bestimmt waren."

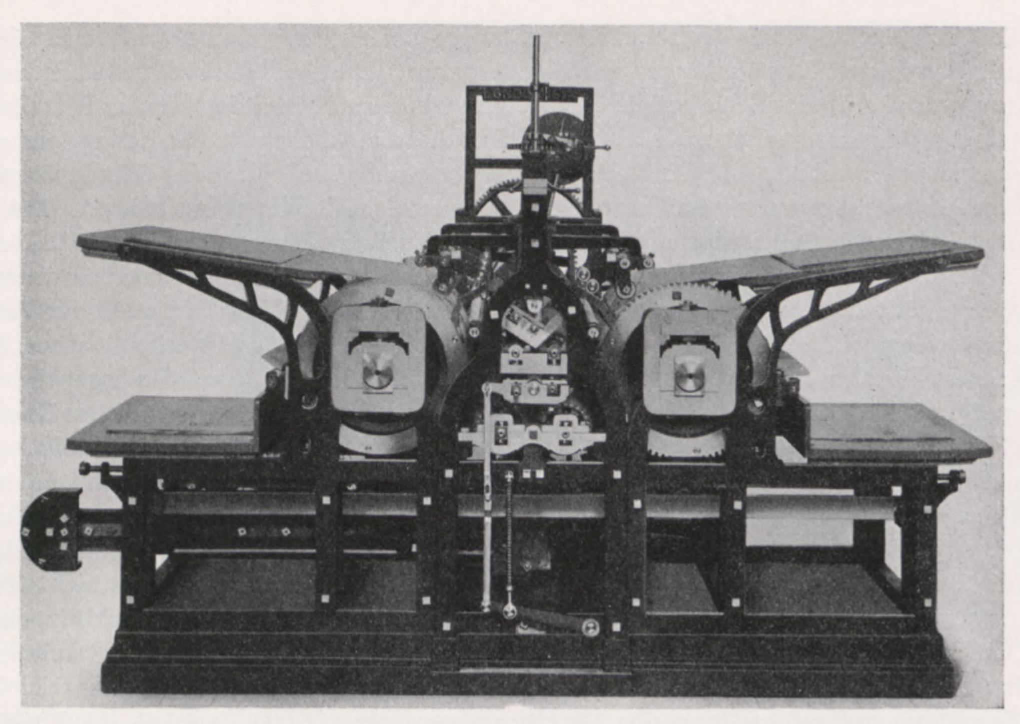


232. Karikatur auf Wagners „Judentum in der Musik" von G. Guthknecht in Rudolf Wellmanns „Richard Trommelfell". „Kauft sich ein paar Rieß Papiere, macht sich schleunigst ans Geschmiere. Und was schreibt er wohl? I, kick!, 's Judentum in der Musik! — Sechs gedruckte Bogen."

Für uns aber ganz besonders lehrreich sind die Ausführungen, die 1869 Wagner dem Wiederabdruck seines Aufsatzes folgen läßt. Inzwischen war es ruchbar geworden, daß er dessen Urheber war. Vorerst erhob sich ein Sturm verfälschender Anwürfe und gröblicher Ausfälle gegen jenen Artikel. Sobald man aber den Namen des Verfassers erfuhr, stoppte das „höhere Judentum" den Kampf vor der Öffentlichkeit ab und verlegte ihn auf eine andere Ebene. Man sprach kein Wort mehr vom „Judentum in der Musik", dafür suchte man den unbequemen Mann als Kunstschriftsteller und als Komponisten zu treffen, indem man das Wort von der „Zukunftsmusik" zum Anlaß nahm, ihn lächerlich zu machen und Kritik wie Theaterdirektoren gegen ihn und seine Werke einzunehmen. Das gleiche Schicksal sollte Franz Liszt erfahren, als er für Wagner Partei ergriff. Bald fand auch die besonnenste Besprechung einer Lisztschen Komposition keinen Zugang zu den größeren Zeitungen. „So weit war es eben gekommen: wir waren von der deutschen großen Presse vollständig ausgeschlossen. Wem gehört aber diese Presse? Unsere Liberalen und Fortschrittsmänner haben es empfindlich zu büßen, von den altkonservativen Gegenparteien mit dem Judentum und seinen spezifischen Interessen in einen Topf geworfen zu werden: wenn die römischen Ultras fragen, wie denn eine nur von den Juden dirigierte Presse berechtigt sein sollte, über christliche Kirchenangelegenheiten mitzusprechen, so liegt hierin ein fataler Sinn, der jedenfalls sich auf die richtige Kenntnis der Abhängigkeitsverhältnisse jener großen Zeitungen stützt." Über das persönliche Schicksal des einzelnen hinaus bedeutet aber das von Richard Wagner geschilderte System, daß sich die von Juden abhängige Publizistik zwischen Kunstschaffen und Publikum zwängte und damit die wirkliche Meinung der Kenner entweder unterschlug oder verfälschte. Wer sich jedoch nicht größerer Sachkunde erfreute und der Kritik, wie sie in Zeitungen und Zeitschriften dargeboten wurde, keinen Widerstand entgegensetzen konnte, wurde in die heimlich geleiteten Bahnen derer gelenkt, die überall dort, wo es um die Interessen der Juden ging, die meinungsbildenden Kräfte im Verborgenen leiteten. Das zeigte sich nach der anderen Richtung am deutlichsten an Wagners Antipoden Giacomo Meyerbeer. Dieser, ein Sohn des reichen jüdischen Berliner Bankiers Jakob Herz Beer, wird in Italien, wo er Kompositionskunde studierte, zum „Italiener",

schreibt „italienische" Opern, sucht nach seiner Rückkehr nach Berlin Paris auf, um jetzt Franzose zu werden und sich von Scribe die Texte zu seinen Tonwerken dichten zu lassen. Berlin kann ihn auf die Dauer nicht halten. Seine in äußeren Effekten sich erschöpfende Musik ist so heimatlos wie ihr Urheber. Mit Hindernissen wie Richard Wagner braucht er freilich nicht zu kämpfen. Ihm stehen die Tore zu den großen Zeitungen sperrangelweit offen. Heinrich Laube, der sich einen Freund Heines nennen durfte, erzählt von Meyerbeer, er habe eine Kanzlei „zur regelmäßigen Besorgung der öffentlichen Stimmen" unterhalten. Von des Komponisten Sekretär erfahren wir übrigens, daß Meyerbeer zu Paris einen Freund besaß, der für ihn bei der dortigen Presse förmliche Agentendienste leistete, um Widerstrebende unter den Kritikern zu gewinnen.

Künstlerisches Schaffen wird in diesen Kreisen vielfach von rein geschäftlichen Gesichtspunkten geleitet. Der Rabbinersohn Berthold Auerbach, der noch 1836 in seinem Schriftchen „Das Judentum und die neueste Literatur" Wert darauf legte, mit Börne und Heine nicht gleichgestellt zu werden, ruft den Christen, die da glauben, die Juden würden nach Palästina zurückkehren, die Worte zu: „Sie nennen uns ‚Volk' und ärgern sich nur ein wenig, wenn wir ihnen die richtige Behauptung entgegenstellen, daß wir schon längst nur Konfession sind". Von dem Gegenpol zu jener Auffassung kommend, die später Richard Wagner vertrat, erkannte er mit scharfem Blick eine Unterströmung im deutschen Volk, das, der kritisierenden Tendenzpoesie der Zeit überdrüssig, nach neuer geistiger Kost Ausschau hielt. Immermanns „Oberhof" und vor allem die gesunde Volkstümlichkeit, mit der Johann Peter Hebel sein „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" betreute, boten köstliche Vorbilder. Da seinen ersten literarischen Versuchen ein Erfolg versagt blieb, suchte er mit seinen Erzählungen die Gegend heim, in der er seine Jugend verbracht hatte. So entstanden die „Schwarzwälder Dorfgeschichten", die rasch ein Publikum zu erobern imstande waren, das offenbar kein richtiges Verhältnis zum Bauerntum besaß und hier Gestalten und Umstände vorgeführt erhielt, wie sie seiner verstädterten Gefühlswelt und seinem Bedürfnis nach sentimentaler Betrachtungsweise in selbstgefälliger Weise entsprachen. Von welchem Standpunkt aus Auerbach selbst sein Schaffen betrachtete, dafür gibt uns der aus bäuerlichen Verhältnissen stammende Joseph Rank einen Fingerzeig. Als junger Mensch befreundete er sich auf den ersten Blick mit Auerbach, der gelegentlich einer Aussprache den naiven und anspruchlosen Sohn des Böhmerwaldes nicht wenig verblüffte, als er ihm unter lebhafter Aufregung zurief: „Ja du bist ein Bundesgenosse aus gleichem Stoff und für gleiches Streben — wenn mir jemand gefährlich werden kann, so bist du's!" Rank, der eben aus eigenem Erleben heraus sein Buch „Aus dem Böhmerwald" (1843) herausgebracht hatte, war zu unerfahren, um zu merken, daß ihm da so etwas wie Konkurrenzneid begegnete, die Angst, der andere könnte ihm das Geschäft verderben. Gefühlsmäßig mochte Auerbach ja doch erkannt haben, daß er dem Dorfleben innerlich fremd gegenüberstand. Gefährlich freilich konnte ihm das sudetendeutsche Bauernkind nicht werden. Dem fehlte nicht nur die Gestaltungsgabe, die Fähigkeit, sich dem Geschmacke des großen Leserkreises anzupassen und bei ihm sich einzuschmeicheln, es fehlten ihm überdies auch die „Verbindungen" mit der Kritik und den großen Zeitungen und Zeitschriften. Wollte er sich ein, wenn auch bescheidenes Plätzchen in der literarischen Welt sichern, so konnte er es nur mit Hilfe seiner jüdischen Freunde, mit Moritz Hartmann, Karl Beck, Sigmund Kolisch, Leopold Kompert, Ludwig August Frankl und manchen anderen erreichen. Auerbach aber fand als „Der Gevatersmann" in Form eines Kalenders Eingang in das deutsche Volk, gab einen „Deutschen Familien-Kalender" heraus, den Kaulbach und Ludwig Richter mit Bildern versahen. Dank der Ent-



233. Die erste Schnellpresse, erfunden von Friedrich König und August Friedrich Bauer. 1814 für die „Times“ in London gebaut.

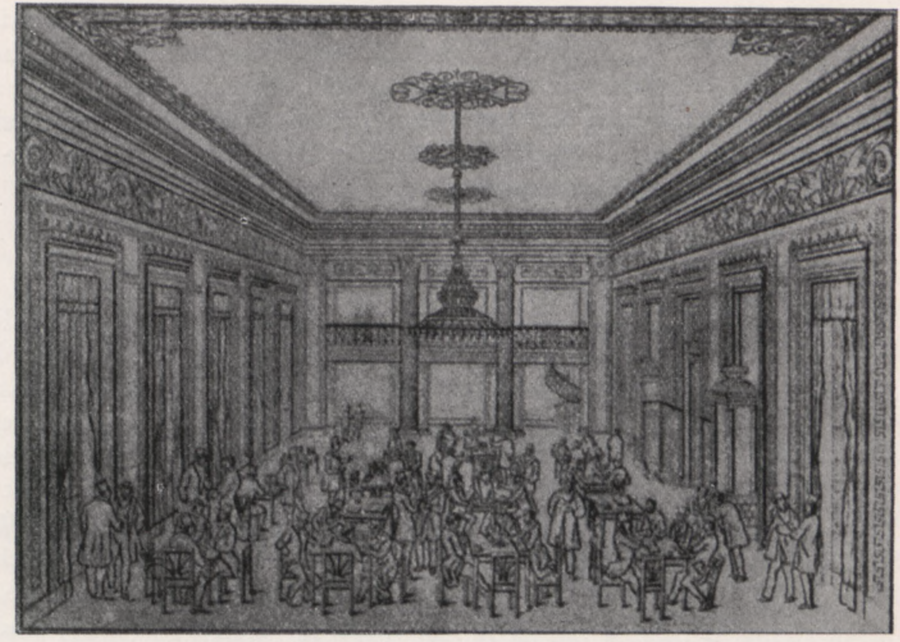
fremdung, die der Liberalismus allerorten an den Tag legte, wo es galt, zum wirklichen Volk vorzudringen, feierte auch hier das Literatentum seine Triumphe.

Das Aufkommen des Literatentums bewegte sich in der gleichen Richtung, wie das gesamte Leben der Zeit: auf der fortschreitender Industrialisierung. Das wichtigste Werkzeug hiezu bildete die Schnelldruckpresse (Abb. 233), die der aus Eisleben stammende Friedrich König im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erfunden und durchkonstruiert hatte. Wie so viele deutsche Erfinder fand er in seinem verarmten und politisch zerrissenen Vaterlande vorerst keine Stütze und suchte in England Hilfe. Nur dem Umstande, daß er in dem deutschen Optiker Andreas Friedrich Bauer einen unternehmungslustigen Genossen fand, dankte er es, wenn er den Fängen eines unredlichen englischen Unternehmers entkam und 1818 zu Obernzell bei Würzburg eine eigene Fabrik errichten konnte. Aber die 15000 Gulden, die er für eine solche Maschine forderte, erschienen den meisten Verlegern noch unerschwinglich. Das konnten sich 1814 allein die ,,Times“ in London leisten. Ja, als 1823 zu Berlin die ,,Spenersche Zeitung“ als erste dem Beispiel der ,,Times“ folgte, da sprach man in dem von allem Selbstbewußtsein verlassenen Land von einer ,,Druckmaschine aus England“. Erst in den vierziger Jahren wagten sich auch Verleger an die Anschaffung solcher Schnellpressen. Massenauflagen bildeten damals noch eine Ausnahme.

Der Buchhandel, der sich 1825 im Börsenverein des deutschen Buchhandels mit dem Sitz in Leipzig zusammenschloß, hatte damit einen Schritt zur Vereinigung aller Deutschen nach vorwärts getan. Gewiß hatten Verleger wie Sortimenter aus der staatlichen Uneinigkeit auch Vorteile gezogen. Die Verschiedenheit der gesetzgeberischen Maßnahmen ermöglichte da und dort ein Ausweichen vor Zensurvorschriften. Man kann sich andererseits vorstellen, wie

die Vielfalt von Rechtsgrundsätzen und Einrichtungen auf die Herstellung von Werken juristischen Inhalts wirkte. Das Verlangen nach Zusammenschluß aller, die sich zum Deutschtum bekannten, war aber in der Seele gerade der Besten stets lebendig, seitdem unsere Klassiker der Nation eine gemeinsame geistige Heimat geschaffen hatten. Aber erst mit der zunehmenden Dichte des Verkehrsnetzes, mit der Verallgemeinerung und Vertiefung des Schulunterrichtes waren die Voraussetzungen geschaffen, um den Weg zu den Klassikern zu bahnen. Ihn noch weiter erleichtert zu haben, war das Werk des Norddeutschen Bundestages, der am 9. November 1867 die Verlagsrechte aller Autoren, die seit mehr als dreißig Jahren verstorben waren, für aufgehoben erklärte. Dadurch ward ermöglicht, was geschäftliche Kurzsichtigkeit der Verleger früher dem widerrechtlichen Nachdruck überlassen hatte, nämlich die Werke Goethes, Schillers, Wielands, Herders, Lessings u. a. zu einem erschwinglichen Preis dem Volksganzen zu erschließen. Symbolisch dafür ist es, daß schon eine Woche nach dem Freiwerden unserer Klassiker, am 15. November 1867, Goethes „Faust" als erstes Heft von Reclams „Universalbibliothek" der Öffentlichkeit übergeben worden war. Bis dahin genossen nur die Übersetzungen ausländischer Verfasser den Vorzug wohlfeiler Ausgaben. Walter Scott, Bulwer, Marryat, Dickens, Dumas, George Sand usw. wurden einzeln und in Sammlungen um Spottpreise auf den Markt geworfen. Fremden Autoren zahlte man ja kein Honorar. Das trifft allerdings nicht für alle Fälle zu, war es doch gerade ein deutscher Verleger, Bernhard Freiherr von Tauchnitz, der mit seiner „Collection of British Authors" im Jahre 1841 englischen Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten eine Heimstatt gewährte, die für die Verfasser auch materiell sehr ertragreich blieb. Allein Macaulay empfing von Tauchnitz ein Honorar von etwa 50000 Mark. W. M. Thackeray schrieb dem deutschen Verleger, der sich ob seines ungenügenden Englisch entschuldigte: „Fürchten Sie nichts wegen Ihres Englisch — ein Brief mit dem Inhalt . . . £ ist stets gut stilisiert." Die britischen Autoren waren besser behandelt worden als die Mehrzahl der heimischen. Schwäche und Stärke deutschen Wesens hielten sich die Waagschale. Was wir als unser Vorrecht betrachteten, sich über die eigene nationale Umgrenzung hinweg den Blick auf die Welt offen zu halten, mußten wir oft genug mit Geringschätzung eigenen Wertes bezahlen. Erst allmählich wurde unser Volk seiner eigenen Leistungsfähigkeit bewußt und zugleich auch in seiner Breite anspruchsvoller. Der Anteil an den geistigen Gütern der Nation nahm zusehends zu und wuchs namentlich seit der bürgerlichen Revolution des Jahres 1848 immer stärker an. Das erkannte der Verleger Ernst Keil, der im Gefängnis, wo er wegen eines Zensurvergehens seine Strafe absaß, den Plan zur „Gartenlaube" entwarf, die am 1. Januar 1853 ins Leben trat. Damit war der Typus der Familienzeitschrift geschaffen. Mit seinen Vorzügen wie seinen Mängeln. Die volkstümliche Darstellung naturwissenschaftlicher Fragen nahm einen ziemlichen Platz ein und spiegelt den Interessenkreis des Publikums wider. In Levin Schücking und vor allem in Storm fand Keil wertvolle Vertreter der Novellistik. Auch die Ausstattung mit Bildern beweist ein hohes Niveau. Dagegen legt die an Prüderie streifende Enge der sittlichen Maßstäbe nicht immer ein erfreuliches Zeugnis für die Aufgeschlossenheit der Leser und Freunde des Blattes ab. Die Romane der Marlitt (Eugenie John), die in der Konvention einer falschen Bürgerlichkeit steckenblieben, werden in ihrer Äußerlichkeit der Auffassung stets als Dokumente einer Zeit angesehen werden, die von der Schätzung des Wahren und der echten Werte des Lebens ziemlich entfernt war. Solche Folgerungen zu ziehen, ist erlaubt, wenn man erfährt, daß die „Gartenlaube" in der Zeit von 1855 mit einem Absatz von 35000 Exemplaren bis 1860 zu einer Auflage von 86000 emporstieg, um 1870 die Höhe von 270000 zu erreichen, die sechs Jahre später auf 400000 stieg. Man schätzte schließlich die Zahl der Leser dieser Zeitschrift

auf fünf Millionen, fand sie doch auch in Konditoreien, Gaststätten aller Art und Klubs Verbreitung. Man mag daraus ersehen, daß die letzten Jahrzehnte vor dem deutsch-französischen Krieg schon auf dem Weg zu jener Entwicklung waren, die nach der Gründung des Bismarckschen Reiches und seiner Zusammenfassung der Kräfte immer größere Ausmaße erreichten. Aus dem Jahre 1863 finden wir denn auch eine Mahnung gegen die „Veramerikanisierung" der Zeit. Ward unter Amerikanisierung der Zug ins bloß Materielle, ins Krämerhafte, die Vorherrschaft des Nützlichen und Geldgewinnes verstanden, wie er sich durch die fortschreitende Gewalt der Industrie auf verschiedenen Gebieten des Lebens in Deutschland deutlich abzeichnete, so nahm jetzt Amerika selbst Einfluß auf die Kunstübung in Europa. Dies geschah nicht durch eigene schöpferische Leistungen, die etwa zur Nachahmung hätten eingeladen. Die Diktatur des Geldes übte nicht bloß im Geschäftlichen ihre Macht aus, sie griff auch auf die Kunst über, man wog ihren Wert nach dem Preis, den man dafür zu erlegen hatte. Es reizte außerdem das Selbstgefühl dieses Kolonistenvolkes, daß es sich aus der Heimat seiner Väter und Großväter das Teuerste und Kostbarste herüberholen konnte. Es besaß ja die nötigen Mittel hierzu. So zahlte man unverhältnismäßig hohe Summen, um die berühmte spanisch-französische Sängerin Malibran zu hören. Fanny Elßler, die 1840 und 1841 die Neue Welt entzückte, konnte 720000 Franken als Reingewinn ihrer Gastspielreisen heimbringen. Ihr folgte 1850 die „schwedische Nachtigall" Jenny Lind. Im Jahre 1853 genoß die vielumschwärmte deutsche Sängerin Henriette Sontag ihre Triumphe jenseits des großen Wassers, 1866 versuchte sich dortselbst der aus einem ostjüdischen Ghetto stammende Schauspieler Boguslaw Dawison, der sonst in Dresden als Rivale Emil Devrients aufzutreten pflegte und durch sein Benehmen für jeden Theaterleiter zu mancherlei Verlegenheiten Anlaß gab. Und das waren natürlich nicht die einzigen Kunstkräfte, die um des lieben Geldes willen übers Meer fuhren. So manche dieser Persönlichkeiten büßte diese Mammonsreisen mit Herabminderung ihrer körperlichen wie künstlerischen Leistungsfähigkeit. Sicher ist, daß dieser Einbruch der Neuen Welt auch in das Kunstleben Deutschlands die Ausbildung des Virtuosenwesens förderte und in gewissen Grenzen einen Rückschlag der Gesamtentwicklung mit sich brachte. War es an der Wende vom 18. zum folgenden Jahrhundert endlich zu einer Beruhigung des Theaterbetriebes gekommen, wodurch dem Herumwandern der einzelnen „Truppen" ein Ziel gesetzt wurde, so kehrte diese Erschei-



234. Das Innere der Buchhändlerbörse in Leipzig.

nung in solchen einzelnen Amerikafahrten wieder. Bis zu einem bestimmten Grade bildete London ebenfalls aus ähnlichen Gründen Anziehungspunkt für deutsche Künstler. Die Aussonderung des einzelnen aus dem Gesamtgefüge seiner sozialen Gruppe wie auch aus dem des Kunstwerkes paßte zwar wunderbar zu den Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechtes aller gegen alle, es störte aber im gleichen Maße jede künstlerische Harmonie und rächte sich nicht selten an dem Einzelgänger selbst.

AUSBLICK.

Ein Rückblick auf die vierzig Jahre, die unsere Darstellung umschließt, vermag kein einheitliches Bild zu geben, denn dieser Zeitraum ist durch das Erlebnis der Märzereignisse des Jahres Achtundvierzig deutlich in zwei Teile zerrissen, die nur mit Mühe vereint werden können. Der Lebensstil der Generation, in die sich zwar bereits das Literatentum des Jungen Deutschland eingenistet hatte, war doch noch vor allem von biedermeierischer Behaglichkeit und genießerischem Ruhebedürfnis beherrscht. Andererseits endet der Liberalismus, der im Widerschein der Pariser Februarrevolution auf deutschem Boden zur Macht über die Geister gelangt war, keineswegs mit der Geburt des kleindeutschen Kaiserreiches. Vielmehr lebt er sich von jetzt an so recht erst aus. Die Gestalt des Schöpfers dieses Reiches, Bismarck, steht wie ein erratischer Block inmitten dieser alle Bindungen verabscheuenden Welt. Gewiß hat auch der große Reichskanzler den Strebungen und Irrungen seiner Zeit da und dort den Zoll entrichtet, den jeder seiner Gegenwart darbringen muß, aber sein religiöses Fühlen allein schon, das metaphysische Verhaftetsein seiner so wirklichkeitsnahen Politik trennt ihn weltenweit von den in äußerlichem Macht- und Geldhunger sich verzehrenden Zeitgenossen. Seine seelische Verbundenheit mit Boden und Bauerntum schützten ihn genugsam vor einer im Großstädtertum versinkenden Umgebung, die die Loslösung Aller von Allen bedeutete.

Der Liberalismus war die geschichtliche Antwort auf die Anmaßung des in Unbeweglichkeit erstarrenden Obrigkeitsstaates, war die Antwort auf den Führungsanspruch von Gesellschaftsschichten, deren Daseinsbedingungen nicht mehr mit den Erfolgen, Sorgen und Nöten der Zeit im Einklang standen. Es wäre ganz ungeschichtlich gedacht, wollte man den Liberalismus als solchen für alle Übel jener Tage verantwortlich machen. Eine Bewegung, die dauernd über Volksgrenzen hinweg Menschen in ihren Bann hält, entspringt einer bestimmten Notwendigkeit. Diese übernationale Wirkung freilich trug von vornherein große Gefahren in sich. So kam es, daß der Liberalismus den Einzelnen gegen die Gesamtheit ausspielte und ihn dem Boden, dem Volk, dem Staat allmählich entfremdete. Ohne Zweifel wurden durch den Liberalismus manche Hemmungen gelöst, manche bisher gelähmten Kräfte entbunden, freilich zugleich oft infolge individualistischer und internationaler Haltungen irregeleitet. Mit der fortschreitenden Überwältigung der Natur durch Wissenschaft und Technik strebte alles nach Freiheit des Schaffens und besaß ein gewisses Recht hierzu. Die Weltgeschichte macht ja verschiedentlich Umwege. So könnte man sich sehr gut vorstellen, daß der neue Freiheitsgedanke wie ein Rausch über die Menschen des Abendlandes hereingebrochen wäre und sie mit einem Ruck über sich selbst hinausgehoben hätte, um sie dann wieder in das Bett normaler Entwicklung zurückzuführen. Die Gesellschaft hätte sich auf diese Weise selbst gefunden und sich zu bestimmter Harmonie zusammengefügt. Wenn dies gerade dem Liberalismus versagt blieb, wenn er über seine heilsame Wirkungszeit hinaus mit künstlichen Mitteln erhalten wurde und sich sozusagen selbst überlebte, so lag dies an dem Einbruch artfremder

Vorstellungen, die sich zwar der Wörter ,,Freiheit“ und ,,Selbstbestimmungsrecht“ und ,,Fortschritt“ bedienten, diesen Wörtern aber einen ganz anderen Sinn unterlegten, als wir gemäß der Eigengesetzlichkeit unserer deutschen Lebensgestaltung darunter verstehen dürfen.

Es war eine zukunftsschwere Schickung, daß im Zustand der geistigen Wehrlosigkeit, da das Abendland sich den Gedanken kosmopolitischer Weltverbrüderung hingab, das Judentum in der Gesellschaft dieses Abendlandes Einlaß fand. Indem man den Verstand zum Maß aller Dinge erhob, die blutmäßigen Bedingtheiten leugnete, dem geschichtlich Gewordenen nur in beschränktem Maße Anerkennung zollte, schnitt man sich selbst von der eigenen Vergangenheit ab, schnitt sich aber auch von dem natürlichen Boden ab, aus dem man stammte, tötete in sich die Instinkte der Rasse, machte sich so zum Spielball fremden Wollens und brachte die Stimme des Blutes zum Schweigen, die ja doch immer wieder mahnend und warnend leiser oder stärker hervorbrach. So zwängte sich etwas Fremdes zwischen unser Fühlen und unser Tun, zwängte sich zwischen die einzelnen Schichten unseres Volkes und riß Gegensätze auf, die gegen alle Natur die Nation in zwei Nationen aufspaltete, in die der Besitzenden und jene der Besitzlosen.

Jeder Verrat an der Natur und an den natürlichen Bedingungen des Daseins rächt sich früher oder später dadurch, daß man sich der Wirklichkeit entfremdet und die Gewichte auf die falschen Waagschalen des Lebens legt. Es mag verwunderlich erscheinen, wenn man eine Gesellschaft wirklichkeitsfern nennt, die überall nur nach dem materiell Greifbaren langte, nach dem, was zu Erfolg zu verhelfen versprach, nach Wohlsein, Ehre, Macht und Reichtum. Und doch wird dies klar, sobald man sich vor Augen stellt, daß diese Gesellschaft sich gewöhnte, das, was nur das Maß sein sollte, zum Inhalt aller Wünsche selbst zu machen, nämlich ein Abstraktum — Geld. Es war darum nur die natürliche Folge, daß die menschliche Arbeit ihrer Würde verlustig ging und zur bloßen Ware herabsank. In einer Welt, die sich auf diese Weise immer wieder nur in Abstraktionen bewegte, tummelte sich begreiflicherweise das Judentum wie der Fisch im Wasser, denn mit den Wirklichkeiten seiner Umgebung hatte es ja nirgends einen blutvollen Zusammenhang, konnte ihn nicht haben. Das begriffliche Denken besaß es hingegen von der Schule her, die ihm die Synagoge bot. Dieses aber war der Zauberschlüssel, der ihm alle Tore zu den in Abstraktionen sich erschöpfenden Werten öffnete.

Das Verhängnis, von dem schon das Reich Bismarcks, ungleich mehr noch das Reich Kaiser Wilhelms II. beschattet wurde, lag in der Hilflosigkeit, mit der es solchen Bestrebungen gegenüberstand. Die liberale Dialektik verbarg die Zusammenhänge. Gut gedeckt hinter leidenschaftlich ausgesprochenen Grundsätzen, feierte die Selbstsucht der Einzelnen wie die der Interessentengruppen in Presse als ,,öffentliche Meinung“, im Parlament als ,,Volkswille“ ihre Triumphe. Im Grunde handelte es sich um bloße Theaterdekorationen, die so wie Wirklichkeiten aussahen. Das Schlimmste ruhte in der Tatsache, daß die herrschende Schichte in dem allen ihr Genüge fand. Nichts bezeichnender hierfür, als der Scharfsinn, mit dem Gelehrte zwischen ,,Staats“- und ,,Kulturnation“ unterschieden. Um sich über die volkliche Unvollständigkeit des damaligen Deutschen Reiches zu beruhigen, konstruierte man eine ,,Kulturnation“, zwängte hinwieder die Polen in Posen und die Franzosen Lothringens in das Sammelbecken einer völlig unwirklichen Staatsnation. Dabei bedachte man nicht, wie man mit solcher Lehre die in fremden Staaten lebenden Deutschen unter das Joch derartiger ,,Staatsnationen“ trieb.

Die Deutschen waren in ihrer Substanz das gleiche bescheidene und lernbegierige Volk arbeitsfroher Menschen geblieben, das sie immer schon waren, doch über diesen gesunden Kern

wölbte sich eine Schale mundfertiger Lobredner, die eine satte Selbstzufriedenheit predigten, die sich allenthalben mit dem Schein zufrieden gaben, mit Prestige anstelle von Autorität, mit Byzantinismus statt aufrichtiger Achtung und Anhänglichkeit, mit Worten statt Taten. Seit dem Ausscheiden Bismarcks war die letzte große Persönlichkeit schöpferischen Geistes von Deutschland gewichen. Nun hob die Herrschaft des Scheines an, eine Herrschaft, die dadurch noch verhängnisvoller wurde, daß sie unter dem Banner der Selbstverherrlichung marschierte.

Die Zeitspanne von 1830 bis 1870 bietet keineswegs ein Bild einheitlich gefestigter deutscher Vergangenheit. Man verfiel damals, besonders zu Anfang dieser Epoche in das andere Gegenteil, man traute sich blutwenig zu. „Aber eben, weil ich nichts mehr will, tauge ich auch nirgend mehr hin als nach Deutschland. Ich habe abgeschlossen mit dem Leben," sagt der Held in Immermanns Roman „Die Epigonen". Und tausendfältig ließe sich dieser Ton der Entsagung und des Kleinmutes an den Stimmen jener Jahre aufzeigen. Der war nicht darnach angetan, die Kräfte zu sammeln und die Gemüter zu erheben, aber er ließ doch in den Herzen vieler das Gefühl des Ungenügens immer wieder wach werden. Schließlich starb die Zahl derer nicht aus, die durch Erkenntnis der eigenen staatlichen Schwäche zur Abwehr aufgestachelt wurden. Man stand in verschiedenen Lagern, Partei kämpfte gegen Partei, aber auf den Zusammenschluß aller zu einer völkischen Einheit verzichteten in der Zeit der Zerrissenheit die Deutschen ungleich schwerer als nach der Gründung des zweiten Deutschen Reiches. Gewiß wurde sofort eine kritische Stimme laut, als der berühmte deutsche Geograph Friedrich Ratzel im Jahre 1898 die Heimatkunde des Deutschen Reiches unter dem Titel „Deutschland" herausgab, doch es bleibt trotzdem kennzeichnend genug, daß selbst ein so bedeutender Fachgelehrter dem gleichen Fehler verfallen konnte, wie es die Zeitungsschreiber immer wieder taten, die sozusagen auf die fünfzehn Millionen, die außerhalb des Reiches lebten, leichten Herzens verzichteten und gedankenlos die Bezeichnung „Deutschland", die allein für den volklich bestimmten deutschen Boden gelten kann, dem Deutschen Reiche gönnten, als ob dieses damals wirklich alle Deutschen umfaßt hätte. Man sang zwar auf Kommersen: „Das ganze Deutschland soll es sein!" und bekannte sich im Lied dazu, daß es das Land ist, „so weit die deutsche Zunge klingt", aber durch die Tat machte man keinen Gebrauch von diesem Bekenntnis. In Büchern und Zeitschriften und Aufsätzen schrieb man gelehrte und ungelehrte Darstellungen über die deutsche Geschichte, über die deutsche Kunst, über die deutschen Städte, über die deutschen Sitten und Gebräuche. Nur in seltenen Fällen blickte dabei der Verfasser über die Grenzpfähle des Deutschen Reiches hinaus. Ohne Zweifel bedeutet in dieser Hinsicht die Zeit nach 1870 einen Rückschritt gegenüber den vorhergehenden Jahren und Jahrzehnten. Diese Jahre der Unzufriedenheit mit sich, des Suchens und Verlangens machten ohne Zweifel die Menschen innerlich reicher und aufgeschlossener, wenn vielleicht auch nicht gerade immer glücklicher. Sie sahen jedenfalls klarer, was der Nation nottat. Wehmütig liest man heute, was der Dichter im Jahre 1858 seinem Volke zurief:

„Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart!
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art!

Seht ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und fest gezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.

Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch gibt's ein klares Spiel.

O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben, Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord!

Laß mich's einmal noch vernehmen,
Laß mich's einmal, Herr, noch sehn!
Und dann will ich's ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn."

Emanuel Geibel.

Literatur (in Auswahl):

Nachschlagewerke: Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. 9. Aufl. 1931. — Jahresberichte für deutsche Geschichte, 1925ff. — Gust. Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte, 1910. — Wilh. Bauer, Einführung in das Studium der Geschichte. 2. Aufl. 1928.

Allgemeines: Die Gegenwart. Enzyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte. 12 Bde. 1848—1856. — G. G. Gervinus, Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. 1853, 4. Aufl. 1864. — Derselbe, Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 8 Bde. 1855/66. — Unsere Zeit. 1857ff. — K. Biedermann, 1815—1840, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. 2 Bde. 1889/90. — Derselbe, 30 Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums. 2 Bde. 1881/82. — H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 5 Bde. 1879—1894. — F. Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 1929ff. — Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. 1901. — G. Steinhausen, Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert. 1898. — Als wichtige Quellen für die Kenntnis der Zeit kommen die großen Enzyklopädien in Betracht wie: Herders Konversations-Lexikon 1853ff. — Das große Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände, herausg. von Jos. Meyer. 66 Bde. 1840/55, 2. Aufl. 15 Bde. 1857/60. — Brockhaus Konversationslexikon seit 1795 in immer neuen Auflagen, u. a.: K. W. Rotteck u. Th. Welcker, Staatslexikon. 3. Aufl. 14 Bde. 1856/66. — Deutsches Staatswörterbuch, hrsg. von J. C. Bluntschli. 11 Bde. 1857—70. — Kirchenlexikon oder Encyclopädie der kathol. Theologie, hrsg. von H. Wetzer u. B. Welte. 13 Bde. 1847—60. — Realenzyklopädie für protestant. Theologie u. Kirche, hrsg. von Herzog 1854. — W. Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert (Bd. 7 von: Das 19. Jahrhundert). 1921. — A. Sartorius, Frhr. v. Waltershausen, Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1815—1914. 2. Aufl. 1923. — C. A. u. F. E. Noback, Allgemeine Encyklopädie der Kaufleute. 12. Aufl. 1859. — G. Adler, Geschichte der sozialpolit. Arbeiterbewegung in Deutschland. 1855.

Das Antlitz der Zeit: G. de Ruggiero, Geschichte des Liberalismus in Europa. Deutsche Übersetzung. 1930. — H. v. Srbik, Metternich. Der Staatsmann u. der Mensch. 2 Bde. 1925. — W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 4 Bde. 1853—69. — K. F. Vollgraff, Erster Versuch einer Begründung sowohl der allg. Ethnologie wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Anthropologie oder Nationalität der Völker 1851/55. — H. L. Mikoletzky, Das Problem des Staatentodes in seinen Hauptvertretern. Diss. Wien (Maschinenschr.) 1933. — H. v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV. 1900. — A. v. Humboldt, Kosmos. 1845—58. — H. Dinger, Richard Wagners geistige Entwicklung. 1892. — J. Bloesch, Das Junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich, 1903.

Staat und Gesellschaft: D. Monten, Sämtliche Truppen von Europa. 1840. — Pettenkoffen u. Strassgschwandtner, Die österreichische Armee. 1850. — A. Frhr. v. Ungern-Sternberg, Neupreußische Zeitbilder. 1848/9. — H. Eisenhart, Über den Beruf des Adels im Staate. 1852. — R. F. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms III. 4. Aufl. 1844/46. — A. Bäuerle, Was verdankt Österreich der beglückenden Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz I. 1834. — E. Vehse, Illustrierte Geschichte des preußischen Hofes, des Adels und der Diplomatie. 1901/2. — E. Jordan, Die Entstehung der konservativen Partei und die preuß. Agrarverhältnisse von 1848. 1914. — Th. Frhr. v. Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft. 1902/3. — B. Schmoelder, Neuer praktischer Wegweiser für Auswanderer nach Nord-Amerika. 1849. — A. Ziegler, Katechismus für Auswanderer. 1856. — Übersicht über die Auswanderung im Großherzogtum Baden 1840—55. 1857. — W. F. Stricker, Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. 1845. — A. Frhr. v. Bülow, Auswanderung u. Colonisation im Interesse des deutschen Handels. 1849. — A. Schneer, Über die Zustände der arbeitenden Klassen in Breslau. 1845. — Derselbe, Über die Noth der Leinen-Arbeiter in Schlesien. 1844. — A. Zimmermann, Blüte u. Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. 1885. —

J. Slokar, Geschichte der österreichischen Industrie. 1914. — H. v. Srbik, Die Wiener Revolution des Jahres 1848 in sozialgeschichtlicher Beleuchtung. In Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung 43 (1919). — G. Schmoller, Zur Geschichte des deutschen Kleingewerbes im 19. Jahrhundert. 1870. — W. Berdrow, Friedrich Krupp. 1915. — Derselbe, Alfred Krupp und sein Geschlecht. 1937. — W. Bauer, Zur Judenfrage als gesamtdeutscher Angelegenheit zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In Gesamtdeutsche Vergangenheit. Festgabe für H. v. Srbik. 1938. — M. Holzmann, Ludwig Börne. Sein Leben u. Wirken. 1888. — W. T. Krug, Die Politik der Christen u. die Politik der Juden. 1832.

Die Technik: K. Matschoß, Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau. 1919. — K. Karmarsch, Geschichte der Technologie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. 1872. — Neuer Schauplatz der Künste u. Handwerke. 1817—1879. — L. Berger, Der alte Harkort. 5. Aufl. 1926. — A. Borsig, 1837—1902. Festschrift. 1902. — Werner von Siemens, Lebenserinnerungen. 12. Aufl. 1922. — L. v. Winterfeld, Entwicklung u. Tätigkeit der Firma Siemens & Halske 1847—1897. Diss. 1913. — E. Franz, Der Entscheidungskampf um die wirtschaftspolitische Führung Deutschlands 1857—1867. 1933.

Neue Verkehrsmittel: F. Lenz, Friedrich List, die Vulgärökonomie u. Karl Marx. 1930. — A. Lips, Die Unanwendbarkeit der englischen Eisenbahnen auf Deutschland. 1833. — F. Frhr. v. Reden, Deutsches Dampfschiffbuch. 1845. — Derselbe, Deutsches Eisenbahnbuch. 2. Aufl. 1846. — F. C. Weidmann, Die Budweis—Linz—Gmundener Eisenbahn. 1842. — K. G. A. Knies, Die Eisenbahnen in ihren Wirkungen. 1853. — Max M. v. Weber, Aus der Welt der Arbeit. 1907. — D. Hansemann, Die Eisenbahnen u. deren Actionäre in ihrem Verhältnis zum Staat. 1837. — Neidlinger, Studien zur Geschichte der deutschen Effektenspekulation. In Münchener Volksw. Studien. NF. 11. 1903. — J. H. M. v. Poppe, Die Telegraphie u. Eisenbahn. 1834. — K. G. A. Knies, Der Telegraph als Verkehrsmittel. 1857. — Th. Karaß, Geschichte der Telegraphie. 1909. — K. Schwarz, Die Entwicklung der deutschen Post. 1931. — Protokoll der in Dresden versammelten deutschen Postkonferenz. 1847.

Frau und Familie: Plothow, Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung. 1907. — Handbuch der Frauenbewegung, hrsg. von Lang u. Bäumer. 1901ff. — A. Daul, Die Frauenarbeit oder der Kreis ihrer Erwerbsfähigkeit. Nach dem Amerikanischen 1867. — Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild. 7. Aufl. 1896. — Frankfurter Lebensbilder, Bd. 6: Ein Lebensbild aus der Biedermeierzeit in Briefen. 1923. — Marie v. Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre. 1906. — A. Bebel, Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 1883. — Derselbe, Aus meinem Leben. 1910. — Hedwig Dohm, Die wissenschaftliche Emanzipation der Frauen. 1874. — Schmidt-Rösch, Luise Otto-Peters. Biograph. Volksbücher Bd. 17/20. — J. E. Kühn, Die Prostitution im 19. Jahrhundert vom sanitätspolitischen Standpunkt. 1870. — J. Schrank, Die Prostitution in Wien. 1886. — F. S. Hügel, Über die sozialen Humanitätsanstalten für die Kinder der unteren Volksklassen. 1851. — A. Schoppe, Briefsteller für Damen. 2. Aufl. 1851. — K. Hobrecker, Alte vergessene Kinderbücher. 1924. — L. Brieger, Theodor Hosemann. 1920. — F. W. A. Fröbel, Die Pädagogik des Kindergartens. 1862. — F. Halfter, Friedrich Fröbel. Aus dem Werdegang eines Menschenerziehers. 1931.

Der Alltag: E. Engel, Die moderne Wohnungsnot. 1873. — B. Friedmann, Wohnungsnot in Wien. 1857. — L. F. Fleckles, Die Krankheiten der Reichen. 1834. — J. Bergmann, Geschichte der Antialkoholbestrebungen. 1900. — G. Struve, Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung. 1869. — B. Wolf, Die Entwicklung der zentralen Wasserversorgung im rheinisch-westfäl. Industriegebiet. 1930. — B. Salbach, Die Wasserleitung in ihrem Bau und ihrer Verwendung. 1870. — K. Eitelberger v. Edelberg, Über Städteanlagen u. Stadtbauten. 1858. — J. M. Eder, Geschichte der Photographie. 1905. — M. von Boehn, Die Mode im 19. Jahrhundert. 1907/8. — E. Conte Corti, Die trockene Trunkenheit des Rauchens. 1930. — T. Tiedemann, Geschichte des Tabaks. 1854.

Das Ringen um Öffentlichkeit: A. Zycha, Deutsche Rechtsgeschichte der Neuzeit. 1937. — W. Bauer, Die öffentliche Meinung in der Weltgeschichte (Museum der Weltgeschichte). 1930. — J. Lukas, Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung. 1867. — H. Wuttke, Die deutschen Zeitschriften u. die Entstehung der öffentlichen Meinung. 1866, 3. Aufl. 1873.

Mensch und Natur: F. Oesterlen, Handbuch der Hygiene. 1851. — D. G. Schreber, Kallipädie oder die Erziehung zur Schönheit. 1858. — Handbuch der Leibesübungen, hrsg. v. Diem, Mallwitz u. Neuendorff. 1923ff. — Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten, hrsg. v. Bogeng. 2 Bde. 1926. — A. Biese, Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten. 1926. — E. J. Deppe, Das Naturgefühl bei G. Freytag. Greifsw. Diss. 1915. — W. Lehner, Die Eroberung der Alpen. 1924.

Schule und Erziehung: F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen

Schulen u. Universitäten. 3. Aufl. 1919. — Derselbe, Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen. 1903. — K. A. Andreae, Zur inneren Entwicklungsgeschichte der deutschen Lehrerbildungsanstalten. 1893. — W. Harnisch, Handbuch für deutsches Volksschulwesen. 3. Aufl. 1839. — K. Strack, Geschichte des deutschen Volksschulwesens. 1872. — J. v. Dall Armi, Der Schullehrer in Bayern. 1855. — F. Schulze u. P. Ssymank, Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Aufl. 1910. — Geschichte der deutschen Burschenschaft. 1919ff.

Glaube und Aberglaube: H. Brück, Geschichte der kathol. Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. 1902/08. — G. Goyau, L'Allemagne religieuse. Le catholicisme 1800—1870. 4 Bde. 1905/08. — Ch. Tischhauser, Geschichte der evangel. Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1900. — F. Vigener, Ketteler. Ein deutsches Bischofsleben des 19. Jahrhunderts. 1924. — T. v. Borodajkewycz, Deutscher Geist und Katholizismus im 19. Jahrhundert. 1935. — G. Rietschel, Weihnachten in Kirche, Kunst u. Volksleben. (Sammlung ill. Monographien, Bd. 5.) 1902. — O. Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glaube u. Brauch. (Hort deutscher Volkskunde.) 1934.

Kunst und Leben: P. Kluckhohn, Biedermeier als literarische Epochenbezeichnung. In Deutsche Vierteljahrsschr. für Lit. u. Geistesgesch. 13 (1935). — A. Ehrhard, Fanny Elßler. Das Leben einer Tänzerin. Deutsche Ausg. v. Necker. 1910. — Th. Fontane, Christ. Friedr. Scherenberg u. das literar. Berlin von 1840 bis 1860. 1885. — W. Stapel, Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918 bis 1933. 1937. — F. Schulze, Der deutsche Buchhandel u. die geistigen Strömungen der letzten hundert Jahre. 1925.

NAMENS- UND SACHREGISTER.

INHALT.


Bibljoteka Seminarium filologji niemieckiej
U. M. K.
Toruń


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

